Doktor Martin Luthers
Leben,
Thaten und Meinungen

auf Grund reichlicher Mitteilungen

aus

seinen Briefen und Schriften

erzählt

von

Dr. theol. Martin Rade (Paul Martin).

Erster Band.



(Neusalza i. S. 1883. Hermann Oeser.)

Tübingen und Leipzig
Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck)
1901.

Titeldruck von H. Laupp jr in Tübingen.

Inhalt des ersten Bandes.

Erstes Buch.

Von der Geburt Luthers bis zum Beginn der Reformation.

1483—1517.

Zweites Buch.

Vom Beginn der Reformation bis zum Bruch mit Rom.

1517—1520.

Vollständig abgedruckte Schriften Luthers.

In ausführlichem Auszuge wiedergegebene Schriften Luthers.







Lieber Leser!

Nicht wahr, Du hast auch mit Lutherfest gefeiert? Ja, kennst Du denn den Mann, dessen Name mit einem Male, jetzt, vierhundert Jahre nach seiner Geburt, das ganze evangelische Deutschland mächtig bewegt und begeistert hat?

Ich meine nicht, ob Du von ihm gehört hast, sondern ob Du ihn kennst, wie man einen Freund kennt. Warum ist er Dein Freund? warum hältst Du etwas auf ihn? Du hast ihn den Erneurer unserer Kirche nennen hören — wie ist er das geworden? Du hast ihn den größten Sohn des deutschen Volkes nennen hören — wie hat er diesen Ruhm verdient?

Vielleicht haben auch Dir die Kinder ein Lutherbüchlein ins Haus gebracht, das ihnen die Schule zur Festfeier bescherte, da hast Du drin gelesen — hat das nicht nach mehr geschmeckt, daß Du begierig bist nach genauerer Kunde, als die wenigen Seiten Dir bieten konnten?

Wohlan, lieber Leser, ich will Dir ausführlich berichten von diesem Gottesmanne, von diesem deutschen Manne, von Herkunft und Jugend, von Leiden und Kämpfen, von herrlichem Siege und Treue bis in den Tod. Und wenn die

Papisten es bis auf den heutigen Tag nicht lassen können, sein Andenken zu lästern, wenn sie jetzt aufs neue es unternommen haben, seine Lebensgeschichte zu fälschen und seinen Glauben, seinen Wandel schwer zu verdächtigen, so sollst Du durch diese Blätter den Dr. Martin Luther kennen lernen, wie er gewesen ist.

Dazu soll vor allem dienen, daß er oftmals zu Dir reden wird in seinen eigenen Worten. Mancher Brief, manches Stück aus seinen Schriften, soll in die Erzählung hineingeflochten werden, und ich vertraue, daß Du ihn gern wirst reden hören; denn, selbst ein Mann aus dem Volke, spricht er die Sprache des Volkes.

Was aber der Erzähler dazuthut, das soll nichts anderes sein, als was die großen Gelehrten über die Geschichte des Mannes gewissenhaft erforscht haben — nur daß wir den gelehrten Rock den gelehrten Leuten lassen wollen, wir aber wollen uns im Hausrock mit einander um den Tisch setzen und zusammen plaudern, wie uns der Schnabel gewachsen ist. Und es müßte wunderlich zugehen, wenn Du den Luther nicht lieber gewinnen solltest, als Du ihn jetzt schon hast, wenn Du ihm recht hineinschaust in seine Seele und in seines Lebens gesegneten, wechselvollen Gang.

Im November 1883.

Der Verfasser.



Erstes Kapitel.

Im Elternhause.

Es war am 10. November 1483, nachts zwischen 11 und 12 Uhr, da wurde zu Eisleben, am Fuße des Harzgebirges, jungen Bergmannsleuten ihr erstes Kind geboren. Es war ein Söhnlein. Am Tage darauf brachten sie es zur Taufe, und weil das gerade St. Martinstag war, mußte es Martin heißen. Den Taufstein, daran der Knabe getauft worden ist, kannst du in der Peterskirche heute noch sehen, und auch das Haus und die Stube, darin er geboren wurde, zeigt dir in Eisleben jedes Kind; denn die Eislebener sind stolz darauf, daß aus dem Knäblein ein großer Mann geworden und ihre Stadt seine Geburtsstadt ist.

Eisleben kann freilich von Glück sagen, daß es zu solcher Ehre gekommen ist. Denn weder wohnten Martins Eltern schon seit lange dort, noch sind sie nach der Ankunft ihres Erstgeborenen noch lange dort seßhaft geblieben. Hans Luther — so hieß der Vater — stammte aus dem Dorfe Möhra im Thüringer Walde, zwischen Salzungen und Eisenach. In jener Gegend gab's der Luther viele, und war das ein derbes und handfestes Bauerngeschlecht. Möhra selber zählte fünf Lutherfamilien, die alle Haus und Hof und ihr Stück Land besaßen. Solcher Herkunft rühmte sich Martin Luther in späteren Tagen: „Ich bin eines Bauern Sohn; mein Vater, Großvater und

Ahnherrn sind Bauern gewest." Und durch alle Kriegsstürme, durch allen Wechsel der Zeiten hindurch haben sich die Luther auf ihrer Scholle gehalten; im Jahre 1865 gab es in Möhra immer noch fünf Familien dieses Namens.

Dort in Möhra, zwischen den Hügeln und Fichtenwäldern Thüringens, saß auf seinem Hofe als ein rechter Grundbauer Heinrich Luther, unsers Martin Luther Großvater, mit seiner Ehefrau Margarete, einer geborenen Lindemann. Von ihren Kindern kennen wir nur drei: Hans, Veit und Heinrich. Hans war wohl der älteste unter den Geschwistern. Er nahm sich eine Eisenacherin zur Frau, die hieß auch Margarete, wie seine Mutter, und war eine geborene Ziegler. Daß er aber mit ihr das Dorf seiner Väter verließ, das ging so zu: Es war des Landes Brauch und Recht, daß jederzeit der jüngste Sohn den Hof erbte; die älteren mußten sonst ihr Glück suchen. Da nun Hans Luther sich einen Hausstand gründen wollte, dachte er in der Fremde ein besseres Fortkommen zu finden. Er war nicht nur ein Bauer, sondern auch ein Bergmann, ein Schieferhauer, der in den Kupferschieferlagern seiner Heimat gelernt hatte den Schatz des Metalls zu heben.

Schon manchem hatte die Kunst des Bergbaues schnell zu Haus und Brot geholfen, wie sollte es ihm nicht gelingen, der ein tüchtiger Arbeiter, ein zäher und strenger Mann war.

Nun traf sich's, daß gerade damals in der Grafschaft Mansfeld die Erde das blanke Erz reichlich hergab; dorthin wandte er sich mit seiner jungen Frau und ließ sich zuerst in Eisleben, darnach, schon ein halbes Jahr nach Martins Geburt, in dem benachbarten Mansfeld nieder. Das liegt an einem munteren Bach, eingeklemmt zwischen den Vorbergen des Harzes, überragt von der Burg gleichen Namens, dem Stammsitz der Grafen von Mansfeld.

Mansfeld war ein regsames Städtchen damals, meist von Bergleuten bewohnt.

Hier sollte Martin Luther seine Kindheit verleben. Unter Bergleuten, wuchs er auf, schlichten und derben „Härzlingern", die er immer als Landsleute liebbehalten hat. Noch im Alter, da er seit Jahrzehnten schon Professor an einer kurfürstlich sächsischen Universität war, nennt er die Grafschaft Mansfeld sein liebes Vaterland und die Grafen seine Landesherrn. Hans Luther sollte es hier zu Wohlstand und Ansehen bringen. Aber langsam kam das.

So lange Martin im Elternhause war, ging es knapp genug

her. Darum sagt er wohl später einmal: „Mein Vater ist ein armer Hauer gewest," und weiß sich gar gut dessen zu erinnern, wie seine Mutter „all ihr Holz auf dem Rücken eingetragen, damit sie uns erziehen konnte; die Eltern haben es sich lassen blutsauer werden, jetzt würden's die Leute nicht mehr aushalten." Es wollte aber auch etwas heißen, auf fremdem Boden mit der Hände Arbeit sich ein Heim gründen und ein reichlich Kindervölkchen ernähren. Denn bald gesellten sich zu dem Erstgeborenen drei Brüder und drei Schwestern — vielleicht waren sogar der Kinder noch mehr, aber nur diese sechs haben ein höheres Lebensalter erreicht.

Nun die Eltern waren zwar klein und kurz von Figur, aber von fester Gesundheit und zäher Arbeitskraft. Beide brachten es zu hohen Jahren, und Martin Luther schreibt einmal später an seinen alten Vater: „Gott hat Euch bis dahin einen festen und harten Leib gegeben."

Allmählich brachte es Hans Luther dahin, daß er zwei gräfliche Schmelzöfen pachten konnte. Die Grafen selber lernten ihn als einen Mann schätzen, der seine Kunst gründlich verstand. Die Bürger machten ihn um seines ehrenhaften, strengen Wesens willen zu einem der „Viere von der Gemeinde", welche die Bürgerschaft neben dem Stadtrat zu vertreten hatten. Heute noch stehen Reste von dem Hause, das er sich in der Hauptstraße der Stadt erbauen konnte. Aber als etwas zu spüren war von den besseren Zeiten, da war Martin Luther schon ein Student.

Wie denn Martins Eltern ehrlich und rechtschaffen sich durchschlugen, so wollten sie auch, daß ihr Sohn ein braver Mann werden sollte. Sie hielten ihn darum bitter streng, ja so streng, daß es auf sein Gemüt wirkte und er fast scheu und schüchtern wurde. Sein Vater schlug ihn einmal so hart, daß der Knabe ihn floh und ihm gram wurde, bis er ihn wieder an sich gewöhnte. Und seiner Mutter Zucht war nicht milder. „Meine Eltern," sagte er später, „haben mich gar hart gehalten, daß ich auch drüber gar schüchtern wurde. Die Mutter stäupte mich einmal um einer geringen Nuß willen, daß das Blut nachher floß, und ihr Ernst und gestreng Leben, das sie mit mir führten, das verursachte mich, daß ich darnach in ein Kloster lief und ein Mönch wurde."

Er will damit sagen, daß die Seelenangst und Verzagtheit, die ihn in das Kloster trieb, sich an einem guten Teile schon aus den Kindertagen herschrieb, da er im Elternhause wohl herbe Zucht, aber wenig

Freundlichkeit und Güte genossen habe. „Aber," so fährt er fort, „sie meinten's herzlich gut. Sie konnten nur nicht die Geister unterscheiden, darnach man doch alle Züchtigung zumessen soll. Denn man muß also strafen, daß der Apfel bei den Ruten sei."

Wenn so im Elternhause ein strenges Regiment herrschte, noch schlimmere Erfahrungen machte der kleine Martin in der Schule. Schon in gar zartem Alter wurde er in die Mansfelder Schule geschickt, aber dort war einer von den „ungeschickten Schulmeistern, die mit Kindern anders nicht denn gleich als ein Henker oder Stockmeister mit einem Diebe umgehen." Einmal wurde der arme Junge fünfzehnmal nach einander mit der Rute gestrichen, und konnte doch wirklich nicht hersagen, was von ihm verlangt wurde, weil's ihm niemand zuvor gelehrt hatte. Es waren die Schulen dazumal rechte Höllen und trugen die Schulbüblein nicht mit Unrecht den Namen „Märtyrer". Sie lernten mit Furcht und Zittern.

Wie Martin und seine Kameraden durch solche Behandlung eingeschüchtert wurden, das zeigt ein Geschichtchen, das uns Martin Luther erzählt aus seinen Knabenjahren. „Wir zogen in der Weihnachtszeit auf den Dörfern umher und sangen, um so unseren Unterhalt zu erbitten, vor den Thüren vierstimmig die Festlieder. Da trat aus einem Hause ein Bauer und rief mit rauher Stimme: ‚Wo seid ihr, ihr Buben?' Das erschreckte uns so, daß wir nach allen Seiten auseinander stoben, merkten vor lauter Schrecken nicht, daß er Würste für uns in der Hand hielt und ließen uns nur mit Mühe zurückrufen. Es war," fügt er bei, „eine ganz unbegründete Furcht, aber die beständigen Drohungen und die Roheit, mit der die Lehrer damals ihre Schüler behandelten, hatten uns so geknickt, daß wir nur zu schnell dem Schrecken zugänglich waren."

Es wird doch seiner Kindheit an Sonnenschein nicht ganz gefehlt haben.

Als er noch zu klein war, selber den weiten Weg zur Schule zu gehen, trug ihn ein älterer Schüler, Nikolaus Oemler mit Namen, auf den Armen dahin. Noch als ein Sechzigjähriger erinnerte er sich, wie wohl ihm das gethan habe. Von seinen jüngeren Geschwistern war es Jakob, welchen er am liebsten hatte. Die beiden freute weder Spiel noch Essen, wenn der andere nicht dabei war. Übrigens wußte er als der Älteste gar wohl Ordnung zu halten unter den Brü-

dern und Schwestern — das hat seine Mutter ihm zum Lobe nachgesagt.

Lesen, Schreiben und auch ein wenig Lateinisch lernte Martin Luther in der Mansfelder Schule, dazu auch das Vaterunser, den Glauben und die zehn Gebote. Aber erklärt hat es ihm niemand, daß er's recht hätte fassen und verstehen können. Zu Weihnachten sang er wohl das Lied mit: „Ein Kindlein so löbelich ist uns geboren heute,“ aber statt der „großen Freude: euch ist heute der Heiland geboren,“ predigte der Priester das höllische Feuer und redete von Christo, dem strengen, furchtbaren Richter „als von einem Stockmeister“, nicht aber von Christo dem Sünderheiland. Dafür gab es viel Heiligenfeste, Prozessionen und Aufführungen, bei denen die Kinder auch ihr Plätzchen fanden.

Schutzheiliger der Stadt war Sankt Georg, der Drachentöter., Aber den meisten Anhang hatte unter den Bergleuten die heilige Anna die Mutter der Maria. Der heiligen Anna wurden damals viele Kirchen und Kapellen geweiht und auf ihren Namen Betbrüderschaften gestiftet.

Die Bergleute im Harz waren ein frommes Volk, der Kirche treu ergeben, aber auch abergläubisch; damals kam die Meinung auf, daß es Hexen gäbe, die Vieh und Menschen verzauberten, und manchmal hörte Martin erzählen vom Teufel und von Koboldеn, wie sie in den Bergwerksschächten ihr Unwesen trieben.





Zweites Kapitel.

Auf der Schule.

Vierzehn Jahre war er alt, als er sein Bündel schnürte, von Eltern und Geschwistern Abschied nahm und gen Magdeburg wanderte. Dort sollte er die lateinische Schule besuchen; denn das hatten sie in Mansfeld wohl gemerkt, daß er einen offenen Kopf hatte und einen hellen Verstand, wie die Gelehrten ihn brauchen.

Es war damals ein mächtiger Trieb zu den Studien im deutschen Volke; Tausende von Kindern und halbwüchsigen Burschen verließen Heimat und Elternhaus, um in den Schulen alle die geheimnisvollen Kenntnisse sich anzueignen.

Viele zogen von Schule zu Schule, lernten wenig und gingen in einem liederlichen Leben zu Grunde. So war's immer ein schwerer und ernster Schritt, wenn ein Knabe hinaustrat in die unbekannte, fremde Welt.

Martin Luther ging nicht allein nach Magdeburg. Mit ihm zog sein Freund Hans Reinicke, des Mansfelder Bergvogts Peter Reinicke Sohn. Zehrgeld werden sie keines mitbekommen haben; so mußten sie unterwegs von den Gaben leben, die milde Hände den fahrenden Schülern reichten.

Die Schule der Nullbrüder in Magdeburg war ihr Ziel. So hieß man dort die Brüder des gemeinsamen Lebens, eine ehrwürdige Genossenschaft, welche etwa hundert Jahre zuvor in den Niederlanden entstanden war und durch Predigen in der Landessprache und unentgeldliche Unterweisung der Jugend dem Volke dienen wollte. Ob aber die Schule damals ihrem guten Rufe nicht mehr entsprach, oder was sonst der

Grund war, genug, Martin Luther ist nur ein Jahr lang bei den Null-brüdern in Magdeburg geblieben. Goldne Zeit war's auch in Magdeburg nicht für ihn. Obdach und Lager gab wohl die Stadt oder die Bruderschaft den Schülern, aber ihr täglich Brot mußten sie sich an den Thüren ersingen und erbetteln.

Von allen Erlebnissen seiner Magdeburger Tage ist ihm besonders eines in lebhafter Erinnerung geblieben.

Er erzählte gelegentlich einmal: „Ich habe gesehen mit diesen Augen, da ich bei meinem vierzehnten Jahre zu Magdeburg in die Schule ging, einen Fürsten von Anhalt, der ging in der Barfüßerkappen (d. i. in der Kleidung der Franziskanermönche) auf der breiten Straßen um nach Brot und trug den Sack wie ein Esel, daß er sich zur Erde krümmen mußte, aber sein Gesell Bruder (ein anderer Franziskaner) ging neben ihm ledig, auf daß der Fürst ja allein das höchste Exempel der grauen, beschorenen Heiligkeit der Welt einbildete. Sie hatten ihn auch so übertäubet, daß er alle anderen Werke gleichwie ein anderer Bruder that, und hatte sich also zerfastet, zerwachet, zerkasteit, daß er sah wie ein Totenbild, eitel Bein und Haut; starb auch bald. Denn er vermochte solch strenges Leben nicht zu ertragen. Summa: wer ihn ansah, der schmatzte für Andacht und mußte sich seines weltlichen Standes schämen."

Das machte auf unsern Martin einen tiefen Eindruck. Er hielt auch diesen Menschen um seines Bettelns und Büßens willen für einen heiligen Menschen, da er doch vielmehr nach Gottes Ordnung als ein gerechter nnd frommer Fürst hätte sein Land regieren sollen. Aber gar viele Christen jener Zeit waren in dem Wahne befangen, daß man mit solcher selbsterwählten Heiligkeit, mit guten Werken, Gelübden und Stiftungen sich den Himmel verdienen könne.

Da hatte der biedere Hans Luther eine bessere Einsicht. Gerade als der fünfzehnjährige Martin von Magdeburg auf eine kurze Zeit nach Mansfeld zurückkehrte, wurde sein Vater an das Sterbebett des alten Grafen Günther gerufen. Da konnte er denn den Seinen nicht genug rühmen, was für ein herrliches, vortreffliches Testament der Graf hinterlassen habe. Auf die Frage, was denn in solchem Testamente enthalten sei, gab er zur Antwort: allein auf das bittere Leiden und Sterben Jesu Christi habe der Graf wollen von dieser Welt abscheiden, seines Verdienstes allein sich getröstet und ihm seine Seele befohlen. Aber Martin konnte das nicht als ein vortreffliches Testament

ansehen. Hätte der Graf den Kirchen und Klöstern etwas Rechtes vermacht, das wäre ihm verdienstlicher erschienen. Denn er meinte, solche Werke, die hülfen uns zur ewigen Seligkeit.

Aber daheim war des Bleibens nicht Er wurde nach Eisenach geschickt, einer Stadt, am Fuße der Wartburg gar lieblich gelegen, wo er Verwandte hatte von seiner Mutter Seite.

Man hoffte wohl, daß die sich des jungen Burschen ein wenig annehmen würden. Aber sie scheinen nichts für ihn gethan zu haben. Wenigstens mußte er auch in Eisenach mit dem Schülerchor den Brotreigen singen und von den kleinen Almosen mildthätiger Bürger und Bauern leben.

Man nannte solche Gaben „Parteken" d. i. Brocken. Darum sagt Luther später: „Ich bin auch ein solcher Partekenhengst gewesen, sonderlich zu Eisenach, in meiner lieben Stadt." Aber gerade bei solchem Bittgange sollte ein freundlicher Strahl des Glückes und der Menschenliebe seinen Weg erhellen.

Da standen sie auch einmal in ihren kurzen Mänteln vor einem stattlichen Bürgerhause in Eisenach, die Kurrendeschüler, und sangen ihre Lieder. Es war das Haus des Kunz Cotta, eines vornehmen Mannes; der stammte aus adeligem Geschlecht, und seine Vorfahren hatten in Italien ihre Heimat gehabt, vielleicht gar in Rom, wie man's denn auch seinem Namen wohl anmerken kann, daß der nicht auf deutschem Boden gewachsen ist.

Die Chronik der Stadt Eisenach erzählt uns, daß zur Zeit der Reformation drei oder vier dieses Namens Bürgermeister daselbst gewesen sind.

Kunz, oder was dasselbe ist, Konrad Cotta, war einer der reichsten Kaufleute in Eisenach. Seine Frau war Ursula Cotta, eine geborene Schalbe. Diese wurde aufmerksam auf Martin Luther, wie er mit den andern durch die Straße zog und sang und war doch ein ganz besonderes Wesen in ihm, gewann ihn um seines frommen Singens und Betens willen herzlich lieb und nahm ihn in ihr Haus auf. Da hörte mit einem Male alle Not auf, denn Frau Cotta war ihm eine gute Wirtin. Und nicht nur, daß er jetzt Brot genug hatte, er lernte auch in dem vornehmen Hause feine Sitte und blieb bewahrt von den Versuchungen des rohen und liederlichen Schülerlebens, dem mancher Sohn braver Eltern damals zum Opfer fiel.

Luther hat auch seiner „Wirtin", wie er sie zu nennen pflegt,

zeitlebens ein dankbar Andenken bewahrt. Einen Spruch, den er von ihr gehört, hat er später an den Rand seiner Bibel geschrieben. Nämlich in den Sprüchen Salomonis 31, 10, da lesen wir: „Wem ein tugendsames Weib beschert ist, die ist viel edler, denn die köstlichsten Perlen." Dazu hat Frau Ursula ein Verslein gewußt, und hat's auch dem Knaben Luther nicht verschwiegen:

„Nichts Lieberes ist auf Erden,
Denn Frauenlieb, wems kann werden."

Seltsam mag das dem Knaben damals geklungen haben, denn er hörte die Ehelosigkeit der Priester und Mönche viel höher preisen als eheliches Leben, aber später hat er das Verslein wohl verstanden und darum in seine Bibel geschrieben.

Von dieser Wohlthäterin Luthers wissen wir weiter nichts, als was der Grabstein der „ehrbaren und tugendsamen Frau Ursula Cotta" uns meldet, nämlich daß sie anno 1511 am Sonnabend nach Katharinen (d. i. am 29. November) in Gott verschieden ist. Da hat sie freilich ihres Schützlings große Zeit nicht mehr erlebt.

Die Familie Schalbe, aus welcher Frau Cotta herstammte, war eine besonders fromme und kirchliche Familie, wie sie durch große Schenkungen an Kirchen und Klöster bewies. Besonders hatten die Schalbes ihre Gunst und ihr Geld einem Franziskanerhause zugewendet, das von der heiligen Elisabeth am Fuße der Wartburg zur Speisung der Armen gestiftet worden war. Wer weiß, ob nicht schon im Verkehr mit jenen Mönchen dem jungen Luther das Verlangen gekommen ist, auch so wie sie in beschaulichem Dasein zeitlebens Gott zu dienen und durch solches fromme Leben den Himmel zu gewinnen. Er lernte da das Klosterleben von der besseren Seite kennen, denn in andern Klöstern war es eitel Heuchelei.

Neben Heinrich Schalbe nennt uns Luther noch einen seiner Gönner, das war Johann Braun, Vikar am Marienstifte, also ein Priester, und dazu ein frommer und ehrlicher Mann, welcher Luther in seiner hohen Meinung von der göttlichen Würde des Priesterstandes wohl bestärken mochte.

Aber auch von der dunklen Seite des damaligen kirchlichen Lebens erhielt Luther in Eisenach Kunde. Die Franziskaner dort hielten in ihrem Kloster einen Mönch in strengem Gefängnis, der hieß Johann Hilten und hatte nichts anderes verbrochen, als daß er kühn die Bischöfe anfocht, um ihres gottlosen Lebenswandels willen und mancherlei

Schäden der Kirche schonungslos aufdeckte. Dafür mußte er nun büßen. Und ob mancher gute Christ Mitleid mit ihm hatte und seiner Strafrede in vielen und großen Stücken Recht gab, so hat doch erst der Tod ihn aus seinem Kerker erlöst. Später ist eine Schrift über den Propheten Daniel in Umlauf gekommen und eine Weissagung, daß im Jahre 1516 ein Mann kommen würde, dem sollten die Mönche nicht widerstehen können.

Das sind alles nur spärliche Nachrichten aus Luthers Eisenacher Zeit. Aber uns ist noch eine Hauptfrage geblieben: Luther war in Eisenach, um etwas zu lernen — wie stand es damit? Ei gar wohl; er hat fleißig studiert und es ist ihm in der St. Georgsschule zu Eisenach besser geglückt als dereinst in Mansfeld.

Der Rektor Johann Trebonius, das war ein tüchtiger und geschickter Schulmeister, der wußte auch, daß man Respekt haben soll vor Kindern und sie nicht behandelte wie Klötze. Wenn er in die Schulstube trat, zog er sein Barett ab, bis die Schüler sich niedersetzten, leitete auch seine Nebenlehrer zu solcher Ehrenbezeigung an, und wer sich darüber verwundern wollte, dem gab er den Bescheid, daß man ja nicht wissen könne, ob nicht aus solch einem Büblein später ein Bürgermeister, Kanzler, Doctor oder Regent würde. Und weil Trebonius nicht nur ein höflicher und freundlicher Mann, sondern auch ein gelehrter Mann und ein Poët war, d. h. einer, der sich auf die Kunst, lateinische Verse zu machen, verstand wie einer, so wurden Luthers schöne Geistesgaben wohl zugerichtet. Und als die Zeit kam, wo er zur Universität übergehen sollte, war er im Schreiben und Reden der lateinischen Sprache so mächtig und mit vielen nützlichen Kenntnissen so trefflich ausgerüstet, daß man ihn konnte mit guten Hoffnungen ziehen lassen.

Summa: hat Martin Luther in Mansfeld und Magdeburg und anfangs auch in Eisenach schwer tragen müssen an dem Joch seiner Jugend, so ist er in Eisenach durch die Freundlichkeit edler Menschen frohgemut worden und aller Sorgen ledig. Er hat aber seine Zeit gut angewendet, und ist dies sein Sprichwort gewesen: Wohl gebetet ist halb studiert.





Drittes Kapitel.

Auf der Universität.

Im Sommer 1501, also da er im achtzehnten Jahre stand, wurde Luther als Student bei der Universität Erfurt eingeschrieben. Da kam er denn in eine große, blühende Stadt, die auch eine Rolle spielte in den Welthändeln. Sie gehörte unter das Regiment des Erzbischofs von Mainz, wollte aber gern sich selber regieren und eine freie Stadt sein wie Nürnberg, Frankfurt u. a., darum lag sie immer mit den Erzbischöfen in Streit. Ihr Reichtum kam vor allem von der Fruchtbarkeit der Gegend, liegt doch auch heutzutage Erfurt wie in einem Garten. Luther sagt einmal davon: „Erfurt liegt am besten Orte, ist eine Schmalzgrube; da muß eine Stadt stehen, wenn sie gleich wegbrennte. Die Zahl der Häuser schätzte man zu seiner Zeit auf achtzehntausend Feuermauern.

Nicht zum wenigsten verdankte Erfurt seinen Glanz der Universität. Es ging die Rede, wer studieren wolle, der müsse nach Erfurt ziehen. Luther erzählt davon: „Die Universität zu Erfurt war etwa in solchem Ansehen und so berufen, daß alle anderen dagegen für kleine Schützenschulen angesehen wurden. (Schützenschulen, das heißt Schulen für Abcschützen)." Wenn die Universität ihre Feste feierte, wenn neue Magister und Doktoren ernannt wurden, da gab es prächtige Aufzüge, und die ganze Stadt nahm an der Feier teil. Mit Vergnügen gedenkt Luther in seinen späteren Tagen daran zurück. „Wie war es eine so große Majestät und Herrlichkeit," sagte er, „wenn man Magistros promovierte und ihnen Fackeln fürtrug und sie verehrte; ich halte, daß keine zeitliche, weltliche Freude dergleichen gewesen sei. Auch hielt man ein sehr groß

Gepräng und Wesen, wenn man Doctores machte; da ritt man in der Stadt umher, dazu man sich sonderlich kleidete und schmückte.“ Man merkt's diesen Worten an, wie Martin Luther als Student seine helle Freude an diesen Festlichkeiten gehabt hat.

Eine so fürsorgliche Wirtin wie Frau Ursula Cotta fand nun freilich Luther in Erfurt nicht. Aber er brauchte doch auch keine Not zu leiden, denn sein Vater konnte ihn jetzt von dem Segen seines Berggutes kräftig unterstützen. Sogar Bücher konnte er seinem Sohne zu eigen kaufen, was dazumal — nicht lange nach der Erfindung der Buchdruckerkunst — immerhin eine kostspielige Sache war. Aber wie gerne mag Hans Luther seinen Verdienst an seinen Ältesten gewendet haben, da er so wackere Fortschritte machte und nun, wie es schien, nicht mehr fern vom Ziele war. Ein Rechtsgelehrter sollte Martin nach des Vaters Willen werden. Bei dem Grafen von Mansfeld war ihm dann eine einträgliche und ehrenvolle Stellung sicher. Martin hatte freilich mehr Neigung zur Theologie, aber wenn auch Hans Luther ein gut katholisch und kirchlich gesinnter Mann war, so hatte er doch über manche Dinge seine eigenen Gedanken und war kein Freund der Priester und Mönche, die „wohlversorgt von fremden Gütern leben und gute Tage haben, statt sich mit eigener Mühe zu ernähren.“

So wollte denn Martin Luther seinem Vater zuliebe die Rechtswissenschaft studieren. Aber wie der Gang der Studien damals war, ging nicht ein jeder gleich daran, sich die gerade für sein Fach nötigen Kenntnisse zu verschaffen, sondern die Studenten trieben zuvörderst die allgemeinen Wissenschaften. Da lernten sie Logik, das heißt die Kunst, richtig zu denken und zu disputieren, und Rhetorik, das heißt die Kunst geschmückter und kunstvoller Rede, und eigneten sich an, was die großen Gelehrten über das Wesen der Dinge und über das Wesen Gottes formuliert und spekuliert hatten. Es gab aber damals an der Erfurter Universität, wie überall unter den Gelehrten, zwei Richtungen, die Scholastiker und die Humanisten. Die Scholastiker zimmerten aus den Sätzen der berühmten Kirchenlehrer große Lehrgebäude, in denen sich unsereiner von wegen der vielen steifen und umständlichen Formeln kaum zurechtfindet. Luther hat sie später hart bekämpft, weil sie den heidnischen Philosophen Aristoteles für den höchsten und weisesten Lehrer, ja für unfehlbar ansahen, die Schriften der Propheten und Apostel aber beiseite liegen ließen. Aber es konnte ihm nichts schaden, daß er bei ihnen in die Schule ging, denn ob es auch eine dürre, dornige und

unfruchtbare Gelehrsamkeit war, welche die sogenannten Scholastiker, die Gelehrten des Mittelalters, trieben, das muß man ihnen lassen, daß sie den menschlichen Scharfsinn gründlich ausbildeten in ihren Vorlesungen und Disputationen. Da war besonders einer in Erfurt, der einen großen Ruf hatte weit über Deutschlands Grenzen hinaus, und erwies man ihm eine besondere Ehre damit, daß man ihn nur den „Doktor von Erfurt" nannte, der hieß Jodocus Trutvetter. Luther hat gar fleißig zu dessen Füßen gesessen.

Nun kamen aber gerade zur Zeit Luthers in Deutschland Gelehrte auf, die wollten keine Scholastiker mehr sein. Man heißt sie Humanisten, sie selber aber nannten sich Poeten. Die trieben viel lieber die Historien und die Dichter der alten Römer und auch der Griechen, als die dicken Lehrbücher der mittelalterlichen Philosophen und Theologen, machten lateinische Verse und schrieben sich lateinische Briefe in gar zierlicher Sprache. Und wer den elegantesten Stil schrieb und die schönsten Verse machte, der war ihr Meister.

Dieser neue Geist kam von Italien, wo eine gar weltliche Wissenschaft herrschte, selbst am päpstlichen Hofe. Aber die Sprachen verstanden sie, das muß wahr sein, und nicht nur das Lateinische, sondern auch das Griechische und Hebräische, worin das neue und das alte Testament geschrieben ist, studierten sie eifrig. Aus ihrem Kreise sollte Melanchthon kommen, der Meister im Griechischen.

In Erfurt waren es eine Anzahl junger Leute, welche den neuen Studien zuneigten. Aber sie blieben der Kirche noch treu ergeben und war kein Streit dort zwischen Scholastikern und Humanisten. Weil es denn strebsame Jünglinge waren, schloß sich Luther an sie an und fand da manchen Freund, mit dem er zeitlebens verbunden blieb, manchen Helfer und Mitarbeiter im Werke der Reformation. Da war Johann Lange aus Erfurt, der später Augustinerprior und Professor daselbst wurde. Auch Georg Spalatin (eigentlich Georg Burkhard aus Spalt; er hatte sich aus seinem Geburtsorte einen lateinischen Namen zurechtgemacht, wie damals viele zu thun pflegten), später Hofprediger Kurfürst Friedrich des Weisen. Nicht zu vergessen Crotus Rubianus (eigentlich Johann Jäger aus Dornheim), der einen gar witzigen Kopf hatte und eine spitzige Feder führte. In diesem Kreise wurde Martin Luther gern gesehen und besonders als Philosoph und Musikfreund geschätzt. Wie musikalisch er war, hat er damit bewiesen, daß er einmal in einer Krankheit die Laute spielen lernte, ohne einen Meister zu brauchen.

War Luther zuweilen mit seinen Freunden zusammen in studentischer Fröhlichkeit, so hat er doch auch in Erfurt ein frommes und fast einsames Leben geführt. Er vergaß nicht, sein Tagewerk mit Gebet zu beginnen und zu beschließen, versäumte auch nicht den Besuch der Frühmessen, denn die Gebote der Kirche waren ihm heilig und seiner Seele Seligkeit sein heißes Verlangen.

In Erfurt war das Ansehen der römischen Kirchengewalt noch unerschüttert. Das zeigte sich im Jahre 1502, als der päpstliche Legat, Kardinal Raimund, nach Erfurt kam, im Namen des Papstes reichlichen Ablaß zu verkündigen. Da wurde er vom Magistrat und von der Universität, von Mönchen und Geistlichen in einer großartigen Prozession eingeholt.

Wahrscheinlich ist auch Martin Luther ihm damals mit entgegengezogen, ohne zu ahnen, daß er berufen sei, der Pauke ein Loch zu schlagen und dem Ablaßunfug ein Ziel zu setzen.

Auf den Kanzeln gingen auch die Irrtümer des Papsttums im Schwange. Fünfundzwanzig Jahre später schreibt Luther von Wittenberg aus an alle frommen Christen zu Erfurt einen Brief. Darin redet er von seiner Erfurter Studentenzeit wie folgt: „Ihr habt bei euch viel Jahr eine hohe Schule gehabt, darin ich auch etliche Jahre gestanden bin; aber das will ich wohl schwören, daß alle die Zeit über nicht eine rechte, christliche Lektion oder Predigt von irgend einem geschehen ist, deren ihr itzt alle Winkel voll habet. O, wie selig hätt' ich mich dazumal gedäucht, wenn ich ein Evangelium, ja ein Psälmlein hätte mögen einmal hören, da ihr die ganze Schrift klar zu hören habt. Wie teuer und tief lag da die Schrift vergraben, da wir so trefflich hungrig und durstig darnach waren und war niemand, der uns etwas gab."

Als Student in Erfurt hat Luther zum ersten Male das Wort Gottes in seiner Hand gehalten, womit er so viele hungrige und durstige Gemüter speisen und tränken sollte. Es ist kaum zu glauben, aber er hat es selbst erzählt, daß er zwanzig Jahre alt geworden war, ohne daß er eine vollständige Bibel zu sehen bekam. Da stieß er einmal in der Universitätsbibliothek, wo er oft zu studieren pflegte, auf eine lateinische Bibel. Mit großer Verwunderung bemerkte er, daß viel mehr Texte, Episteln und Evangelien darin stünden, als im Gottesdienste die heilige Kirche vorlesen und auslegen ließ. Wie er sich denn im alten Testament umsieht, kommt er über die Geschichte von Samuel und seiner Mutter Hanna; die durchliest er eilends mit herzlicher Lust und Freude. Wie

mag ihm zu Mute gewesen sein, da er der Hanna Lobgesang vernimmt: „Es ist niemand heilig, wie der Herr, außer dir ist keiner. Der Herr tötet und machet lebendig, führet in die Hölle und wieder heraus. Der Herr machet arm und machet reich, er erniedriget und erhöhet.“ Lies einmal diesen Psalm nach, lieber Leser, im 2. Kapitel des 1. Buches Samuelis, und du wirst begreifen, was in der Seele des jungen Mannes vorging, da er solches zum ersten Male vernahm. Und weil ihm alles neu war, fing er an von Grund seines Herzens zu wünschen, der getreue Gott wolle ihm dermaleinst auch ein solch Buch zu eigen bescheren; wie ihm denn dieser Wunsch und Seufzer reichlich ist erfüllt worden.

Ob ihm in jener bedeutsamen Stunde, da er den verborgenen Schatz der Bibel entdeckte, nicht die Frage im Herzen aufgestiegen ist: warum verbirgt die Kirche den Christen solchen Schatz? Und daß in der Christenheit vieles nicht stand, wie es stehen sollte, darüber mochte auch sonst mancherlei ihm zu Ohren kommen.

Einer seiner Lehrer, Johann Grefenstein, sagte ihm einmal im Vertrauen, daß der Böhme Johann Hus zu Konstanz heimlicherweise, d. i. ohne Unterricht, ohne Beweis, ohne Überwindung sei verdammt und verbrannt worden. Das war aber dazumal eine gefährliche Rede. Auch hörte Luther einmal sagen, daß die Schriften der Propheten und Apostel anders lehrten, als die Priester der Kirche lehrten. Dazu gaben Priester und Mönche viel schweres Ärgernis. Wie denn Luther einen Domherrn kannte, der im Besitz und Genuß von zweiundzwanzig Pfründen ein gar sündliches Leben führte; als der zum Sterben kam, wollte er verzagen und verzweifeln, schrie und jammerte: „Ach, daß ich lieber der Knecht eines Schweinehirten gewesen wäre!“

Aber solche Erfahrungen machten ihm die Papstkirche und ihre Frömmigkeit nicht verdächtig; sie bestärkten ihn nur in dem Entschluß, es ernst zu nehmen mit seinen kirchlichen Pflichten. Da sah er mit Ehrfurcht und Bewunderung die Karthäusermönche zu Erfurt, wie sie in ihren jungen Jahren bleich und abgezehrt an ihrem Stabe hinwankten, als wären sie Greise; es kam daher, daß sie es so ernst und streng nahmen mit den Geboten ihrer Ordensregel, welche ihnen den Schlaf untersagte. Bald sollte Martin Luther mit ihnen um die Wette sich kasteien.

Indessen haben seine Studien ihren sicheren und geordneten Fortgang genommen. Schon ein Jahr nach seiner Ankunft in Erfurt, zu

Michaelis 1502, gewann er den niedrigsten der Titel, welche die Gelehrten sich erwerben mußten, nämlich den Titel eines Baccalaureus der Philosophie; 1505, um das Fest der Erscheinung, wurde er sodann zum Magister befördert, und zwar als Zweiter unter Siebzehn, die mit ihm zugleich um diese Würde disputirten. Durch seinen hervorleuchtenden Geist zog er die Bewunderung der ganzen Universität auf sich. Da mag sein Vater große Freude gehabt haben, als er wenige Monate später als ein wohlbestandener Magister nach Mansfeld kam, Eltern und Geschwister zu besuchen.

Schon hatte er das Studium der Rechte sich ernstlich angelegen sein lassen, und das Corpus juris, das rechte Grundbuch des Juristen, sich angeschafft, ob es auch ein kostspielig Stück war. Bald konnte er Amt und Würde begehren.

Seit er Magister war, nannte ihn sein Vater nicht mehr Du, sondern Sie, zum Zeichen, daß er ihn für mündig, für einen rechten und wackern Mann anerkannte. Ja, er dachte sogar schon darauf, dem Sohne zu einer rechten Heirat zu helfen.

Aber es sollte ganz anders kommen. Wenn auch Martin Luthers Jugend sich in Eisenach und Erfurt freundlicher gestaltet hatte als zuvor und der Gang seines Studiums nichts zu wünschen übrig ließ, oft kamen doch schwere Stunden über ihn, wo es gar düster wurde in seinem Gemüt.

Der Hauptgrund, wie er ihn späterhin oft deutlich angezeigt hat, war dies, daß er den gnädigen Gott im Himmel nicht kannte und nicht die Liebe des Heilandes, welcher den Sünder zu Gott führt, sondern kannte nur einen strengen Gott und Richter, den wir versöhnen müssen mit unseren Werken. Weil er es streng nahm mit seiner Frömmigkeit, darum machte ihm das viel zu schaffen. Von seinen Freunden verstand keiner, was da in ihm vorging.

Und nun kam Krankheit dazu und erschütternde Erlebnisse mannigfacher Art. Schon in Magdeburg war er einmal schwer krank gewesen, und hat ihm zeit seines Lebens sein Leib viel zu schaffen gemacht. Er klagte wohl auch gegen seine Freunde über seine schlechte Gesundheit.

Auf solche Klage hat der greise Vater eines Freundes ihn einst getröstet:

„Lieber Baccalaurie, laßt euch nit leid sein, unser Gott wird noch einen großen Mann aus euch machen.“

Aber dieses Trostes hat er vergessen, als ein Unglücksfall einmal

plötzliche Todesangst über ihn brachte. Er hatte mit einem Freunde eine Reise nach der Heimat angetreten. Da stieß er sich, eine halbe Meile hinter Erfurt, die Waffe, die er nach Studentensitte an der Seite trug, unversehens in eine Pulsader des Schenkels. Der Freund lief, einen Arzt zu holen. Unterdessen konnte Luther nur mit Mühe der Verblutung wehren, indem er, auf dem Rücken liegend, mit allen Kräften die Wunde zudrückte.

In der folgenden Nacht war er wieder dem Tode nahe, da die Wunde von neuem aufbrach. Beidemal rief er in seiner Todesangst zur Jungfrau Maria, und wäre damals, wie er später klagt, „auf Maria dahingestorben."

Dann traf es ihn schwer, als einer seiner Freunde erstochen wurde. Der junge Magister ging traurig einher. Wie wenn auch er so plötzlich vor den ewigen Richter gerufen würde? Und nicht anders schien es seiner aufgeregten Seele, als er bei seiner Rückkehr von jener Mansfelder Reise am Tage der Heimsuchung Mariä (d. i. am 2. Juli 1505) in der Nähe des Dorfes Stotternheim mitten hineingeriet in die Schrecken eines heftigen Gewitters. Ein furchtbarer Blitz und Donnerschlag entlud sich über ihm, da brach er zusammen und rief: „Hilf, liebe Sankt Anna, ich will ein Mönch werden!"

Der Gedanke, in ein Kloster zu gehen und dort mit Fasten, Büßen und Messelesen Gottes Zorn zu versöhnen, mochte ihn schon manchmal, bald flüchtig, bald ernsthafter beschäftigt haben. In jenem angstvollen Augenblick wurde er zum Gelübde. Das hat ihn wohl, wie er später bekannt hat, nachher wieder reuen wollen. Auch haben viele ihm kräftig widerraten. Und wie sehr es wider seines Vaters Wünschen und Wollen war, konnte er wohl wissen. Allein er achtete sich für gebunden. Wie hätte er noch zum Himmel aufblicken können, wenn er der heiligen Anna sein Gelübde nicht gehalten hätte, um deswillen sie ihn in seinen Todesnöten beschützte.

Und der Weg ins Kloster war nun einmal nach der Lehre der damaligen Kirche der einzig sichere Rettungsweg für die geängsteten Seelen, denen bange war um ihr ewiges Heil.

Am Abende des 15. Juli 1505 lud Luther seine besten Freunde zu sich. Sie freuten sich miteinander an der Musik, die er so sehr liebte.

Dann nahm er Abschied von ihnen, und als sie ihn bestürmten, er

möge ablassen von seinem Entschluß, sprach er: „Heut seht ihr mich und nimmer mehr.“

Tagsdarauf, am Alexiustage, den 16. Juli, gaben sie ihm mit Thränen das letzte Geleit zum Kloster. Die Pforte schloß sich hinter ihm, nun war er abgeschieden von der Welt, in der er keinen Frieden gefunden.

Wird er in den Klostermauern Frieden finden? Er hoffte es, denn er wollte „fromm werden und genugthun, um einen gnädigen Gott zu bekommen.“





Viertes Kapitel.

Im Kloster.

Im Kloster reifte Luther zum Reformator heran.

Hast du schon einmal nachgedacht und nachgefragt, lieber Leser, woher die Mönche und Nonnen, die Einsiedler und Klöster kommen in der katholischen Kirche? Jesus Christus hat seinen Jüngern nicht befohlen, aus der Welt auszuscheiden und abgesondert von den Menschen ein einsames oder gemeinsames Leben zu führen, sondern hat zu ihnen gesagt: „Gehet hin in alle Welt!" Auch finden wir im neuen Testamente keine Spur, daß es zur Zeit der Apostel den Christen eingefallen wäre, in Höhlen und Klöstern zu wohnen.

So hat man denn früher vermutet, das Mönchswesen sei entstanden zur Zeit der Christenverfolgungen. Damals seien viele Christen vor der Wut der römischen Kaiser in die Einöden geflüchtet und hätten dort als Mönche, d. h. Einsiedler, oder in kleinem Verbande, fern von ihren Verfolgern, ihrem Gotte gedient.

Aber wenn auch manchmal in jenen bedrängten Zeiten Christen in einsame und sichere Gegenden fliehen mochten — sobald die Verfolgung aufgehört hatte, kehrten sie wieder in ihre Heimat und zu ihren Geschäften zurück.

Das Mönchtum ist erst aufgekommen, als die römischen Kaiser es aufgaben, das Christentum mit Gewalt auszurotten, als der Kaiser Konstantin der Große selber dem neuen Glauben gar freundlich war und endlich, kurz vor seinem Tode, sich taufen ließ. Was konnte damals Christen, und zwar in großen, immer wachsenden Scharen, bewegen, die Welt, die nun christlich gewordene Welt, zu fliehen?

Gerade daß die Kirche nicht mehr unterdrückt und verfolgt, sondern vom Staate beschützt wurde, das änderte den Charakter der Kirche. Bisher hatte Mut, Überzeugung, Treue bis in den Tod dazu gehört, sich einen Christen zu nennen und zu bekennen; jetzt strömten Tausende zur Taufe herbei, die im innersten Herzen wenig Verlangen hatten nach dem Evangelium von Christo, sondern weil das Christentum die Religion des Kaisers und des Hofes geworden war und sie ihren Vorteil dabei fanden, wurden sie auch Christen.

Von demselben Augenblicke an, wo die Welt die Kirche freundlich aufnahm in ihre Mitte, verweltlichte die Kirche.

Da meinten manche, sie könnten mitten unter den Menschen, im Kreise der Familie, in einem bürgerlichen Berufe, ein gottgefälliges Leben nicht führen, sondern wahre Andacht und Heiligkeit sei nur möglich, wenn sie auf allen Verkehr mit der Welt verzichteten.

Sie verschmähten alles Eigentum, verschmähten die Ehe, wollten auch von der Arbeit nichts wissen, sondern lebten in frommer Betrachtung, in Gebets- und Bußübungen einzig ihrem Gott.

Diese Bewegung trat zuerst in Ägypten auf in der ersten Hälfte des vierten Jahrhunderts.

Sehr verschieden waren die Beweggründe zu solch neuer, selbsterwählter Frömmigkeit. Es waren zum Teil sehr ernste, fromme Christen, welche ein wohlgemeinter Irrtum in die Wüste trieb. Denn ein Irrtum war es doch, da Christus seinen Jüngern geboten hat, ein Licht zu sein in der Welt, das da leuchtet allen, die im Hause sind.

Bei den meisten war es Lebensüberdruß, Reue über ihr bisheriges Sündenleben, auch bloße Arbeitsscheu, was ihnen das mönchische Leben begehrenswert machte.

So gingen die einen hinaus mit dem strengen Vorsatz, Heilige zu werden, die andern, um für Heilige zu gelten. Denn die Kirche selber erklärte, daß die in den Höhlen und Klöstern bessere Christen seien, als die Väter und Mütter, die rechtschaffen ihr Haus in Ordnung hielten und ihre Kinder aufzogen, als die Bürger und Bauern, die ehrlich von ihrer Arbeit lebten.

Und in Wahrheit war das Mönchswesen gar nichts Christliches. Denn auch in der Heidenwelt hat es Einsiedler und Mönche gegeben, welche es ihren christlichen Genossen an Eifer des Gebets und Strenge ihrer Büßungen gleichgethan und zuvorgethan haben.

Mancher Leser hat gewiß schon gehört von den Selbstpeinigungen der irdischen Büßer.

So hat es auch in Ägypten, wo zuerst christliche Mönche aufgekommen sind, viel früher, schon in der Zeit vor Christi Geburt, fromme Heiden gegeben, die da meinten, sie thäten ihren Göttern einen besonderen Dienst damit, wenn sie sich vom Volke absonderten, auf Palmblättern schliefen und allerhand Entsagung übten.

Ihrem Vorbilde nach bevölkerten nun viele Christen die Schluchten und Höhlen des felsigen, zerklüfteten Hochlands von Ägypten.

Wunderliche Heilige waren unter jenen ersten christlichen Einsiedlern. Einzelne mauerten sich in Gräber ein, andere brachten ihr Leben auf einer Säule zu. Bald aber that eine Anzahl von solchen Weltflüchtigen sich an abgelegenen Örtern zusammen, zu einem Leben nach gemeinsamer Ordnung, und so enstanden Klöster (claustrum d. i. ein abgeschlossener Ort).

Bald erfüllten Einsiedler und Klöster die ganze Christenheit. Noch vor Ende des vierten Jahrhunderts breiteten sie sich auch im Abendlande aus. Unter den Stürmen der Völkerwanderung, als das Römerreich zusammenbrach, alles wankte und stürzte, suchten viele in den Wäldern, auf den Bergen, in den Klöstern eine Zufluchtsstätte für dies Leben.

Hier im Abendlande waren aber die Mönche praktischer, fleißiger und lebendiger als im Morgenlande. Hier sind auch die berühmten Mönchsorden entstanden. Im Jahre 529 stiftete Benedikt von Nursia in Unteritalien den ehrwürdigen Orden der Benedektiner. In diesem Orden waren Hunderte von Klöstern verbunden, nach einer Regel zu leben. Obenan standen die allen Klosterregeln gemeinsamen drei Gelübde der Armut, der Keuschheit und des Gehorsams, d. h. die Mönche durften kein Privateigentum besitzen, durften sich nicht verheiraten und waren zu unbedingtem Gehorsam gegen ihre Oberen verpflichtet. Benedikt hat aber auch seine Mönche zur Arbeit angehalten. So haben die Benediktiner ihr Leben nicht nur hingebracht in müssiger Andacht, sondern sie haben Wälder ausgerodet und Ackerbau getrieben, haben studiert und Bücher abgeschrieben. Denn ehe die Buchdruckerkunst erfunden war, mußten die Mönche mit ihrer Feder Buchdrucker sein und die Bücher durch Abschreiben vervielfältigen.

Dazu waren die Klöster Stätten der Wohlthätigkeit, wo der Arme seine Zehrung, der Wandrer ein Obdach, wo die Kinder Unterricht, die

Betrübten Trost, die Ratlosen Rat und Beistand fanden. Es soll den Mönchen unvergessen sein, daß ihre Niederlassungen in unsern deutschen Wäldern die Mittelpunkte der christlichen Mission unter unsern Vätern und die Heimstätten einer blühenden Kultur für unser Vaterland geworden sind.

Diese Mönche bekümmerten sich auch innerhalb ihrer Klostermauern viel um das, was in der Welt vorging. Ja einzelne haben großen Einfluß gehabt auf Fürsten und Päpste, wie z. B. Bernhard von Clairvaux, der durch seinen Eifer Tausende zur Teilnahme an den Kreuzzügen entflammte. Auch hat mancher Mönch auf dem päpstlichen Stuhle gesessen, wie denn der größte Papst des Mittelalters, Gregor XII., ein Mönch war.

Aber es fehlte viel, daß die alten Regeln und Ordnungen, ja auch nur die drei Gelübde der Armut, der Keuschheit und des Gehorsams, auf die Dauer wären gewissenhaft gehalten worden. Immer wieder mußten ernste Mönche Gleichgesinnte zu erneuter, strenger Beobachtung der vergessenen Regel um sich sammeln und so die alten Orden reformieren oder neue Orden gründen. Auf diese Weise entstanden im Laufe der Jahrhunderte immer mehr Orden, und die christlichen Länder wurden mit Klöstern übersät.

Aber wie oft auch im Wettstreit der Orden ein Aufschwung stattfand, immer wieder verfiel die Zucht.

Die größten Ordensstifter im Mittelalter waren der heilige Franziskus († 1226) und der heilige Dominikus (†1221), welche beinahe gleichzeitig und in gleichem Sinne die nach ihnen benannten Orden der Franziskaner und Dominikaner ins Leben gerufen haben. Franziskus legte besonderen Nachdruck auf die freiwillige Armut. Nicht nur durfte kein Bruder Privateigentum haben, auch die Klöster und der Orden als Ganzes sollten nichts zu eigen besitzen. Er wollte mit seinen Anhängern das arme Leben Christi und der Apostel nachahmen und durch Beispiel und Predigt auch das christliche Volk zur rechten Nachfolge Christi aneifern. Mit einem Herzen voll Liebe zu allen Menschen hätte er am liebsten die ganze Welt in ein Kloster verwandelt und alle Menschen zu bedürfnislosen, entsagenden Mönchen und Nonnen gemacht.

Ebenso wollte der Dominikanerorden sich des Volkes annehmen. Er legte sich besonders aufs Predigen. Leider meinte er auch dadurch der Christenheit zu dienen, daß er von den Päpsten sich mit dem Pri=

vilegium betrauen ließ, die Werke der Inquisition zu verrichten, nämlich die Ketzer aufzuspüren und auszurotten. Da hat er schwere Blutschuld auf sich geladen.

Von den Päpsten begünstigt und beim Volke beliebt, hatten die Franziskaner und Dominikaner in allen Städten ihre Klöster: einflußreiche Prediger, berühmte Professoren, ja auch große Baumeister und Maler gingen aus ihrer Mitte hervor.

Beide Orden waren Bettelorden, d. h. sie gewannen ihren Unterhalt durch Betteln.

Ein Bettelorden war auch der, in welchen Martin Luther eintrat, als er am 17. Juli 1505 zu Erfurt von seinen Freunden und von der Welt Abschied nahm. Es war der Orden der Augustiner Eremiten.

Der Augustiner-Orden ist nicht etwa von Sankt Augustin gestiftet, welcher anfang des fünften Jahrhunderts in Nordafrika Bischof war. Er ist vielmehr, wie kein anderer Orden, durch das ausdrückliche Betreiben der Päpste zustande gekommen. Das trug sich so zu:

Zu derselben Zeit, wo Franziskus und Dominikus ihre Orden stifteten, wohnten in Italien eine Menge Eremiten, d. h. Einsiedler, und kleinere Mönchsgemeinschaften, welche mehr oder minder nach der sogenannten Regel des Augustinus lebten. Diese gedachten die Päpste unter einen Hut zu bringen und erreichten auch wirklich, daß sie nach dem Muster der beiden Bettelorden sich zusammenschlossen.

Eine so große Wichtigkeit wie die Franziskaner und Dominikaner haben die Augustiner nie gewonnen; dafür waren sie besonders innig dem päpstlichen Stuhle zugethan. Es machte ihren besonderen Ruhm aus, daß niemals ein Ketzer, d. h. ein Ungläubiger und Irrlehrer, aus ihrer Mitte hervorgegangen war.

Daß Luther gerade zu den Augustiner Eremiten ging, beweist, wie ernst es ihm mit dem Entschlusse war, ein Mönch zu werden.

Viele Orden waren damals ganz verfallen und verwildert. Luther nennt später, als er die Kutte wieder abgeworfen, „die ganze Möncherei eitel unverschämte, schändliche Heuchelei; sie sagen von Armut, so sie doch vor großem Überfluß nie haben erfahren können, wie einem rechten Armen zu Herzen ist. Sie rühmen ihren Gehorsam, so doch kein Volk freier auf Erden ist, als die Mönche, die sich aus der Bischöfe und

Fürsten Gehorsam meisterlich ausgeschlossen haben. Von ihrer heiligen, großen, gefährlichen Keuschheit mag ich gar nicht reden — aber unter Tausend ist nicht einer, der mit Ernst gedenkt rein und keusch zu leben, um gar von den Gedanken inwendig im Herzen zu schweigen."

Der Bischof Johann VI. von Meißen sprach offen seinen Abscheu vor den Mönchen aus. Er sagte: „Es giebt doch kein häßlicheres Geschöpf, als das aus einer Kutte heraussieht."

Und das Volk urteilte nicht milder. In unzähligen Sprüchen und Witzwörtern geißelte es das liederliche, heuchlerische Treiben, wie es an Priestern, Mönchen und Nonnen nur zu offenbar war. Es kam das Sprichwort in Umlauf: „Was ein Teufel zu thun sich scheut, vollbringt ohne Scheu ein Mönch."

Und so war das Verderben allgemein, von unten bis oben; ja, die Päpste waren die allerschlimmsten, wie wir bald erfahren werden.

Auch die Bettelorden waren entartet und verweltlicht. Die Klöster gewannen durch Schenkungen und Erbschaften, Steuern und Zehnten großen Besitz. Und im Betteln waren die Mönche so geschickt, daß sie niemals Not litten, wußten vielmehr von der Thorheit und dem Aberglauben der Leute reichen Gewinn zu ziehen.

So hatte auch der Orden der Augustiner Eremiten sich nicht in der Strenge seiner ersten Blütezeit erhalten. Aber noch immer war er weniger entartet als andere Orden.

Gerade in Sachsen hatten sich eine Anzahl von Augustinerklöstern zu einem besonderen Verbande zusammengethan und die alte Zucht und Ordnung wieder aufgerichtet. Man nannte diese Vereinigung „reformierter" Klöster, welcher sich bald in allen Gegenden Deutschlands andre Augustinerklöster anschlossen, die sächsische oder deutsche Augustiner-Kogregation.

Die Päpste statteten diese „reformierten" Augustinerklöster mit besonderem Privilegium aus.

Ihr Oberhaupt war der Generalvikar, welcher unmittelbar unter dem General des Ordens stand, der zu Rom seinen Sitz hatte. Seit 1503 war Generalvikar Johann von Staupitz, ein edler Mann und frommer Christ, redlich bemüht, einen guten Geist in den ihm untergebenen Klöstern zu erhalten.

So machten sich denn die Augustiner eifrig mit Predigt und Seelsorge zu schaffen, saßen auch wohl hinter den Büchern und trieben die Wissenschaften. Aber Mönche blieben freilich Mönche.

Zu den „reformierten" Klöstern der deutschen Augustiner-Kongregation gehörte auch das Erfurter Kloster.

Als die Pforten sich hinter Luther geschlossen hatten, war er damit noch nicht sogleich ein Mönch geworden. Es dauerte noch Jahr und Tag, ehe man ihn das Gelübde ablegen ließ. Nicht einmal unter die Novizen, d. h. Neulinge, wurde er sogleich aufgenommen, womit doch erst das Probejahr begann.

Denn es war den Vorstehern durch die Ordensregel geraten, nicht zu schnell denen, welche Aufnahme begehrten, ihren Wunsch zu gewähren, damit man erst den Ernst ihres Begehrens und ihre Tauglichkeit für den Orden erkennen möge.

Es dauerte bis gegen Ende des Jahres 1505, ehe Luther als Novize eingekleidet wurde.

Die Freunde konnten sich nicht so bald darein finden, daß ein so hurtiger und fröhlicher Geselle, wie es Martin Luther in ihrem Kreise zu Zeiten sein konnte, ein so geweckter und reich begabter Magister mit einem Male hinter den Klostermauern verschwunden sein sollte. Zwei Tage lang belagerten sie das Kloster und begehrten seiner, aber niemand wurde zu ihm gelassen.

Endlich mußten sie sich wohl überzeugen, daß ihr Hoffen, Luther möchte seinen Entschluß noch ändern und wieder in die Welt zurückkehren, vergeblich war. Da ging er in der schwarzen Kutte, den Bettelsack auf dem Rücken, mit einem andern Augustiner in den Straßen Erfurts von Haus zu Haus und wanderte auch hinaus auf die Dörfer, von frommen Leuten Gaben zu heischen. Wie war er nun jenem Fürsten von Anhalt so ähnlich geworden, den er einst zu Magdeburg als Knabe bewundert hatte!

Auch die Rücksicht auf seinen Vater und dessen Absichten mit ihm vermochten seinen Entschluß nicht zu ändern.

Wie mag der wackere Hans Luther erschrocken sein, als so ungeahnte Botschaft aus Erfurt kam!

Sie traf ihn wie ein Blitz aus heiterem Himmel. War doch eben erst, vor vierzehn Tagen, sein Sohn als junger Magister in Mansfeld gewesen, sein Stolz und seine Hoffnung. Wir kennen schon des Vaters Widerwillen gegen die Pfaffen, und nun war sein Sohn auf dem Wege, ein Mönch zu werden.

„Mein Vater," so erzählt Luther später, „wollte darüber gar toll werden, war übel zufrieden und wollte mirs nicht gestatten; er antwor-

tete mir schriftlich und hieß mich Du — zuvor hieß er mich Ihr, weil ich Magister war — und sagte mir alle Gunst ab."

Wenn des Vaters Unwille etwa dem Sohne Gedanken machte, so werden's die Klosterleute ihm bald ausgeredet und ihn getröstet haben: desto verdienstlicher sei es, die Kutte zu nehmen, wenn er Vater und Mutter darum verlasse.

Das war nun ein Fest für das Kloster, wenn wieder ein Neuling, ein Novize eingekleidet wurde. Es konnte erst geschehen, wenn der Prior — so hieß bei den Augustinern der Vorsteher eines Klosters — den Ankömmling für tauglich zur Aufnahme erkannt und die Mehrzahl der Brüder zugestimmt hatte.

Da läutete die Klosterglocke und rief alle Brüder in die Kirche.

Als alle versammelt waren, wurde Luther hereingeführt.

Er mußte sich vor dem Prior, der an den Stufen des Altars seinen Sitz hatte, niederwerfen.

„Was begehrst Du," fragte ihn der Prior.

„Die Barmherzigkeit Gottes und Eure Gemeinschaft," war die Antwort.

Hierauf ließ ihn der Prior niederknieen und sagte:

„Mein liebster Sohn, die Barmherzigkeit Gottes können wir Dir nicht geben; aber wir glauben gern, daß sie an Dir geschehen ist, wenn Gott der Herr Dich zum Eintritt in diesen heiligen Augustinerorden veranlaßt hat."

Nun mußte der Neuling Rede stehen, ob kein Hindernis seine Aufnahme unmöglich mache, wie denn kein Verheirateter Mönch werden durfte, keiner, der jemals wegen Abfall vom Glauben angeklagt worden war, keiner, dessen Eltern oder Großeltern wegen Ketzerei bestraft worden waren u. s. w.

Alle diese Fragen konnte Luther mit gutem Gewissen beantworten. Er wurde hierauf vom Prior erinnert an die Beschwerden des Mönchslebens, an den Verzicht auf allen eignen Willen, an die Schmach der Armut und des Bettelns. Und da er versichert, mit Gottes Hilfe das alles ertragen zu wollen, wird er zur Probe angenommen.

Unter Wechselgesängen werden ihm nun seine Laienkleider ausgezogen und die Mönchsgewänder angelegt, die aber für den Novizen noch ungeweiht sind. Zuerst das weiße, wollene Untergewand, das die Augustiner zu Ehren der allerreinsten Jungfrau Maria trugen. Dann die Kutte aus schwarzem Tuch mit dem schwarzen Ledergürtel. Darüber

das weiße Skapulier, ein schmaler, über Rücken und Schultern liegender, vorn über die Brust bis zu den Füßen herabfallender, weißer Tuchstreifen, welcher nur im Kloster getragen wurde und nach Matth. Kap. 11 Vers 30 das „sanfte Joch" des Herrn Jesus Christus andeuten sollte.

Nachdem so unter Gesang und Gebet die Einkleidung vollendet war, gab der Prior dem Novizen einen neuen Namen. Luther sollte nach dem Heiligen des Ordens „Augustinus" heißen.

Hierauf umarmte ihn der Prior und ebenso die Brüder. Mit dem Friedensgruße endete die Feier.

So war Luther unter die Zahl der Novizen aufgenommen. Nun begann erst das eigentliche Probejahr. Er wurde für diese Zeit der besonderen Zucht des Novizenmeisters übergeben, damit dieser ihn in den geistlichen Übungen und in den Bestimmungen der Ordensregel unterweise. Eine Menge kleiner Vorschriften wurden da dem Novizen gelehrt, z. B. niemals „mein", sondern stets „unser" zu sagen, lieber zu hören als zu sprechen, nicht viel zu lachen; es wurde ihm beigebracht, wie er sitzen, stehen und knieen müsse, nicht mit vorgestrecktem Halse, sondern mit zu Boden gesenkten Augen einherzugehen, den Ellenbogen nicht aufzulegen u. dgl. Wer solche Kleinigkeiten nicht beachtete, der machte sich eines schweren Vergehens schuldig, ja darauf wurde mehr geachtet als auf wirkliche Sünden. Vor allem aber mußte der Novize fleißig sein Gewissen prüfen und täglich beichten.

Luthers Novizenmeister war ein frommer Christ, der ihm in schweren Stunden manch gutes Wort des Trostes zu sagen wußte. Die Brüder machten ihm aber den Anfang sauer. Sie wollten ihm keine Last ersparen, die sie selber zu tragen hatten, und war das ihr Willkommgruß an den Neuling: „Wie mir geschehen, so geschehe Dir!" Gerade weil er an Geistesgaben und Kenntnissen sie alle übertraf, mochte es ihnen Freude machen, ihn zu den allergeringsten Diensten zu verwenden.

„Es hielten ihn die Klosterleute sehr schlecht," erzählt ein Freund Luthers, „und bürdeten ihm viel auf, daß er Küster und Kirchendiener sein mußte und die unflätigsten Gemächer aussäubern, und sprachen unverhohlen: „Mit dem Sack durch die Stadt! Mit Betteln und nicht mit Studieren macht man die Klöster reich!"

Das Betteln gehörte nun freilich zu den ersten Geboten der Regel, das hat auch später dem Bruder Augustinus nicht erspart bleiben

können. Aber wider allzu schlechte Behandlung schützte ihn die Universität.

Die Erfurter Universität sah ihn trotz seines Eintrittes ins Kloster noch als ihr löbliches Glied und ihren Magister an, darum erhob sie bei dem Prior Vorstellung, daß man ihn der schmutzigen und erniedrigenden Geschäfte zum Teil überheben mußte.

Luther selbst unterzog sich ohne Murren jedem Dienst. Er erwarb sich bald die Anerkennung und das Vertrauen seiner Vorgesetzten. Ein Pater seines Klosters stellte ihn bei einer Visitation in einem auswärtigen Kloster als ein Muster für Mönche und Nonnen hin, und nannte ihn um seines plötzlichen Gelübdes willen „einen wunderbar zur Geistlichkeit (d. h. zum geistlichen mönchischen Leben) bekehrten andern Paulus."

Das wollte in seinem Munde etwas sagen, denn er war ein strenger, schwer zufriedenzustellender Mann.

Und wie Luther im Gehorsam gegen die Forderungen der Ordensregel allen voranleuchtete, so wurde er bald durch seine theologische Gelehrsamkeit der Stolz seines Klosters, ja, es sollte nicht lange dauern, so wurde sein Name weit bekannt als der des begabtesten Theologen im ganzen Augustinerorden.

Ohne Zweifel hatte Luther auch gerade deshalb das Augustinerkloster gewählt, weil er hoffte, hier ein rechter Gottesgelehrter werden zu können, wonach ihn heiß verlangte.

Seine juristischen Bücher hatte er zum Buchhändler getragen, von seinen weltlichen Schriften überhaupt nur zwei lateinische Dichter behalten und mit ins Kloster gebracht.

Hier aber suchte und fand er die schönste Gelegenheit, Theologie zu treiben. Denn es war mit dem Erfurter Kloster ein sogenanntes studium generale verbunden, eine Art Gelehrtenanstalt, wohin auch die Augustiner aus anderen Klöstern auf einige Zeit zusammenkamen, um zu lernen. Da wurden die alten Kirchenväter, die Philosophen und Gottesgelehrten des Mittelalters fleißig studiert, und der neue Generalvikar hatte sogar das Studium der heiligen Schrift empfohlen.

Aber nach der fragte niemand, und ein Lehrer Luthers dort im Kloster widerriet es ihm geradezu, die Bibel zu lesen: „man soll vielmehr die alten Lehrer lesen, die den Saft der Wahrheit aus der Bibel gezogen haben; die Bibel richtet Aufruhr an."

Den Rat hat freilich Luther nicht befolgen können.

In der sichern Ahnung, daß er in diesem Buche finden müsse, was er suchte, warf er sich auf das Studium der Bibel von Anfang an mit einem Eifer, den auch Staupitz nicht begriff, der ihn doch selber zuerst dazu ermuntert hatte. Mit Liebe erinnerte sich Luther später an das in rotes Leder gebundene Exemplar, das ihm die Mönche zum Gebrauch gaben.

Von jener Zeit erzählt er: „Da ich jung war, gewöhnte ich mich zur Bibel, las dieselbe oftmals und machte mir den Text gemein; da ward ich darinnen also bekannt, daß ich wußte, wo ein jeglicher Spruch stünde und zu finden war, wenn davon geredet ward; also ward ich ein guter Textualis. Darnach erst las ich die Skribenten," d. h. die kirchlichen Schriftsteller, die Scholastiker.

Denn studieren mußte er die freilich, sonst hätte damals niemand seine Gelehrsamkeit gelten lassen.

Aber er selber hatte keine Lust, sich mit dem „Saft" zu begnügen, den die mittelalterlichen Theologen aus der Bibel sollten ausgepreßt haben; sie hatten ein wundersames Tränklein daraus gebraut, dem niemand seine Herkunft ansah. Er wollte lieber aus der Quelle trinken.

Freilich konnte er damals nur die lateinische Übersetzung lesen. Griechisch verstand er noch gar nicht, und das Hebräische fing er erst an zu lernen.

Unterdessen war aber aus dem Novizen ein rechter und vollkommener Mönch geworden.

Etwa ein Jahr, nachdem er eingekleidet worden, rief wiederum die Klosterglocke die Brüder zusammen.

Der Novize, welcher nun ein Bruder werden und das bindende Gelübde ablegen wollte, erschien in weißem Gewande. Unter Gesängen, Gebeten und allerhand Ceremonieen wurde das Mönchsgewand, das er schon bisher getragen, mit Weihwasser und Weihrauch gesegnet; darauf legte er es wieder an, Gebete sprechend, auf welche die Brüder Antwort gaben. Nun erfolgte das Gelöbnis.

Der Prior, in dessen Hand Luther sein Gelübde ablegen sollte, war Wienand von Diedenhofen.

Er hielt ein Exemplar der Regel aufgeschlagen, auf das legte Luther beide Hände und sprach folgenden Schwur:

„Ich, Bruder Augustinus, thue Profession (d. h. Gelöbnis) und verspreche Gehorsam Gott dem Allmächtigen und der heiligen Maria, allezeit Jungfrauen, und dem heiligen Vater Augustinus und Dir,

Bruder Wienand, als dem Prior dieses Ortes im Namen und an Statt des Generalpriors des Ordens der Brüder Eremiten Sankt Augustins — zu leben ohne Eigenes und in Keuschheit nach der Regel desselben heiligen Vaters Augustinus bis in den Tod."

Hierauf sprach der Prior:

„Im Namen und an Statt unseres ehrwürdigsten Vaters, des Generals, nehme ich Deine Profession an und verleibe Dich dem mystischen Körper unsers heiligen Ordens ein und mache Dich zu einem Sohne dieses Klosters im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes."

Nun warf sich der neue Bruder in Form eines Kreuzes, d. h. mit ausgebreiteten Armen, auf den Boden vor den Prior nieder und wurde von diesem mit Weihwasser besprengt. Dann kniete er mit einer brennenden Kerze in der Hand mitten im Altarplatze, während die übrigen Gebete für ihn zum Himmel sandten.

Zum Schluß empfing er von allen den Friedenskuß und wurde mit Ermahnungen vom Prior entlassen.

Jetzt erst war die Brücke hinter ihm abgebrochen und die Klosterpforte geschlossen. Weder nach kirchlichem noch nach weltlichem Rechte durfte einer aus dem Orden austreten, der einmal „Profeß gethan", d. h. die Gelübde abgelegt und damit ein rechter Mönch geworden war.





Fünftes Kapitel.

Seelenkämpfe.

Wie viel stiller und ruhiger verlief dem äußeren Anschein nach Luthers Zeit im Kloster, als seine späteren Jahre, wo er mit Kaiser und Königen, mit Bischöfen und Päpsten im Streite lag. Und doch, wie viel stiller und ruhiger war in jenen späteren Jahren seine Seele, als jetzt im Erfurter Kloster! Die schwersten Kämpfe hatte Luther schon ausgestanden, ehe er hinaustrat in das öffentliche Leben.

So müssen wir denn zusehen, ob wir ihm hineinschauen können in seine Seele und verstehen, was darin vorging; denn sonst werden wir auch sein Auftreten als Reformator nicht begreifen können.

Bruder Augustinus, oder wie er sich doch immer lieber genannt hat, Bruder Martinus, wohnte der Ordensregel gemäß in einer Zelle allein. Kein Schmuck, kein Zierrat, kein Bild an den Wänden; zwischen den kahlen Mauern nur das Notwendigste: ein Tisch, ein Stuhl, ein Leuchter und eine Lagerstätte. Das Fenster ging nach dem Klostergarten hinaus. Bis zum Jahre 1872, wo ein Brand sie zerstört hat, zeigte man in dem alten Erfurter Kloster die kleine Zelle.

Sie war das Schlachtfeld, auf welchem Luther die heißesten Kämpfe seines Lebens ausgefochten hat. Wie ist das zugegangen?

Wir haben gesehen, wie im Kloster alles nach seinen Wünschen ging. Er machte sein Probejahr glücklich durch und wurde ein rechter Mönch. Die endliche Aufnahme in den Mönchsstand pflegten die Mönche mit der heiligen Taufe zu vergleichen; darum beglückwünschten ihn sein

Prior, sein Beichtvater und die anderen Brüder, daß er nun wäre wie ein unschuldig Kind, das jetzt rein aus der Taufe käme.

Gegen diese Meinung hat Luther später viel und heftig geeifert, als ob solch selbsterfonnenes Gelübde den Menschen reinmachen könne von aller Sünde und über die Gnade der heiligen Taufe gehe, dadurch man ein Christ wird.

Aber damals hatte er noch offene Ohren für solches Rühmen. Denn er glaubte noch alles, was die Kirche lehrte, und deshalb hatte er ja den Mönchsstand gewählt, damit auch ihm der unermeßliche Vorzug dieses Standes vor Gott zu Gute komme.

Er war einer von den ernsten Mönchen, die es mit den Geboten der Kirche ernst nahmen und durch ihre guten Werke der ewigen Seligkeit sicher und gewiß werden wollten.

„Ich bin ein Mönch gewesen," so schildert er später sein Klosterleben, „und habe des Nachts gewachet, gefastet, gebetet und meinen Leib zerkasteiet und zerplaget, Gehorsam zu halten und keusch zu leben. Deren hat man mehr unter Pfaffen, Nonnen und Mönchen gefunden. Ich rede von den frommen und rechtschaffenen Mönchen, denen es ein Ernst gewesen ist in der Welt, und nicht von den Buben, die in unzüchtigem und losem Leben gesteckt sind, sondern die es sich haben lassen sauer werden, als ich mir, und sich zersucht und zerplagt, haben das wollen erlangen, was Christus ist, auf daß sie selig würden."

Da konnte es ihm nach Meinung der Papstkirche gar nicht fehlen. Er brauchte nur gewissenhaft seine bestimmten Gebete und Gottesdienste zu verrichten, die Horen (gemeinsame Gebetsstunden bei Tage) und die Vigilien (gemeinsame Gebetsstunden bei Nacht) genau beobachten, fasten und beichten, auch zuweilen eine Extra-Bußübung vornehmen, so erwarb er sich mit allen diesen Leistungen einen Schatz im Himmel.

Ja, er erwarb sich damit mehr Verdienst vor Gott, als er für sich selbst und seiner Seele Seligkeit brauchte, um alle Ansprüche der Hölle und des Fegefeuers reichlich zu bezahlen.

Von diesem Überschuß seiner verdienstlichen Werke sollte und konnte er noch den Laien mitteilen, d. i. den Christen in der Welt draußen, welche dafür dem Kloster Geld und Lebensmittel zuwandten. Denn was sollten die armen Leute machen, die nicht in der Mönchskutte steckten und nicht im Priesterkleide? Wie konnten die sich retten vor dem Feugefeuer und vor der Hölle? Nun, sie konnten sich helfen durch fromme Schenkungen und Stiftungen an die Klöster; denn die Mönche

und Nonnen gaben dann von dem Verdienste ihrer frommen Werke etwas an ihre Wohlthäter ab, darauf konnten dann die Leute vor Gottes Richterstuhl sich berufen!

Ja, die Mönche gaben darüber den Leuten förmliche Verschreibungen. Da stand auf solch einem Zettel: „Wir geben Dir, N. N., für einen Scheffel Korn kraft rechtsgiltigen Vertrages Anteil an unserem Fasten, Nachtwachen, Beten, Peinigen, Messen“ u. s. w.

Welch ein begnadigter Stand, da die Mönche nicht nur selber des Himmels sicher sein durften, sondern auch andern in denselben hineinhalfen!

Und das Ziel seiner Wünsche schien Luther zu erreichen, als er am 2. Mai 1507 die Priesterweihe empfing. Damit wurde die Hoheit und Herrlichkeit seines neuen Standes erst vollendet.

Als das Mönchtum in der Kirche aufkam, waren die Ordensleute Laien, d. h. nicht Priester. Allmälig aber ließen einzelne Brüder sich die priesterlichen Weihen erteilen, um den Gottesdienst im Kloster verrichten zu können.

Und so gab es bald in jedem Kloster zwei Klassen von Mönchen: Laienbrüder, welche die weltlichen Geschäfte und niederen Verrichtungen besorgten, und Priester (Väter, Pater), welche vor allen Dingen Messe zu halten hatten. Denn in einem Kloster mußte eine Menge von Messen gelesen werden, damit alle die Stifter und Wohlthäter, welche um ihrer Seelen Seligkeit willen ihr Hab und Gut dem Kloster geschenkt hatten, zu ihrem Rechte kämen.

Luther drängte sich nicht dazu, ein Pater, d. h. ein Priester zu werden. Durch einen Beschluß der Väter seines Klosters und Ordens wurde er dazu ausersehen, das Sakrament der heiligen Weihen zu empfangen.

Ein solcher Tag war ein Freuden- und Ehrentag für den Auserwählten und für seine ganze Familie. Freunde und Verwandte pflegten mit großem Gepränge sich einzufinden und den jungen Priester mit reichlichen Geschenken zu bedenken.

So lud denn auch Luther seinen Vater zu dem Feste. Der hatte unterdessen zwar noch nicht mit dem eigenmächtigen Schritte seines Sohnes sich ausgesöhnt, aber doch wieder eine freundliche Haltung gegen ihn angenommen. Es hatten ihn harte Schläge getroffen und weichgemacht. Schnell nacheinander waren ihm an der Pest zwei Söhne gestorben. Auch seinen Erstgeborenen im Kloster hatte man schon tot-

gesagt. Da stellten Freunde ihm vor, er möge dem zürnenden Gott etwas opfern, indem er zu dem Mönchsstande Martins seine Zustimmung gebe. Er that es mit Seufzen und sagte: „Es gehe hin! Gott gebe, daß es wohl gerate!"

So ließ er sich denn auch jetzt willig finden, der ersten Messe seines Sohnes selber beizuwohnen. Er kam sogar, um den jungen Priester zu ehren, gen Erfurt „geritten mit zwanzig Pferden"; Mansfelder Freunde und Verwandte waren seine Begleiter.

Auch nach Eisenach hatte Martin Luther Einladung ergehen lassen, ob einer von seinen dortigen Gönnern und Freunden seinen Ehrentag mit begehen möchte. Johann Braun, Vikar am Marienstift zu Eisenach, war, wie wir gehört haben, dem Knaben ein väterlicher Freund gewesen. Das Einladungsschreiben an ihn ist uns bis heute aufbewahrt. Und weil's denn der erste Brief ist, den wir von Luther haben, wollen wir ihn von Anfang bis zu Ende hier folgen lassen, indem wir ihn deutsch statt lateinisch reden heißen.

„Dem heiligen und hochwürdigen Priester Christi und Mariä, Johann Braun, Eisenachischem Vikar, meinem lieben Freunde in Christo.

„Gnade und Friede in Christo Jesu, unserm Herrn! Ich müßte mich scheuen, trefflichster Freund, Eure Liebe mit meinem lästigen Schreiben und Bitten zu beschweren, wenn ich nicht Eures gütigen und gegen mich so wohlgesinnten Herzens aufrichtige Neigung ansähe, die ich aus so vielen Ursachen und Wohlthaten sattsam erkannt habe. Darum habe ich kein Bedenken, diese Zeilen an Euch zu schreiben, im Vertrauen auf unsere gegenseitige Freundschaft und in der Hoffnung, sie möchten bei Euch ein günstig Gehör finden.

„Denn da der ruhmreiche und in allen seinen Werken heilige Gott mich unseligen und ganz unwürdigen Sünder so herrlich erhöht und zu seinem himmlischen Dienst aus lauter reicher Gnade und Güte zu berufen gewürdigt hat, so muß ich, damit ich für solche allerherrlichste Güte, wenigstens soviel dem armen Staube möglich ist, dankbar sei, das mir vertraute Amt (nämlich das Priesteramt) ganz erfüllen.

„Ist demnach auf Verordnung meiner Väter beschlossen, daß ich dasselbige mit Gottes Hilfe am Sonntag in vier Wochen,

Cantate geheißen, einweihen soll. Denn dieser Tag ist um der Gemächlichkeit meines Vaters willen zur Darbringung und Heiligung meiner Erstlinge vor Gott (d. h. zur Darbringung meines ersten Meßopfers) bestellt.

„Dazu ich auch Eure Liebe demütig, obgleich vielleicht nicht ohne Kühnheit, einlade. Nicht daß ich mich um einiger meiner Verdienste um Euch, deren ich keine weiß, würdig schätzen sollte, Euch mit solcher beschwerlichen Reise zu bemühen und Euch zuzumuten, daß Ihr zu solcher meiner armen Niedrigkeit kommen möchtet — sondern weil ich Eure Freundlichkeit und Willfährigkeit, da ich kürzlich bei Euch gewesen, mehr als jemals verspüret habe.

„Ihr werdet also geliebtester Vater, Herr und Bruder — denn der eine Name gebührt Euch Alters und Amtes, der andere des Verdienstes, der letztere aber des Ordens halber — mir die Ehre thun, wo es Euch die Zeit und Eure Kirchen- und Hausgeschäfte zulassen, und hierherkommen, mir mit Eurer lieben Gegenwart und Gebet beizustehen, damit mein Opfer (die Messe) vor Gott angenehm sein möge.

„Zuletzt erinnere ich Euch, daß Ihr gerade auf unser Kloster zugehet und bei uns eine Zeit verweilet — denn ich hoffe, Ihr werdet hier wohnen — nicht aber auswärts Euch nach anderer Herberge umthut. Aber Ihr müßt ein Cellarius, das ist ein Zellenbewohner werden.

„Gehabt Euch wohl in Christo Jesu unserm Herrn.

„Gegeben aus unserem Kloster zu Erfurt, den 22. April im Jahre 1507.

Bruder Martin Luther von Mansfeld."

Ob der Eingeladene zur Feier gekommen ist, wissen wir nun freilich nicht. Genug, es wird eine stattliche Festgemeinde sich dazu versammelt haben.

Luther erhielt die Ordination durch den Weihbischof Johann von Lasphe. Der übertrug ihm die höchste Gewalt, welche nach Lehre der römischen Kirche den Priestern gegeben ist, den Leib des Herrn im Brote gegenwärtig zu machen und immer von neuem wieder Jesum Christum zu opfern, mit den Worten:

„Nimm hin die Gewalt, zu opfern für Lebendige und Tote."

Nicht wahr, solche Vollmacht zu empfangen, mußte Luther im

Innersten seiner Seele hoch beglücken? War er doch nun mit einem Male ein Mittler geworden zwischen Gott und Menschen. Alles Christentum auch des frömmsten Laien war nichts gegen die Gottgefälligkeit priesterlichen Standes. „Ein geweihter Pfaffe," sagte Luther später, „galt gegen andere getaufte Christen gleichwie der Morgenstern gegen einen glimmenden Docht."

Aber den jungen Priester dort ergriff Angst und Zittern über seine neue Würde. Und als er nach Empfang der Weihen seine erste Messe halten, zum ersten Male den Leib Jesu Gott dem Herrn opfern sollte, und kam an die Worte: „Dich also, barmherziger Vater, bitten wir" und „Wir opfern Dir, dem Lebendigen, Wahrhaftigen und Ewigen" — da wurde er ganz voll Schrecken, denn er gedachte: „Mit welcher Stirne kann ich's wagen, zu solcher Majestät zu reden", wollte aufhören und vom Altar hinweggehen, daß ihn sein Lehrer nur mit Not durch Winke oder gar durch Worte bestimmen konnte, die Messe zu Ende zu lesen.

Dabei ängstete ihn auch die Sorge, er möchte ein Wörtlein auslassen oder sich versprechen, was für eine schlimme Sünde galt, oder er möchte gegen eine der kleinen Vorschriften sich versehen, womit die römische Kirche alle Bewegungen bei der Messe, Kreuzschlagen, Niederknieen, Küssen des Altars, Ausbreiten und Zusammenschließen der Arme, Aufheben und Niedersenken der Augen u. s. w. genau vorgezeichnet hat. Überall fürchtete er, in schwere Sünde zu fallen.

Da merken wir wohl, wie wenig noch trotz der Klostermauern die Seele des jungen Priesters eine Stätte seligen Gottesfriedens geworden war.

Indessen war er doch des gethanen Schrittes von Herzen froh, als er nun seine Messe glücklich gelesen hatte. Das sehen wir aus einer Unterredung, die er bei dem Festmahl, welches ihm zu Ehren auf die Weihe und Messe folgte und an welchem außer seinen Verwandten und Freunden auch Doktoren und Magister der Universität teilnahmen, mit seinem Vater hatte.

Der war nur mit halbem Herzen bei dem Feste und sagte offen: „Ich muß allhier sein, essen und trinken, wollte aber lieber davon sein."

Sein Sohn wollte ihn umstimmen und fragte ihn: „Lieber Vater, warum habt Ihr Euch so hart dawidergesetzt und waret also zornig, daß Ihr mich nicht gerne einen Mönch wolltet werden lassen und es

vielleicht auch jetzt noch nicht allzu gerne sehet? Ist's doch ein so fein, geruhsam göttlich Leben."

Und gaben die Mönche und vornehmen Herren an der Tafel solchen Worten Beifall, lobten den Mönchsstand und sagten zu Hans Luther: es nähme sie Wunder, warum er darüber so unwillig wäre, daß sein Sohn sich in diesen Orden begeben hätte.

Da antwortete ihnen Hans Luther kurz also: „Ei, liebe Herren, wisset Ihr auch, daß geschrieben stehet: Du sollst Deinen Vater und Deine Mutter ehren!?"

Pater Martinus wußte nichts darauf zu antworten. Man kam im Laufe des Gesprächs auf seine wunderbare Bekehrung zu reden, wie er einst im Gewitter einen Ruf vom Himmel vernommen hätte.

Aber sein Vater ließ sich auch damit nicht überwinden. „Wollte nur Gott," rief er aus, „daß es kein Teufelsgespenst war!" So fest stand ihm, daß wider Gottes Willen sei, was wider der Eltern Willen geschehen war.

Solche Worte seines Vaters machten dem Sohne sehr viel zu schaffen.

Aber wie sehr sie ihn im Innersten getroffen hatten, so suchte er nur desto eifriger mit seinen mönchischen und priesterlichen Werken den Frieden zu gewinnen. Er mußte durch eigene Erfahrung lernen, daß mit diesen Mitteln Heil und Seligkeit nicht zu erzwingen sei.

„Wahr ist's," schreibt er später, „ein frommer Mönch bin ich gewest, und hab so strenge meinen Orden gehalten, daß ich's sagen darf: Ist je ein Mönch gen Himmel gekommen durch Möncherei, so wollt' ich auch hineingekommen sein. Das werden mir zeugen alle meine Klostergesellen, die mich gekennet haben, denn ich hätte mich, wo es länger gewährt hätte, zu Tod gemartert mit Wachen, Beten, Lesen und anderer Arbeit."

Aber gerade an seinem großen Ernste und Eifer wurde die ganze auserwählte Heiligkeit des Mönchsstandes zu Schanden. Man hatte ihm nach dem „Profeß" gesagt, daß er durch solches Mönchwerden sich gereinigt und geheiligt habe von allen Sünden und nun sei wie ein unschuldiges Kind, das frisch aus der Taufe käme. „Aber," so klagt er später, „wiewohl ich solches süße Lob und prächtige Wort von meinem eigenen Werk gern hörete und ließ mich also für einen Wunderthäter halten, der sich selbst so liederlicherweise könnte heilig machen und den Tod fressen samt dem Teufel, so wollt' es doch nicht Stich

halten. Denn wo nur eine kleine Anfechtung kam vom Tode oder von der Sünde, so fiel ich dahin und fand weder Taufe noch Möncherei, die mir helfen möchten; so hatte ich nun Christum und seine Taufe längst auch verloren. Da war ich der elendeste Mensch auf Erden, Tag und Nacht war eitel Heulen und Verzweifeln, daß mir niemand steuern konnte. Also ward ich gebadet und getauft in meiner Möncherei und hatte die rechte Schweißsucht. Gott sei Lob, daß ich mich nicht zu Tod geschwitzt habe; ich wäre sonst längst im Abgrund der Hölle mit meiner Mönchstaufe. Denn ich kannte Christum nicht anders denn als einen gestrengen Richter, für dem ich fliehen wollte und doch nicht entfliehen konnte."

Ja, das war es, daß er seinen Heiland Jesus Christus nicht kannte und dessen Wohlthat, daß er die frohe Botschaft nicht kannte, sondern nur das Gesetz. Oftmals denkt er mit Schaudern an jene Zeit zurück:

„Als ich im Kloster in der Kappen war, da war ich Christo so feind (d. h. fürchtete mich so vor ihm), daß, wenn ich sein Gemälde oder Bildnis sahe, wie er am Kreuze hing, so erschrak ich dafür und schlug die Augen nieder und hätte lieber den Teufel gesehen. Denn mein Herz war ganz vergiftet mit dieser papistischen Lehre, daß ich mein Westerhemd (Taufkleid) besudelt hätte, auch Christum und die Taufe verloren und müßte mir nun selber helfen.

„Ich gedachte nicht anders, denn Christus säße im Himmel als ein zorniger Richter, wie er denn auch, auf einem Regenbogen sitzend, gemalet wird. Ich konnte ihn nicht anrufen, ja seinen Namen nicht wohl nennen hören, und mußte Zuflucht haben zu unserer lieben Frauen (Maria) und unter ihren Mantel kriechen, meinen Zwölfboten (Apostel) Sankt Thomann anrufen, und gedachte darnach: ach, ich will beichten, Meß halten und Gott selbst mit meinen guten Werken zufriedenstellen."

Aber alles Fasten, Büßen, Messehalten war vergeblich, auch das Beten half nichts, weil er auch das Beten ansah als ein Werk, damit er Gottes Gunst verdienen müßte, statt daß Christen in aller Not Gott anrufen sollen, wie die lieben Kinder ihren lieben Vater, und das gute Zutrauen zu ihm haben, er werde sie erhören.

„Wir waren in dem Wahn, wir könnten nicht beten und würden nicht erhöret, wir wären denn ganz rein und ohne Sünde, wie die Heiligen im Himmel, sodaß es viel besser wäre, das Gebet gar nachlassen und etwas anderes thun, denn also vergeblich mit Gottes Namen handeln."

Sein ganzes Trachten und Verlangen ist uns offenkundig in dem Seufzer: „O, wenn wirst Du einmal fromm werden und genug thun, daß Du einen gnädigen Gott kriegest?"

Mit andern Worten: Wie fang' ich's an, daß ich armer, sündiger Mensch Gottes strenge Forderungen erfülle und meiner Seligkeit gewiß werde?

Die großen Theologen des Mittelalters, die ihm als die erleuchtetsten Lehrer christlicher Wahrheit gepriesen wurden, gaben ihm keine Antwort. Sie machten seine Seelenangst erst recht furchtbar, da sie von einem ewigen Ratschluß Gottes redeten, wodurch er ein für allemal von den Menschen etliche zur Seligkeit, die andern zur ewigen Verdammnis bestimmt habe. Weil er nun sah, daß seine Brüder unbesorgt um ihr Heil dahinlebten und er allein solche Qual und Angst zu tragen hatte, kam ihm der schreckliche Gedanke: ob Gott nicht etwa auch ihn von Ewigkeit her durch unwandelbaren Ratschluß zur Verdammnis bestimmt habe.

Weil denn Gott sich ihm nicht gnädig zeigen wollte, flüchtete er zu den Heiligen. Er kroch Marien unter den Mantel, wie wir ihn haben sagen hören, und rief den heiligen Thomas an. Aus der großen Zahl der Heiligen hatte er sich einundzwanzig ausgewählt, von denen rief er täglich drei insbesondere an, sodaß er in jeder Woche bei allen herumkam. Aber ob er „seine Zuflucht zu den Toten, Sankt Barbara, Anna und anderen toten Heiligen gestellet als Mittler gegen Christi Zorn" so blieb es doch dabei, daß er auch damit nichts schaffte, noch von dem furchtsamen, fleißigen Gewissen könnte erlöset werden.

Und was die Kirche sonst ihm riet, sich von seinem Zweifeln und Zagen zu erlösen, wie bald war das gründlich ausprobiert! Er konnte zeugen: „Ja, ich hab' es erfahren. Denn ich bin auch ein solcher frommer Mönch gewesen wohl fünfzehn Jahr, noch habe ich's nie kein Mal können dazu bringen, mit allen meinen Messen, Beten, Fasten, Keuschheit, daß ich hätte können sagen: Nun bin ich's gewiß, daß mir Gott gnädig sei, oder: Nun hab' ich's versucht und erfahren, daß mir mein Orden und streng Leben geholfen hat und mich gen Himmel gefördert."

Oft hat er drei Tage lang keinen Bissen gegessen und getrunken. Da sein Leib von Kind auf an ein hartes Leben gewöhnt war, konnte er viel aushalten.

Einmal doch fanden ihn seine Klosterbrüder am Boden seiner Zelle hingestreckt, „einem Leichnam ähnlicher als einem Menschen". Und seine

Gesundheit hat durch das strenge Büßen und Kasteien im Kloster für Zeit seines Lebens einen Schaden davongetragen.

Gebeichtet hat er, wie sich denken läßt, fleißig genug. Wenigstens einmal in der Woche es zu thun, gebot schon die Ordensregel. Und was hatte er denn zu beichten? Regungen des Zornes, der Feindschaft, des Neides gegen seine Genossen, dazu allerhand Skrupel, die kein Beichtvater für Sünde ansah — wie manch anderer hatte Schwereres auf dem Gewissen und hielt sich für einen Heiligen!

Aber auch die Vergebung, die sein Beichtiger ihm zusprach, konnte Luthers Seele nicht beruhigen. Es ist kein Wunder, wenn wir die Absolutionsformel ansehen, wie sie damals unter den Mönchen üblich war. Sie lautete:

„Das Verdienst des Leidens Christi und der Jungfrau Maria und aller Heiligen, das Verdienst des Ordens, die Demut des Bekenntnisses, die Zerknirschung des Herzens, die guten Werke, die Du für Christi Liebe gethan hast und thun wirst, mögen Dir gereichen zur Vergebung Deiner Sünden, zur Mehrung des Verdienstes und der Gnade und zur Belohnung ewigen Lebens."

Darnach kam es freilich auf die Zerknirschung des Herzens, die guten Werke, also immer wieder auf den Sünder selbst an, ob er Gnade und Vergebung haben sollte — wie konnte Luther sich dabei beruhigen? Immer wieder fiel ihm ein: Du warst nicht reuig und zerknirscht genug, du hast diese und jene Sünde vergessen, dem Beichtvater zu bekennen und was dergleichen Skrupel mehr waren.

Zweimal legte er eine große Generalbeichte ab. Da offenbarte er dem Priester alles Böse, dessen er sich von Kind auf erinnerte, ob er so der alten und neuen Lasten einmal los und ledig werden möchte. Alles umsonst!

Seinem Beichtvater mochte er oft den Kopf warm machen. Der schalt ihn dann wohl, wenn er ihm wieder allerhand „thörichte Sünden" vortrug und über Gottes unentrinnbaren Zorn klagte. „Du bist ein Narr. Gott zürnt nicht mit Dir, sondern Du mit ihm."

Ja, war denn keiner im ganzen Kloster, der ihn einmal hingewiesen hätte auf den einzigen Erlöser von allen Sünden: „Jesus nimmt die Sünder an"? War denn unter dem Papsttum gar kein wahrer Glaube mehr zu finden?

Es gab doch auch unter dem Papsttum Christen, die das Herz auf dem rechten Flecke hatten und über allen den verdienstlichen Werken und

den Heiligen nicht vergessen hatten, daß schließlich alles ankommt auf ein fromm und herzlich Gottvertrauen.

So einer war sein alter Novizenmeister, freilich kein Priester, aber ein „feiner, alter Mann", dem's Luther später mit herzlicher Dankbarkeit bezeugt, daß er unter der Kutte sich ein fromm, christlich Herz bewahrt habe.

Dem klagte Luther mit Thränen seine Not, daß er nicht wisse, ob denn auch er den Tröstungen der Absolution (Lossprechung) vertrauen dürfe. Da traf der alte Mönch eine gute Antwort.

„Was machst Du, mein Sohn? Weißt Du nicht, daß der Herr selbst uns geboten hat, zu hoffen?"

Das Wort „geboten" richtete Luther nicht wenig auf. Er merkte, daß man gerade dadurch wider Gottes ausdrücklichen Willen sich versündige, wenn man seiner Verheißung nicht traue und sich mit Sorgen quäle, als ginge sie einen nichts an.

Freilich redete der Mönch nur von einem Hoffen, nicht von einem Glauben, welches Wort Luther später auf seine Fahne geschrieben und erst wieder zu Sinn und Ehren gebracht hat in der Christenheit. Aber auch darauf hat ihn sein alter Meister schon hingewiesen, da er ein ander Mal ihm vorhielt die Worte des dritten Artikels: „Ich glaube an die Vergebung der Sünden" und legte es ihm aus, wie es damit von Gott geboten sei, daß ein jeder Christ glauben solle, nicht nur dem Dovid oder Pterus, sondern ihm selber seien seine Sünden vergeben.

Eines Tages aber kam ein Mann, das Kloster zu besuchen und nach dem Rechten zu sehen. Der kam dem Luther recht als ein Retter in der Not, von Gott gesandt. Es war kein Geringerer, als das Oberhaupt der strengeren Augustinerklöster in Deutschland, der Generalvikar Johann von Staupitz.

Vier Jahre vor seinem Tode, 1542, bekennt Luther in einem Briefe: „Wo mir Doktor Staupitz, oder vielmehr Gott durch Doktor Staupitz, nicht aus den Anfechtungen herausgeholfen hätte, so wäre ich drinnen ersoffen und längst in der Hölle. Denn solche teufelische Gedanken machen zuletzt, wo es blöde Herzen sind, verzweifelte Leute, die an der Gnade Gottes verzagen, oder sind sie kühn und mutig, werden sie Gottesverächter und Feinde, sagen: Laß hergehen, ich will thun, was ich will, ist's doch verloren."

Staupitz hatte als Generalvikar alle Hände voll zu thun. Das

nächste Kapitel wird ein Exempel davon geben, was für Aufgaben auf ihm lasteten.

Aber über aller Arbeit vergaß er nicht, für das geistliche und leibliche Wohl der ihm untergebenen Brüder väterlich zu sorgen. Visitierend reiste er von einem Kloster zum andern. Hier mußte er strafen, dort ermuntern, hier vor Habgier und Wohlleben warnen, dort zum Gottvertrauen mahnen.

So kam er denn auch zur Visitation nach Erfurt. Bald fiel ihm der junge Bruder mit den bleichen, abgehärmten Zügen und den großen, tiefsinnigen Augen auf. Auch der Prior des Klosters mochte wohl auf ihn zu reden kommen als auf ein Muster mönchischer Heiligkeit.

Und einen klaren Blick sollte Staupitz thun in Luthers Seele hinein, als der ihm eine Generalbeichte ablegte. Da gewann Staupitz vollends ein herzliches Interesse an dem Bruder Martinus. Auch er war wohl ein Mönch und in den Irrtümern des Mönchsglaubens befangen, aber es war doch auch ein gut Teil gesunde Frömmigkeit in ihm vorhanden und ein offener Sinn für die Wahrheiten der heiligen Schrift.

Geduldig hörte er Luthers bittere Klagen an. „O meine Sünde, Sünde, Sünde!“ Das war sein Schmerzensruf. Aber Staupitz fand nichts, was Gott könne für rechtschaffene Sünden ansehen, schalt dann Luthern freundlich, daß er mit solchem Humpelwerk und Puppensünden umgehe. „Denn,“ sagte er, „Christus ist die Vergebung rechtschaffener Sünden.“

Nicht als ob er Luther hätte zum Leichtsinn verführen wollen. Aus seinem verderblichen, selbstquälerischen Brüten und Grübeln über sich und seine Gerechtigkeit wollte er ihn herausreißen.

Dann klagte ihm Luther seine Angst, ob etwa Gott ihn durch einen ewigen Ratschluß zur Hölle verdammt habe. Aber Staupitz verwies ihm solch Sinnen und Nachdenken über die hohen Geheimnisse Gottes:

„Warum plagst du dich also mit diesen Spekulationen und hohen Gedanken? Schau an die Wunden Christi und sein Blut, das er für dich vergossen hat, daraus wird die Vorsehung hervorleuchten. Deshalb soll man den Sohn Gottes hören, der Mensch worden und darum erschienen ist, daß er die Werke des Teufels zerstöre und dich der Vorsehung gewiß mache. Und darum saget er auch zu dir: Du bist mein

Schäflein, denn du hörest meine Stimme, und niemand wird dich aus meiner Hand reißen."

Ja, der Doktor Staupitz war ein rechter Doktor der heiligen Schrift. Wie er es gewesen war, der zuerst den Augustinerbrüdern das Studium der Bibel empfohlen hatte — freilich nicht vor den Kirchenvätern, sondern nur neben denselben — so schloß er nun seinem Liebling, denn das wurde Luther, immer mehr, das Verständnis der Schrift auf.

Aber Luther hatte doch schon für sich die Bibel fleißig gelesen? So fragst Du, lieber Leser, mit Recht und wunderst Dich, daß er nicht von selber die Wahrheit des selig machenden Evangeliums darin gefunden hat.

Aber das ist der Fluch einer irrenden Kirche, daß die suchenden Seelen von ihr irregeleitet werden, da sie doch vielmehr an ihr eine Führerin haben sollten zum Leben.

Luther hatte bisher viel zu sehr hineingelesen in die Schrift, was nicht darin stand, was aber die gepriesenen Lehrer der römischen Kirche lehreten. Darum hatte er Christum und die Gnade Gottes, durch Christum geoffenbaret, trotz alles Studierens nicht darin gefunden. Jetzt zeigte ihm Staupitz, wie Jesus Christus der Mittelpunkt der Schrift sei und durch sein Leiden und Sterben alle Verzweiflung von uns nehme.

Kein Wörtlein der Bibel war für Luther bitterer, als das Wörtlein „Buße". Daß er genug Buße thun möchte, damit Gott ihm gnädig sei, war sein einziges Trachten. Aber immer zagte er, daß er nicht reuig und zerknirscht genug sei, um Gottes Wohlgefallen zu erringen.

Da zeigte ihm Staupitz, daß aller Schmerz der Reue, alle Paternoster (Vaterunser) und Kasteiungen nicht die Hauptsache an der Buße träfen, sondern die wahre Buße, die fange an mit der Liebe zu Gott und zur Gerechtigkeit. Das war für Luther etwas ganz neues. Er nahm es auf wie eine Stimme vom Himmel.

Er fing an zu ahnen, daß wir einen lieben Gott im Himmel haben, dem zu dienen eine Freude ist.

Luther kannte bisher nur das Gesetz, nicht aber das Evangelium. Staupitz hatte an sich selber auch erfahren, daß das Gesetz nicht selig mache. Darum pflegte er vom Gesetz zu sagen:

„Es ist ein großer Berg. Du mußt hinüber — spricht das Gesetz; ich will hinüber — spricht die Vermessenheit; du kannst nicht —

spricht das Gewissen; so will ich's lassen — spricht die Verzweiflung." Aber aus solcher Verzweiflung rettet uns Christus.

Nicht auf einmal wurde Luther durch solch tröstliches Zureden verwandelt. Einst ging er bei einer Frohnleichnamsprozession dicht neben dem Doktor Staupitz, der selber den heiligen Leichnam Christi, nämlich die Hostie, umhertrug, wie das die Katholiken heute noch pflegen. Da erschrak Luther über den Gedanken der Gegenwart Christi so, daß ihm der Schweiß ausbrach, und meinte, er müsse vergehen. Klagte das auch nachher dem Staupitz in der Beichte. Der sagte zu ihm: „Es ist nicht Christus, der dich schreckte; denn Christus schreckt nicht, sondern tröstet nur."

Und wenn dann immer wieder Luther so traurig und zerschlagen mit Staupitz zu Tische saß, da hob wohl Staupitz an und fragte: „Wie seid ihr so traurig, Bruder Martinus?"

Der erwiderte: „Ach, wo soll ich hin?"

Da tröstete jener den Angefochtenen und sagte:

„Ihr wisset nicht, daß auch solche Anfechtung gut und not ist, sonst würde nichts gutes aus euch." Und äußerte weiter, daß Gott ihn noch zu großen Dingen brauchen werde und dazu ihn jetzt in die Lehre nehme.

Wahrlich, ein Freund in der Not war Staupitz dem Luther. Aber das Beste war dies: Christus selber wurde ihm nun immer lebendiger und gegenwärtiger, daß er bald keines menschlichen Meisters und Helfers mehr bedurfte.

Darum bekennt Luther später: „Keine Arznei und kein Rat hätte mir geholfen, wenn nicht Christus gekommen, die Bibel aufgeschlagen und somit durch sein Wort mir Rat und Trost geworden wäre."

Nachdem ihm Staupitz ein Licht angezündet, fand er sich in der Schrift trefflich zurecht. Und wenn sie ihn früher erschreckt hatte durch das Wort: „Ich, der Herr, dein Gott, bin ein starker, eifriger Gott," tröstete sie ihn jetzt durch desselben Gottes Rede: „Ich will nicht den Tod des Sünders, sondern daß er sich bekehre und lebe."

Und bald geriet er in die Schule des Apostels Paulus; der sollte ihn lehren, daß der Mensch gerecht und selig wird aus Gnaden, allein durch den Glauben.

So war in heißen Seelenkämpfen der Sieg zwar noch nicht völlig gewonnen, aber doch gesichert. Die heißeste Schlacht war geschlagen, da er lernte, alles Fasten und Wachen und Büßen für nichts ansehen und allein vertrauen auf den gnädigen Gott.

Immer friedlicher wurde es in seiner Seele, und schon fing er an, unter seinen Genossen das Haupt zu erheben und bei den Disputationen, die sie untereinander hatten, die nun erkannte Wahrheit zu verteidigen.

Aber daß er damit in Streit gerate mit der damaligen Kirche selber, das kam ihm nicht in den Sinn. Er gedachte ein treuer Sohn seiner Kirche zu bleiben und des Papstes.

Das war ein langes Kapitel, lieber Leser. Ist es dir zu lang geworden? Lustiger ist's freilich, mit Luther die Bulle zu verbrennen und nach dem Reichstage zu ziehen — aber wer wissen will, wie Luther ein Reformator geworden, muß auch in der Zelle des Erfurter Klosters zuhause sein und zusehen, wie Gott da in großer Hitze sich sein Werkzeug bereitet hat.

Vier Jahre brachte Luther im Erfurter Kloster zu, dann wurde er an einen anderen Ort berufen. Aber ob er schon fünfundzwanzig Jahre zählte, seine Lehrjahre waren noch immer nicht zu Ende.





Sechstes Kapitel.

Nach Wittenberg.

Im Herbste des Jahres 1508 wurde Luther als Professor nach Wittenberg berufen.

Es ist, als hätte Gott für Luthers Wirksamkeit eigens eine Universität ins Leben rufen wollen. Denn nur sechs Jahre früher, als der Erfurter Mönch in Wittenberg einzog, welcher das Städtchen bekannt machen sollte in der ganzen Welt, ist die Universität daselbst gestiftet worden.

Friedrich der Weise, Kurfürst von Sachsen, hat sie gestiftet. Durch ihn wurde Sachsen „die Wiege der Reformation.“

Seit 1485 war das sächsische Land gespalten in ein Kurfürstentum Sachsen und in ein Herzogtum Sachsen. Beide Länder wurden regiert von Fürsten aus dem Hause Wettin, das Kurfürstentum von der ernestinischen Linie, das Herzogtum von der albertinischen. Es hatten nämlich die beiden Söhne Friedrichs des Sanftmütigen, Ernst und Albrecht, dieselben, welche einst Ritter Kunz von Kaufungen mit kühnem Gewaltstreich aus dem Schlosse zu Altenburg entführte, nach dem Tode ihres Vaters (1464) lange gemeinschaftlich die Regierung geführt, waren aber im Jahre 1485 doch noch zur Teilung geschritten.

Ernst, der Ältere, teilte; Albrecht, der Jüngere wählte zuerst. Da nahm Albrecht das meißnische Land für sich, mit den Städten Dresden, Meißen, Freiberg und Chemnitz, dazu den nördlichen Streifen von Thüringen mit Leipzig. Das hieß nun das Herzogtum Sachsen.

So blieb für Ernst der Hauptteil von Thüringen mit Gotha,

Weimar, Coburg, Altenburg und Zwickau, dazu das sogenannte Kurland mit Wittenberg und Torgau. Dieses Stück hieß das Kurland, weil auf ihm die Kurwürde ruhte, das Recht, die Kaiser mitzuwählen. Das war nun das Kurfürstentum Sachsen.

Sieht man die alten Karten an, so liegen die beiden Länder kreuzweise durch einander.

Auf Herzog Albrecht folgte sein ältester Sohn Georg, der Bärtige. (1500—1539). Der wird uns noch gar manchmal begegnen als ein geschworener Feind Luthers und der Reformation.

Früher noch war der Kurfürst Ernst gestorben und sein ältester Sohn Kurfürst geworden an seiner Statt: Friedrich der Weise (1486—1525).

Wohl verdient er diesen Beinamen. Unter dem Schutze seiner einsichtigen und gerechten Regierung hat Luther frei und ungehindert sein Werk anheben können.

Friedrichs Vater hatte ihm eine sorgfältige Erziehung zu teil werden lassen. In der Schule zu Grimma war er unterrichtet worden, auch im Lateinischen. Von seinem frühen Verkehr mit den dortigen Augustinermönchen schreibt sich wohl seine Vorliebe für diesen Orden her. Pflegte er doch gern noch in seinen alten Tagen in ihrem Kloster zu Grimma das Osterfest zu verleben.

Er war ein frommer Fürst. Keinen Tag ließ er hingehen, ohne daß er die Messe gehört hätte; mit großem Eifer und vielen Kosten sammelte er die Reliquien der Heiligen; ja er selber unternahm eine Wallfahrt nach dem gelobten Lande. Wenn andere Fürsten an ausschweifenden Trinkgelagen, an zügellosem Treiben aller Art sich ergötzten, so kannte er außer der Jagd nur das eine Vergnügen — an der Drechselbank zu sitzen. Friedfertig und in sich gekehrt, war er vor allem bedacht auf seiner Seelen Seligkeit und auf das Wohl seines Landes.

Er wußte auf Zucht und Ordnung zu halten. Dabei war er aber seinen Unterthanen ein sparsamer Hausvater, der sie nicht gern mit Steuern drückte.

Im Reiche war er sehr angesehen, und seine Stimme hatte im Rate der Kurfürsten das größte Gewicht. Wiederholt hielt er als ein Reichsverweser das Regiment in den Händen, ja wir werden sehen, daß ihm sogar die Kaiserkrone einmal ist angeboten worden.

Weil nun Friedrich der Weise den Wissenschaften geneigt war, schmerzte es ihn, daß er keine Universität in seinem Lande hatte. Denn

die Universität Leipzig, welche im Jahre 1409 sein Urgroßvater Friedrich der Streitbare gegründet hatte, war durch die Teilung den Albertinern zugefallen. Aber dem Mangel war abzuhelfen. Friedrich gründete die Universität Wittenberg.

Wie kam er gerade auf Wittenberg? Das ist bis heute noch keine große Stadt mit seinen 820 Häusern und 13000 Einwohnern. In jener Zeit zählte es nur 350 steuerpflichtige Häuser. Das waren, wie's uns einer beschreibt, der's gesehen hat, kleine, alte, häßliche, niedrige, hölzerne Häuslein, und Wittenberg sah einem Dorfe ähnlicher, als einer Stadt.

Und die Gegend ist auch nicht die schönste. Wittenberg liegt auf dem rechten Ufer der Elbe mitten im flachen Lande, und das Schlimmste dabei: Der Boden taugt nicht viel. Davon weiß auch Luther zu sagen, dem es gar nicht gefiel, als er aus dem großen, reichen Erfurt und seinem Gartenlande hierher verschlagen wurde. Er nennt's ein gar sandiges Land, da anders nichts ist denn eitel Steine.

Führt auch einen alten Reim an, den einer auf das Wittenberger Land gemacht hat:

Ländiken, Ländiken,
Du bist ein Sändiken!
Wenn ick dich arbeite,
So bist du licht;
Wenn ick dich ege,
So bist du schlicht;
Wenn ich dich meie (mähe),
So finde ick nicht.

„Dennoch," fügt Luther hinzu, „giebt uns Gott aus diesen Steinen guten Wein und köstlich Korn." Und auf dem linken Elbufer gegenüber ist ein fruchtbarer und gesegneter Landstrich.

Bei alledem war Wittenberg eine der wichtigsten Städte im Kurfürstentum. Als Rudolf I. aus dem Geschlechte der Askanier (1299—1356) die Kurwürde empfig, hatte er in Wittenberg seine Residenz, und so wurde es die Hauptstadt des sächsischen Kurkreises.

Im Jahre 1422 starb der letzte Askanier. Da belehnte der Kaiser Siegismund aus Dankbarkeit für die ihm wider die Hussiten geleistete Hilfe Friedrich den Streitbaren, Markgrafen von Meißen und Landgrafen von Thüringen, mit dem Kurfürstentume Sachsen-Wittenberg. Seitdem nannten sich die Wettiner „Kurfürsten von Sachsen" und führ-

ten die Kurschwerter im Wappen, nämlich zwei gekreuzte, rote Schwerter auf schwarz und weißem Felde.

Es gefiel aber den Kurfürsten vom Hause Wettin in ihren alten Residenzen zu Altenburg und Dresden, ja auch in Torgau besser als in Wittenberg.

Da baute sich Friedrich der Weise zu Wittenberg ein neues Schloß und bewohnte es von Zeit zu Zeit. Er ließ auch eine neue Schloßkirche aufführen, die er zu einem besonders segensreichen Gnadenorte zu machen gedachte.

An ihrer Stelle stand zuvor eine Kapelle, reich an Stiftungen, Begabungen und Einkünften aller Art. Aus dieser Kapelle nahm man einen ansehnlichen Schatz von Heiligtümern und Reliquien, d. h. von Erinnerungszeichen an Märtyrer und Heilige in die neue Schloßkirche hinüber. Das kostbarste „Heiligtum" aber barg der Hochaltar, der genoß besondere Verehrung. Denn in ihm war ein blutgetränkter Dorn aus der Dornenkrone Christi eingemauert, welchen ein Askanierprinz einst vom Könige von Frankreich zum Geschenke erhalten hatte.

Diesen Reliquienschatz zu vermehren, ließ sich der sonst so sparsame Kurfürst Friedrich ein schönes Stück Geld kosten. Überallher kaufte er kostbare Stücke zusammen und brachte seine Sammlung auf Fünf- bis Sechstausend.

Vom Jahre 1509 haben wir noch ein sogenanntes „Heiligtumsbuch" der Wittenberger Schloßkirche, worin alle die angeblichen Andenken an die Heiligen, die in jenem Jahre in dieser Kirche aufbewahrt und angebetet wurden, ganz genau verzeichnet stehen. Das Buch führt den Titel: „Die Zeigung des Hochlobwürdigen Heiligtums der Stiftskirchen Allerheiligen zu Wittenberg."

Nicht weniger als 5005 Stücke sind darin aufgeführt. Die wertvollsten Reliquien waren in acht Gängen zur Anbetung der Gläubigen ausgestellt.

In dem ersten und zweiten Gange befanden sich die Erinnerungen an heilige Jungfrauen und Wittwen.

Da gab es ein Glas von der heiligen Eisabeth, ein Stück von ihrem Mantel, ein Stück von ihrem Kleide, ein Büschel von ihren Haaren, acht Knochenteilchen von ihrem Gebein, zwei Zähne von ihr. Von der heiligen Bobilia waren zwei Finger, von der heiligen Ottilia eine Rippe, von der heiligen Margareta ein Stück Bein vorhanden. An Maria

Magdalena erinnerte ein Stück von dem Steine, auf welchem sie gestorben war.

Im dritten Gange standen die Überbleibsel von heiligen Beichtvätern, im vierten und fünften Gange die von Märtyrern. Der sechste Gang enthielt die Reliquien der zwölf Apostel. Von Paulus war der Gürtel und Teile seines heiligen Gebeins bis in die Wittenberger Schloßkirche gekommen. An Sankt Petrus erinnerte ein Stück von seinem Stabe, ein Glied von der Kette, die er als Gefangener getragen u. s. w.

Der siebente Gang wies die Andenken der Patriarchen auf, der achte noch eine Anzahl besonders wertvoller Sachen, z. B. ein Stück von dem Stein, worauf der Herr ruhete, als er das Kreuz trug, von dem Schwamme, womit er getränkt wurde, von den Ruten womit man ihn geißelte, auch war da einer von den Nägeln, so dem Herrn durch Hände und Füße geschlagen worden.

An diesem Reliquienschatz hing die Frömmigkeit des Kurfürsten mit der größten Andacht und Verehrung. Da war's kein Wunder, daß der Papst seinem frommen Eifer besondere Anerkennung wiederfahren ließ. Der Kardinallegat Raimund verhieß kraft päpstlicher Vollmacht für jedes Vater unser, das man für dieses Fürsten Heil bete, hundert Tage Ablaß.

Gegen 10 000 Messen wurden jährlich in der Schloßkirche gelesen. Wer sich alle Abläße, welche an die Verehrung der dort aufbewahrten Reliquien geknüpft waren, zu Nutze machte, konnte Ablaß gewinnen auf 1443 Jahre.

Jährlich am Montage nach Misericordias fand eine große Schaustellung der sämtlichen Stücke statt, wobei ihre gnadenreiche Kraft dem Volke hoch angepriesen wurde.

Ein anderer Hauptfesttag war der 1. November, der Tag Allerheiligen. Denn am Allerheiligentage des Jahres 1499 war die Kirche eingeweiht worden; auch führte sie den Namen „Allerheiligenkirche“.

Das war dieselbe Kirche, an deren Thüre Luther am 31. Oktober 1517 seine 95 Thesen anschlagen sollte.

Aber bis dahin sind's noch ein paar Jahre.

Im Jahre 1502 stiftete Kurfürst Friedrich die Universität Wittenberg. Dabei waren seine zwei Ratgeber Doktor Pollich von Mellerstadt, der ihn im Jahre 1493 bei seiner Pilgerreise nach Jerusalem als Leibarzt begleitet hatte, ein vielseitiger Mann, denn er hielt nicht nur medizinische und juristische Vorlesungen, sondern trieb auch die Theo-

logie und die Sprachen; er wurde der erste Rektor der Universität. Der andere war Staupitz.

Johann von Staupitz stammte aus dem Meißnischen. So mochte ihn Kurfürst Friedrich von früher her kennen.

Damals, 1502, war Staupitz noch nicht Generalvikar der Augustiner-Kongregation, sondern Professor in Tübingen. Er verließ Tübingen und ging mit Eifer auf den Plan des Kurfürsten ein.

Als Friedrich sich Wittenberg zur Universitätsstadt wählte, hatte er mit darauf Bedacht genommen, daß daselbst ein Augustinerkloster war; eine Anzahl von Lehrämtern an der Universität dachte er den Mönchen dieses Klosters anzuvertrauen.

Die übrigen Professoren sollten aus den Einkünften der Schloßkirche besoldet werden, welche der Universität zugewiesen wurden und daher den Namen „akademische Stiftskirche“ erhielt.

Die Jungfrau Maria und der heilige Augustinus wurden die Schutzheiligen der Universität, die theologische Abteilung vertraute sich dem Apostel Paulus an.

Wunderbar: Augustinus und Paulus sollten von Wittenberg aus die Kirche von ihren schweren Irrtümern reinigen.

Aber niemand dachte daran, daß diese Universität Widerspruch erheben sollte gegen die bestehende Kirche und den Papst. Zwar kam es den Professoren zu gute, daß sie nicht unter einem Bischof oder Erzbischof standen, wie z. B. die zu Erfurt, sondern unter einem weltlichen Fürsten. Da hatten sie mehr Freiheit zum Forschen und zum Lehren. Aber Kurfürst Friedrich versäumte nicht um die päpstliche Bestätigung seiner Stiftung zu bitten. Staupitz holte sie nach vier Jahren beim Papst Julius II. persönlich ein.

Es sind die Universitäten, wie wir sie haben, ein eigentümliches Gewächs auf deutschem Boden. Es gab damals und giebt heute wohl welche auch in andern Ländern, aber nirgends haben sie solchen Einfluß auf das Volk und seine Geschichte gehabt, wie bei uns. Was ist es aber, das so viele Männer, wie verschieden sie sind an Geistesgaben und Neigungen, wie verschieden auch die Fächer, worin sie arbeiten, zu Einem Ganzen verbindet? Das ist der Dienst der Wahrheit. Darin sind sie eins.

Im Heidentum gab es keine Universitäten. Erst seit das Christentum die Erkenntnis gebracht hat, daß es nur Eine Wahrheit giebt, eine ewige Wahrheit, sind Universitäten entstanden. Zu nichts anderm sind

die Männer dort verpflichtet, als nach der Wahrheit zu forschen und die Wahrheit zu verkündigen.

Da kommt freilich alles darauf an, daß sich für diesen Platz die rechten Männer finden. Denn wenn die Lehrer des Volkes mit Irrtümern umgehen, so leidet das ganze Volk darunter.

Das wußte Kurfürst Friedrich auch. Darum war er wohl darauf bedacht, für seine junge Hochschule die rechten Leute zu finden.

Staupitz, der als erster Professor der Theologie eintrat, wurde durch sein Amt als Generalvikar (seit 1503) verhindert, regelmäßige Vorlesungen zu halten. Denn nun brachte er die meiste Zeit auf Reisen zu. Aber bei seinen Visitationen sah er sich überall in den Klöstern nach jungen Männern um, die in Wittenberg dem Orden und der Universität Ehre machen könnten.

Viele Augustiner waren bereits um der Universität willen nach Wittenberg versetzt worden, teils als Schüler, teils als Lehrer. Es wurde beim Wittenberger Kloster eine ebensolche Studienanstalt für die Ordensbrüder errichtet, wie sie mit dem Erfurter verbunden war. Das alte Kloster faßte die Bewohner nicht mehr, es mußte ein Neubau stattfinden.

Aber noch war der Zudrang junger Leute zu der neuen Universität gar nicht groß. Im Jahre 1508 ließen sich nur 179 als Studenten einschreiben.

Eine hervorragende Lehrkraft that not, ein ungewöhnlicher Geist, der die Jugend aus allen Gegenden herbeizöge und der neugegründeten Hochschule einen Namen machte.

Da berief Staupitz den Bruder Martinus von Erfurt nach Wittenberg. Als Mönch hatte Luther dem Befehle seines Vorgesetzten einfach zu gehorchen.

Es muß eilig gegangen sein mit seiner Abreise.

Gern hätte Luther von seinen Freunden in Eisenach, von seinen Verwandten in Mansfeld Abschied genommen, aber Staupitz drängte zu sofortigem Umzug.

Nun der Umzug selber wird Luthern nicht viel zu schaffen gemacht haben; denn was hatte ein Bettelmönch mitzunehmen, wenn er aus einem Kloster ins andere zog?

Gewiß ist Luthern nicht leicht dabei zu Mute gewesen, daß er nun ein Lehrer der Jugend werden sollte. Am wenigsten gefiel ihm, daß er nicht die Theologie, sondern die Philosophie vortragen sollte. Jenes

durfte er noch nicht, weil er noch keine theologischen Grade oder Würden erlangt hatte; wohl aber war er, wie wir wissen, bereits seit vier Jahren ein Magister der Philosophie.

Aber wie schwer er sich darein fand, schon hatte er sich mit ganzem Vertrauen seinem Gott ergeben.

„Der Mensch täuscht sich oft," schreibt er, „ja immer in seinem eigenen Urteil; aber Gott ist Gott, er ist unser Gott und wird uns freundlich leiten in Ewigkeit."

Und ein andermal schreibt er: „Irre, irre, irre geht, wer sich anmaßt, sich selbst oder andere nach eigenem Rat zu leiten; nur durch demütiges Gebet und brünstiges Verlangen ist solche Gabe von Gott zu erlangen." Ein solcher Professor wird es genau nehmen mit seinem Amt und mit dem Dienste der Wahrheit.

Manche Erfurter Brüder sahen ihn nicht ungern scheiden, denn sie klagten über seine Heftigkeit und Streitsucht. Er war ihnen unbequem geworden, weil er für die Wahrheiten, die er in seinen heißen Seelenkämpfen gewonnen hatte, mit immer größerer Entschiedenheit eintrat. Schon mußten sie die Stärke seines Geistes empfinden.

Und Heftigkeit und Streitsucht sind Fehler, die gerade in den Klostermauern am meisten zu Hause sind, die man viel eher abschleift und überwindet, wenn man zur rechten Zeit draußen im Leben sich schicken lernt. Von seiner Klosterzeit her haben jene Fehler Luthern zeitlebens zu schaffen gemacht.

Aber sonst hat das Andenken an seine Erfurter Zeit auch von seinen Feinden nicht beschmutzt werden können.

An einem Herbsttage des Jahres 1508 ist denn ein bleicher abgehärmter Mönch von fünfundzwanzig Jahren von Erfurt her über die hölzerne Elbbrücke in Wittenberg eingewandert.

Er nahm seinen Weg durch die lange Gasse nach dem Augustinerkloster.

Hier fand er eine Zelle und seinen Unterhalt. Denn von der Universität und von den Studenten bekam er für seine Vorlesungen keinen Pfennig.

38 Jahre sollte er nun in Wittenberg als Professor wirken, bis zu seinem Tode. Nur mit einer kleinen Unterbrechung; nämlich schon im Jahre 1509 wurde er auf anderthalb Jahre nach Erfurt zurückversetzt — wir wissen nicht aus welchem Grunde. Auch in dieser Zwischenzeit hat er Vorlesungen gehalten.

Zuerst trug er über den Philosophen Aristoteles vor. Schon am 9. März 1509 erwarb er aber den niedrigsten theologischen Grad und wurde ein Baccalaureus der Theologie, „welche den Kern der Nuß und das Mark des Weizens und das Mark der Knochen erforscht."

Da hat er denn bald Aufsehen erregt bei den Studenten. So eindringend und mit solchem Feuer legte niemand die heilige Schrift aus. Er war aber auch mit ganzer Seele dabei. Die Fragen, die ihn im Erfurter Kloster bewegt hatten, die waren es, worüber er auch jetzt noch eifrig forschte und worauf er auch seine Zuhörer hinwies.

Bald verbreitete sich sein Ruf.

Doctor Pollich von Mellerstadt unterhielt sich öfter bei Tische über den neuen Lehrer und äußerte dabei: „Dieser Mönch wird alle Doctores irre machen, denn er verlegt sich auf der Propheten und Apostel Schrift und steht auf Jesu Christi Wort."

Ein ander Mal sagte er: „Dieser Bruder hat tiefe Augen; er wird wundersame Phantasien haben."





Siebentes Kapitel.

Nach Rom.

Nichts lag dem Professor Luther ferner, als etwas wider den Papst oder die Lehre des Papstes zu lehren. Nicht einmal heimlich im Innern seines Herzens wagte er es, von dem Stellvertreter Christi und Nachfolger Petri Übles zu denken, obwohl ihm allmälig mancherlei aufstieß, was ihn an seinem guten Zutrauen zur Kirche und zu ihrem Oberhaupte irre machen mußte.

„Wahrlich, ich bin im Papsttum bis über die Ohren verführet gewesen," klagt er später.

Und ein ander Mal erzählt er: „Ich war so ein wütender Papist, so trunken und ganz versunken in des Papstes Lehre, daß ich bereit gewesen wäre, alle, die dem Papst nur um eine Silbe den Gehorsam weigerten, zu morden oder ihren Mördern zu helfen und Beifall zu geben. Und nahm es ernst damit, so gewiß ich mich schrecklich fürchtete vor dem jüngsten Gericht und von Herzensgrunde darnach verlangte, selig zu werden."

So war er auch damals der Meinung, daß dem Johann Hus recht geschehen sei, als er von Gottes und der Kirche wegen zu Kostnitz verbrannt wurde. Denn er hielt Hus für einen Ketzer und Irrlehrer. Ketzer und Irrlehrer aber müssen von der Erde vertilgt werden — das ist der Glaube aller frommen Christen unter dem Papsttum.

Da geschah es, daß Luther einmal als Mönch zu Erfurt in der Klosterbibliothek ein Buch fand, darin des Johann Hus Predigten

aufgezeichnet standen. Wahrscheinlich war es aus Versehen unvernichtet geblieben.

Er hat uns selber davon erzählt: „Da ich nun aus Fürwitz lüstern ward zu sehen, was doch der Erzketzer gelehrt hätte, weil das Buch in öffentlicher Librarei (Bibliothek) unverbrannt behalten wäre, da fand ich wahrlich so viel, daß ich mich dafür entsetzte, warum doch solcher Mann verbrannt wäre, der so christlich und gewaltig die Schrift führen konnte.

„Aber weil sein Name so greulich verdammt war, daß ich dazumal dachte, die Wände würden schwarz und die Sonne müßte den Schein verlieren, wenn einer des Namens Hus wohl gedächte, schlug ich das Buch zu, tröstete mich aber mit solchen Gedanken: Vielleicht hat er das Buch geschrieben, ehe denn er ist Ketzer worden. Denn ich des Konstanzer Concilii Geschichte noch nicht wußte."

Später hat er es denn wohl erfahren, wie die Väter zu Konstanz mit lauter Falschheit gegen Hus gehandelt haben und der Kaiser Siegismund, der ihm das freie Geleit brach, dazu. Und waren es gerade die allerchristlichsten Sätze des Hus, um deren willen er zum Feuertode verdammt wurde.

Und wollen wir noch ein ander Zeugnis, wie Luther mit seinem Glauben in jener Zeit ganz an die Papstkirche gebunden war? Nicht lange, nachdem er seine fünfundneunzig Thesen angeschlagen, hat er folgende Worte geschrieben:

„Mir ist leid, daß ich so ernstlich bin gehorsam gewesen. Denn von Herzen glaubte ich damals nichts anderes über den Papst, die Kirchenversammlungen und die Universitäten, als was die gemeine Rede war. Freilich kam mir vieles davon gar seltsam und unchristlich vor, aber ich bezwang meine Gedanken über zehn Jahre lang mit dem Worte Salomos: Solltest Du allein klug sein? Meinte, es müsse doch Gottesgelehrte genug geben auf den Schulen, die nicht schweigen würden, wenn es gottlos wäre."

Nicht anders als mit Andacht und Verehrung gedachte er an den Papst. In seinen Gewissensnöten zu Erfurt verfiel er oftmals auf den Gedanken: ja, wenn ich könnte gen Rom pilgern, dort möchte ich wohl Frieden gewinnen.

Denn nach der Lehre der römischen Kirche ist nicht ein Ort so gut, wie der andere, zum Beten und zum Messehalten. Sondern es giebt

besondere Gnadenorte, wer dorthin wallt, dem wird das im Himmel besonders angerechnet.

In allen Ländern und Städten waren solche Gnadenorte und Gnadenkirchen, wie die Allerheiligen- oder Schloßkirche zu Wittenberg. Aber wer noch mehr Gnade gewinnen wollte, der mußte gen Jerusalem fahren oder gen Rom.

Kurfürst Friedrich der Weise ist, wie wir gehört haben, nach dem gelobten Lande gepilgert. Aber das war eine weite und kostspielige Reise.

Da war Rom für die Deutschen näher. Diese Stadt war geheiligt durch das Blut zweier Apostel, des Paulus und Petrus, und unzähliger Märtyrer, sie hatte die ältesten Kirchen von ganz Europa, mit den wertvollsten Reliquien ausgestattet, sie war der geweihte Sitz der Nachfolger und Stellvertreter Christi.

Tausende strömten über die Alpen, in Rom ihre Andacht zu verrichten und ihre Seelen damit aus der Hölle und aus dem Fegefeuer zu erretten. Im Jahre 1500 waren es Hunderttausende von Pilgern, denn in diesem Jahre brachte die Wallfahrt einen extra reichen Segen. Der Papst Alexander VI. hatte verkündigt, daß es ein Jubeljahr sein sollte; wer nun in solchem Jubeljahr fünfzehn Tage lang wenigstens einmal täglich in gewissen Kirchen Roms betete und beichtete, der sollte vollkommenste Vergebung aller seiner Sünden haben.

Das Jubeljahr war nun freilich vorüber und kehrte erst nach fünfundzwanzig Jahren wieder. Aber dennoch war Luther begierig, gen Rom zu wallen. Noch immer war er darauf bedacht, alle Mittel zur Seligkeit, welche die Kirche ihm bot, nach Kräften zu gebrauchen.

Vor allen Dingen sehnte er sich darnach, in Rom eine Generalbeichte abzulegen. Denn wenn auch der Papst selber ihn nicht hören und absolvieren konnte, so meinte er doch, es müßten in der heiligen Stadt Priester genug sein, welche mit besonders kräftigem Zuspruch und christlichem Trost seiner Seele zu dem wahren Frieden helfen könnten.

Wie mag sich darum Luther im Innersten seines Herzens gefreut haben, als ihm sein väterlicher Freund Johann von Staupitz eröffnete, er müsse nach Rom reisen!

Nicht etwa nur als ein frommer Pilger sollte er dahin wandern, sondern in Geschäften wurde er abgeordnet. Aber für seinen frommen Sinn war es doch eine Pilgerfahrt.

Und was waren das für Geschäfte?

Du weißt, lieber Leser, daß es unter den deutschen Augustiner-Eremiten zwei Richtungen oder Parteien gab, eine, die es mit der Ordensregel ernst und genau nahm, und eine weniger strenge. Der Generalvikar Staupitz war das Haupt der strengen Partei, der „reformierten" Klöster. Er suchte dieser strengeren Richtung unter den deutschen Augustinern immer mehr die Oberhand zu verschaffen. Aber die freieren Klöster wollten von ihrem Herkommen nicht lassen, und so gab es mancherlei Zwist und Streit.

Die Sache war auch nach Rom an den General des Ordens berichtet worden. Da lag nun Staupitz daran, durch einen Vertrauten bei dem General seine Ansicht vorzutragen und zur Geltung zu bringen. Für dieses Geschäft wählte er aus seinen Klöstern den Pater Martinus aus.

Er muß ihm trotz seines Grübelns und trotz seiner großen Gelehrsamkeit doch so viel geschäftliche Tüchtigkeit zugetraut haben, um seinen Auftrag wohl zu erledigen. Daß er disputieren konnte, hatte er bei den vielen Disputationen im Kloster und bei der Universität genug Gelegenheit gehabt zu erproben.

Luther mußte den weiten Weg zu Fuße zurücklegen. Aber nicht allein, denn nach den Gesetzen des Ordens durften die Brüder nur zu zweien reisen. So hat ja auch Christus seine Jünger zu zweien ausgesendet.

Wer Luthers Gefährte gewesen ist, wissen wir nicht ganz genau. Wahrscheinlich war es Johann von Mecheln, der Vorsteher des Augustinerklosters zu Mecheln in den Niederlanden. Der war soeben in Wittenberg ein Doktor der Theologie geworden, und zwar an demselben Tage, wo das neuerbaute Augustinerkloster daselbst unter starkem Zulauf der Ordensgenossen mit großen Feierlichkeiten eingeweiht wurde, nämlich am 16. September 1511. Bruder Johann war älter als Luther.

So nahmen denn in den ersten Tagen des Oktobers 1511 die beiden Mönche den Pilgerstab in die Hand. Reisegeld bekamen und brauchten sie nicht; in den Klöstern, die am Wege lagen, fanden sie beides, Herberge und Unterhalt.

Nur zehn Goldgulden führte Luther bei sich; damit sollte er in Rom einen Advokaten für sein Geschäft gewinnen.

Sieben bis acht Wochen werden sie gebraucht haben von Wittenberg bis Rom.

Von ihren Reiseerlebnissen ist uns wenig berichtet. Wahrscheinlich nahmen sie die Richtung über Nürnberg, wo ein stattliches Augustinerkloster sich befand und Luther Freunde gewann, die ihm in späteren Tagen zur Seite standen.

Dann ging's wohl durch die Schweiz. Luther rühmt später, wie sicher und angenehm in der Schweiz zu reisen sei; man habe dort die kürzesten Meilen.

Italien gefiel ihm gar wohl. „Italia ist ein sehr fruchtbar, gut und lustig Land," so schilderte er es seinen Tischgenossen, „sonderlich Lombardia ist ein Thal zwanzig deutscher Meilen Weges breit, mitten dadurch fließt der Eridanus (das ist der Po), gar ein sehr lustig Wasser, so breit als von Wittenberg gen Brate ist (so heißt ein Dorf bei Wittenberg); auf beiden Seiten sind die Alpes und das Apenninusgebirge."

Mit offenen Augen schaute der Mönch hinaus in die Natur und ins Leben. Als er auf harten Steinfelsen die schönsten Ölbäume wachsen sah, da gedachte er an die Worte des Psalmisten und lernte sie verstehen: „Mit Honig aus dem Felsen will ich sie sättigen." (Psalm 81, 17.)

Auch die italienischen Weintrauben hat er gekostet und weiß sie hoch zu loben, indem er sagt, „daß die in unserem Lande wie die Schlehen dagegen sind."

Aber auch die Schattenseiten des schönen Landes lernte er kennen. Die südliche Luft spielte ihm und seinem Genossen einmal arg mit. Er erzählt davon:

„Mir und meinem Bruder widerfuhr das, da wir gen Rom zogen in Italien und einmal die ganze Nacht mit offenen Fenstern sehr hart schliefen bis um sechs — da wir erwachten, waren uns die Köpfe voller Dunst, ganz schwer und ungeschickt, also daß wir desselben ganzen Tages nur eine Meile konnten gehen, so plagte uns der Durst. Und ekelte uns vor dem Wein, daß wir ihn auch nicht riechen konnten, begehrten immerzu Wasser zu trinken, welches doch tötlich ist. (Das Wasser in Italien ist meistens ungesund.) Endlich erlabeten und erquickten wir uns wieder mit zweien Granatäpfeln. Dadurch erhielt uns Gott das Leben."

Auch mit den italienischen Mönchen sollten sie seltsame Erfahrungen machen.

In Mailand erfuhr Luther zu seiner großen Verwunderung, daß diese Stadt eine andere Gottesdienstordnung habe als die übrige Kirche. Und das ist freilich zu verwundern, denn die katholische Kirche thut sich ja gerade darauf etwas zu gute, daß in ihren Gebeten und Gebräuchen und Ordnungen auf der ganzen Erde alles gleich und einheitlich ist. Als aber Luther in Mailand, wie er das ab und zu auch unterwegs zu thun pflegte, die Messe lesen wollte, ließen es ihm die dortigen Priester nicht zu. Denn sie sagten, er verstehe nicht auf ihre Weise Messe zu halten. Sie hätten noch die alte Ordnung, wie sie von ihrem Bischof, dem heiligen Ambrosius, eingeführt worden sei.

Daß solche Verschiedenheit von Rom aus geduldet wurde, gab Luthern viel zu denken.

Aber schmerzlicher war für ihn, daß er das Leben in den Klöstern, je näher er der ewigen Stadt kam, desto ärgerlicher und gottloser fand. Das war ein Reichtum, aber auch eine Üppigkeit und Sittenlosigkeit, von der man in Deutschland keine Ahnung hatte. Um die kirchlichen Satzungen kümmerten sich dort die Mönche wenig. Sie aßen an Festtagen herrlicher als in Deutschland bei den glänzendsten Mahlzeiten. So hat Luther selber berichtet.

Wenn's ihm zu arg wurde, mag Luther wohl auch seinen italienischen Brüdern ins Gewissen geredet haben.

Das wäre ihm beinahe schlecht bekommen. Als er einmal die Mönche eines Klosters in den Apenninen zur Rede setzte, weil sie gegen die Fastengebote sich vergingen, sollen sie einen Mordanschlag auf ihn gemacht haben, um so dem unbequemen Mahner gründlich den Mund zu schließen. Aber der mitleidige Pförtner half ihm, daß er glücklich entkam.

So gut ihm das Land Italien gefiel, so schlecht ist er auf seine Bewohner zu sprechen. Von ihrem Unglauben und Hochmut, von ihrer Eifersucht, Untreue und Arglist weiß er schlimme Dinge zu erzählen.

Damit verantwortete er es, wenn er später die Romanisten und Wälschen hart antastete, und sagte: „Ein so böser Ast braucht einen harten Keil, da muß man mit der Axt drein schlagen."

Aber was zu loben ist an den Wälschen, das vergißt er nicht zu loben. Er rühmt vor allen Dingen ihre Nüchternheit. Denn ein rechter Italiener trinkt wenig und betrinkt sich nie.

In Florenz sah er mit Bewunderung die Anstalten, welche die christliche Wohlthätigkeit errichtet hatte.

„In Italia sind die Spitale sehr wohl versehen, schön gebauet, geben gut Essen und Trinken, haben fleißige Diener und gelehrte Ärzte; die Betten und Kleidung sind fein rein und die Wohnungen schön gemalet. Sobald ein Kranker wird hereingebracht, zieht man ihm seine Kleider aus im Beisein eines Notarius, der sie treulich verzeichnet und beschreibt. Man verwahret sie wohl und zieht ihm einen weißen Kittel an, legt ihn in schön gemachte Betten und reine Tücher. Bald bringt man ihm zween Ärzte, und kommen die Diener, bringen Essen und Trinken in reinen Gläsern und Bechern, die rühren sie mit einem Fingerlein an. Auch kommen etliche ehrliche Matronen (d. h. vornehme Frauen), verhüllet unterm Angesicht (d. h. verschleiert), auf etliche Tage, dienen den Armen als Unbekannte, daß man nicht wissen kann, wer sie sind; darnach gehen sie wieder heim.

„Das habe ich also zu Florenz gesehen, daß die Spitale mit solchem Fleiß gehalten werden. Also werden auch die Findelhäuser gehalten, in welchen die Kinderlein aufs beste ernähret, aufgezogen, unterweiset und gelehret werden; schmücket sie alle eine Kleidung und Farbe und wird ihrer aufs beste gewartet.“

Als Luther in Florenz solch schöne Anstalten christlicher Liebe sah, mochte er denken: wie viel christlicher mag es nun erst in Rom zugehen, wo der heilige Vater selber wohnt?

Er befand sich gewiß in keiner geringen Aufregung, als endlich die letzte Tagereise angetreten war. Er mußte sich lange gedulden; denn für den Wanderer, der aus dem Norden kommt, führt der Weg durch ein hügeliges, zerrissenes Land, da man die Stadt Rom nicht so bald zu sehen bekommt. Die Straße war noch dieselbe, welche einst die alten Römer gebaut haben vor Christi Geburt: schöne breite Straßen; aber damals waren sie freilich nicht mehr in gutem Zustande.

Endlich wandte sich der Weg um einen Hügel, und vor den Augen der deutschen Mönche lag die römische Ebene, die Campagna, im Hintergrunde das Albanergebirge, und an dem Tiberfluß, der in vielen Windungen sich hindurchzog, breiteten sich glänzende Häuser und Kirchen und Burgen aus — das war Rom.

Vielleicht sahen sie es im verklärenden Schein der Abendsonne; wie mochte das Land da erstrahlen in den schönsten Farben und die weißen Gebäude gar freundlich herüberleuchten. Denn zu dieser

Tageszeit ist der Anblick Roms von dort aus gar herrlich und herzerhebend.

Wie unserem Luther da zu Mute war, erzählt er selber:

„Da ich's erst sah, fiel ich auf die Erde, hub meine Hände auf und sprach; „Sei gegrüßt, du heiliges Rom!"

Und nun ist Luther in Rom. Durch die Porta del Popolo (d. i. das Volksthor) ist er eingezogen, wie alle die Deutschen, die nach Rom kamen.

Da brauchte er nicht lange nach einer Herberge zu suchen. Gleich hinter dem Thore steht die Kirche S. Maria del Popolo, und mit dieser Kirche war ein Augustinerkloster verbunden. Noch heute wird in dieser Kirche eine Zelle gezeigt, worin Martin Luther soll Unterkunft gefunden haben; aber das ist eine schlechte Sage, denn das Kloster ist weggerissen worden, und in der Kirche hat er ganz gewiß nicht gewohnt.

Einen vollen Monat hielten Luther seine Geschäfte in Rom fest. Er wäre wohl auch noch länger dortgeblieben. Denn wie viel gab es da zu sehen!

Rom war schon damals, wie noch heutzutage, zum größten Teile eine Ruinenstadt. Das alte Rom, das Rom des Kaisers Augustus und seiner Nachfolger, war zerstört und zertrümmert.

Aber gewaltige Überreste, starke Mauern, hohe Säulen, Triumphbogen, das alles mit mannigfachem, rätselhaftem Bildwerk versehen, gaben Kunde von der vergangenen Herrlichkeit. Und wunderbare Geschichten wußten die Römer von ihren Ruinen zu berichten. Kein Wunder, daß die seltsame Trümmerstätte auf Luther einen großen Eindruck machte. Tagelang ging er hindurch und besah sie sich mit Lebensgefahr. Denn so bequem war es den Fremden dort noch nicht gemacht wie heutzutage.

Das Kolosseum, ein großes Ringtheater, von dem er erzählt, daß 200,000 Menschen darin Platz fänden, und die Bäder des Kaisers Diokletian erregten besonders sein Staunen. Dazu die langen Wasserleitungen, die sich von Rom weit durch die Ebene hinziehen bis an die Berge, Bogen an Bogen.

„Rom, wie es jetzund ist und gesehen wird," so beschreibt er es später seinen Freunden, „ist wie ein tot Aas gegen die vorigen Ge-

bäude. Denn wo itzt die Häuser stehen, sind zuvor die Dächer gewesen; so tief liegt der Schutt, wie man bei der Tiber wohl siehet, da sie zween Landsknechtsspieß hoch Schutt hat."

Ein ander Mal ruft er aus: „Was ist das alte Rom anders denn ein Kirchhof, ja ein lauter Schindleich, da die großen Herren der Welt begraben liegen und ihre Häuser und herrliche, gewaltige Gebäude auf sie geworfen!"

Vor allem aber ging er den heiligen Stätten nach, wo die Märtyrer begraben sein sollten, welche in den Christenverfolgungen der ersten Jahrhunderte ihren Glauben mit dem Tode bezahlt hatten.

Man hielt damals alle die Gebeine, welche in den Katakomben, das ist in den unterirdischen Begräbnisstätten der alten römischen Christengemeinden, bestattet waren, für die Überreste von Märtyrern.

Darum weiß Luther zu erzählen von einem Kirchhofe zu Sankt Calixtus, auf welchem etliche tausend Märtyrer begraben liegen und macht einen Überschlag: „Ich achte, es sollte allein in Rom mehr denn zweimalhunderttausend Märtyrer geben, denn es liegen daselbst allein auf einem Kirchhofe zehntausend Märtyrer und sechsundvierzig Bischöfe."

In Wahrheit haben aber die römischen Kaiser nicht so viele um ihres Christenglaubens willen hingerichtet. Und wenn die Päpste ganze Wagenladungen von Knochen aus den Katakomben ausgeführt und als Reliquien von Heiligen und Märtyrern verkauft haben, so sind die meisten davon die Gebeine von ganz gewöhnlichen Christenmenschen gewesen.

Da Luther später einmal über die Wallfahrten schreibt, kommt er auch auf seine Romfahrt zu reden.

„Ich war auch so ein toller Heiliger, lief durch alle Kirchen und Klüfte, glaubte alles, was daselbst (nämlich zu Rom) erlogen und erstunken ist.

„Ich hab' auch wohl eine Messe oder zehn zu Rom gehalten, und war mir dazumal schier leid, daß mein Vater und Mutter noch lebten; denn ich hätte sie gern aus dem Fegfeuer erlöset mit meinen Messen und anderen mehr trefflichen Werken und Gebeten.

„Es ist zu Rom ein Spruch: „Selig ist die Mutter, deren Sohn am Sonnabend zu Sankt Johannes (in der Kirche des heiligen Johannes) eine Messe hält." Wie gern hätte ich da meine Mutter selig gemacht! Aber es war zu gedränge und konnte nicht zukommen."

So war Luther eifrig bemüht, die Fülle von Gnaden und Seg-

nungen, die in Rom an den heiligen Stätten für den, der's verstand, zu haben waren, für sich nutzbar zu machen. Gewiß wird er seine alte Sehnsucht befriedigt und eine Generalbeichte in Rom abgelegt haben — ob zu größerer Beruhigung, als da er zu Erfurt dem Staupitz seine Sünden bekannte?

Gewiß wird er auch den Segen des heiligen Vaters gesucht haben. Aber der war nicht alle Tage zu haben. Der Papst Julius war meistens auswärts, Krieg zu führen.

Doch traf es sich günstig für Luther, daß der Papst eben in jenem Winter 1511 auf 1512 sich in Rom hielt. Und so sah ihn Luther einmal bei einer großen Prozession, wie er das Sakrament (die Hostie) auf einem weißen Hengst durch die Straßen führte. War das der Nachfolger und Statthalter des demütigen Heilands, der sich selbst erniedrigte?

Und was für Geschichten erzählte man sich ganz öffentlich in Rom von diesem Papste und von seinen Vorgängern!





Achtes Kapitel.

Das Papsttum.

Hier mag es nun auch die rechte Zeit sein, von dem Papsttum zu reden, wie es in Luthers Tagen war und wie es überhaupt zustande gekommen ist.

Denn jedermann weiß, daß Luther als Reformator das Papsttum auf das Heftigste und Bitterste befeindet hat. Und meinte er Gott keinen besseren Dienst thun zu können, als wenn er die Werke des Papstes zerstöre.

Wer ihm das wollte zum Vorwurfe machen und etwa sein zorniges Streiten wider den Papst unchristlich schelten, der möge bedenken, wie Luther selbst in seiner Jugend, ja bis in sein Alter hinein ein treuer Anhänger des Papsttums gewesen ist. Und wird unsere Geschichte klar zeigen, wie er aus Zwang des Gewissens, weil er nicht anders konnte, solchen Glauben an den Papst hat fahren lassen. Er mußte einsehen, daß zu allen Zeiten, sonderlich zu seinen Lebzeiten, das Papsttum der Christenheit viel Unsegen brachte.

Zu dieser Einsicht half ihm vor allem auch sein Aufenthalt in Rom, in der Residenz des Papstes.

Was lehrt die römisch-katholische Kirche vom Papst?

Sie lehrt: Der Papst zu Rom ist das sichtbare Oberhaupt der katholischen, d. h. der allgemeinen Kirche, Christi Statthalter auf Erden, des Apostels Petrus rechtmäßiger Nachfolger.

Christus hat zu Petrus gesagt: „Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich bauen meine Gemeinde, und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen. Und ich will Dir des Himmelreichs Schlüssel

geben. Alles, was du auf Erden binden wirst, soll auch im Himmel gebunden sein, und alles, was Du auf Erden lösen wirst, soll auch im Himmel los sein." (Matth. 16, 18. 19.)

Damit ist dem Petrus nach der Lehre der römischen Kirche die Schlüsselgewalt von dem Herrn der Kirche übertragen worden, daß er einer jeden Seele den Himmel aufschließen und zuschließen kann. Diese Schlüsselgewalt hat von Petrus sein Nachfolger, der römische Papst empfangen.

Nun steht aber in den Worten Jesu vom Papste kein einzig Wörtlein. Dem Petrus verheißt Jesus, daß er um seines freudigen Glaubens und Bekennens willen die Hauptstütze der christlichen Gemeinde sein soll. Und so ist es auch gekommen: wie beim Pfingstfeste, so war überhaupt in der ersten Zeit der Kirche Petrus unter den Aposteln der Vorderste und Angesehenste.

Aber neben ihm standen als Säulen der Kirche noch Johannes und Jakobus, und der Apostel Paulus hat mehr gearbeitet als die andern alle. Und dieselbe Schlüsselgewalt, welche Jesus dem Petrus gegeben, hat er auch den übrigen Jüngern zugesprochen, wie geschrieben steht Matthäus 18, 18.

Es ist auch dem Petrus niemals beigekommen, sich für das sichtbare Oberhaupt der Christenheit auszugeben, für den Stellvertreter Christi und Fürsten der Apostel, sondern er giebt sich keinen anderen Namen als den eines Mitältesten und Zeugen der Leiden Christi. (1. Petri 5, 1—3.)

So steht also in der Bibel nichts geschrieben von Perri oder eines anderen Papsttum. Und es hat auch lange gar keine Bischöfe zu Rom gegeben, geschweige denn Päpste.

Die Sage erzählt, Petrus sei auf seinen Missionsreisen nach Rom gekommen und habe dort unter dem Kaiser Nero den Märtyrertod erlitten. Das ist möglich, sogar wahrscheinlich, aber sicher wissen wir nicht einmal dies. Daß er jedoch fünfundzwanzig Jahre zu Rom Bischof gewesen sei, wie die Römischen sagen, ist eine Fabel.

In der römischen Gemeinde hat es naturgemäß von Anfang an besonders angesehene Männer oder Vorsteher gegeben. Sie mögen auch Bischöfe geheißen haben, denn Bischof heißt zu Deutsch weiter nichts als „Aufseher". Aber das, was die Römischen einen Bischof nennen, nämlich einen, der die geistliche Obergewalt hat über einen Sprengel, das gab es im ersten Jahrhundert zu Rom noch nicht.

Damals bestand überhaupt zwischen Geistlichen und Laien noch kein Standesunterschied. Allmählig erst bildete sich in den Gemeinden ein festes, geistliches Amt aus, weil um der kirchlichen Ordnung willen bestimmte Personen dasein mußten, welche den Auftrag und den Beruf hatten, zu predigen, die Sakramente zu verwalten, die Armenpflege zu leiten u. s. w.

Unter diesen Geistlichen und Vorstehern, deren große Stadtgemeinden begreiflicherweise mehrere hatten, trat bald einer hervor als der Angesehenste und nahm die geistliche Oberleitung in die Hand. So hatte etwa hundert Jahre nach Christus auch die Christengemeinde zu Rom ihren Bischof. Der besaß aber keine besondere Macht oder Gewalt im Abendlande und Morgenlande, sondern nur in der Stadt Rom selber und in den benachbarten kleineren Gemeinden.

Nur ganz allmählig wuchs sein Ansehen in der Christenheit.

Das hatte mehr als eine Ursache. Vor allen Dingen war der Bischof von Rom dadurch im Vorteil vor anderen Bischöfen, daß er über die Gemeinde der Reichshauptstadt gesetzt war. Je wichtiger und größer die Gemeinde, der ein Bischof vorstand, desto größer mußte sein Ansehen sein. Die Welt war gewohnt, alles, was von Rom kam, mit besonderer Ehrfurcht aufzunehmen.

Die meisten Christengemeinden standen mit der römischen im Verkehr, denn Leute aus allen Ständen hatten in der Hauptstadt Geschäfte und ließen sich wohl auch auf längere Zeit dort nieder. Auch dadurch gewann die römische Gemeinde Einfluß auf die übrigen Gemeinden im Reich.

Und sie wußte viele ferne Gemeinden sich zu warmer Dankbarkeit zu verpflichten, indem sie, eingedenk an das Gebot der Liebe, den Christen, die in Not waren, auf mancherlei Weise brüderliche Handreichung that. Selbst nach Asien und Afrika schickten sie ihre Gaben.

Ferner war die Gemeinde zu Rom die einzige im ganzen Abendlande, welche sich rühmen durfte, von den Aposteln selber gegründet zu sein. Hier hatten Paulus und Petrus für ihren Herrn Christus das Leben gelassen, hier war so viel Märtyrerblut geflossen wie nirgends. Auch von den römischen Bischöfen haben viele in den Verfolgungen sich treu bewährt bis in den Tod.

So war das Ansehen der römischen Christengemeinde und ihrer Bischöfe schon in den ersten Zeiten der Kirche groß. Aber davon ist lange nichts zu spüren, daß diese Bischöfe von Gottes und der Kirche

wegen den Anspruch erhoben hätten, die Christenheit zu regieren, in allen Streitigkeiten zu entscheiden und den übrigen Gemeinden Gesetze zu geben.

Im Gegenteil, wir haben einen deutlichen Beweis, daß im vierten Jahrhundert noch niemand etwas von einem Papste und Nachfolger Petri zu Rom gewußt hat.

Im Jahre 325 wurde zu Nicäa in Kleinasien die erste allgemeine Kirchenversammlung abgehalten. Nicht der römische Bischof, sondern der römische Kaiser Konstantin der Große hat sie berufen, und nicht der römische Bischof oder dessen Legaten (Abgesandte), sondern Kaiser Konstantin hat dabei den Vorsitz geführt.

Wenn es zu jener Zeit ein sichtbares Oberhaupt der Kirche gegeben hat, so waren es die römischen Kaiser.

„Päpste", d. h. „Väter", ließen sich viele Bischöfe damals nennen, nicht blos der zu Rom.

Indessen dehnten die römischen Bischöfe ihre Amtsgewalt immer weiter aus. Erst über Italien, dann über das ganze Abendland, dann auch über das Morgenland. Mit dem Morgenlande hat es ihnen freilich bis auf den heutigen Tag nicht recht glücken wollen.

Leo I., der von 440 bis 461 auf dem bischöflichen Stuhle zu Rom saß, ein tüchtiger Mann, machte den Anspruch, er habe für die ganze Kirche und für alles in der Kirche zu sorgen. Und für seine Oberherrlichkeit über die Christenheit berief er sich auf den heiligen Petrus.

Immer mehr geberdeten sich seitdem die römischen Päpste als die Regenten der Kirche. Und ob es auch an Widerspruch gegen solche Anmaßung niemals fehlte, so fanden sie für ihre Forderungen doch mehr und mehr Glauben.

Die Kaiser sahen ihren Vorteil darin, daß das Ansehen des römischen Bischofs in der Kirche wuchs, schützten und unterstützten ihn in seinen Ansprüchen. Denn es förderte und stärkte die Einheit des Reiches, wenn die Kirche Einem Oberhaupte gehorchte.

Freilich nur die weströmischen Kaiser waren solche treue Helfer der Päpste, die oströmischen Kaiser wollten nichts von ihren Rechten wissen.

Als endlich das römische Reich zerfiel und die Päpste keinen Nutzen mehr hatten von dem Schutze der Kaiser, sondern nur beschwert wurden

durch die Abhängigkeit von ihnen, sahen sie sich nach andern Beschützern um.

Ein kräftiger deutscher Volksstamm war es, auf den sie ihr Augenmerk richteten. Sie verbanden sich auf das Innigste mit den fränkischen Königen. Der Franke Pipin wurde vom Papste zum Könige gesalbt, dafür schenkte er dem Papste ein Stück eroberten Landes — das war der Anfang zum Kirchenstaat.

Pipins Sohn, Karl der Große, bestätigte die Schenkung, dafür wurde er vom Papste zum Kaiser gekrönt (800).

Unter dem Schutze und der Oberherrlichkeit der deutschen Kaiser haben nun die Päpste beinahe dreihundert Jahre lang die Angelegenheiten der christlichen Kirche geleitet. Doch hatten auch die weltlichen Fürsten kirchliche Rechte, z. B. das Recht, in ihren Ländern die geistlichen Stellen zu vergeben.

Aber die Päpste wollten nicht nur die obersten Richter in Glaubenssachen sein, sie wollten auch Gewalt haben über die Kaiser und Könige, ja über die ganze Welt.

Es wäre das Schlimmste nicht, daß die sichtbare Kirche ein sichtbares Oberhaupt hatte, obwohl davon in der Bibel nichts steht. Wenn dieses Kirchenregiment nur im rechten, christlichen Geiste wäre gehandhabt worden! Aber während Jesus Christus, das wahre Haupt der Kirche, deutlich gesagt hat: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt“ wurde die Kirche unter der Herrschaft der Päpste immer mehr ein Weltreich.

Gegen dieses päpstliche Weltreich mußten die weltlichen Fürsten sich wehren. Daher kam es zu heftigen Kämpfen, zunächst zwischen den deutschen Kaisern und den Päpsten.

Gregor VII., der größte Papst des Mittelalters, war es, welcher die Ansprüche des römischen Stuhles gegenüber dem deutschen Kaisertum durchsetzte. Die Gelegenheit war günstig, denn auf dem Kaiserthron saß ein Jüngling, der nur mit Mühe wider die deutschen Großen seine Rechte behauptete.

Gregor VII. forderte für sich das Recht, in allen Ländern die geistlichen Würden selber zu vergeben, nach Belieben allgemein giltige Gesetze zu erlassen, ja sogar das Recht die Kaiser abzusetzen. Das war nichts anders als eine Revolution gegen die damals allgemein anerkannte Ordnung.

Aber der Papst war so mächtig, daß Kaiser Heinrich IV., welcher

die alten kaiserlichen Rechte gegen ihn verteidigen wollte, vor ihm Buße thun mußte. Im Jahre 1077 stand er drei Tage lang, vom 25. bis 28. Januar, im Büßerhemde in dem Schloßhofe von Canossa, bis ihn der Papst vom Kirchenbann freisprach.

Von jener Zeit an hatten die Päpste nicht nur in kirchlichen Angelegenheiten, sondern auch im weltlichen, die größte Macht. Überall hatten sie ihre Hand im Spiele. Sie sandten die Kreuzfahrer nach dem Morgenlande.

Die Kaiser und Könige durften zwar noch weiter regieren, aber sie hatten, nach den Erklärungen des Papstes, ihre Macht und ihre Recht von ihm, wie der Mond sein Licht hat von der Sonne. Es heißt in einer berühmten Bulle des Papstes Bonifaz VIII. vom Jahre 1302:

„Wie die Kirche nur Einen Leib hat, so hat sie auch nur Ein Haupt, nämlich Christum und den Stellvertreter Christi, Petrum, und den Nachfolger Petri. In seiner Gewalt sind zwei Schwerter, das geistliche und das weltliche Schwert, nach der Schrift. Denn da die Apostel sagten: „Herr, siehe, hier sind zwei Schwerter," antwortete der Herr ihnen nicht: „Es ist zu viel," sondern: „Es ist genug." (Lukas 22, 38). Folglich hat die Kirche beide Schwerter in ihrer Gewalt, das geistliche und das weltliche. Jenes ist in des Priesters Hand, dieses in der Hand der Könige und Kriegsleute, aber sie müssen es nach dem Winke und Willen des Priesters führen.

„Weltliche Gewalt muß geistlicher Gewalt unterworfen sein.

„Wenn die weltliche Gewalt auf falsche Wege gerät, wird sie von der geistlichen Gewalt gerichtet werden; die geistliche Gewalt dagegen kann nur von Gott, aber von keinem Menschen gerichtet werden.

„Also lehren und verkündigen wir, daß jedermann dem römischen Papste muß unterthan sein um seiner ewigen Seligkeit willen."

Hier ist deutlich zu erkennen, wie weit das Papsttum von der rechten christlichen Lehre sich verirrt hat. Als der Kerkermeister zu Philippi die Apostel fragte: „Liebe Herren, was muß ich thun, daß ich selig werde?" antworteten sie: „Glaube an den Herrn Jesum Christum, so wirst du und dein Haus selig." (Apostelgesch. 16, 30. 31.)

Nach der Bulle des Papstes Bonifazius mußte die Antwort vielmehr lauten: „Unterwirf dich dem römischen Papst und sei ihm gehorsam, so wirst du und dein Haus selig." Oder wenigstens: „Gehorche dem heiligen Petrus."

So waren also die Päpste nur auf die Vermehrung ihres An-

sehens und ihrer Macht bedacht, aber gar nicht auf die Predigt des Evangeliums, auf christliche Sitte und Ordnung in der Kirche. Im Gegenteile sind durch die Päpste viele schwere Irrtümer eingeführt worden in die Christenheit, wie z. B. jener Papst Gregor VII. den Priestern die Ehe verboten hat, da doch sein vermeintlicher Vorgänger, der Apostel Petrus, selbst verheiratet gewesen ist.

Von weiteren Irrtümern und Mißständen unter dem Papsttum werden wir noch genug hören.

Und Gregor VII. meinte es wenigstens ernst und ehrlich, aber es haben viele leichtsinnige und lasterhafte Menschen auf dem päpstlichen Stuhle gesessen, der Christenheit zu schwerem Ärgernis.

Dafür sind auch über das Papsttum bald Zeiten der Knechtschaft und der Schmach gekommen.

Hochmut kommt vor dem Fall. Mit Bonifazius VIII., dessen übermütige Bulle wir vorhin vernommen haben, nahm es ein klägliches Ende. Nach seinem Tode geriet das Papsttum gänzlich unter die Herrschaft der französischen Könige. 72 Jahre lang mußten die Päpste in Frankreich wohnen.

Darauf kam die Zeit der Spaltungen. Da gab es zwei Päpste auf einmal, ja sogar drei auf einmal. Wer war nun der Statthalter Christi?

Das Pasttum war damals so verdorben, daß der Ruf nach einer Reformation an Haupt und Gliedern in der Kirche immer lauter und allgemeiner wurde. Große Kirchenversammlungen traten zusammen, um die Verbesserung der Kirche in die Hand zu nehmen.

Ein solches Reformkonzil war das Konzil von Konstanz. Es machte der Spaltung ein Ende, indem es alle drei Päpste absetzte und statt ihrer einen Vierten wählte. Aber was für eine Reformation war von den Bischöfen und Gelehrten zu erwarten, welche Johann Hus, den Zeugen der Wahrheit, wegen seines Bekenntnisses zum Evangelium als einen Ketzer zum Scheiterhaufen verdammten? In einigen geringen Stücken reformierte man wohl, aber in der Hauptsache blieb alles beim Alten.

Die Not der Kirche war groß. Von den Kirchenversammlungen war keine Rettung zu erwarten, von den Päpsten erst recht nicht.

Sehen wir zu, was für Päpste das waren, die in Luthers Jugendzeit an Petri Statt die Schlüssel zum Himmelreiche führten.

Innocenz VIII., welcher im Jahre nach Luthers Geburt die drei-

fache Krone gewann und von 1484 bis 1492 Papst war, hatte 8 Söhne und 8 Töchter, darum gab ihm das Volk von Rom den Spottnamen „Vater des Vaterlandes". Er und seine Kardinäle wetteiferten in großen Gastmählern und Festlichkeiten aller Art. Dabei herrschten in Rom Mörder und Räuber. Kirchenraub, Plünderung, Mord und Totschlag geschah am hellen Tage. Alles war diesem Papste um Geld feil; die geistlichen Ämter verkaufte er und gründete in Rom hunderte von neuen Stellen, um sie an den Meistbietenden zu vergeben. Denn er brauchte zu seinem üppigen Leben Geld und immer wieder Geld.

Vollends ein sittenloser Mensch war sein Nachfolger Alexander VI. aus dem Geschlechte Borgia (1492—1503). Seine lasterhafte Vergangenheit war stadtbekannt. Aber durch tausend Bübereien und Verruchtheiten, vor allem durch reiche Geldspenden an die Kardinäle gewann er die päpstliche Krone.

Auch das Papsttum war damals um Geld zu haben.

Er war 61 Jahre alt, als er den Stuhl Petri bestieg, und hätte nun wahrhaftig als Papst ein ehrsames Leben anfangen können. Aber ohne Furcht und Scham trieb der Statthalter Christi öffentlichen Ehebruch mit der Gattin seines Neffen. Ein Künstler mußte ihm dieselbe sogar als heilige Jungfrau Maria malen.

Um das Wohl der Kirche kümmerte er sich wenig. Vielmehr war dies die Sorge seines Herzens, seine Kinder mit vielen Ehren und Gütern auszustatten. Von seinen sieben oder acht Kindern spielten besonders zwei eine große Rolle: seine Tochter Lucrezia und sein Sohn Cäsar.

Lucrezia war erst dreizehn Jahre alt und schon zweimal rechtskräftig verlobt gewesen, als sie zum ersten Male von ihrem Vater verheiratet wurde. Nach vier Jahren zwang der Papst seinen Schwiegersohn, sich von seiner Gattin scheiden zu lassen, obschon die Ehescheidung nach altem kirchlichen Rechte verboten war und in der römischen Kirche noch bis heute verboten ist. Aber was kümmerte den Papst das, was kirchlich Rechtens war!

Er hatte für seine Tochter eine bessere Partie im Auge. Sie wurde mit einem Prinzen von Neapel vermählt.

Aber nicht lange dauerte es, so gefiel auch dieser Schwiegersohn dem Papste nicht mehr, und seinem Sohne noch weniger. Der machte kurzen Prozeß und schickte Meuchelmörder über den Prinzen. Als nun der Prinz an den Wunden, die er bei dem Überfall erhalten, nicht so

bald sterben wollte, ließ ihn Cäsar im Bett erwürgen. Ganz Rom wußte das; der Thäter selbst machte kein Hehl daraus, aber der Papst sah zu, als wäre nichts geschehen.

Er war nur darauf bedacht, seine Tochter zum dritten Male noch vorteilhafter zu verheiraten. Zwei Jahre hatte ihre zweite Ehe gedauert; kaum war sie Witwe geworden, so trug ihr Vater schon dem Erbherzoge von Ferrara ihre Hand an. Sie zählte einundzwanzig Jahre, als sie dessen Gattin wurde. Damit kam sie endlich von Rom fort, und das war ihr zum Heile, denn am Hofe ihres Vaters hätte sie völlig verderben müßten. Es wurden so schon die ärgsten Dinge von ihr erzählt.

Gar lustig ging es her in dem päpstlichen Palaste zu Alexanders Zeiten. Alle Nächte hindurch wurde gesungen, musiciert und getanzt; nirgends verstand man das Leben gründlicher zu genießen. Alle die Hochzeiten wurden mit dem größten Pomp in den Gemächern des Vatikan gefeiert.

Das römische Volk war dieses Treiben schon so gewohnt, daß es nicht leicht an etwas Anstoß nahm. Das aber erregte doch großes Ärgernis, als einmal am Pfingstfeste die Tochter des Papstes und seine Schwiegertochter mit ihren Hofdamen beim feierlichen Festgottesdienste in der Sankt Peterskirche auf den für die Domherrn bestimmten Sitzen sich niederließen. So gar hatte man am päpstlichen Hof allen Anstand und alle Scham vergessen.

Im Grunde war es aber viel schlimmer, daß Papst Alexander zu zweien Malen, als er von Rom abwesend sein mußte, die Führung der laufenden Geschäfte seiner Tochter Lucrezia übertrug mit der Vollmacht alle an ihn eingehenden Briefe zu öffnen. So war also damals, wenigstens stellvertretend, eine Frau das Oberhaupt der Kirche an Christi Statt.

Vergebens machten weltliche Regierungen dem Papste Vorstellungen über das ärgerliche Treiben an seinem Hofe. Vergebens predigte wider ihn Savonarola, der Prophet von Florenz, und forderte ihn auf, Buße zu thun. Ja Savonarola rief gegen diesen Gott lästernden Papst ganz Italien zum Kampfe. Alexander VI. machte ihn dadurch stumm, daß er ihn bannte und am Galgen verbrannte (1498). Alles erachtete er für erlaubt gegen seine Feinde, Lug und Trug, Mord und Bannfluch.

Aber schlimmer als der Papst war noch sein Sohn Cäsar.

Sowie Alexander Papst geworden war, hatte er diesen zum Erz-

bischof gemacht und kurz darauf zum Kardinal. Aber dem war der geistliche Stand unbequem; er hatte sich nichts Geringeres vorgesetzt, als mit Hilfe seines Vaters sich in Mittelitalien ein Königreich zu gründen. Dazu schaffte er vor allen Dingen seinen älteren Bruder, der in Spanien ein Herzogtum besaß, aber auch in Rom als Bannerträger der Kirche die weltliche Macht in den Händen hatte, durch Meuchelmord beiseite. Der Papst verzieh ihm und war ihm zu all seinem Vorhaben behilflich.

Cäsar, der nun auch wirklich seine Kardinals- und Priesterwürde niederlegte, sich mit einer französischen Prinzessin verheiratete und ein weltlicher Fürst wurde, vergiftete, erwürgte oder erstach jeden, der ihm im Wege stand, selbst wenn er zu des Papstes erklärten Günstlingen gehörte.

Durch kühne und grausame Feldzüge brachte er viele Städte und Länder des mittleren Italiens in seine Gewalt. Hatte er den Besiegten die Freiheit zugeschworen, so kam es ihm nicht darauf an, seinen Eid zu brechen, sie einzukerkern und umzubringen.

Einmal lud er eine Anzahl seiner Feinde zu einer Unterredung ein. Als er sie alle beisammen hatte, mußten sie alle sterben.

Alexander VI. war mit dem allen einverstanden. Schon wollte er seinem Sohne zu neuen Ländern und zur Königskrone verhelfen, da starb er selber am 18. August 1503. Er soll von einem Gifte genossen haben, das er einem seiner Kardinäle zugedacht hatte — diesen Tod war sein Leben wert.

In Rom erzählte man für gewiß und wollte es mit Augen gesehen haben, daß ihn der Teufel holte. Und in der That, unmenschlich hat er gefrevelt.

Denn wenn es auch eine wilde Zeit gewesen ist, in der er lebte, wo Mord, Treubruch und Sittenlosigkeit aller Art an der Tagesordnung war — was Alexander VI. that und duldete, überschritt auch das Maß dessen, was man damals gewohnt war.

Und das machte die Frevel Alexanders so entsetzlich, daß er ein Papst war, daß er sich den Heiligen nennen ließ, daß er als Christi Stellvertreter und das sichtbare Haupt der Kirche in Gottes Namen verfluchte und Sünden vergab.

Die enormen Kosten, welche die Feldzüge seines Sohnes, die Aussteuer seiner Tochter Lucrezia, die Versorgung seiner übrigen Kinder verursachten,

deckte er von den Gütern der Kirche, von den Ablaßgeldern, welche aus den Taschen der Heil verlangenden Gläubigen in die päpstlichen Schatzkammern flossen, von der Türkensteuer, die er unter dem Vorwande eines beabsichtigten Türkenkrieges in der ganzen Christenheit erhob.

Das war der Papst, der vom neunten bis zum zwanzigsten Lebensjahre Martin Luthers auf dem Stuhle Petri saß. Ehe Luther nach Rom ging, wird er von allen den Gräueln kaum etwas erfahren haben. Denn damals flogen die Nachrichten nicht so schnell und sicher durch die Welt wie heute. Und wenn einmal ein Gerücht von dem lasterhaften Treiben am päpstlichen Hofe über die Alpen ins deutsche Volk drang, so war dieses fromm genug, um solchem Gerüchte nicht zu glauben.

In Deutschland hatte man eine viel höhere Vorstellung vom heiligen Vater als in Italien. Tausende verehrten ihn mit herzlicher Andacht und riefen ihn wohl gar im Gebet an, wie die Heiligen. Das bekennt Luther später von sich selber.

Der Papst spielte an einem Abgrunde. Es war manchem Einsichtigen offenbar: so konnte es nicht fortgehen.

Aber war nicht der Nachfolger Alexanders um vieles besser? Der Wahrheit die Ehre — einen so gräulichen Papst wie Alexander VI. hat es vorher kaum je gegeben nnd nachher gewiß nicht.

Julius II., von 1503 bis 1513 Papst, war in seiner Art ein großer Mann. Nur ein Papst war er nicht, nämlich ein Vater der Kirche. Das Heil der Seelen lag ihm nicht am Herzen. Beten, Messelesen und dergl. war ihm eine lästige Sache.

Aber auch Gelage, Feste und unnützes Gepränge liebte er nicht. Er hatte eine ernstere Leidenschaft — den Krieg. Als Papst hatte er seinen Beruf verfehlt, aber ein großer Feldhauptmann war er; den Ruhm wird ihm niemand nehmen. Wie er denn auch, da er sich malen ließ, wollte mit einem Schwerte in der Hand abgebildet sein.

Er war gerade sechzig Jahre alt, als ihn die durch große Geldsummen und Versprechungen gewonnenen Kardinäle zum Papst wählten. Von dem liederlichen Lebenswandel seiner Jugend her hatte er einen siechen Leib, aber sein Geist war noch stark und fest, um in den Welthändeln ein Wort mitzureden.

Den Cäsar Borgia, seines Vorgängers Sohn, zwang er alle seine Schlösser und Städte herauszugeben. Aber er wollte das Land nicht für seine Verwandten haben, wie das bisher Sitte gewesen war, daß ein

jeder Papst vor allen Dingen seine Söhne und Neffen versorgte, sondern das Land sollte Kirchengut bleiben und unter dem unmittelbaren Regimente des Papstes selber stehen.

Damit ist Julius II. der Stifter des Kirchenstaates geworden, wie er bis zum Jahre 1870 bestanden hat. Nun war der Papst ein weltlicher Fürst wie andere und mußte Krieg führen und Verträge schließen wie andere. Julius verstand beides, er war ein Kriegsheld und ein Staatsmann.

Zuerst verband er sich mit dem deutschen Kaiser und dem französischen Könige gegen die Republick von Venedig, dann machte er mit Venedig gemeinsame Sache gegen Frankreich.

In Italien, in ganz Europa hielt er fortwährend die Kriegesfackel im Brande.

Mit List und Gewalt, auf geraden und krummen Wegen suchte er seine Absichten zu erreichen. Er selbst zog aus an der Spitze seiner Heere, feuerte seine Söldner zu tapferem Kampfe an, stieg mit über die Mauern belagerter Städte, und wenn es seiner Kriegsmacht nicht gelingen wollte, half er mit Bannflüchen nach.

Der König von Frankreich brachte eine Kirchenversamlung zustande, welche den Papst absetzen sollte, weil er nur auf Krieg und Blutvergießen ausging. Denn damals waren in der katholischen Kirche viele Geistliche und Kirchenlehrer der Ansicht, daß ein allgemeines Konzil das Recht habe einen Papst abzusetzen.

Es war nahe daran, so hätte es wieder zwei Päpste und damit eine Kirchenspaltung gegeben.

Einen Hirten in Wolfsgestalt, einen Banditen, einen Blutsäufer nannten Julius II. seine Feinde. Aber dem war es gleichgiltig, wie man ihn haßte und verwünschte.

Das Kriegsglück war ihm nicht immer günstig; aber den Kirchenstaat hat er doch zustande gebracht und wider die Mächte der Welt gesichert.

Im Innern war er ein tüchtiger Regent. Auf den Straßen Roms wußte er Zucht und Ordnung zu halten, besser als seine Vorgänger. Die edlen Künste hat er hochgeachtet und Baumeistern, Malern und Bildhauern viel Arbeit gegeben, daß wir noch heute ihre Werke bewundern. Für ihn malte Rafael, der größte Maler, welcher bisher gelebt hat.

Papst Julius hatte den Plan gefaßt, an Stelle der alten Peters-

kirche, einer der ältesten christlichen Kirchen, welche es damals noch gab, eine neue zu bauen, einen stolzen Wunderbau, der vor aller Welt Zeugnis ablegen sollte, von der Macht und Herrlichkeit des Papsttums. Dieser Bau ist zustande gekommen. Groß und majestätisch, steht die neue Peterskirche in Rom mit ihrer stolzen Kuppel. Aber gerade der Bau dieses Domes sollte dem Papsttum einen schweren Schaden zufügen, denn er gab den Anstoß zur Reformation.

Trotz der unaufhörlichen Kriege, trotz seiner großen Bauten hinterließ Julius II. bei seinem Tode einen Schatz von 400000 Dukaten. Wir sehen daraus, daß er ein guter Finanzmann gewesen, welcher zu wirtschaften verstand.

Aber was nützt ihm sein Fürstenruhm, was sein Feldherrnruhm? „Pfaffen sollen beten und nicht regieren," sagte Luther. Und die Schrift sagt: „Was deines Amtes nicht ist, da laß deinen Vorwitz." An eine Reformation der Kirche, die immer dringender von vielen begehrt wurde, dachte auch dieser Papst nicht.

Als Luther in Rom war, stand Julius II. im vorletzten Jahre seiner Regierung.





Neuntes Kapitel.

Schlimme Erfahrungen in Rom.

Durch viele gar schmerzliche Erfahrungen ist Luther aus einem treuen Sohn der Papstkirche ihr heftiger Gegner geworden. Gerade seine Reise nach Rom hat ihm nicht zum wenigsten über den verderbten Zustand derselben die Augen geöffnet.

Welch' einen Eindruck mußte das auf ihn machen, da er die heilige Stadt, die er mit inniger Andacht begrüßte, als sie seinen Blicken zum ersten Male sichtbar wurde, so gar unheilig fand und in dem heiligen Vater den allerunbußfertigsten und gewissenlosesten Sünder kennen lernte!

Wie mag ihm das Herz geklopft haben, als er seine Schritte den vatikanischen Hügel hinanlenkte, zu der altehrwürdigen Stätte von Sankt Peter, wo der Fürst der Apostel sollte begraben liegen. Aber siehe da er fand die Kirche halb in Trümmern. Papst Julius II. hatte das alte Haus, welches durch die Andacht von Jahrhunderten geweiht war rücksichtslos niederreißen und den Neubau nach seinen Plänen beginnen lassen. Viele Fromme nahmen daran ein Ärgernis. Seinen Baumeister, welcher Bramante hieß, nannten sie „Ruinante". Auch Luther wird nur mit Verwunderung gesehen haben, daß man die alten Überlieferungen der heiligen Vorzeit so wenig achtete.

Aber das war doch nur etwas äußerliches.

Wie ging's ihm zu Rom, da er sein Priesteramt auch dort verwaltete und Messe las?

Er nahm es damit so gewissenhaft, wie er es in der Heimat ge-

lernt, und hatte dabei eine heilige Scheu vor solch erhabenem Gottesdienste, da er, ein schwacher Mensch, durch die erhaltene Weihe Macht und Auftrag hatte, Jesum Christum dem gerechten Gott immer wieder von neuem zu opfern.

Wie mußte ihn das nun im Innersten empören, wenn er nun sah, wie die Priester zu Rom „so sicher und fein rips raps konnten Messe halten, als trieben sie ein Gaukelspiel."

„Denn ehe ich zum Evangelium kam," erzählt er, „hatte mein Nebenpfaff (der gleichzeitig an einem anderen Altar Messe las) seine Messe ausgerichtet, und schrieen sie mir zu: Passa, passa — immer weg! Komm davon! Gieb der Mutter ihr Kind wieder!"

„Ich bin zu Rom gewest, nicht lange, hab' daselbst viel Messe gehalten und auch sehen viel Messe halten, daß mir grauet, wenn ich daran denke. Da hörte ich unter andern guten, groben Gesellen über Tische Kurtisanen (päpstliche Hofleute) lachen und rühmen, wie etliche Messe hielten und über dem Brot und Wein sprächen diese Worte: Panis es, panis manebis; vinum es, vinum manebis (d. h. du bist Brot und wirst Brot bleiben; du bist Wein und wirst Wein bleiben — statt der Einsetzungsworte) und also das Sakrament aufhöben (nämlich Gott zum Opfer). Nu, ich war ein junger und recht ernster, frommer Mönch, dem solche Worte wehethaten. Was sollt' ich doch denken? Was konnte mir anders einfallen, denn solche Gedanken: Redet man hie zu Rom frei öffentlich über Tisch also — wie, wenn sie allzumal, beide, Papst und Kardinal, samt den Kurtisanen also Messe hielten? Wie fein wäre ich betrogen, der ich von ihnen so viel Messe gehört hätte!"

Besonders zu Herzen gegangen ist ihm ein Sprichwort, das die Höflinge des Papstes im Munde führten, weshalb er denn mehr als einmal in seinen Schriften davon redet. Er sagt von ihnen:

„Spötter sind es, Wäscher, die viel plaudern können, betrügen die armen Leute, wie denn der Papst und die Kurtisanen ein Sprichwort haben — wenn einem ihre Lehre zu Herzen geht, andächtig sich geberdet, gerne betet, so haben sie ihr Gespött daraus und heißen ihn einen „guten Christen", das ist: „Ei, ein großer Narr ist das, er nimmt unsere Lehre an, als sei sie wahr"; gleich als sei unsere Religion ein Fastnachtsspiel."

Und wiederum schreibt er: „Wenn man zu Rom spricht: „Das ist ein guter Christ", so meinet man, er sei ein rechter Narr, halten's für ein Gespött, und wenn einer mit Gottes Wort nicht unterrichtet ist, so fällt er bald dahin. Denn dreierlei Ablaß holet man zu Rom.

einen ledigen Beutel, einen bösen Magen und kein Gewissen; denn die zuvor fromme, ehrliche Leute waren, Gottes Wort gerne höreten und sich fürchteten vor der Hölle, die werden roh und wild, verachten Evangelium und Christum, leben als eine Sau und werden auch der Sauen Lohn empfangen. Aber solche werden gute Christen geheißen, die andern hält man als Erznarren."

Was für ein Christentum war aber auch von den Priestern und dem Volke zu Rom zu erwarten, wenn ihr weltliches und geistliches Haupt, der Papst, so gräulich in Sünden lebte, wie das vorige Kapitel berichtet hat.

Zwar vom Papst Julius rühmten die Wälschen, daß von Sankt Peters Zeit an kein Papst in solchem Ansehen gewesen wäre als Papst Julius.

Aber Luther gewann eine schlechte Meinung von ihm. In seinen Augen ist er „vor andern ein gräulich, gewaltig Wundertier gewest, gar ein gottloser Mensch, ein grausamer Wüterich und anschlägiger Kriegsmann, der alles hat dürfen fürnehmen, wagen und sich unterstehen, daß er möchte ein irdischer Gott sein."

Und mit welcher Bestürzung und Betrübnis hörte er von leichtfertigen Mönchen und Priestern die Schandgeschichten erzählen, welche in den Tagen Alexanders des Vierten sich ereignet hatten, aus denen ein Geheimnis zu machen in Rom niemand für nötig hielt.

Da können wir es wohl begreifen, wenn Luther später von denen, die gen Rom pilgern, klagt, daß sie, „zu Rom kein gut Exempel, sondern eitel Ärgernis sehen." Und wie sie selbst ein Sprichwort gemacht haben: „Je näher Rom, je ärger Christen", bringen sie mit sich Verachtung Gottes und seiner Gebote. Man sagt: wer das erste Mal gen Rom geht, der sucht einen Schalk, zum andern Mal findet er ihn, zum dritten bringt er ihn mit heraus. Aber sie sind nun so geschickt worden, daß sie die drei Reisen auf einmal ausrichten und haben fürwahr uns solch Stücklein aus Rom gebracht. Es wäre besser, Rom nie gesehen, noch erkannt."

Ein andermal schreibt er: „Niemand glaubt, was zu Rom für Büberei und greuliche Sünde und Schande gehen. Man kann's keinem bereden, daß so große Bosheit da ist, er sehe, höre und erfahre es denn. Daher sagt man: „Ist irgend eine Hölle, so muß Rom darauf gebauet sein"; denn da gehen alle Sünden im Schwang, nicht der bettlerische Geiz, sondern der blinde Geiz, nämlich Gottes Ver-

achtung, gräuliche Abgötterei, sodomitische Sünde u. s. w. Tiberius, der heidnische Kaiser, ob er wohl ein Unflath war, ist noch ein Engel gegen dem itzigen Wesen des römischen Hofes."

Aber gerade diese schlimmen Erfahrungen in Rom waren doch ein Gewinn für Luther. Auch dadurch wurde er zu seinem Werke bereitet.

Oftmals hat er das selbst ausgesprochen in späteren Tagen.

„Weil mich unser Herr Gott in den häßlichen Handel und Spiel gebracht, wollte ich nicht hunderttausend Gulden dafür nehmen, daß ich nicht auch Rom gesehen hätte. Ich müßte sonst immer besorgen, ich thäte dem Papst Gewalt und Unrecht. Aber, was wir sehen, das reden wir."

Nicht vergessen hat Luther ein Wort, daß er damals zu Rom aus dem Munde päpstlicher Höflinge hörte:

„Es ist unmöglich, daß Rom so sollte länger stehen. Es muß brechen!"

Aber Gott fügte es, daß zu derselben Zeit, da Luthers Glaube an Rom und seine Lehre immer mehr ins Wanken kam, immer klarer und leuchtender das Morgenrot der ewigen Wahrheit ihm in die Seele schien. Als er am eifrigsten sich quälte nach den Satzungen der Papstkirche, fühlte er es am deutlichsten, daß durch Christum ein anderer Weg gewiesen sei zur Seligkeit.

So geschah's ihm, als er in Rom, um alle Gerechtigkeit zu erfüllen, auch die achtundzwanzig Stufen der Pilatustreppe auf den Knien hinaufrutschte.

Steht doch noch heute in einer Kapelle zu Rom diese Treppe und werden die Gläubigen durch zahlreiche Verheißungen von Ablaß eingeladen, sich dieser seltsamen Übung zu unterziehen. Damals hatte der Papst für das Erklimmen jeder Stufe neun Jahre Ablaß zugesagt, das machte also, wenn es die Knie bis zur obersten Stufe aushielten, 252 Jahre. Also immerhin eine lohnende Leistung.

Es sollte aber diese Treppe keine andere sein, als die, welche einst zu Jerusalem vor dem Palaste des Pontius Pilatus gestanden hat und welche unser Heiland auf seinem Leidenswege hinauf- und hinabgegangen.

Da nun Luther diese Treppe hinaufrutschte und wollte die vorgeschriebenen Gebete dazu sprechen, „ist ihm alsbald eingefallen der Spruch des Propheten Habakuk, welchen Paulus Römer am ersten ein-

führet: „Der Gerechte wird seines Glaubens leben", und hat darauf sein Gebet bleiben lassen".

So erzählt Luthers Sohn Paul, der es aus des Vaters eigenem Munde gehört hat.

Jener Spruch von der Glaubensgerechtigkeit machte schon seit einiger Zeit seinem Geiste viel zu schaffen. Auf ihn sollte er bald das Werk der Reformation gründen.

Aber noch war Zwiespalt in seinem Herzen. Frei gingen seine Gedanken der göttlichen Wahrheit nach, aber mit seinen Gewohnheiten blieb er noch ein treuer Sohn der Kirche.

Und als nun die Geschäfte abgethan waren und er heimwanderte nach Wittenberg, mit seinem Gefährten, dachte er an nichtsweniger als daran, nun alsbald zu predigen wider den äußerlichen Werkedienst und wider das Ärgernis des Papsttums. Nach den aufregenden Erfahrungen, die er hatte machen müssen, sehnte er sich gewiß nach seiner stillen Klosterzelle. Wie wollte er da wieder fleißig forschen in der Schrift, ob er zu völliger Erkenntnis hindurchdringen möchte.

Wohl erzählte man sich damals in Rom einen Traum: es würde ein Eremit (die Augustiner hießen auch Eremiten!) unter dem nächsten Papst aufstehen und das Papsttum angreifen. Staupitz hörte diesen Traum, als er bald nach Luther auch in Rom war: Luthern ist er nicht zu Ohren gekommen. Er würde ihn auch nimmermehr auf sich gedeutet haben.

So war allein dies für ihn das Ergebnis seiner Romreise, daß der Papst und seine Stadt ihren Heiligenschein in seinen Augen für immer verloren hatten. Was er dort gesehen und erfahren, das, so bezeugt ihm ein Schüler und Freund, „das hat ihn nachmals sehr gestärkt, da er so ernstlich wider die römischen Gräuel und Abgötterei schrieb."





Zehntes Kapitel.

Doktor Luther.

Indessen war Luther 29 Jahre alt geworden und war noch immer nicht der Doktor Luther. Mit Vorliebe hat ihn von Alters her bis auf den heutigen Tag das Volk bei diesem Titel genannt, und in Wahrheit war es ein wichtiger Wendepunkt in seinem Leben, als er die höchste Stufe der Ehren erstieg, welche ein Gottesgelehrter in jener Zeit erreichen konnte.

Nach seiner Heimkehr aus Italien ließ Luther noch einige Monate hingehen, ehe er wieder anfing, vor den Studenten Vorträge zu halten. Um so ernstlicher sollte er noch in demselben Jahre zu seinem Lehramte an der Universität verpflichtet werden.

Eines Tages nahm ihn sein väterlicher Freund Staupitz beiseite und eröffnete ihm, daß er sollte ein Doktor der Theologie werden. Diese Aussicht kam Luthern ganz unerwartet. Er hatte es sich nicht träumen lassen, daß man ihn jetzt schon zu dieser Würde tüchtig finden könnte, wurde sie doch in der Regel erst Fünfzigjährigen gewährt und von gar manchen älteren Lehrern vergeblich begehrt.

Bruder Martinus sträubte sich hartnäckig gegen das wohlwollende Zureden des General-Vikars. Was ihm nur einfallen mochte, führte er ins Feld: Daß er zu jung sei für das Ehrenamt, daß er dafür noch nicht genug studiert habe, daß er allzu schwachen und kranken Leibes sei.

„Herr Staupitz, Ihr bringt mich um mein Leben; ich werde es nicht ein Vierteljahr treiben."

Aber Staupitz machte alle seine Einwendungen zu nichte. „In Gottes Namen!" scherzte er, als Luther seinen baldigen Tod prophezeite. „Unser Herrgott hat große Geschäfte, er bedarf droben auch kluger Leute; wenn Ihr nun sterbet, so müsset Ihr dort sein Ratgeber sein."

Und schließlich half alles demütige Ausweichen und Entschuldigen nichts, da Luther durch sein Mönchsgelübde verbunden war, dem Willen des Oberen zu gehorchen.

Staupitz war ebendamals entschlossen, sein Lehramt an der Universität Wittenberg niederzulegen. Er hatte als Generalvikar der deutschen Augustinerkongregation mit der Aufsicht über die Klöster und Geschäften von mancher Art so viel zu thun, daß er selten dazu kam, Vorlesungen zu halten. Nun lag ihm alles daran, bei seinem Abschiede von der Hochschule, die er mit gegründet hatte und deren Gedeihen ihm sehr am Herzen lag, einen tüchtigen Ersatzmann zu stellen. In Luther erkannte er die Hoffnung der Universität.

Schon hatte Luther bewiesen, daß er es verstand, die jungen Leute für die theologischen Studien zu begeistern. Aber damit er volle Freiheit hätte zu lehren und seinen Einfluß zur Geltung zu bringen, mußte er den Doktorhut erwerben.

Dazu bedurfte es für jeden Augustiner der Genehmigung von dem Ordensgeneral in Rom. Die hatte Staupitz für Luther schon eingeholt, und nun brauchte Luther nur die nötigen Schritte bei der Universität zu thun.

Gezwungen und getrieben, ohne großen Dank nahm er die ehrenvolle Berufung hin. Er ahnte nicht, wie wichtig und wertvoll ihm für die Zukunft gerade dies Amt eines Doktors der Theologie werden sollte. Aber noch viele Jahre später hat er seinen Freunden im Klosterhofe den Birnbaum gezeigt, unter welchem er mit Staupitz solch merkwürdiges und entscheidendes Gespräch gehabt hatte.

Die Leistungen, wodurch einer sich die hohe Würde erwerben mußte, waren genau vorgeschrieben: Disputationen, Reden, allerhand Formalitäten. Auch recht kostspielig war die Sache. Wo sollte Luther das Geld hernehmen?

Staupitz hatte dafür gesorgt, daß an dem leidigen Geldpunkte sein Lieblingsplan nicht scheiterte. Bei keinem Geringeren als dem Kurfür-

sten hatte er Fürsprache gethan. Und weil Friedrich der Weise einmal Luthern predigen gehört und seitdem ein persönliches Interesse für ihn bewahrt hatte, war er den Vorstellungen Staupitzens zugänglich und wollte sich's seiner lieben Universität zur Förderung etwas kosten lassen.

So bekam Luther Befehl, bei der kurfürstlichen Kasse in Leipzig die nötigen Gelder abzuholen. Dort in Leipzig hatte er aber eine rechte Geduldsprobe zu bestehen, denn die Herren Rentmeister hielten ihn ungebührlich lange hin, so daß er unverrichteter Sache wieder davongegangen wäre, wenn ihn der gelobte Gehorsam nicht zurückgehalten hätte. Wunderlicher Weise hat sich noch bis heute die Quittung erhalten, welche Luther damals den kurfürstlichen Beamten ausstellte; sie lautet auf 50 Gulden und ist datiert vom 4. Oktober 1512. Es ist das erste Schriftstück in deutscher Sprache, welches wir von Luthers Hand besitzen.

Eine Doktorpromotion (Promotion und Promovieren, das sind die Kunstausdrücke für die Erhebung zur Doktorwürde) war dázumal ein Fest für die ganze Universität.

Es war am 18. Oktober 1512, als die Feierlichkeiten der Promotion Luthers begannen. Außer den Professoren und Studenten hatte sich eine große Zahl angesehener Gäste eingefunden.

Auch seine Erfurter Ordensbrüder hatte Luther eingeladen, und zwar durch folgendes Schreiben:

„Gnade und Friede in dem Herrn! Ehrwürdige und liebe Väter!

Es naht der Tag Sankt Lukas heran, da ich im Gehorsam gegen die Väter und den ehrwürdigen Vater Vikarius insonderheit, den Doktorstuhl der Theologie feierlich besteigen soll. Ich will mich nicht erst viel entschuldigen, noch von meiner Untüchtigkeit reden, damit es nicht scheine, als wollte ich aus meiner Demut Lob und Ruhm gewinnen. Gott weiß und mein Gewissen weiß es auch, wie würdig und dankbar ich für solches Gepränge des Ruhms und der Ehre bin.

Darum bitte ich Euch inständig, um der Barmherzigkeit Christi willen, zum ersten, daß Ihr mich in einmütigem Gebet Gott befehlen wollt, wie Ihr wißt, daß Ihr nach dem Rechte der Liebe mir das schuldig seid, auf daß sein gnädiger und gebenedeiter Wille mit mir sei. Zum andern, daß Ihr, wo es füglich geschehen kann, mich würdigt, meinen Aufzug durch Euere Gegenwart zu verherrlichen, um die Wahrheit zu sagen: zu Ehren und Ansehen unseres Ordens und insonderheit unsers Vikariats. Ich würde mich nicht erkühnen, den verehrten Vätern

solch beschwerliche Reise und Aufwand anzumuten, wenn es nicht der hochwürdige Vater (Staupitz) mir also aufgetragen und ich es nicht für ungeziemend, ja ganz unwürdig und ärgerlich hielte, zu so großer Würde emporzusteigen, ohne Euch Erfurter zu benachrichtigen."

Ob jemand der Aufforderung gefolgt ist, wissen wir nicht. Wahrscheinlich nicht; denn die Erfurter wollten es ihm verübeln, daß er den Doktorhut sich nicht in Erfurt holte.

An jenem Nachmittage des 18. Oktobers hielt Luther in der Wittenberger Schloßkirche, der Stiftskirche der Universität, die schuldige Disputation, wodurch er eine öffentliche Probe seiner Tüchtigkeit abzulegen hatte. Sie mag, wie in der Regel, drei Stunden lang gedauert haben. Doktor Karlstadt führte dabei den Vorsitz.

Am Tage darauf fand die feierliche Verkündigung der erlangten Würde unter mancherlei Ceremonieen mit dem üblichen Gepränge statt. Glockengeläute lud die gelehrten Herren wiederum zur Kirche. Hier wurde Luther mit einer Ansprache begrüßt und hielt seinerseits eine kurze Rede. Darauf leistete er den Doktoreid. Die zu Wittenberg übliche Eidesformel war diese:

„Ich schwöre dem Herrn Dekan (d. i. dem Vorsitzenden der theologischen Professoren) und den Magistern der theologischen Fakultät Gehorsam und schuldige Ehrerbietung, auch daß ich allüberall den Nutzen der Universität und besonders der theologischen Fakultät nach Kräften befördern, diesen Grad nicht wiederholen (d. h. nicht zum zweiten Male an einer andern Universität die Doktorwürde erwerben), eitle, fremdartige Lehren, die von der Kirche verdammt sind und fromme Ohren verletzen, nicht lehren, sondern einen sie Lehrenden innerhalb acht Tagen dem Herrn Dekan anzeigen, daß ich die Gewohnheiten, Freiheiten und Privilegien der theologischen Universität nach bestem Vermögen aufrecht erhalten werde, so wahr mir Gott helfe und die heiligen Evangelisten."

Hierauf wurden ihm die Abzeichen seiner neuen Würde überreicht: der Doktorhut, d. i. ein Barett, wie es ursprünglich nur von freien Männern als Kennzeichen ihres freien Standes getragen wurde, und der Doktorring, der an die nunmehr übernommenen Pflichten und Verbindlichkeiten erinnern sollte, wie auch die Bischöfe und Kardinäle bei ihrer Einkleidung solch einen Ring als Sinnbild ihrer Verpflichtung überkamen.

Der Ring Luthers wird heute noch im Museum zu Braunschweig

aufbewahrt; es ist ein starker Goldreif mit silbernem Wappenschilde, auf welchem drei ineinander geschlungene Ringe die heilige Dreieinigkeit bedeuten. Den Hut wird Luther zunächst nicht getragen haben, weil er auch als Doktor der Theologie seine Mönchstracht beibehielt.

Noch auf den dritten Tag erstreckten sich die Feierlichkeiten. Da wurde der junge Doktor noch förmlich in die theologische Fakultät aufgenommen, d. h. in den Kreis der ordentlichen Professoren der Theologie, welche die höchsten Rechte akademischer Lehrer besitzen. Unter der Zahl seiner nunmehrigen Kollegen fand Luther bereits drei Augustinermönche.

Auch der herkömmliche Doktorschmaus wird im Verlaufe des Festes nicht gefehlt haben.

Staupitz aber konnte nun beruhigt die Wittenberger Universität verlassen. Er räumte seinen Platz einem Größeren.

Und wie ernst es auch dem Bruder Martinus gewesen war mit seiner demütigen Weigerung, das Ehrenamt auf sich zu nehmen, frisch und freudig ging er nun in die Arbeit. Jetzt hinderte ihn nichts mehr, seine liebe Theologie zu treiben; nicht nur das Recht, sondern die Pflicht hatte er, die göttliche Wahrheit zu erforschen und zu lehren. Über jeden Lehrer der Kirche, über jede heilige Schrift stand es ihm frei, Vorlesungen zu halten.

Die meisten Doktoren, ja wir müssen sagen, alle damaligen Doktoren, benutzten die erlangte Vollmacht, um so schnell als möglich den biblischen Büchern den Rücken zu kehren und über die großen und vielgerühmten Lehrgebäude der mittelalterlichen Theologen ihre gelehrten Meinungen vorzutragen, und das Gespinnst ihrer Spitzfindigkeiten weiterzuspinnen. Über die heilige Schrift zu lesen, wurde nur dem Anfänger zugemutet, und auch diesem nicht länger als etwa ein Jahr lang. Und manche Professoren wußten auch diese Bestimmungen zu umgehen, wie denn Luthers Kollege Karlstadt erst acht Jahre, nachdem er Doktor geworden, anfing die Bibel zu lesen.

Wie anders Luther! Der hatte als Bakkalaureus sich nicht zweimal heißen lassen, die Bibel vorzunehmen. Sie war ja sein liebstes Studium von Erfurt her.

Und nun er Doktor geworden, fiel es ihm nicht ein, über einen Kirchenlehrer zu seinen Studenten zu reden, sondern die Bibel studierte er mit ihnen und nichts als diese. Ja er hat zeit seines Lebens über nichts anderes seine Vorträge gehalten als über biblische Schriften.

Darum hat er sich auch gern einen „Doktor der heiligen Schrift“ genannt. So faßte er seinen neuen Beruf auf, daß er sollte „für aller Welt die Schrift auslegen und jedermann lehren.“

Er hielt seine Vorlesungen täglich, zunächst in der Morgenstunde von 6—7, seit dem Jahre 1517 nachmittags von 1—2. Die Studenten kamen dazu ins Kloster, wie ja ohnedies seine Klosterbrüder einen Teil seiner Zuhörerschaft stellten.

Gleich die erste Vorlesung hielt er vor einer ansehnlichen Versammlung.

Das erste Buch, welches er auslegte, waren die Psalmen. Im Frühjar 1513 fing er diese Erklärung an und beendete sie im Herbst 1516. Aber er erklärte nicht etwa den hebräischen Text, da doch die Psalmen, wie das ganze alte Testament, hebräisch geschrieben sind. Das hätten seine Studenten nicht verstanden, und er selbst war in dieser Sprache noch ein Anfänger. Vielmehr legte er die lateinische Bibelübersetzung, die sogenannten Vulgata, welche die katholische Kirche unbegreiflicher Weise bis heute höher schätzt als den wirklichen Urtext der Bibel, seiner Erklärung zu Grunde. Und weil seine Zuhörer nicht einmal eine solche lateinische Bibel in den Händen hatten, ließ er einen lateinischen Psalter extra für sie drucken.

Als Luther diese Erläuterung des Psalters beendet hatte, baten ihn seine Zuhörer, er sollte sie in Druck geben. Und da er sich weigerte, faßten seine Ordensbrüder den Beschluß, durch welchen er, nach der Ordensregel, verpflichtet wurde, in den Druck zu willigen. Es kam aber nicht dazu, wir wissen nicht, aus welchen Ursachen. Genug, daß wir merken, wie großen Anklang von Anfang an seine Schriftauslegung bei seinen Zuhörern gefunden hat.

Von allen seinen Kollegen hatte er bald den größten Zulauf.

Nach den Psalmen nahm Luther den Brief des Apostels Paulus an die Römer vor, dann den Galaterbrief. Und ob er wohl selbst einmal seinen Studenten sagte, daß er das alles noch nicht verstehe — wie viel besser verstand er es, als die andern Lehrer. Denn nicht umsonst hatte er eine harte Schule durchgemacht im Erfurter Kloster.

Und im Lehren lernte er.

Da er an den Römerbrief ging, machte ihm das Wort zu schaffen, daß auch im Evangelium Gottes Gerechtigkeit geoffenbart wird. (Röm. 1, 17).

Hören wir, was er als Greis selber davon erzählt.

„Mit einem brennenden Verlangen, Paulum zu erfassen, war ich an den Römerbrief gegangen. Aber gleich im ersten Kapitel widerstand mir das Wort: Gottes Gerechtigkeit wird im Evangelio offenbart. Ich haßte nämlich das Wort: „Gottes Gerechtigkeit," weil ich nach der Anweisung der früheren Lehrer es von der Eigenschaft des heiligen Gottes verstand, nach welcher er die Sünder und Ungerechten straft. Obwohl ich nun als ein tadelloser Mönch lebte, sagte mir doch mein unruhiges Gewissen, daß ich vor Gott ein Sünder sei, und deswegen haßte ich einen gerechten und die Sünden strafenden Gott. Ich murrte wider Gott, denn ich gedachte: ist's denn nicht genug, daß die armen durch die Erbsünde ewig verlorenen Sünder durch Mosens Gesetz mit Jammer aller Art geplagt werden? Muß Gott durch das Evangelium noch neuen Schmerz verursachen, indem er auch durch das Evangelium uns seine Gerechtigkeit und seinen Zorn vorrückt? So knirschte ich innerlich bei meinem verwundeten Gewissen und kam doch immer wieder auf jene Stelle zurück, weil mir alles daran lag, zu erfassen, was denn Paulus dort sagen wollte.

„Endlich, als ich Tag und Nacht darüber nachsann, wies mich Gottes Erbarmen auf den Zusammenhang jener Worte mit dem Satze, der folgt: „Der aus dem Glauben Gerechte wird leben." Ich fing an zu verstehen, daß Gerechtigkeit Gottes hier diejenige sei, welche der Fromme als ein Geschenk von Gott im Glauben empfängt. Ich sah, daß der Sinn der Stelle der sei: durch das Evangelium wird die Gerechtigkeit Gottes offenbart, mit welcher der barmherzige Gott die Glaubenden gerecht macht. Denn so deuten's die folgenden Worte: Der aus Glauben Gerechte wird leben.

„Nun fühlte ich mich wie neugeboren und glaubte im Paradiese zu sein. Die ganze heilige Schrift sah mich anders an. Und jetzt durchlief ich sie und suchte nach ähnlichen Ausdrücken, damit mir mein Verständnis der Worte „Gerechtigkeit Gottes" dadurch bestätigt würde. Waren mir zuvor diese Worte verhaßt gewesen, so umfaßte ich sie jetzt mit der innigsten Liebe. Jene Stelle bei Paulus erschien mir als die Pforte des Paradieses."

Du siehst, lieber Leser, wie Doktor Luther nicht nur mit dem Kopfe arbeitete, sondern auch mit seinem Herzen und Gewissen. Und den Frieden, den er in der wachsenden Erkenntnis des gnädigen und barmherzigen Gottes immer mehr für sich fand, den auch seinen Zuhörern zu geben, oder vielmehr ihnen zu zeigen, wie auch sie ihn in der heiligen

Schrift finden könnten, das war sein Trachten bei seinen Vorträgen. Und darum saßen so viele verlangend und aufmerkend zu seinen Füßen.

Und schnell kam das Studium der Bibel bei den Wittenberger Theologen in Aufnahme. Denn es wirkte, wenn Luther ihnen bezeugte: „Was dem Vieh die Weide, dem Menschen ein Haus, dem Vogel ein Nest, den Gemsen der Fels und den Fischen der Strom ist, das ist die heilige Schrift den gläubigen Seelen."

Wenn so durch die Bibel Gott zu ihm redete und ihm hellere Erkenntnis der ewigen Wahrheit gab, als die angesehenen Kirchenlehrer des Mittealters, so daß er manchen Irrtum abstreifte, der in der damaligen Theologie im Schwange ging — dennoch kam es ihm nicht bei, deshalb die Kirche anzufechten.

Aber mit Eifer bekämpfte er bald den heidnischen Philosophen, der damals für die Gelehrten fast ein größeres Ansehen hatte als alle christlichen Lehrer, den Meister Aristoteles. Den müsse man ganz vergessen, meinte er, wenn man wolle ein rechter Theologe sein.

Und so verachtete er auch die großen Scholastiker, welche dicke Bücher geschrieben hatten über die christlichen Glaubenslehren, aber mit all ihrem Fleiß doch nicht in die Bibel geraten waren, und haßte das Gezänk der Theologen, welche über die göttlichen Dinge so handwerksmäßig disputierten und von der heiligen Dreieinigkeit redeten, „wie der Schuster vom Leder;" aber die einfachsten Begriffe verstanden sie nicht und wußten z. B. nicht einmal zu sagen, was das eigentlich heiße: „Gottes Gebote erfüllen."

Da mußte er denn freilich gegen den Strom schwimmen.

Das wäre ihm viel schwerer angekommen, wenn er nicht unter den christlichen Denkern der früheren Zeiten welche gefunden hätte, auf die er sich bei seinen Forderungen berufen konnte. Da aber entdeckte er einen Gewährsmann für die Wahrheit seiner Theologie in dem Kirchenlehrer, welcher der Schutzheilige seines Ordens war und zugleich derjenige der Universität Wittenberg, in dem heiligen A u g u s t i n u s.

Bei ihm fand er die Lehre, daß die menschliche Natur ganz verderbt sei durch die Sünde und daß unser Heil ganz allein beruhe auf der Gnade und Barmherzigkeit Gottes. Das hatte dieser Kirchenvater an sich selber erlebt, da er aus einem sündhaften Leben wunderbar von Gott war errettet worden. Und war auch sein Lehrmeister der Apostel Paulus gewesen.

So lange Luther auf Augustin sich stützen konnte, hatte er einen anerkannten Lehrer der alten Kirche für sich.

Mit seinen Schriften in der Hand hat er hartnäckige Gegner überwunden, so die beiden Kollegen Karlstadt und Amsdorf. Dem letzteren schickte Luther, als er sich gar nicht überzeugen lassen wollte, die Werke Augustins ins Haus, die er auf eigene Kosten für ihn erworben, und zwar mit dem Erfolge, daß Amsdorf binnen kurzem sein eifrigster Anhänger wurde.

Außer den Büchern Sankt Augustins waren es gewisse deutsche Schriften aus dem 14. Jahrhundert, in welchen Luther einen wahrhaft evangelischen Geist zu verspüren meinte. Vornehmlich die Predigten Johann Taulers, eines Dominikanermönches zu Straßburg († 1361), zogen ihn an. Denn gar tiefsinnig und innig wußte dieser zu reden von der wahren Heiligung des Christen, wie man die Welt fliehen und seiner eigenen Sünde Herr werden und mit Gott ganz und gar sich vereinigen müsse.

Da fiel ihm einmal ein Büchlein in die Hände ohne Titel und ohne den Namen des Verfassers.

Luther vermutete, es sei von Tauler, so ganz war es in dessen Geiste geschrieben. Es gefiel ihm so, daß er es herausgab mit einer kurzen Vorrede.

Es war das erste Buch, was Luther erscheinen ließ. Wie viele sind dem noch nachgefolgt!

Jenem Büchlein, das im Dezember 1516 herauskam, gab Luther den Titel: „Ein geistlich Büchlein von rechtem Unterschied und Verstand, was der alte und neue Mensch sei, was Adams und was Gottes Kind sei und wie Adam in uns sterben und Christus erstehen soll.“ In der Vorrede rühmt er an dem Büchlein: „Es schwebt nicht oben, wie Schaum auf dem Wasser, sondern es ist aus dem Grunde des Jordans von einem wahrhaften Israeliten erlesen.“

Als Luther zwei Jahre darauf die Schrift zum zweitenmale herausgab, setzte er ihr die Überschrift: „Ein deutsch Theologia.“ Nämlich gerade das gefiel ihm auch an der Schrift, daß sie deutsch geschrieben war. Er will „verwarnt haben einen jeglichen, der dies Büchlein liest, daß er seinen Schaden nicht verwirke und sich ärgere an dem schlichten Deutsch und den ungefränzten, ungekränzten Worten; denn dies edle Büchlein, so arm und ungeschmückt es ist in Worten und menschlicher Weisheit, also und vielmehr reich und köstlich ist es in Kunst und göttlicher Weisheit. Und daß ich nach meinem alten Narren rühme,

ist mir nebst Bibel und Sankt Augustino kein Buch vorkommen, daraus ich mehr erlernet hab und erlernen will, was Gott, Christus, Mensch und alle Dinge seien."

Und weiter wendet er sich gegen die, welche ihn einen „deutschen" Theologen schelten, weil er solch deutsche Schrift verbreitet. „Ich danke Gott", sagt er, „daß ich in deutscher Zunge meinen Gott also höre und finde, wie ich ihn anher nicht gefunden habe, weder in lateinischer noch griechischer Zunge. Gott gebe, daß dieser Büchlein mehr an de Tag kommen, so werden wir finden, daß die deutschen Theologen ohne Zweifel die besten Theologen seien."

Ja, Doktor Luther war ein deutscher Theologe. Auch die erste Schrift, die er selber abgefaßt und veröffentlicht hat, war in deutscher Sprache geschrieben, eine Auslegung der sieben Bußpsalmen. Dazu gehörte kein geringer Mut für einen jungen Professor. Denn in seiner Muttersprache zu schreiben war damals ein verächtlich Ding, verachtet von den Gelehrten der alten Schule, den Scholastikern, wie von den Gelehrten der neueren Schule, den Humanisten. Aber Luther ging auch darin seine eigenen Wege.

Indessen hatte er mit seinem Drängen auf das Studium der Bibel und der Schriften des Augustinus in Wittenberg allen Widerspruch überwunden.

Am 18. Mai 1517 meldet er an Johann Lang in Erfurt, seinen vertrauten Freund:

„Unsere Theologie und Sankt Augustin schreiten glücklich vorwärts und herrschen mit Gottes Hilfe auf unserer Universität. Aristoteles steigt allmälig herab und neigt sich beinahe zum Falle, von dem er nicht wieder aufstehn wird. Wunderbar überdrüssig ist man der Vorlesungen über die großen Kirchenlehrer. Keiner kann auf Zuhörer hoffen, wenn er nicht diese Theologie, d. h. die Bibel oder St. Augustin, vortragen will."

Und nicht nur in Wittenberg; auch in weiteren Kreisen fand die neue Theologie des Doktor Luther, welche freilich nicht neu sein wollte, sondern nichts anderes, als die alte Theologie des Apostels Paulus, lebhafte Aufmerksamkeit.

Eben in Erfurt, wo Luthers Freund Lang lehrte, fielen ihm die Jüngeren zu, während die älteren Doktoren sich durchaus ablehnend verhielten. Luther schrieb selber an seine alten Erfurter Lehrer, aber er konnte sie nicht von ihren Irrtümern bekehren.

Reichen Beifall fanden Luthers Sätze in Nürnberg. Über die brennenden Fragen unterhielten die Nürnberger einen regen Briefwechsel mit den Wittenbergern.

Da rühmt ein Nürnberger geradezu, daß Luther die „Theologie Christi wiederherstelle", und ein anderer schreibt: „Ich bin überzeugt, daß eine große Änderung der theologischen Studien eintreten wird, so daß man ein christlicher Theologe ohne Aristoteles und Plato werden kann."

Auch am kurfürstlich sächsischen Hofe hatte Luther einen ihm innig ergebenen Freund. Das war Georg Spalatin, sein Studiengenosse von Erfurt her, seit 1513 Prinzenerzieher, Hofkaplan und kurfürstlicher Geheimschreiber Friedrich des Weisen. Durch ihn mochte auch der Kurfürst Kenntnis erhalten von dem neuen wissenschaftlichen Leben das in seiner Universität Wittenberg erblühte.

In der That, auch wenn der 31. Oktober 1517 nicht gekommen wäre, so würde Luthers Name dennoch in der Kirchengeschichte eine bleibende Stätte gefunden haben. Denn indem er gegen das Ansehen des Aristoteles kämpfte, den Augustinus über alle anderen Kirchenlehrer erhob, vor allem aber den Apostel Paulus seinen Meister sein ließ — indem er nur über biblische Schriften Vorlesungen hielt und eine deutsche Theologie verteidigte und verbreitete — in diesem allen bahnte er einen vollständigen Umschwung der theologischen Wissenschaft an. Freilich ins Volk wäre dann sein Ruf nicht gedrungen und Lutherfeste würden wir nicht gefeiert haben.

Was aber Luther zu seinen Neuerungen Mut machte, das war nichts anderes als sein Doktoramt. Er verstand seinen neuen Beruf im tiefsten und weitesten Sinne. Und ist's ihm später eine Beruhigung gewesen, daß er durch seinen Doktoreid verbunden und verpflichtet war, das Wort Gottes öffentlich an das Licht zu bringen vor aller Welt. Darum sagt ein Schüler von ihm, nachdem er von seiner Erhebung zum Doktor der heiligen Schrift geredet hat, Folgendes:

„Dieses ordentlichen und öffentlichen Berufes, so ihm von einer bestätigten Universität, im Namen und auf Befehl der hohen kaiserlichen Majestät und des päpstlichen Stuhls zu Rom, nach Rat und Beschluß seiner Lehrer und fürgesetzten geistlichen Obrigkeit und auf gnädigste Beförderung seines Kurfürsten und Landesherrn aufgetragen, und seines teuren Eides, den er Gott, der heiligen Schrift und der Universität zu Wittenberg gethan, hat er sich oft in großen Nöten und Kämpfen ge-

tröstet und daran gehalten, wenn ihm Teufel und Welt hat wollen angst und bange machen: wer es ihm befohlen? und wie er's verantworten wollte, daß er ein solch Wesen in der ganzen Christenheit anrichte? Da, sage ich, hat er sich seines ordentlichen Doktorats und öffentlichen Befehles und teuren Eides erinnert und getröstet, darauf er auch seine, nämlich Gottes, Sachen im Namen Christi mit Ehren und vieler Leutseligkeit unerschrocken fortbracht und mit Gottes Hilfe redlich hinausgeführet hat."

Und bestätigt Luther dieses selber, da er zwanzig Jahre nach seiner Promotion schreibt: „Ich, Doktor Martinus, bin dazu berufen und gezwungen, daß ich mußte Doktor werden ohne meinen Dank aus lauter Gehorsam: da hab ich das Doktoramt müssen annehmen und meiner allerliebsten heiligen Schrift schwören und geloben, sie treulich und lauter zu predigen und zu lehren."

Darum thut das deutsche Volk recht und redet ganz nach Luthers Sinn, wenn es ihn gerne nennt nach seinem Amt und Beruf, den „Doktor Luther".





Elftes Kapitel.

Luthers Wirksamkeit unter den Ordensbrüdern.

Während Doktor Luther sich so mit allem Eifer seines akademischen Lehramts annahm und binnen kurzem durch seine ungewohnte Weise, die göttliche Wahrheit zu erforschen, Aufsehen erregte, hatte er als Augustinermönch noch ganz andere Pflichten zu erfüllen.

Innerhalb des Ordens wuchs das Ansehen des Bruders Martinus zusehends. Der Generalvikar Staupitz hatte ihm deutliche Beweise seines vorzüglichen Zutrauens gegeben, als er ihn von Erfurt an die neugegründete Universität versetzte, dann wieder, als er ihn in Ordensgeschäften nach Rom sandte. In Rom hat Luther zwar nicht erreicht, daß die Streitsache nach Staupitzens Wünschen entschieden wurde, denn dieser mußte auf die geplante Verfassungsänderung verzichten. Aber dennoch kann Staupitz mit der Erfüllung seiner Aufträge nicht unzufrieden gewesen sein. Bald nach seiner Heimkehr aus Italien erhielt Luther eine neue Anerkennung seiner Tüchtigkeit als Ordensbruder: Die im Mai des Jahres 1512 zu Köln versammelten Vertreter der reformierten Augustinerklöster (das „Generalkapitel" der Kongregation) erwählten ihn zum Subprior, d. h. zum Untervorsteher des Wittenberger Klosters.

Zugleich wurde ihm die Leitung der mit dem Kloster verbundenen Studienanstalt für Ordensbrüder übertragen. Solche Anstalten hatte die Kongregation außer in Wittenberg noch in Erfurt und Magdeburg. Es dauerte nicht lange, so wandten sich die lernbegierigen Augustiner

von diesen Schulen ab und zogen gen Wittenberg, um unter des Doktor Luther Leitung zu studieren.

Das Wittenberger Kloster war aber auf solchen Zuzug nicht eingerichtet, es war kleiner und ärmer als die Klöster zu Magdeburg und Erfurt. Luther hatte seine liebe Not, die Brüder unterzubringen und zu beköstigen.

Wiederholt schrieb er an seinen Freund Lang in Erfurt, er solle ihm keine Brüder mehr zuschicken. Aber während er einmal in dieser Absicht an Lang schrieb, schickte ihm Staupitz zwei studierende Brüder aus Köln zu.

„Sieh, um dieselbe Stunde," klagt er da seinem Freunde, „kommen zwei studierende Brüder aus Köln zu mir. Was denkt sich der ehrwürdige Vater Staupitz, daß er, ohne mich zu fragen, mich so mit Brüdern überstürzt! Ich habe nicht genug Zellen, noch sonst, was wir zu unserm Unterhalt brauchen!"

Aber noch ganz anders sollten seine Dienste für den Orden in Anspruch genommen werden.

Im Jahre 1515 fand wieder ein Generalkapitel der „reformierten" Augustiner zu Gotha statt. Luther war selber zugegen und hielt sogar vor den Brüdern eine Predigt, die nicht geringes Aufsehen machte, über die „kleinen Heiligen" in den Klöstern. Dieselbe Versammlung wählte ihn zum Distriktsvikar, d. h. er bekam Oberaufsicht und Gewalt über einen ganzen Bezirk von Klöstern.

Zehn Klöster umfaßte sein Distrikt, nämlich Wittenberg, Dresden, Herzberg, Gotha, Langensalza, Nordhausen, Sangerhausen, Erfurt, Magdeburg, Neustadt an der Orla. Dazu kam bald noch ein elftes Kloster, das zu Eisleben, welches eben damals von den Mansfelder Grafen gegründet wurde.

Was legte dieses Amt Luthern für Pflichten auf?

Vor allen Dingen hatte er die ihm untergebenen Klöster zu visitieren. Erst im folgenden Jahre 1516 kam er dazu. Wir finden ihn im Mai 1516 in Dresden, der Stadt Herzog Georgs.

Überall mußte er zusehen, ob die Ordensregeln gewissenhaft beobachtet würden, Sitte und Zucht bestehe. Aber wir haben Kunde, daß er insonderheit den Brüdern einschärfte, das Wort Gottes fleißig zu treiben. Gelegenheit dazu bot das einförmige Leben nach der Klosterordnung genug, nicht nur durch die vielen Gottesdienste — auch bei jeder Mahlzeit mußte von den jüngeren Mönchen etwas vorgelesen werden.

damit zur leiblichen Speise die geistliche nicht fehle. Schon Staupitz hatte durch eine bis dahin nicht erhörte Verordnung den Brüdern das Lesen der heiligen Schrift empfohlen. Wie konnte es anders sein, als daß Luther bei seinen Visitationen besonders darnach forschte, ob diese Verordnung in Kraft und Ehren gehalten wurde.

Auch nach Erfurt führte ihn seine Inspektionsreise. An den Schauplatz seiner ersten heißen Seelenkämpfe kehrte er zurück als ein gereifter Mann, der wohl noch nicht ausgekämpft hatte, wie er selber von sich damals bekannt hat, aber doch fröhlich und getrost war, daß er den rechten Weg zum wahren Gottesfrieden gefunden.

Er hatte die Freude, hier in seinem Erfurter Kloster seinen Freund Johann Lang, der einige Zeit an seiner Seite gewirkt hatte und ihm ganz ergeben war, kraft seines Amts als Prior (Vorsteher) einsetzen zu können: Dabei mußte er seinem, wie es scheint, etwas unpraktischen Freunde mit allerhand Weisungen zu Hilfe kommen über die Verwaltung des Klosters, besonders der mit dem Kloster verbundenen Herberge.

Wir haben einen Brief von Luther an Lang, worin er diesem genau vorschreibt, wie er Register anlegen solle, darin alles zu verzeichnen sei, was die Gäste an Bier und Wein, Fleisch und Brot verbrauchten.

So mußte der Distriktsvikar sich auch um wirtschaftliche Dinge und allerhand scheinbare Kleinigkeiten und Äußerlichkeiten bekümmern.

Sehr kurze Zeit nahm die Visitation in Gotha und Langensalza in Anspruch. In wenigen Stunden überzeugte er sich von dem trefflichen Zustande dieser Klöster, so daß er an den Erfurter Freund berichten konnte: „Der Herr arbeitet an diesen Orten, wie ich hoffe, ohne uns, und herrscht im Weltlichen, wie im Geistlichen, wenn auch gegen den Willen des Teufels.“

Über Nordhausen, Eisleben und Magdeburg kehrte er endlich nach Wittenberg zurück, wo er am 3. Juni 1516 ankam. Doch nahm er seine Vorlesungen erst im Winter wieder auf.

Luther hat keine zweite Visitationsreise mehr unternommen. Nachdem er die ihm anvertrauten Klöster einmal kennen gelernt hatte, übte er von Wittenberg aus Aufsicht darüber, indem er einen regen Briefwechsel unterhielt.

Und welch ein Schatz sind diese Briefe, die uns zu einem guten Teil bis heute bewahrt geblieben sind! Wie lernen wir da den Mann

kennen, wie er war vor dem Anbruch der Reformation; ja, wir sehen ihm ins Herz hinein. Welch eine Barmherzigkeit gegen die Gefallenen, welch eine Geduld mit den Schwachen, welch väterliches Zureden gegen die Zagenden, welch unermüdliches Zeugen von der Gnade Gottes, die allein selig macht. Auch wenn geschäftliche Fragen ihm Anlaß gaben, zu schreiben und anzuordnen, knüpfte er fast immer Worte der Mahnung und des Trostes an, um die Brüder im Glauben und in der Heiligung zu stärken.

Als er das Dresdener Kloster visitierte, lag der betrübende Fall vor, daß einer der Mönche aus übler Ursache entlaufen war und dem Kloster Schande gemacht hatte. Derselbe hatte dann doch wieder an die Pforte des Mainzer Augustinerklosters geklopft und daselbst Einlaß gefunden. Jetzt mußte Luther um der Ordnung und Zucht willen den Schuldigen zurückfordern nach Dresden. Aber wie thut er das mit einem so väterlichen Herzen gegen den gefallenen Bruder.

Das ist der Brief, den er gleich von Dresden aus an den Vorsteher des Mainzer Klosters richtete.

„Heil in dem Herrn! Ehrwürdiger und lieber Vater Prior! „Es ist die böse Nachricht zu mir gekommen, daß sich einer meiner Brüder, Georg Baumgärtner, aus unserm Dresdener Kloster bei Euch aufhalte, der leider aus Ursachen und auf Wegen zu Euch gekommen ist, die schmachvoll sind. Ich danke aber Eurer Treue und willigen Dienstfertigkeit, daß Ihr ihn aufgenommen habt, damit der Schande ein Ende würde. Es ist mein verloren Schaf, mir gehört es; meine Sache ist's, es zu suchen und aus der Irre zurückzuführen, wenn es dem Herrn Jesus gefällt.

„Ich bitte Euch daher, ehrwürdiger Vater, um des gemeinsamen Glaubens an Christum und des gemeinsamen Bekenntnisses zum heiligen Augustin willen: wenn es Eurer dienstfertigen Liebe irgendwie möglich ist, so schicket ihn zu mir, sei es nach Dresden oder nach Wittenberg, oder überredet ihn vielmehr, dahin zu gehen, und stellt es ihm freundlich vor, daß er freiwillig komme. Mit offenen Armen werde ich ihn aufnehmen; er mag nur kommen, von mir hat er keine Kränkung zu befürchten.

Ich weiß, ich weiß, daß Ärgernis kommen muß, und ist kein

Wunder, wenn ein Mensch fällt. Aber ein Wunder ist es, wenn ein Mensch wieder aufsteht vom Fall und hernach sich aufrecht erhält. Gefallen ist ein Petrus, damit er wüßte, daß er ein Mensch sei; es fallen noch heute die Cedern des Libanon, die mit ihren hohen Wipfeln fast den Himmel berühren; ja, auch ein Engel im Himmel — das ist aller Wunder größtes — ist gefallen, und Adam im Paradiese. Was Wunder also, wenn ein Rohr vom Sturmwind hin- und hergetrieben und ein glimmender Docht ausgelöscht wird?

„Der Herr Jesus rede mit Euch und lehre Euch und vollbringe mit Euch das gute Werk. Amen. Lebt wohl!

„Aus unserm Dresdener Kloster. Am Tage Sankt Philippi und Jakobi, im Jahre 1516.

Bruder Martin Luther, der heiligen Theologie Professor und Vikar der Augustiner-Eremiten in Meißen und Thüringen."

Als in Erfurt ein Augustinermönch sich schwer versündigt hatte, schrieb Luther an den Prior des dortigen Klosters, seinen Freund Lang:

„Für Deinen, besser: für unseren abgefallenen Bruder tragt Sorge vor dem Herrn. Verlaß ihn nicht aus Frömmigkeit, da er Dich verlassen hat aus Unfrömmigkeit. Laß Dich's nicht kränken, daß Ihr Ärgernis erleidet: wir sind dazu berufen, dazu getauft, dazu verordnet, daß wir einer des andern Last tragen, und das Unedle an uns, das schmücken wir am allermeisten. Einer muß des andern Schanddeckel sein, wie es Christus für uns war und ist und sein wird in Ewigkeit, denn es stehet geschrieben: Du bist ein Hoherpriester ewiglich. Drum hüte Dich, so rein sein zu wollen, daß Du von Unreinen nicht berührt werden magst oder Dich weigerst, Unreinheit zu tragen, zu bedecken, zu tilgen. Ehre hast Du empfangen, aber wozu anders, als die Schmach anderer zu tragen? Denn so muß Kreuz und Schmach unser Ruhm sein."

Doch will er bei aller Milde strenge Zucht geübt wissen. So schreibt er in einem ähnlichen Falle an einen andern Klostervorsteher, der nicht wußte, wie er sich verhalten sollte, daß er einschreiten müsse ohne Ansehen der Person.

„Denn nicht Du strafst," sagte er, „sondern die Gerechtigkeit und

das Gesetz; deren Diener bist Du und nicht ihr Schiedsrichter. Darum laß Dich's nicht anfechten, wenn Du ein ebensolcher oder ein größerer Sünder bist.

„Bewahre Dir ja des Herzens Demut und Milde gegen den Gefallenen, aber wende an die Strenge Deiner Hand und Gewalt. Denn Deine Gewalt ist nicht Dein, sondern Gottes; die Demut aber ist nicht Gottes, sondern muß Dein sein.

„Darum laß Dich die Sache nicht ängstigen: Gott ist's, der das alles wirket, ihn lobe und liebe und bete um so inniger für jenen Armen und für mich.

„Des Bruders Sünde ist unsere Sünde; nur daß er gestern gesündigt hat, wir heute, vielmehr er gestern, wir gestern und heute. Wir sind immer Adams Kinder, darum thun wir Adams Werke. Aber man darf nicht verzweifeln an der mächtigen Hand Gottes."

So lehrte er mit Liebe richten und mit Demut Zucht üben. Und wie er die Vorsteher der Klöster anwies zu christlicher Führung ihres Amtes, so war er jedem einzelnen Bruder, der sich an ihn wandte in seinen Gewissensnöten oder mit dem ihn auch nur ein äußerliches Geschäft in irgendwelchen Briefwechsel brachte, ein väterlicher Berater und Seelsorger.

Für einen Augustiner in Memmingen hatte er in Wittenberg einige Besorgungen gemacht. Darüber berichtet er ihm das nötige und fährt alsbald fort:

„Nun möchte ich gern wissen, wie es um Deine Seele steht, ob sie endlich ihrer eigenen Gerechtigkeit überdrüssig ist und darnach begehrt in Christi Gerechtigkeit fröhlich und getrost zu sein. Denn heutigen Tags hat die Versuchung zur Vermessenheit Macht über viele und sonderlich über die, welche mit allen ihren Kräften sich mühen, gerecht und fromm zu sein. Sie kennen nicht die Gerechtigkeit Gottes, die uns in Christo so reichlich und umsonst beschert ist, und trachten von sich selber so lange Gutes zu thun, bis sie Zuversicht gewinnen, vor Gott zu bestehen, mit Tugenden und Verdiensten wohl geschmückt. Aber so weit bringen sie's nimmermehr.

„In diesem Irrtum stecktest Du, als Du bei uns warst (nämlich mit Luther zusammen im Erfurter oder im Wittenberger Kloster) und

ich desgleichen. Nun kämpfe ich wider diesen Irrtum, noch aber habe ich nicht ausgekämpft.

„Darum, mein lieber Bruder, lerne Christum, und zwar den Gekreuzigten. Lerne ihn lobsingen und an Dir verzweifeln. Sprich zu ihm: Du, Herr Jesu, bist meine Gerechtigkeit, ich aber bin Deine Sünde; Du hast das Meine an Dich genommen und mir das Deine gegeben; Du hast genommen, was Du nicht warst und mir gegeben, was ich nicht war.

„Hüte Dich, mein Bruder, jemals einer solchen Reinheit nachzutrachten, daß Du Dir nicht mehr ein Sünder scheinen, ja gar kein Sünder mehr sein willst. Denn Christus wohnet nur unter Sündern. Dazu ist er ja herabgekommen vom Himmel, wo er unter Gerechten wohnt, damit er auch unter Sündern wohnte. Solcher seiner Liebe sinne nach, und Du wirst seinen allersüßesten Trost erfahren. Denn wenn wir durch eigene Mühe und Plage zur Ruhe des Gewissens hindurchdringen sollten, wozu ist Christus dann gestorben? Darum wirst Du nur in ihm, durch getroste Verzweiflung an Dir selber und an Deinen Werken, Frieden finden.

„Wenn Du dann glaubst, daß Christus Deine Sünde trägt, so trage nun auch Du mit Geduld die unordentlichen und noch irrenden Brüder; mache ihre Sünden zu Deinen eigenen und wenn an Dir etwas Gutes ist, so laß es ihr sein. Ein jeglicher sei gesinnet, wie Jesus Christus auch war, welcher, ob er wohl in göttlicher Gestalt war, hielt er es nicht für einen Raub u. s. w. So auch Du; wenn Du Dir besser erscheinst als andere, so halte das nicht für einen Raub, als ob es nur Dir allein gehöre, sondern entäußere Dich selbst und vergiß, wie gut Du bist, und sei wie einer von ihnen, daß Du sie tragest.

„Denn der ist ein trauriger Gerechter, der andere, die im Vergleich mit ihm schlechter zu sein scheinen, nicht tragen will und an Flucht und Einsamkeit denkt, während er doch durch Geduld, Gebet und Vorbild ihnen heilsam sein sollte. Das heißt, des Herrn Pfund vergraben und seinen Mitknechten nicht geben, was man ihnen schuldig ist.

„Wenn Du eine Lilie, eine Rose Christi bist, dann wisse, daß Dein Wandel unter Dornen sein muß. Sieh nur zu, daß Du nicht

durch Ungeduld, leichtfertiges Richten oder geheimem Hochmut selber ein Dorn werdest. Das Reich Christi, sagt der Psalmist, besteht mitten unter seinen Feinden. Was schwärmst Du also von einem Kreise von lauter Freunden?

„Drum, wenn Dir etwas fehlt, so wirf Dich Deinem Herrn Jesus zu Füßen und bete. Er selbst wird Dich alles lehren; achte nur darauf, was er für Dich gethan hat und für alle, damit auch Du lernest, was Du für andere zu thun schuldig bist. Wenn er nur unter Guten hätte leben und für Freunde sterben wollen, für wen, frage ich, wäre er gestorben oder mit wem hätte er leben können?

„Darnach halte Dich, mein Bruder, und bete für mich und Gott sei mit Dir!"

Ist nicht in diesem Briefe schon die ganze evangelische Lehre enthalten? Kann man inniger reden von dem Glauben an Christum, der allein gerecht macht und von der Liebe zu den Brüdern, worin solcher Glaube sich mächtig erweist?

Dem Prior von Neustadt an der Orla hat Luther nach mancherlei amtlichen Meldungen folgendes zu sagen:

„Frieden suchst und begehrst Du, aber verkehrt. Denn Du suchst Frieden, wie die Welt ihn giebt, nicht Christus. Weißt Du nicht, teurer Vater, daß Gott darin wunderbar ist bei seinem Volke, daß er seinen Frieden giebt inmitten des Unfriedens, nämlich mitten unter Versuchungen? Wie er spricht: Herrsche unter Deinen Feinden! Darum, nicht der hat Frieden, den niemand stört — das ist der Friede der Welt — sondern der, den jeder und jedes stört und der gleichwohl das alles ruhig und freudig erträgt. Du sprichst mit Israel: Friede, Friede! und ist doch kein Friede. Sprich lieber mit Christo: Kreuz, Kreuz! und ist doch kein Kreuz. Denn alsobald ist das Kreuz nicht mehr Kreuz, so Du fröhlich sprichst: Gebenedeites Kreuz, unter allem Holz ist Dir keines gleich!"

Und noch ein Trostbrief soll hierstehen, geschrieben an einen Erfurter Bruder, der über schwere Anfechtungen klagte.

„Heil im Herrn und seinem Tröster! Liebwerter Vater und teurer Bruder im Herrn! Ich höre, daß Du von gewaltigen Stürmen angefochten und von mancherlei Fluten beunruhigt wirst. Aber ich bin gewiß und weiß es aus meiner und Deiner, ja aus aller Erfahrung, die ich je unruhig sah, daß die Klugheit unseres natürlichen Sinnes die

alleinige Ursache und Wurzel aller unserer Unruhe ist. Denn unser Auge ist ein Schalk, und, daß ich von mir rede, o weh! mit was für Jammer hat es mich geplagt, ja noch plagt es mich bis auf's äußerste.

„Das Kreuz Christi ist über die ganze Welt verteilt, jeder bekommt sein Stückchen. Wirf Du das Deinige nicht weg, sondern hebe es auf wie eine heilige, Reliquie, nicht in güldenem oder silbernem Schrein, sondern in einem güldenen, das ist sanftmütigen und liebreichen Herzen. Denn wenn das Kreuzesholz durch die Berührung mit dem Fleische und Blute Christi so geheiligt ist, daß die Reliquien davon für gar kostbar gelten — wie vielmehr sind Unrecht, Verfolgung, Leiden und Haß von Menschen, gerechten und ungerechten, allerheiligste Reliquien! Denn mit dem Fleische Christi haben sie zwar nichts zu thun gehabt, wohl aber sind sie von der Liebe zu seinem allerliebreichsten Herzen und göttlichen Willen umfaßt, geweiht und ganz und gar geheiligt. Da wandelt sich Fluch in Segen, Unrecht in Billigkeit, Leiden in Herrlichkeit, Kreuz in Freude.

„Leb wohl, lieber Vater und Bruder, und bete für mich."

Wenn wir Luthern so mit seinen schwachen Brüdern reden hören, begreifen wir, daß Staupitz seines Lobes kein Ende finden konnte und auf Luthers bescheidenes Ablehnen sich dahin verbesserte: „Ich preise Christum in Dir."

Wenn's notthat, konnte Luther auch mit aller Entschiedenheit durchgreifen.

Im Neustadter Kloster gab es viel Zank und Streit. Offenbar war der Prior seinem Amte nicht gewachsen; so setzte Luther ihn ab und befahl, einen neuen zu wählen. Aber sie sollen nicht vergessen, zu beten, denn wenn sie das nicht thäten, würden sie keinen Frieden und kein Gedeihen finden, auch wenn der heilige Johannes der Täufer selber ihr Prior würde.

Zwischen all diesen geistlichen Sorgen nehmen sich die geschäftlichen Mitteilungen oft wunderlich aus, so wenn er über die Kleidung der Novizen seine Entscheidung abgiebt oder wenn er sich um die richtige Ablieferung der Fische aus dem Leitzkauer Teiche kümmern muß, der dem Wittenberger Kloster gehörte und dergleichen.

Nun kommt es wohl vor, daß einer mit vielen Tugenden nach außen glänzt, aber im eigenen Hause zeigt er sich von einer schlechteren Seite.

Nicht so Luther. In allen christlichen und mönchischen Tugenden war er den Wittenberger Brüdern ein Vorbild. Mit welcher Gewissenhaftigkeit er auf seinem Posten stand, dafür ist ein lebendiges Zeugnis der Brief, welchen er an seinen Wittenberger Freund Lang schrieb, als die Pest in Wittenberg auftrat. Die Vorlesungen des Winterhalbjahres sollten eben ihren Anfang nehmen. Da berichtet Luther:

„Ich werde morgen den Brief an die Galater anfangen. Doch fürchte ich, die Pest wird mich, wenn ich angefangen, nicht fortfahren lassen. Noch reißt sie höchstens drei oder zwei bei uns hin, und noch nicht täglich — aber bei dem Schmied uns gegenüber war gestern ein Sohn noch gesund, der nun tot ist, und der andere ist auch angesteckt und liegt darnieder. Ja, die Pest ist da und schreitet fort, grimmig und schnell, zumal unter der Jugend.

„Du rätst mir zur Flucht. Wohin soll ich fliehen? Ich hoffe, die Welt wird nicht untergehen, wenn Bruder Martinus dahinfällt. Die Brüder will ich, wenn die Pest um sich greift, in alle Welt zerstreuen: ich aber bin hierhergestellt, aus Gehorsam darf ich nicht fliehen, bis derselbe Gehorsam, der mich jetzt bestimmt, mich anders bestimmen wird. Nicht, als ob ich den Tod nicht fürchtete; denn ich bin kein Apostel Paulus, sondern nur sein Ausleger. Ich hoffe aber, der Herr wird mich von meiner Furcht befreien."

Gehorsam zu üben, wie er als Mönch gelobt, das war sein eifriges Trachten auch im Kleinen. Haben wir ihn in seinen Briefen reden hören, wie ein evangelischer Christ, so war er in seinem täglichen Leben noch ganz ein katholischer Mönch und dachte nicht daran, sich anders einzurichten. Die Forderungen der Klosterregel, welche alle Stunden des Tages umspannten, nahmen ihm einen großen Teil seiner kostbaren Zeit weg. Zwar fiel es ihm nicht ein, auf solchen Gehorsam und Werkedienst die Hoffnung seiner Seligkeit zu gründen, wie so viele, aber aus Liebe zum Orden, zur Kirche, zu Christus nahm er die Übungen auf sich.

Wenn die Überlast der Geschäfte an den Wochentagen ihm nicht Zeit ließ, die vorgeschriebenen Gebetsstunden völlig innezuhalten, quälte er sich an den Sonntagen, die Versäumnisse nachzuholen und genugzuthun. Da schloß er sich in seine Zelle ein, betete und fastete, daß er, wie er später erzählt hat, ganz von Kräften kam und „im Kopfe dämisch" wurde.

Seine Gesundheit machte ihm ernstlich zu schaffen. Bei der Arbeitslast, die auf ihm lag, ist das nicht zu verwundern. Als das Reformationsjahr 1517 anbrach, schrieb er im Hinblick auf den Jahreswechsel an seinen Freund Lang: „Bete für mich, denn ich bekenne Dir daß mein Leben sich von Tag zu Tage den Toten nähert, denn ich werde täglich schlimmer und elender.“

An nichts weniger dachte er, als daß er noch aus seinem Kloster hinaustreten und die Welt bewegen sollte.





Zwölftes Kapitel.

Luther predigt.

Als Professor und als Klosterhaupt haben wir nun Luthern kennen gelernt und das waren sicherlich wichtige Ämter, die des Mannes ganze Kraft forderten. Und doch hat er daneben noch ein Amt versehen, ein gar hohes und ihm gar wertes, nämlich das Predigtamt. Von all den Pflichten und Bürden, die auf ihm lasteten, trug er zeitlebens keine lieber und eifriger denn diese.

Zweimal schon haben wir beiläufig gehört, daß Luther predigte. Einmal, da der Kurfürst Friedrich ihm um einer Predigt willen, die er gehört, seine Gunst zuwandte. Das andere Mal, da Luther bei dem Generalkapitel der Augustiner, das 1515 zu Gotha abgehalten wurde, wider die kleinen Heiligen in den Klöstern eine scharfe Predigt hielt vor den Ordensbrüdern. Aber nicht nur ab und zu stieg er auf die Kanzel. Das Predigen gehörte bald bei ihm mit zum täglichen Brote.

Man begreift wirklich nicht, woher er die Zeit dazu genommen.

Wie besetzt er war, schilderte er in einem Briefe seinem Freunde Lang: „Ich brauche fast zwei Schreiber oder Kanzler. Fast den ganzen Tag über muß ich Briefe schreiben, drum mag's wohl vorkommen, daß ich eine Sache etwa zweimal schreibe, Du wirst's ja sehen. Ich bin Klosterprediger, ich bin Lehrer bei Tisch, täglich werde ich auch als Pfarrprediger begehrt, ich bin Leiter der Klosterschule, bin Distriktsvikar, das ist so gut wie elfmal Prior (weil ihm elf Klöster untergeben waren), ich bin Fischaufseher in Leitzkau, Sachwalter der Herzberger

in Torgau (am kurfürstlichen Hofe), bin Ausleger des Paulus, Mitausleger der Psalmen, und dazu noch das Geschäft des Briefschreibens, das mir, wie gesagt, die meiste Zeit wegnimmt. Kaum, daß ich Zeit finde, die Horen (Gebetsstunden) ordentlich zu halten, nicht zu gedenken meiner besonderen Kämpfe mit Fleisch, Welt und Teufel. Sieh an, was für ein müßiger Mensch ich bin!"

Seit wann hat Luther gepredigt? In Wittenberg erst oder schon in Erfurt?

Die Bettelmönche haben von ihren Anfängen an (vergleiche das vierte Kapitel) sich der Predigt mit Eifer angenommen, welche von der Geistlichkeit im Mittelalter arg vernachlässigt wurde. Die Dominikaner nannten sich geradezu Predigermönche und ihren Orden den Predigerorden. Auch die Augustiner-Eremiten zeichneten sich von jeher im Predigen aus.

So hat Luther schon zu Erfurt sich darin geübt, wenn auch nur im Speisesaal des Klosters vor den Brüdern, und zwar in lateinischer Sprache. Die öffentliche Kanzel hat er damals noch nicht betreten.

Er hatte vor dem öffentlichen Predigtamte eine heftige Scheu. Selber noch so wenig fest und fertig in seinem Innern, sollte er als Gottes Bote zur Gemeinde reden?

„Das ist keine geringe Sache," sagte er, „an Gottes Statt mit den Leuten zu reden und ihnen zu predigen."

Und noch in späten Jahren weiß er es seinen Freunden zu schildern, wie ihm zu Mute gewesen, als er zum ersten Male die Kanzel besteigen mußte: „Wenn einer zum ersten Male auf den Predigtstuhl kommt, niemand glaubt, wie bange einem dabei wird. Er sieht soviel Köpfe vor sich. O, wie fürchtete ich mich vor dem Predigtstuhl! Noch mußte ich fort. Man zwang mich zu predigen den Fratribus (d. i. den Klosterbrüdern)."

So hat er also rechtschaffen das Kanzelfieber gehabt, aber daß er stecken geblieben sei, davon wird uns nirgends berichtet. Er war ein Prediger von Gottes Gnaden.

In Wittenberg gehörte es zu seinen regelmäßigen Pflichten von Anfang an, im Kloster zu predigen. Noch hatten die Augustiner dort keine ordentliche Klosterkirche, erst der Grund war dazu gelegt. So mußten sie einstweilen ihre Gottesdienste in einer kleinen Kapelle halten, die neben dem neu erbauten Kloster stand. Sie war 30 Fuß lang und 20 Fuß breit, aus Holz und Lehm dürftig genug hergerichtet, sehr bau-

fällig vom Alter und von allen Seiten gestützt. So hatte sie auch einen gar niedrigen, aus ungehobelten Brettern verfertigten Predigtstuhl. Der Freund und Schüler Luthers, der uns diese Kapelle beschrieben hat, sagt von ihr: „Sie hatte allenthalben das Aussehen, wie die Maler den Stall malen zu Bethlehem, darin Christus geboren war."

In solchem Kirchlein hob der Mann zu predigen an, der unzählige Gemüter erschüttern und zum Frieden weisen sollte. Die Wittenberger wurden's auch bald inne, daß sie dort etwas Besonderes zu hören bekamen; der Bürger und Studenten fanden sich so viele ein, daß der Raum in kurzem sich zu eng erwies.

Aber bald öffnete sich dem Klosterprediger die große, geräumige Pfarrkirche der Stadt Wittenberg. Der Stadtpfarrer Simon Heinse aus Brück, des später als Kanzler berühmt gewordenen Dr. Gregorius Brück Bruder, war kränklichen Leibes. Da bat er Luthern mehrfach, für ihn zu predigen. Und weil Pfarrer Heinse nicht nur kränklich, sondern auch zum Predigen gänzlich ungeschickt war, warf der Wittenberger Magistrat ein Auge auf den beredten Augustinermönch und beschloß, ihn dem Pfarrer als ständigen Vertreter im Predigtamt an die Seite zu stellen. So geschah es, daß Luther als Vikar und Prediger an die Stadtkirche berufen wurde.

Daß er so von der Obrigkeit der Stadt eine ordentliche Berufung zum Prediger erhalten hat, ist ihm später, als seine Predigt eine so gewaltige und unabsehbare Wirkung that, ebenso eine große Beruhigung gewesen, wie seine Berufung zum Doktor der Theologie.

Und mit welchem Eifer warf sich nun Luther aufs Predigen!

Es ist ganz deutlich, daß ihm von allen seinen Pflichten diese am allermeisten am Herzen lag, dem Volke das Wort Gottes zu verkündigen.

So war noch nie in Wittenberg gepredigt worden. Nicht nur an Sonn- und Feiertagen bestieg Luther die Kanzel, sondern zeitweise täglich; ja, es hat Zeiten gegeben, an denen er des Tages dreimal, viermal predigte, und in der Fastenzeit that er's wenigstens zweimal des Tages, ohne dabei seine Vorlesungen vor den Studenten zu vernachlässigen.

Das hatte seinen Grund darin, daß Luther die Verkündigung des Gotteswortes immer mehr als das Hauptstück im Gottesdienste erkannte. Denn daß auch an den Wochentagen Gottesdienst gehalten

wurde, war nichts neues, wird ja auch heute noch in den katholischen Kirchen täglich Messe gelesen. Nun wollte aber Luther am liebsten keine Messe vorüberlassen, ohne daß die Leute klar und deutlich Gottes Wort hörten, damit sie dadurch Christum kennen lernen und zur rechten Feier des Sakramentes geschickt werden möchten.

Luther hat seine Ansicht über die Wichtigkeit des Predigens damals in einer Rede auseinandergesetzt, die er für einen befreundeten Geistlichen aufschrieb, damit der sie vor einer Brandenburgischen Synode halten sollte. Was der Kirche not thut, führt er in dieser Rede aus, das ist das Wort der Wahrheit. Vornehmlich ist dies von den Priestern zu fordern, daß sie am Worte der Wahrheit reich sind. Aber aufs kläglichste wird diese Pflicht verabsäumt, das Gotteswort verschwiegen oder gar gefälscht. Die Christenheit ist überschwemmt mit einem wahren Schmutze von Irrtümern. Menschliche Satzung, Aberglaube aller Art wird dem Volke verabreicht, kaum scheint das Licht der Wahrheit noch schwach hindurch, ja an manchen Orten glimmt kein Fünklein mehr davon. Kein Wunder, daß das Volk allen Lastern zum Opfer fällt. Und wer hat die Schuld davon? Die Priester.

„Wenn ihr nicht vor allem,“ so redet Luther durch den Freund zu den versammelten Priestern, „wenn ihr nicht vor allem dafür sorgt, dafür arbeitet, darum betet, daß die priesterlichen Lehrer des Volkes statt der bodenlosen Fabeln das reine Evangelium treiben, mit heiliger Furcht dem Volke das Wort der Wahrheit predigen, Menschliches aber davonlassen oder doch nur sparsam beifügen — dann ist alles, was ihr sonst beschließen möget, nichts; ihr seid umsonst versammelt, habt Zeit und Mühe verloren.“

Dabei wirst du, lieber Leser, nicht erwarten, daß Luther gleich am Anfang so klar und kräftig das Evangelium getrieben hat in seinen Predigten, wie später auf der Höhe seines Lebens. Wenn er heute so vor unserer Gemeinde predigen wollte, wie zu jener ersten Zeit, würden wenig Leute in der Kirche bleiben.

Luther mußte sich in seinen Predigten doch richten nach dem Muster der mittelalterlichen Prediger. Ganz von selber hing ihm die Predigtweise an, die im Kloster üblich war. Da galt es die Kirchenväter zu citieren, über schwierige theologische Fragen weitläufig zu spekulieren, auch wohl ein Wort aus einem lateinischen Dichter einzuflechten, kurz, allerhand gelehrte Kenntnisse mitauszukramen und von Dingen zu reden die der Zehnte erst verstand. Daß war Sitte und Herkommen.

Luther selbst erzählt später von einer seiner ersten Predigten: „Als ich ein Doktor der Theologie geworden, hatte ich noch lauter hohe Gedanken im Kopf. Wie ich da einmal über das erste Buch der Könige predigte am 2. Kapitel, hielt ich eine Predigt, daß alle voll Bewunderung waren. Da deutete ich die Worte: ‚und es ward des Königs Mutter ein Stuhl gesetzt' (1. Kapitel 2, 19, einfach von der Mutter Salomos zu verstehen) auf Maria und Christus und redete viel von den Chören der Engel."

Aber das dauerte nicht lange, so warf Luther den alten Zopf ab, hörte auf zu spekulieren und phantasieren und redete zur Gemeinde so, daß sie es verstand. Und schnell ist er ein Volksredner geworden, wie kein zweiter.

Noch aus einem andern Grunde würden wir Leute von heute Anstoß nehmen, wenn wir Luthern sollten predigen hören nach seiner frühesten Weise. Gar zu derb und ungeniert redet er über alle möglichen Dinge von der Kanzel herab und spart die Schelt- und Schimpfwörter nicht. Aber das war auch alte Gewohnheit der Mönchsprediger. Und wenn Luther später in seinen Schriften so schelten und schimpfen kann, wie ist das zu verwundern, da er's von Jugend auf nicht anders gehört hatte im Kloster, selbst in den Predigten? Gerade in den Predigten hat Luther gar bald sich eines andern Tones befleißigt und hat es später gründlich verstanden, den Leuten die Wahrheit zu sagen, ohne die Würde des Gottesdienstes zu verletzen.

Aber das sind Äußerlichkeiten. Wieviel hatte dieser Prediger seiner Gemeinde von Anfang an und je länger je mehr zu sagen, was unter dem ganzen Papsttum so noch nicht war verkündigt worden!

Was er in seinen Kämpfen und Gewissensängsten erfahren, das zeigt er auch seinen Zuhörern, nämlich den „kurzen" Weg zum Heil, welcher ist Christus. Christus, unsere Weisheit, unsere Gerechtigkeit, unsere Heiligkeit — darauf steuert immer entschiedener sein Predigen hin. Christum lehrt er in der heiligen Schrift suchen und finden.

„Welcher die Bibel lesen will," sagt er in einer Predigt am Martinstage, „der muß eben darauf schauen, daß er nicht irre. Denn die Geschrift läßt sich wohl dehnen und leiten; aber keiner leite sie nach seinem Wohlgefallen, sondern er führe sie zu dem Brunnen, d. i. zu dem K r e u z e C h r i s t i, so wird er's gewißlich treffen und nicht fehlen. Eines nur predige: Die Weisheit des Kreuzes, d. i. daß mit dem Men-

schen nichts ist, noch vermag und also lernet an ihm selber verzagen und in Christum hoffen."

Das Evangelium will er verkündigen, d. i. frohe Botschaft. Angstmachen und Töten, lehrt er, ist nur Gottes „fremdes" Werk, d. h. seinem wahren Wesen fremd, denn sein eigentliches, eigenes Werk ist Lebendig- und Seligmachen. Ob du auch ein Sünder bist — wenn du nur glaubst, d. h. zuversichtlich an Christum dich hältst, empfängst du „herzliche Vergebung" von Gott. Vor diesem Gott mußt du eine kindliche Furcht haben und nicht knechtische Furcht, du mußt dir Frieden und Sicherheit von ihm schenken lassen.

Sollst auch nicht meinen, daß du durch Gottes Gnade mit Einem Male verwandelt werdest in einen vollkommenen und gerechten Menschen, der gar keine Sünde mehr zu thun vermag, sondern lauter heilige Werke. „So habe einst auch ich trefflicher Theologe es verstanden," bekennt er, „und bin darüber beinahe an Gott und an allem, was er ist und hat, verzweifelt."

Ja, was soll ich länger seine Predigten ausschreiben? Du möchtest dessen müde werden, lieber Leser. Wie du ihn kennen gelernt hast in den Briefen an seine Ordensbrüder, so war Luther auch als Prediger. Streng und milde zugleich, streng in der Sache, milde gegen die Person, ein rechter Seelsorger, wie das Volk ihn brauchte.

Und wenn wir genau zusehen, so predigte er dem Volke schon damals seine neue Lehre, nämlich in Wahrheit die alte Lehre des Apostels Paulus: „Der Gerechte wird seines Glaubens leben" und nicht seiner Werke!

„Das ist die Saite, auf der ich immer leiere," sagt er selber. Und „Rechtfertigung aus dem Glauben" wurde das Schlagwort der Reformation.

Noch läßt Luther damals Fasten, Wachen, eheloses Leben als gute Werke gelten. Aber er sagt auch: sie können Sünde sein, wenn sie nicht in der Frucht des Herrn geschehen, nämlich in jener Furcht, die eine Furcht der Liebe ist, welche Gott über alles liebt. Und nicht blos jene mönchischen Übungen, sondern alle Werke, die in solch kindlicher Gottesfurcht geschehen, sind gut und gefallen Gott wohl, gleichviel welcher Art sie sein mögen, „auch das Werk eines Schneiders, eines Schusters, eines Bürgermeisters, ja einer jeglichen Kunst und jeglichen Amtes." Vor allem aber wenn ein Christ Kreuz leidet, Unrecht duldet, das ist Gott angenehm.

Mit solcher Predigt vom Glauben und den Werken wich Luther schon weit von der damaligen Kirchenlehre ab. Aber er war fest davon überzeugt, daß er dem Volke nichts anderes vortrage, als was die unfehlbare Kirche geglaubt und gepredigt haben wollte. Nur gegen Mißstände und Mißbräuche meinte er zu Felde zu ziehen, die von der Kirche und deren Oberhaupte selber nicht gebilligt werden könnten.

Nicht oft kommt Luther in seinen Predigten auf den Papst zu sprechen. Aber trotz seiner Erfahrungen in Rom tritt er noch beiläufig für den Papst ein. Er erkennt die Ansprüche desselben an, daß er der sichtbare Herr der Kirche sei an Christi Statt und den Schatz der Verdienste Christi und seiner Heiligen in seiner Hand halte.

Am Tage der Kettenfeier Petri konnte er dazumal noch predigen: „Wenn Christus nicht seine Gewalt Einem Menschen gegeben hätte, so gäbe es keine vollkommene Kirche, weil es dann keine Ordnung gäbe, da jeder sagen würde, er sei vom heiligen Geiste berührt.“

Und wie Luther so für den Papst eintrat, so schalt er wider die Ketzer, sonderlich wider die Böhmen.

Auch die Heiligen ließ er unangefochten. Man solle sie anrufen lehrte er, um ihre Fürbitte, und sie verehren durch Nachahmung ihres Beispiels und ihrer christlichen Tugenden.

In alledem merken wir wohl, wie Luther zum Reformator heranreift, aber noch ist er nicht fertig.

Er predigte zuerst über die gewöhnlichen Evangelien und Episteln, Weil er aber das Volk gar so unwissend fand auch in den allereinfachsten Dingen, ging er bald dazu über, daneben auch die heiligen zehn Gebote und das Vaterunser in Predigten auszulegen.

Die Predigt des Katechismus war damals neu und ungewohnt. Acht Monate (Ende Juni 1516 bis 24. Februar 1517) brauchte Luther zu seinen Predigten über die Gebote. Damit hat er nach dem Urteil eines Zeitgenossen „die Hülle von Mosens Angesicht gezogen.“ Ein anderer sagt davon, Luther habe also geistlich, christlich und evangelisch die zehn Gebote Gottes erklärt, daß man desgleichen nicht finde, obwohl viele Lehrer darüber geschrieben.

Die Predigten über das Vaterunser hat einer seiner Schüler ohne sein Wissen aufgeschrieben und in Druck gegeben.

Gar wohl kennen wir Luthers damalige Predigtweise. Denn ob er auch bei seiner großen Arbeitslast nicht alles vorher aufschreiben, geschweige denn ausarbeiten und ausfeilen konnte, hat er doch seine Hauptgedanken

in der Regel, ehe er auf die Kanzel stieg, vorher zu Papier gebracht. Freilich in lateinischer Sprache, denn das war nun einmal damals die dem Gelehrten geläufigere Sprache. Solche Niederschriften schickte er an seine Freunde, vor andern an Johann Lang in Erfurt, und gestattete ihnen, für ihre Predigten daraus zu nehmen, was sie brauchen konnten. Man ließ die Blätter cirkulieren, schrieb sie ab, und so sind sie bis auf uns gekommen.

So haben wir freilich nur den Inhalt seiner Reden: wie gerne möchten wir auch sein Auftreten sehen und seine Stimme hören! Er hatte keine gewaltige Baßstimme, wie man ihm nach späteren Bildern wohl zutrauen möchte, vielmehr eine hohe, durchdringende Stimme, die von jedermann wohl vernommen wurde.

Am Vorabende der Reformation hat Luther einmal eine merkwürdige Gastpredigt gehalten. Herzog Georg von Sachsen, der damals mit seinem Vetter, Kurfürst Friedrich, in sehr freundschaftlichem Verkehr stand, richtete im Jahre 1517 an den soeben in Wittenberg eingetroffenen Generalvikar Staupitz die Aufforderung, daß er ihm einen frommen und gelehrten Prediger nach Dresden schicke.

Staupitz, der gewiß aufs neue sich von Luthers ausgezeichneter Predigtgabe überzeugt hatte und mit Freuden seine Fortschritte wahrgenommen, wußte keinen Besseren zu senden als ihn.

Am Tage Sankt Jakobi 1517, d. i. am 25. Juli, predigte denn Luther in der Dresdener Schloßkirche vor Georg dem Bärtigen und seinem Hofe. Er predigte von den thörichten Gebeten der Menschen zu Gott auf Grund des Wortes Jesu zu den Söhnen Zebedäi: „Ihr wisset nicht, was ihr bittet“ nach dem gegebenen Text Matthäus 20, 20—23.

Die Predigt wurde, wie das wohl zu geschehen pflegt, nachher an der herzoglichen Tafel besprochen. Herzog Georg fragte eine Hofdame, Barbara von Sala, wie ihr die Predigt gefallen habe. Sie antwortete: „Wenn ich noch eine solche Predigt hören könnte, so wollte ich ruhigen Gemütes sterben!“

Aber dies Zeugnis war nicht nach des Herzogs Sinn. Der erzürnte sich darüber und sagte, „er wolle groß Geld darum schuldig sein, wenn er dergleichen Predigt nicht gehört, als welche die Leute nur sicher und ruchlos mache.“

So fein spürte Herzog Georg heraus, daß ein neuer evangelischer Geist aus diesem Wittenberger Prediger redete, und erhob auch alsbald

den Vorwurf, den die Lehre von der Rechtfertigung aus dem Glauben noch oft hat hören müssen, daß sie die Leute vermessen mache!

Jedenfalls kam Herzog Georg nicht in Versuchung, Luthern zu seinem Hofprediger zu machen. Und das war auch kein Platz für Luther, der brauchte zu seinem Werke die freie Luft der Universität Wittenberg.

Wie aber Luther in Dresden aus erlauchtem Munde Widerspruch erfuhr, so fehlte es auch in Wittenberg nicht daran. Welcher Mensch hätte es schon allen Menschen recht gemacht? Welcher Prediger schon allen nach dem Sinn gepredigt?

Da Luther die gewohnten Fabeln und Heiligengeschichten beiseite ließ und dafür aus Gottes Wort zeigte, „nicht allein was ein oder zwei Heilige gethan, sondern was das Haupt aller Heiligen selber gethan hat," da wollten ihm das etliche, wie er sich selbst beschwert, zu einer irrigen und falschen Rede machen.

Mehr noch stieß er an durch seine Strafpredigten gegen allerhand Laster und Schande, die im Schwange gingen. Die Studenten nahmen es ihm übel, daß er ihr liederliches Leben vornahm und kennzeichnete. Und in der Bürgerschaft spottete man über den Eifer des jungen Sittenpredigers: „Er hat einen zu gelben Schnabel dazu, daß er alte Schälke sollte fromm machen."

Aber das irrte ihn nicht. Denn ihm war's nicht zu thun um Beifall, sondern um die Wahrheit und um der Seelen Seligkeit.

Weil wir denn in diesem Kapitel von dem Prediger Luther gehandelt haben, so wollen wir auch in Kürze daran gedenken, daß er eben in jener Zeit zu dem Volke nicht nur geredet, sondern auch für das Volk geschrieben hat. Das wissen wir schon: die erste Schrift, die Luther selber geschrieben und in Druck hat ausgehen lassen, war eine deutsche Auslegung der sieben Bußpsalmen. Sie war für das Volk bestimmt, für jedermann, der lesen konnte.

Gar gering redet Luther von dem Büchlein den Freunden gegenüber.

In Nürnberg unter den Gesinnungsgenossen ging es aus einer Hand in die andere; kein Geringerer als Staupitz, der sich viel in Nürnberg aufhielt, hatte es empfohlen. Darüber schreibt Luther: „Ich

bin betrübt, daß mein ungelehrtes Zeug durch den ehrwürdigen Vater bei Euch verbreitet worden.“

Aber ob er so seinen gelehrten Freunden versichert, es sei nichts für sie, hatte er doch für seine Person besondere Freude an dem Büchlein.

„Ich habe etliche Psalmen zu deutsch übersetzt und ausgelegt,“ schreibt er an Johann Lang. „Wenn niemand daran Gefallen finden sollte, so haben sie doch mein ganzes Wohlgefallen.“

Und wenn schon von den gelehrten Freunden manche es sich nicht nehmen ließen, sich mit an Luthers Gabe zu freuen, so viel größer war doch der Beifall des Volkes, für welches das Büchlein bestimmt war. Es fand einen reißenden Absatz. Der Buchdrucker Johannes Grüneberg in Wittenberg, bei dem es erschien, mußte den zweiten Druck schon beginnen, ehe der erste vollendet war. Und er fand viel ungeheißene Gehilfen, indem andere Buchdrucker das viel begehrte Buch schleunigst nachdruckten. Denn Nachdruck war dazumal noch nicht verboten.

Noch im Jahre 1525 ließ Luther das Büchlein in einer stark veränderten nnd verbesserten Abfassung wieder ausgehen.

Diese erste Schrift Luthers war zugleich die erste Probe einer Bibelübersetzung von ihm. Sie war wie eine Weissagung auf das große Geschenk, das er seinem Volke hinterlassen sollte, die deutsche Bibel.

Schon hatte er auch seine hebräischen Studien für die Übersetzung der Bußpsalmen verwertet.

Wie unbeholfen freilich seine Verdeutschung damals noch war gegen die spätere, die uns vertraut ist, davon mag der geneigte Leser sich selbst überzeugen. Es sei der 130. Psalm hierhergesetzt, wie ihn Luther in der ersten Ausgabe seines Büchleins vom April 1517 verdeutscht hat, und damit ein jeder sehe, was für ein Deutsch er damals geschrieben, wollen wir den ersten Abdruck bis auf den kleinsten Buchstaben getreu wiedergeben, ob er auch freilich vor der heutigen Rechtschreibung damit nicht bestehen mag.

Der Sechst pußpsalm.

1 O Gott, tzu dyr hab ich geschryen von den tyffen,
o got, erhore mein geschrey.

2 Ach das deine oren achtnehmen wolten
auff das geschrey meines bittens.

3 Szo du wilt achthaben auff die sunde, O mein got,
o gott, wer kan dan besteen?

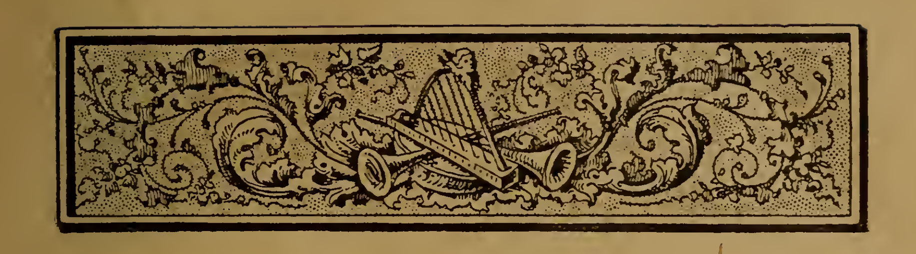
4 Dan ist doch nur bey dir allein vorgebung,
darumb bistu auch allein tzufurchten.
5 Ich hab gottis gewartet, und mein seel hat gewartet,
und auff seyn wort hab ich gebeytet.
6 Mein seel die ist tzu gott wartend
Von der morgen wache biß widder zu der morgen wache.
7 Israel der wartet zu gott, dann die barmhertzickeit ist bey gott
und manichfeltig ist bey yhm die erloßung.
8 Und er wirt erloßen Israel
auß allen seinen sunden.

Und hierzu, ebenfalls unverändert, die ersten Sätze des Beschlusses, die auch vom Inhalt und Geist der Auslegung deutlich Zeugnis geben:

„Mocht ymand tzu myr sagen: kanstu nit meer dann nur von menschen gerechtickeit, weyßheyt und sterke sagen, ymmer von gottis gerechtickeit und gnaden die schrifft außlegen, und alßo nit meer dan auff einer seyten lyren und nur ein lidleyn singen? Antwort ich. Seh eyn iglicher auff sich. Das beken ich vor mich: alß oft ich weniger yn der schrifft dan Christum funden hab, byn ich nach nie sat wurden; Als offt aber ich meer dan Christum funden hab, byn ich nie armer wurden, das mich auch das war dunckt, das gott der heilig geist nit meer weyß nach wissen wil, dan Jhesum Christum, als er (Christus) sagt von dem selben: Er wirt mich vercleren, Er wirt nichts von ym selb reden, sunder von dem meynen wirt ers nemen und euch verkunden (Joh. 16, 13. 14). Christus ist gottis gnaden, barmhertzickeit, gerechtickeit, warheit, weißheit, sterke, trost und selickeyt, uns von gott gegeben an (ohne) allen vordinest."

So predigte Luther dem Volk auch durch sein Büchlein, denn ihn jammerte des Volks.





Dreizehntes Kapitel.

Das Hungern und Dürsten des Volkes.

Es that not, daß ein neuer Prophet kam und das Volk wieder zu Gott führte.

Nicht als ob es an frommen Leuten gefehlt hätte in jenen Tagen. Wenigstens in deutschen Landen war daran kein Mangel. Im Gegenteil, es war ein Hungern und Dürsten nach Heil und Frieden und Seligkeit, daß wir sagen müssen: selten ist ein Volk so tief bewegt gewesen von der Frage „Was soll ich thun, daß ich selig werde?“ wie dazumal. Es erfüllte sich damals an der deutschen Christenheit das Wort des Herrn zu dem Propheten Amos (8, 11):

„Siehe, es kommt die Zeit, spricht der Herr Herr, daß ich einen Hunger in das Land schicken werde; nicht einen Hunger nach Brot oder Durst nach Wasser, sondern nach dem Worte des Herrn zu hören.“

Um die Zeit, wo Luther geboren wurde, hatte sich des Volkes eine große Aufregung bemächtigt. Was die Leute beunruhigte, darüber wußten sie selber kaum Rechenschaft zu geben. Eines war vor allem schuld: die Kirche war nicht mehr imstande, die religiösen Bedürfnisse des Volkes zu befriedigen.

Daß etwas in der Kirche nicht richtig sei, hatte auch der Einfältigste merken müssen, als zwei oder gar drei Päpste einander gegenüberstanden, als die Konzilien Päpste absetzten und Päpste dafür die Konzilien verfluchten. Nun gab es freilich wieder nur Einen Papst, und damit war die Einheit der Kirche wiederhergestellt. Aber im Schoße

der Kirche war vieles krank und faul, und das rechte Zutrauen zu ihren Gnadenmitteln wollte nicht wiederkehren. Die Zeiten, wo die Völker unter dem Regiment des Papsttums sich ganz leidlich wohl befunden hatten, waren vorüber.

Kein Wunder, denn der wahre Glaube war unter dem Papsttum immer mehr abhanden gekommen. Wo aber der Glaube fehlt, da hat der Aberglaube gewonnen Spiel.

Eine merkwürdige Unruhe beherrschte die Gemüter vieler, die das Leben ernst nahmen. Denn der Aberglaube bringt keinen Frieden, er beunruhigt und ängstigt nur. Und diese Unruhe und Angst um ihr Seelenheil riß Unzählige zu allerhand Sonderbarkeiten und Thorheiheiten hin.

Die auffallendste Erscheinung in dem kirchlichen Leben Deutschlands vor der Reformation ist die Wallfahrtssucht der Leute. Sie ergriff in allen Gegenden Leute jeden Standes, jeden Alters wie eine Krankheit, ja wie ein Wahnsinn. Auf allen Straßen zogen fromme Pilger in großen Scharen, sangen ihr Kyrie eleison oder das schöne Wanderlied: „In Gottes Namen fahren wir“. Nicht nur nach den alten heiligen Orten, die schon seit Jahrhunderten waren von der Kirche in Ehren gehalten worden, unternahmen viele die weite, beschwerliche Wanderschaft, nach Rom oder nach San Jago di Compostella in Portugal oder nach dem gelobten Lande — nein, auch im Vaterlande gewannen eine Menge neuer Gnadenorte großen Zulauf, wo die Pilger unerhörte Wunder mit eigenen Augen sehen und mit eigenen Ohren hören konnten.

Bekanntlich vollzieht sich nach der Lehre der römischen Kirche in jedem gewöhnlichen Meßgottesdienst ein Wunder. Nämlich die Hostie, das Brot, wird durch des Priesters Wort in den Leib des Erlösers (Frohnleichnam, d. h. Leib des Herrn) verwandelt. Wenn die Hostie in der goldenen Monstranz aufgehoben wird, da fallen die Andächtigen auf die Knie und beten den leibhaftig gegenwärtigen Heiland an.

Nun ereignete es sich damals an besonders begnadigten Orten, daß die Hostien bluteten und damit die Lehre der römischen Kirche von der Gegenwart des ganzen Christus im Brot und von der Wiederholung seines Opfers in der heiligen Messe durch ein himmlisches Zeichen bestätigt wurde.

Solch eine blutige Hostie wurde im Brandenburgischen gezeigt, zu Wilsnack. Der Drang, dies Gotteszeichen mit eigenen Augen zu schauen

und dadurch Gnade zu gewinnen, ergriff mit einem Male Tausende; Haus und Geschäft ließen sie im Stich, nach dem heiligen Blute von Wilsnack zu wallen.

Merkwürdigerweise bemächtigte sich dieses Pilgerfieber zuerst der Jugend. Halberwachsenes, junges Volk, ja selbst Kinder vereinigten sich zu gemeinsamem Zuge, hier und da führte ein Schulmeister die Prozession — es fehlte nicht an Kreuzen und Fahnen. Und so zogen sie von weit her, in ganz unglaublichen Tagemärschen. Achtjährige Kinder liefen mit; aus einem bairischen Dorfe bei Bamberg soll eine kleine Schar Knaben und Mädchen im ersten Anlauf einen Tag und eine Nacht wandernd 18 Meilen zurückgelegt haben.

Aber die Jungen machten nur den Anfang, die Alten schlossen sich ihnen in Haufen an. Die meisten liefen hinweg wie vom Wahnsinn erfaßt. Eine Chronik aus jenen Tagen erzählt: „Sie entliefen den Leuten mit Gewalt, und sobald es sie ankam, liefen sie ihre Straße, barfuß, halbnackt, in Hemden, in Kitteln, barhaupt, ohne Geld, ohne Brot, ohne alle Vorsichtigkeit — man konnte sie in keiner Weise zurückhalten. Wollte man sie mit Gewalt hindern, da wurden sie unsinnig und wenn es sie ankam, so huben sie an zu weinen und begannen zu zittern, als die das kalte Fieber haben, daß sie nicht sprechen konnten, und weinten so lange, bis daß sie aus den Häusern kamen auf den Weg.“ Ernstlich legten sich hier und da die Obrigkeiten drein, aber sie konnten die Bewegung nicht unterdrücken.

In Eisleben zählte man 1100, die gen Wilsnack pilgerten. Bis aus Österreich und Ungarn kamen sie, das heilige Blut zu sehen.

Dies Laufen begann plötzlich um Johanni 1475; noch vor Jahresfrist machte ihm ein großes Sterben ein Ende, das wahrscheinlich durch die ungewöhnlichen Ansammlungen der vielen Menschen hervorgerufen war.

Aber schon im Jahre darauf, 1476, erlebte Süddeutschland etwas ganz Ähnliches. Diesmal war es ein Prophet, der durch seine neuen Offenbarungen die Christenheit in Aufregung versetzte.

Zu Niklashausen an der Tauber, einem Nebenflusse des Main, lebte Hans Böheim. Er hatte nichts gelernt und wurde für einen einfältigen Gesellen gehalten. Mühsam verdiente er sich sein Brot als Hirte der Gemeinde und als Spielmann, indem er mit seiner Pauke und Sackpfeife bei den Kirchweihen aufspielte.

Plötzlich zum Beginn der Fastenzeit 1476 verbrannte er öffentlich

seine Pauke und verkündete dem Volke: die Jungfrau Maria sei ihm erschienen, als er auf dem Felde hütete, und habe ihn zu ihrem Knechte berufen. Schwere Zeiten stünden bevor; nur wenn das Volk schnell und ernstlich Buße thäte, könne das Unheil noch abgewendet werden. Wer aber die Mutter Gottes anrufen wolle, nirgends könne er das besser thun als in ihrer Kapelle zu Niklashausen im Taubergrunde. Da sei mehr Gnade zu erlangen, als in Rom oder sonst irgendwo. Wer da sterbe, der fahre von Stund an gen Himmel.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Kunde von dem neuen Gnadenorte durch das ganze Main- und Neckarland. Ja, vom Elsaß bis nach Meißen geriet alles in Erregung. Unzählige kamen gelaufen, in der Marienkapelle von Niklashausen zu beten und die Offenbarungen des neuen Propheten zu hören. Immer belief sich seine Zuhörerschaft auf Tausende.

Kam ein neuer Zug an, deutsche Weisen singend, so trat Hans Böheim auf ein umgestürztes Faß oder an das Fenster eines Wirtshauses, um zu den Gläubigen zu reden. Sobald er sich zeigte, warf sich die Menge auf die Knie; sie baten um seinen Segen und riefen: „Heiliger Jüngling, bitte für uns!" Dann machte er das Zeichen des Kreuzes über ihnen, das schätzten sie wie volle Vergebung der Sünden.

In seiner Predigt schalt er die bösen Sitten der Priester und Mönche, den Druck der Obrigkeiten, die Sünden des Volks. Auf seinen Bußruf brachten die Frauen ihre Zöpfe und spitzen Schuhe, die Männer Bretspiele und Karten herbei, die er nach der üblichen Weise der Bußprediger verbrannte.

Jeder suchte ihn zu berühren, jeder ein Stück von seinem zottigen Gewande loszuschneiden und als Reliquie mit heimzutragen, so daß er sich täglich neu kleiden mußte. Bald schrieb man seiner Berührung Wunderkraft zu. Es fehlte nicht viel, so hätte man ihn angebetet, wie einen Gott.

Der Pfarrer von Niklashausen ließ sich die Predigt des heiligen Jünglings und den Ruhm seiner Kirche gern gefallen. So begünstigte auch der Adel jener Gegend den Zulauf, denn die Pilger brachten Geld ins Land.

Aber der Bischof von Würzburg war anderer Meinung. Er brachte Hans Böheim in seine Gewalt und ließ ihn enthaupten. Die Pilger wollten Würzburg stürmen, aber die Mauern waren zu fest; sie wurden zersprengt, und damit fand die Bewegung ihr Ende.

Das heißt: nach Niklashausen lief man nun nicht mehr, aber das Wallfahrtsfieber hielt sich in deutschen Landen bis zur Reformation. Bald hier, bald dort brach es wieder aus. Kaum vergingen einmal ein paar Jahre, ohne daß ein neues Wunder geschehen und damit eine neue Gnadenstätte in Aufnahme gekommen wäre.

1512 war man in Trier so glücklich, den „Rock des Herrn" aufzufinden, der in unserm Jahrhundert so viel von sich reden gemacht hat. Diese heilige Reliquie übte eine außerordentliche Anziehungskraft aus und zwar auf die Dauer.

Noch 1519 blühte plötzlich ein neuer Wallfahrtsort hervor: die Kirche der schönen Maria zu Regensburg. Sie hat etwa sechs Jahre lang Tausende von Pilgern herbeigelockt. „Oft kamen auf einen Tag bei tausend Menschen an diesen Ort," erzählt eine alte Chronik, „und da hat jeder geopfert Geld, Silber, Kleinodien, Wachsbilder und was ein jedes vermöchte. So viel Messen wurden daselbst gelesen, daß kaum ein Pfaff dem andern weichen konnte, ohngeachtet daß innerhalb und außerhalb der Kirche viel Altäre aufgerichtet waren."

Überall trat der Pilgertrieb in gleicher Zeit auf. Dieselbe Chronik berichtet: „Da liefen Mann, Weib, Kinder, Knechte, Mägde, weltliche und geistliche Personen auch stracks von ihrer Arbeit und Beruf und behielten auf den Weg in den Händen ihr Handwerkszeug und Rüstung, die sie daheim zu ihrer Arbeit gebraucht hatten, rannten Tag und Nacht, auch im Winter und großer Kälte. Etliche standen aus dem Bette auf und liefen nur im Hemde dahin, weil sie nicht Zeit nahmen sich anzuziehen, also daß es zu verwundern war, daß sie unterwegs nicht erfroren. Dieses aber war sonderlich seltsam und wunderlich, daß die Leute, wenn sie die Lust zum Laufen trieb, keine Ruhe hatten; sie liefen mit Gefahr, auch zu Mitternacht, wenn es einen ankam, und liefen ungesegnet von den Ihrigen, die Kinder von den Eltern, die Weiber von den Männern, Knechte und Mägde aus dem Dienst und rannten so lange, bis sie an den Ort kamen."

Wie konnte bei solch unordentlichem Wesen die Wohlfahrt eines Hauses bestehen? Hatte die Kirche keine Macht, dem zu wehren? Sah sie ruhig zu, wie viele auf ihren Pilgerwegen starben und verdarben?

Nun, es fehlte nicht an Geistlichen, welche ihre Beichtkinder von unsinnigem Wallfahren abmahnten. Und wir haben gehört, wie der Bischof von Würzburg mit dem Propheten von Niklashausen kurzen

Prozeß machte. Aber sie eiferten nur gegen diesen und jenen Gnadenort, gegen dieses oder jenes Wunder, gegen das Übermaß des Wandereifers, aber das Pilgern an sich konnten sie nicht tadeln. Das hat ja die Kirche empfohlen und geboten. Also legte niemand Hand an, das Übel mit der Wurzel auszurotten.

Recht in Atem hielt die Leute der Papst selber, der die Christenheit einlud gen Rom zu wallen in den großen Jubiläumsjahren 1450, 1475 und 1500, dort unermeßliche Ablässe zu gewinnen.

Aber das Übel lag so offen zu tage, daß ein gut kirchlicher Mann mit treu meinendem Herzen die angefochtenen, friedenbegehrenden Herzen warnte, doch ja nicht in Wallfahrten Hilfe zu suchen für ihre Anfechtungen; denn, sagt er, „je mehr man Hilfe sucht, um so größer wird Elend und Pein." Und diese Erfahrung machten viele Tausende trotz der Ablässe, welche der Papst den Pilgern zusicherte.

Es war dieselbe traurige Erfahrung, die Luther auf seine Art im Erfurter Kloster machte mit seinem Knieen, Fasten und Büßen; die Mittel, welche die Kirche bot, die Angst des Gewissens zu stillen, versagten — Trost und Friede blieben aus.

So muß ein anderer bekennen, der in der Unruhe seines Herzens sieben Wallfahrten unternommen: „Je mehr ich durch vermeinte gute Werke wollte einen gnädigen Gott, Vergebung meiner Sünden und ein friedsam Gewissen bekommen, je böser und viel ärger es mit mir ist worden."

Eine „ansteckende, geistliche, böse Seuche" nennt ein anderer ernster Christ das Laufen der Pilger. Und eine noch wunderbarere Seuche war es, die im Anfang des 16. Jahrhundert, von 1501 bis 1503, die deutsche Christenheit in Schrecken setzte.

Von den Niederlanden aus verbreitete sich die Kunde, daß das Kreuz und die Marterwerkzeuge sich auf den Kleidern der Gläubigen abzeichneten. Bald sah man in den verschiedensten Gegenden dasselbe Wunder; am Rhein, in Schwaben, in Tirol, bis nach Dänemark und Polen hin regnete es Kreuze. Nicht als ein Zeichen der Nähe des barmherzigen Gottes begrüßte man es, sondern als einen sicheren Vorboten des hereinbrechenden Gerichts. Das Furchtbare abzuwenden zogen Prozessionen von Ort zu Ort, man betete, man kasteite sich, man that Gelübde.

Die kirchliche Verwahrlosung des Volkes kommt in dem heillosen Aberglauben, der damals die Gemüter beherrschte, deutlich zu tage.

So unterstützte auch die Kirche den Glauben des Volks, daß es Hexen gäbe, die durch ihren Bund mit dem Teufel eine übernatürliche Macht haben über Hab und Gut, ja, über Gesundheit und Leben des Nächsten. Im Jahre 1484 erklärte der Papst, Deutschland sei voll von Hexen und Zauberern und, gab den Inquisitoren Vollmacht, die Verdächtigen zu verfolgen und unschädlich zu machen.

So beginnen vor dem Anbruch der Reformation die Hexenprozesse in Gang zu kommen, die leider nachher bis ins 18. Jahrhundert bestanden haben, auch in protestantischen Ländern. Tausende von Unglücklichen und Unschuldigen sind um solchen Aberglaubens willen gemartert und verbrannt worden.

Die Leute glaubten damals das tollste Zeug. Wie man schnell damit bei der Hand war, eine Frau des Bundes mit dem Teufel und allen möglichen bösen Geistern zu verdächtigen, so gab es auch an vielen Orten begnadigte Frauenspersonen, die sich großer Verehrung erfreuten.

So war eine zu Augsburg, Jungfer Ursel genannt, die hatte einen großen Ruf. Luther sah sie, als er 1512 bei seiner Heimkehr von Rom durch Augsburg kam. Sie gab vor, daß sie nicht äße, tränke, noch andere natürliche Leibesnotdurft hätte. Es war ein einträgliches Gewerbe, denn sie kriegte große Geschenke von Fürsten und Herren, so daß sie in die 1500 Gulden zusammenbrachte. Auch Kaiser Maximilian ehrte und beschenkte sie.

Luther ließ sich von einem Kaplan zu ihr führen, aber alsbald, wie er selbst erzählt, disputierte er mit ihr und sagte: „Liebe Ursel, du möchtest ebenso gern tot sein und möchtest unsern Herrn Gott bitten, daß er dich sterben ließe."

„O nein," sagte sie, „hie weiß ich, wie es zugehet; dort weiß ich nicht, wie es zugehet."

Solche Rede stieß Luthern sehr vor den Kopf; darum sagte er warnend zu ihr: „Ursel, schau nur, daß es recht zugehe!"

„O," sprach sie, „behüte mich Gott."

Darauf führte sie Luthern und den Kaplan in ihr Kämmerlein, wo sie ihre Andacht hatte. Da standen zwei Altäre und drauf zwei Kruzifixe, die waren mit Harz und Blut so hergerichtet an Händen und Füßen, daß es war, als tröffe Blut daraus.

Luther hatte recht, ihr zu mißtrauen, denn es dauerte nicht lange so wurde sie als Betrügerin entlarvt.

Es gab aber noch andere lebendige Heilige, die ihre Rolle besser spielten. Da finden wir eine Frau, welche Christi Wundenmale an ihrem Leibe trug. Eine andere hatte an gewissen Tagen das Leiden und Sterben Christi auszustehen, eins nach dem andern, wie es die heilige Geschichte erzählt. Eine dritte lebte nur vom Abendmahlsbrote, und dergleichen mehr.

Es ist schwer zu sagen, wo in diesen Geschichten die Schwärmerei aufhört und der Betrug anfängt. Jedenfals hatte das arme Volk, das bei solchen Personen Wahrheit und Heil suchte, den Schaden davon.

Die Kirche aber war gänzlich außer stande, die Leute von diesen zweifelhaften Nothelfern hinzuweisen auf den einzigen Nothelfer im Himmel. War doch durch die Schuld der Priesterschaft die christliche Religion immer mehr in Heiligenverehrung entartet.

Hier müssen wir wieder einmal stillstehen und zusehen, wie die Heiligenverehrung überhaupt aufgekommen ist in der Christenheit und was davon zu halten sei. Denn jedermann weiß, daß die Reformation in diesem Stücke völlig gebrochen hat mit der Gewohnheit und Lehre der römischen Kirche.

Da kannst du dich denn, lieber Leser, im neuen Testamente leicht davon überzeugen, daß die ersten Christen noch keine Heiligen angerufen haben, sondern wenn der Apostel Paulus von Heiligen redet, so meint er immer die Gläubigen, als welche durch Christum geheiligt sind.

Schon im zweiten Jahrhundert fing man indessen an, Christen, die ihren Glauben mit dem Tode besiegelten und sich durch besondere Tugenden auszeichneten, über die gemeine Christenheit emporzuheben. Und gewiß ist nichts begreiflicher und unanstößiger, als daß schon die alte Kirche die irdischen Überreste der treuen Blutzeugen vor andern ehrte und ihren Gräbern ein liebevolles Andenken bewahrte.

Als im Jahre 156 die Gemeinde zu Smyrna in Kleinasien ihren ehrwürdigen und geliebten Bischof Polykarp durch den Märtyrertod verloren hatte, hielt sie seine Ruhestätte hoch in Ehren und bekannte, daß seine Asche ihr kostbarer sei als Edelsteine und teurer als Gold. Alljährlich an seinem Todestage versammeln sie sich bei seinem Grabe und feierte mit freudigem Triumphieren seinen Todestag als den Tag seiner wahren Geburt, da er geboren worden zum ewigen Leben, ihm

zum Gedächtnis und den Nachlebenden zur Stärkung ihres Glaubens.

Aber schon damals erhoben sich Stimmen dagegen, daß die Gemeinde ihrem Bischof Verehrung erweise auf Kosten Christi.

Solchen Vorwurf wiesen die Smyrnenser zurück und sagten: „Christum verehren wir als Gottes Sohn, die Märtyrer aber lieben wir als Jünger und Nachfolger des Herrn um ihrer überschwänglichen Liebe zu ihrem König und Meister willen. Möchten auch wir ihre Genossen und Mitjünger werden!“

Und gegen diese Rede ist gewiß auch vom evangelischen Standpunkte nichts einzuwenden.

Aber es blieb nicht dabei, daß man sich begnügte, die christlichen Glaubenshelden und Tugendhelden als Vorbilder rechter Christentreue zu lieben, vielmehr verbreitete sich die Ansicht, diese Heiligen im Himmel hätten einen besseren Zugang zum Vater als die armen Menschenkinder auf Erden, wie fromm sie auch wären. Man rief sie an um ihre Fürbitte und achtete sie als mächtige Beschützer und trostreiche Vermittler, da doch für die Christen genug ist an dem Einen Mittler und Fürsprecher, Christus. Und lehrte die Kirche bald, daß die Heiligen nicht nur um Vergebung der Sünden, sondern auch in allerhand äußerlichen Bedrängnissen wirksame Fürbitte thun könnten, als ob nicht Gott selber ein Auge hätte, die Not seiner Kinder zu sehen, und ein Ohr, ihr Rufen zu hören.

Und so gewöhnten sich die Frommen immer mehr daran, ihre Herzensanliegen den Heiligen vorzutragen und nicht dem lieben Gott, zu dem uns doch Christus hat beten heißen: Vater unser! und gesagt: „So ihr den Vater etwas bitten werdet in meinem Namen, so wird er es euch geben.“ (Joh. 16, 24).

Vergebens mahnte ein treuer Katholik noch vor den Tagen der Reformation, man solle zurückkehren zu dem guten Beispiel der alten Kirche, welche die Verehrung der Heiligen nicht bis zur Vernachlässigung Gottes getrieben hätte, wie jetzt vor Augen liege.

In der That waren jetzt aus den Heiligen Wesen göttlicher Art geworden, welche den allmächtigen Gott um einen Teil seiner Macht und Ehre verkürzten. Es war dahin gekommen, daß man die Heiligen nicht mehr als Fürbitter und Mittler anrief, sondern als Schützer und Nothelfer, die selber Gewalt hätten, von innerer und äußerer Not zu erretten. Früher betete man wohl: „Heiliger Joseph, bitte für uns!“

Jetzt wurde das eine geläufige Rede: „Heiliger Joseph, behüte uns! erlöse uns!"

Und wurde Gottes Macht nunmehr unter die Heiligen verteilt, so daß ein jeder sein besonderes Reich angewiesen erhielt. Der eine Heilige hatte die Kraft und Macht, in dieser Drangsal zu helfen, der andere jene Krankheit zu heilen. Der eine spendete seine Gnade an diesem Orte, der andere an jenem. Der eine hatte sein Wohlwollen diesem Stande vergeben, der andere jenem. In den katholischen Andachtsbüchern, wie sie damals reichlich zu Tage kamen, war genau verzeichnet, welche Heilige man in jeder Not anrufen müsse.

Da halfen gegen die Pest die Heiligen Rochus und Sebastian, gegen Fallsucht Sankt Valentin und Kornelius, gegen den Brand in den Gliedern Sankt Antonius, gegen Blattern der heilige Hiob, gegen Steinbeschwerden Liborius, gegen Augenleiden Ottilie, gegen Fieber Siegmund, gegen Zahnweh Apollonia, in Kindsnöten Margarete. Für Feuerschaden gab es drei Heilige zur Auswahl, Florian, Laurentius und die heilige Agathe. Wer am Tage der heiligen Agathe während des Meßopfers, so lehrte ein Professor der Theologie zu Köln, auf die an Mariä Reinigung geweihten Kerzen gewisse Worte schreibe, der sollte kräftigen Schutz davon haben vor Feuersgefahr. Als ob Gottes Arm zu kurz geworden wäre, lehrt derselbe Professor ungescheut, wie Gott verschiedene Gaben zu verschiedenen Wirkungen an die Heiligen ausgeteilt habe, damit sie den Menschen gegen mancherlei Nöte zu Hilfe kommen möchten.

„Und es thut der Frömmigkeit keinen Abbruch," sagte er, „daß die einen Heiligen gleichsam Beschützer gegen diese, die anderen gegen jene Krankheiten sind, die einen diese, die anderen jene Gelübde annehmen. Ja, wir sehen sogar, daß gegen eine und dieselbige Krankheit verschiedene Heilige in verschiedenen Ländern oder Gegenden eingesetzt worden sind, damit die Ehrenbezeigungen auch unter sie verteilt würden."

In Schiffbrüchen halfen Sankt Nikolaus und Sankt Gertrud. Die heilige Barbara erwirkte ihren Verehrern den Segen, daß sie nicht ohne Beichte und Sterbesakramente abscheiden könnten. Damit niemand sage, das sei nur Volksaberglaube gewesen, hat der päpstliche Legat, Kardinal Raimund, nachdrücklich diesen Glauben als göttliche Wahrheit verkündigt.

So gab es also nicht mehr einen Gott, sondern einen Obergott

und viele Halbgötter. Es war ein offenbarer Rückfall in das Heidentum.

Denn die Heiden glauben auch an viele Götter und daß jeder sein besonderes Reich habe, darin er mächtig ist, zu helfen und zu verderben.

Und wie die Römer und Griechen ihre Schutzgötter hatten für jede Stadt, für jeden Stand, für jede Arbeit und für jedes Vergnügen, so hatte man unter dem Papsttum seine Schutzheiligen. Peter und Paul waren die Schutzheiligen der Stadt Rom, Spanien hatte sich dem Jakobus, Griechenland dem Andreas anvertraut, Phokas war für die Seefahrer, Lukas für die Maler, Johannes der Evangelist und Augustinus für die Theologen, Ivo für die Juristen da u. s. w. Und wie die einzelnen Kirchen unter den Schutz der verschiedenen Heiligen gestellt wurden, das lehren uns heute noch ihre Namen: Peterskirche, Nikolaikirche u. s. w.

Die Gläubigen redeten übrigens zuweilen sehr ungeniert mit ihren Heiligen. Wie die Heiden wohl auch ihre Götzen zerschlagen, wenn sie ihnen den Willen nicht thun, so liefen damals die Christen von einem Heiligen zum andern. Die Leute von Tours drohten ihrem Stadtheiligen, dem Sankt Martinus, frei und öffentlich, ihm künftig jede Ehre zu versagen, wenn er ihre Bitte nicht erfülle.

Aber zumeist behandelte man die Heiligen doch rücksichtsvoller. Man trug ihre Reliquien als Amulette (Zaubermittel) mit sich umher und rühmte ihre heilsame Wirkung. Man hängte ihnen, wie früher in den Göttertempeln, goldene, silberne und wächserne Nachbildungen der Glieder, welche sie geheilt hatten, in der Nähe ihres Altars als Weihgeschenke auf. Wenn eine Seereise unternommen wurde, flehte man zuvor um ihren Beistand zu der Fahrt, stellte das Schiff unter ihre Obhut, brachte ihnen ihre Portion an der Tafel der Passagiere dar und teilte nach glücklich vollbrachter Fahrt aus der für den Heiligen ersammelten Büchse ihnen zum Dank den Armen ein Almosen aus.

Über allen Heiligen aber stand Maria, die Mutter des Herrn.

Daß sie nicht gesündigt habe auf Erden, war längst schon allgemeiner Glaube, aber das war ihren glühenden Verehrern noch nicht genug. Sie mußte sündlos und rein sein von ihrem ersten Lebenskeim an, und darum verkündeten viele Kirchenlehrer, sonderlich aber die Franziskaner mit großem Eifer ihre unbefleckte Empfängnis, welche Lehre erst in unserem Jahrhundert, nämlich im Jahre 1854, von Papst

Pius IX. zum Dogma, d. i. zum anerkannten Glaubenssatze der römischen Kirche ist erhoben worden. Dazumal sträubten sich noch etliche einflußreiche Männer gegen diesen Lehrsatz, insonderheit die Dominikaner, welche mit den Franziskanern darüber im Streite lagen. Aber im übrigen wetteiferten alle im Lobe und in der Verehrung der gebenedeiten Jungfrau.

Maria war in den Augen aller Frommen die liebreiche Spenderin jeglicher Gnadenfülle, die allerkräftigste Fürbitterin und Nothelferin, alleinseligmachend auf Erden, triumphierend im Himmel, gewaltig über die untere und über die obere Welt, gewaltig auch über den Sohn, der nach ihrem Willen tut.

Christus — das wissen wir aus Luthers Seelenkämpfen im Kloster — war den Christen fremd geworden. Vor ihm fürchteten sie sich als vor dem, der da kommen wird zu richten die Lebendigen und die Toten. Aber seine holdselige Mutter, die kannten und liebten sie mit einem inbrünstigen Herzen; von der erhoffte, von der erbat man alles.

Ein Straßburger Prediger, Geiler von Kaisersberg († 1510), der manches schwere Verderben seiner Zeit mit klarem Blick erkannte und schonungslos aufdeckte, wie blind ist er gegen den Mariendienst! Er sagt: „Maria ist groß in ihrer Gewalt; sie hat Gewalt wider Gott, wider den Menschen, wider den Teufel. Sie hat Gewalt im Himmel, auf dem Erdreich, im Fegefeuer und in der Hölle."

Nun wohl, wenn sie Gewalt hat auch wider Gott, ist sie dann nicht größer und mächtiger als Gott? Und so streift manches überschwängliche Lob Mariä hart an Gotteslästerung.

In einem Andachtsbuche aus jener Zeit heißt es von Maria: „sie ist die Meisterin, welche alle Menschen, die in dem wilden Wege dieser Welt wandeln, leitet und weiset. Sie hat alle Gebote Gottes in ihrer Gewalt beschlossen. Es kommt keine Gnade vom Himmel, sie sei denn zuvor gegangen durch die Hände Marias. Darum ist sie die Himmelsfürstin, an der die Engel finden Freude, alle Menschen Hilfe, und die hohe Dreifaltigkeit ein ganzes Wohlgefallen."

Ein anderes Gebetbuch versichert, daß der Sünder nicht zur wahren Reue kommen könne, „denn allein durch Marias Fürbitte und Gnade."

Also ist Maria unser Heiland und nicht Christus. Wirklich nannte man Maria „die Heilandin des menschlichen Geschlechtes".

Sie wurde abgebildet, wie sie vom Himmel her den vor ihr knieenden und ihren Rosenkranz betenden Gläubigen Manna austeilt; darunter die Worte: „Wer überwindet, dem werde ich zu essen geben von dem verborgenen Manna.“ So steht geschrieben in der Offenbarung Johannis 2, 17; man sehe zu, ob das Worte sind aus der Maria Munde. Maria spricht vielmehr: „Siehe, ich bin des Herrn Magd“ (Luk. 1, 38).

Hören wir eines Mönches Predigt von Maria:

„Du, o Mutter Maria, bist der starke Anker des auf den Fluten schwankenden Schiffes der Kirche, Du bist der Hafen der Verzeihung. die Thür des Heils, die Mehrerin alles Mutes und aller Tüchtigkeit. Erwache nun, glückliches Deutschland, von Deiner Trägheit! Eile der Himmelskönigin entgegen! Denn ein Geruch des Lebens und des Sieges geht von ihr aus, und alles Heil sprudelt aus ihrem Herzem hervor. Von ihr gehen lebendige Wasserströme aus. Alle, die ihr durstig seid, kommet her zu ihr! Denn aus den Quellen ihrer süßen Wunder wird sie euch tränken, und wer von ihr trinket, der wird in's ewige Leben quellen.“

Über nichts predigten die Priester und Mönche so begeistert, wie über die Freundlichkeit und Herrlichkeit der Maria. Die Stelle Joh. 19 25—27 (Weib, siehe, das ist dein Sohn! Siehe, das ist deine Mutter!) war ihnen die liebste Stelle aus der ganzen Leidensgeschichte unseres Herrn; sie wurde geradezu „das kleine Evangelium“ oder „die Perle der Passion“ genannt.

Die Buchdruckerkunst wurde von Anfang an stark für den Mariendienst in Anspruch genommen. Andachtsbücher, Predigten, Gesänge zu Ehren der Himmelskönigin erschienen in Menge. Kein Bild wurde so gern gemalt als ihres.

Ein Buch, das mit aufrichtigem Ernste Buße predigte, weiß zum Schluß nach mancher trefflichen und gut christlichen Vermahnung dem Sünder keinen besseren Rat zu geben als den: „Wenn alle diese Dinge dein Herz ja nicht erweichen möchten zu Reue und Besserung deines Lebens, so gehe doch noch zu dem letzten Born, aus welchem fließet alle Süßigkeit der Gnadenwiederfindung. Das ist die hochwürdigste Jungfrau und Königin der Himmel, Maria eine Mutter und Wiederbringerin der Gnaden. Sprich zu ihr: O, Maria, ein Gefäß voll aller Gnaden, ich armer Sünder bitte Dich vermittelst Deiner Gnaden und Verdienste, Du wollest mir Gnade und Barmherzigkeit erwerben

vor Deinem lieben Kinde. Denn ich vermittelst meiner Sünden nicht kann kommen zu wahrem Leid und Reue, sondern allein durch Deine Fürbitte und Gnade."

Und viel gebetet wurde damals ein lateinisches Lied, daraus wir zum Schluß auch noch die Hauptstelle übersetzen wollen:

Maria, Himmelskönigin!
Tritt für uns arme Sünder hin,
Von Deinem Sohn uns Gnad' gewinn
Und sänft'ge seinen Zornessinn!

Den Hauptgewinn von der eifrigen Marienverehrung in jener Zeit hatte Sankt Anna, die Mutter der Maria. Wenn Maria von der Erbsünde rein gewesen ist schon im Mutterleibe, so ist es nicht anders als billig, daß man auch ihrer Mutter gebührende Andacht zuwandte.

In der Bibel wird uns von Marias Mutter nichts erzählt. Sie nennt uns nicht einmal ihren Namen. Desto ausführlicher berichtete die Legende von ihr, und wer etwa nach dem heiligen Lande pilgerte, dem wurde dort noch ihr Haus gezeigt. Trotzdem hatte man während des ganzen Mittelalters wenig an sie gedacht, selten sie angerufen und nur hier und da ihr einen Altar geweiht.

Jetzt mit Einem Male kam sie in Aufnahme. Auf allen Straßen, in Städten und Dörfern, wurden ihr zu Ehren Bilder, Altäre, Kirchen und Kapellen errichtet. Alle Stände zollten ihr mit Vorliebe Verehrung.

Innerhalb weniger Jahre wurde sie die Modeheilige des deutschen Volkes, sonderlich in Sachsen.

Auch Luther hatte von Kind auf gelernt, die heilige Anna anrufen. Wir haben ja seinen Notschrei gehört in jener schrecklichen, entscheidungsvollen Stunde: „Hilf, liebe Sankt Anna, ich will ein Mönch werden."

Viele Schriften waren bemüht, den Dienst dieser Heiligen als besonders segenbringend zu empfehlen. Die Päpste beeilten sich, gewissen Gebeten zu ihren Ehren besonders reiche Ablässe zuzusprechen.

Erstaunt fragen wir: wie kam es, daß mit Einem Male diese bisher kaum beachtete Heilige eine so merkwürdige Anziehungskraft auf das christliche Volk ausübte?

Das kam von dem Hungern und Dürsten des Volkes. Da die Kirche kein gutes, lebendiges Wasser darreichte, so trank man das trübe,

welches allerhand Schwärmer, welches die Priester und der Papst selber anpriesen. Der Kranke greift in seiner Angst und Verzweiflung wohl auch zu den allerthörichtsten Mitteln, die ihm angeraten werden.

Solch ein trügerisches Mittel, das viele ergriffen, ob sie damit ihrer Seele Heil und Frieden sichern möchten, waren auch die Bruderschaften, wie sie damals aufkamen und bald überall in Blüte standen.

Auch diese Erscheinung hängt, wie das Wallfahrtsfieber, eng mit dem Heiligendienst der römischen Kirche zusammen.

Schon früher war es Sitte, daß Geistliche und Laien, Männer und Frauen sich zusammenthaten, um gemeinsam einen Heiligen besonders zu verehren. Sie meinten dafür auch besondere Gnadenerweisungen von dem Auserwählten erwarten zu dürfen. Daneben mochten die Vereinigungen noch andere gemeinsame Zwecke verfolgen. Es waren Genossenschaften von halb geistlichem, halb weltlichem Charakter.

Jetzt eben vor Anbruch der Reformation wurden die Bruderschaften im Volke erst recht beliebt und allgemein. Von Jahr zu Jahr wurden immer wieder neue gegründet. Einer, der sich die Vorteile dieser frommen Vereine in besonders reichlichem Maße zuwenden wollte, konnte auch bei mehreren Mitglied sein. Ein kurfürstlich sächsischer Rat, der im Jahre 1519 starb, gehörte bei seinem Tode 36 Bruderschaften an; er hatte also viel daran gewendet, seine Seele zu versichern.

Zumeist nannten sich die Bruderschaften nach den Heiligen, deren Verehrung sie sich angelegen sein ließen. Da gab es Bruderschaften der heiligen Anna, des Sankt Sebastian, des Sankt Martinus, des Sankt Georg u. s. w., da hören wir von einer Bruderschaft der heiligen elftausend Jungfrauen zu Köln, von einer Bruderschaft der heiligen zwölf Boten, von einer Bruderschaft des heiligen Geistes.

Wenigstens einmal im Monat, bisweilen auch allwöchentlich, kamen die Mitglieder solch einer Bruderschaft zur besonderen Feier ihres Heiligen an seinem Altar in der Kirche zusammen. Außerdem war jeder verpflichtet, auch zu Hause bestimmte Gebete zu leisten und Almosen zu geben. Starb ein Mitglied, so wurde für ihn eine Seelenmesse gelesen; seinen Namen aber schrieb man in das Totenbuch ein, damit jedesmal

an dem wiederkehrenden Gedächtnistage seiner fürbittend gedacht werde. Selbstverständlich gaben ihm auch die Genossen das letzte Geleit, ja nicht selten richtete ihm die Bruderschaft das Begräbnis aus.

Aber auch ihre besonderen Feste feierten diese Vereinigungen, bei denen zu dem mit allem Pomp abgehaltenen Gottesdienst auch ein fröhliches Mahl hinzukam, und wird uns berichtet, daß solches Festmahl trotz des frommen Zweckes der Bruderschaften oft zu wüstem Gelage ausgeartet sei.

Genug, das Volk meinte, auch auf diesem Wege ein wenig mehr Sicherheit für sein Seelenheil gewinnen zu können, und bald gab es kein Kloster, bald keine Kirche, in der nicht wenigstens Eine Bruderschaft heimisch gewesen wäre, öfter aber eine ganze Anzahl davon, je nach der Zahl der Altäre und Heiligen, die daselbst eine Stätte gefunden.

Vor andern wurden beliebt die Rosenkranzbruderschaften zu Ehren der Jungfrau Maria.

Bekanntlich ist der Rosenkranz nicht nur in der katholischen Kirche, sondern auch bei den Heiden in Gebrauch. Er ist eine Gebetsmaschine, wie sie die frommen Leute freilich bedürfen, welche meinen, ihrem Gott oder ihren Göttern damit einen Dienst zu thun, wenn sie viele Worte machen. Vor allem in Indien haben die Brahminen und die Buddhisten den Rosenkranz viel früher gebraucht, als die Christen, und auch die Muhamedaner hatten ihn vor den Christen voraus.

Wahrscheinlich ist das Instrument aus dem Morgenlande zu uns gekommen. Die Kreuzfahrer lernten es bei ihren Fahrten durch die muhamedanischen Länder kennen und brachten es mit heim, weil sie es als praktisch erkannten auch für christliche Andachtsübungen.

Denn schon hatte die Kirche angefangen, auf das häufige Wiederholen gewisser Gebetsformeln Wert zu legen, obwohl der Herr uns vielmehr ein kurzes Gebet gelehrt hat, als ein Muster für all unser Beten, und uns deutlich gesagt, daß es ganz und gar darauf ankomme, im Geist und in der Wahrheit anzubeten. Ja gerade das heilige Vaterunser (lateinisch: Paternoster) wurde am frühesten zu solchen Gebetsübungen gemißbraucht.

Von einem Mönch im 5. Jahrhundert wird erzählt, er habe das Vaterunser dreihundertmal hintereinander gebetet und, damit er sich ja nicht verzähle, 300 zuvor in seinen Schoß gesammelte Steinchen beim Beten eins nach dem andern weggeworfen. Für den gleichen Zweck hatte man auch noch andere sinnreiche Einrichtungen erfunden. Im

neunten Jahrhundert zählten die Mönche in England ihre Gebete an einer Schnur ab.

Aber erst durch die Kreuzzüge kam der bis auf den heutigen Tag von der römischen Kirche gebrauchte und empfohlene Rosenkranz zu allgemeiner Ausbreitung. Die Dominikanermönche brachten ihn mit Eifer unter die Leute.

Und zwar sind die Rosenkränze nicht zu beliebigem Gebrauch den Frommen in die Hände gegeben. Vielmehr ist eine ganz bestimmte Reihenfolge von Gebeten vorgeschrieben, zu deren Ausführung der Rosenkranz helfen soll.

Es giebt aber auch verschiedene Arten von Rosenkränzen und damit zugleich verschiedene Arten von Rosenkranzandachten.

Immer aber gilt die Rosenkranzandacht in erster Linie der Jungfrau Maria. Nicht das Paternoster (Vaterunser), sondern das Ave Maria, der englische Gruß, ist dabei die Hauptsache.

Das Ave Maria zu beten, ist erst seit dem dreizehnten Jahrhundert in der christlichen Kirche Sitte geworden. Es ist entstanden auf Grund von Lukas 1 und lautet seit dem sechszehnten Jahrhundert wie folgt:

„Gegrüßet seist Du, Maria, Du Holdselige, der Herr ist mit Dir, Du Gebenedeite unter den Weibern. Gebenedeit ist die Frucht Deines Leibes, Jesus Christus. Heilige Maria, Mutter Gottes, bitte für uns Sünder, jetzt und in der Todesstunde. Amen."

Diesen englischen Gruß muß vor allem wiederholen, wer den Rosenkranz betet. Der gewöhnliche Rosenkranz hat fünfmal 10 Marienperlen und dazwischen allemal eine Paternosterperle, also im ganzen fünfzig Marienperlen und fünf Paternosterperlen; diese sind größer als jene. Gegen das Ende des Mittelalters gab man den Marienperlen die Gestalt weißer Lilien, den Paternosterperlen die Gestalt roter Rosen: jene sollten an Mariä Unschuld, diese an Christi Wunden erinnern.

Der vollständige Rosenkranz bestand aus fünfzehnmal 10 Marienperlen, dazwischen wiederum 15 Paternosterperlen. Der Betende spricht, so oft ihm eine große Perle durch die Hand gleitet, ein Vaterunser, bei jeder kleineren ein Ave Maria. Das macht beim vollständigen Rosenkranze 15 Vaterunser und 150 Ave Maria. Weil nun 150 Psalmen den Psalter ausmachen, so heißt das vollständige Rosenkranzgebet ein Marienpsalter.

Wer den gewöhnlichen Rosenkranz dreimal betet, der hat auch einen Marienpsalter geleistet.

Es giebt noch viele andere Sorten von Rosenkränzen, aber genug davon.

Vor Beginn eines jeden Rosenkranzgebetes muß der Betende ein Kreuz schlagen, das an der Mitte der Schnur hängende Kreuz anfassen und ein Glaubensbekenntnis sprechen, dann ein Vaterunser und 3 Ave Maria. Dasselbe wiederholt sich am Schluß.

Seinen Namen hat das Instrument daher, daß man die Gebete mit Rosen verglich, die zu einem Kranze gewunden, der heiligen Mutter Gottes dargebracht wurden.

Nun aber war es jener aufgeregten Zeit vor der Reformation aufbehalten, daß besondere Rosenkranzbruderschaften diese Art von Gebetsübungen zu ihrer ausdrücklichen Aufgabe machten. Im Jahre 1475 bildete sich die erste zu Köln am Rhein, um der bedrängten Stadt Befreiung von den Kriegsunruhen zu erflehen. 1481 entstand ein solcher Verein in Schleswig. Die Päpste bewilligten den Brüdern reichen Ablaß und forderten zur Verbreitung dieser frommen Genossenschaften unter Männern und Frauen auf. So dauerte es denn nicht lange, da war ganz Deutschland mit einem Netz von Rosenkranzbruderschaften überzogen.

Jedes Mitglied übernahm die Pflicht, täglich ein- oder zweimal den Rosenkranz zu beten. Ja, der Papst verkündigte: wenn ein Mitglied nur wöchentlich einen Marienpsalter bete, also drei gewöhnliche Rosenkränze, so solle er vollkommene Vergebung aller Sünden haben einmal im Leben und einmal in der Todesnot.

Dreist wurde gepredigt: „Wer diese Bruderschaft andächtig hält, der kann unmöglich verdammt werden; denn Maria, die Mutter der Gnade, wird ihn schützen.“

Kein Wunder, daß auch dieses Mittel von vielen eifrig begehrt war, die nach Frieden suchten. So elend war das Volk, daß es nach dem Thörichtsten und Absonderlichsten griff, wenn man ihm Aussicht machte, es könnte zur ewigen Seligkeit helfen.

Mit was für Reden aber das Rosenkranzgebet, sonderlich das Ave Maria empfohlen wurde, dafür mag ein Stück aus einer Marienpredigt zeugen, die in eben jener Zeit gehalten worden ist:

„Der englische Gruß ist nach Sankt Bernhard im Konsistorium der heiligsten Dreieinigkeit aufgesetzt, der Jungfrau Maria durch den

Erzengel Gabriel überbracht und bei Maria und dem ganzen himmlischen Hofe gern gehört, den Menschen höchst nützlich, den Teufeln gar schrecklich. Der Himmel lacht, die Engel jubeln, die Teufel fliehen, die Hölle zittert, so oft wir ehrerbietig sprechen: Ave Maria! Dir, o, Jungfrau, ist's wie ein Kuß, wenn Du diesen Vers hörst: Ave Maria! So oft wirst Du, Allerseligste, geküsset, so oft Du durch dieses Ave gegrüßet wirst. Darum heran, geliebte Brüder, zu ihrem Bilde, beuget eure Kniee, drücket Küsse darauf, sprecht euer Ave! Wie wollten wir die glorreiche Jungfrau angenehmer ehren, als mit jenem Spruch der heiligen Dreieinigkeit, mit dem sie vom allerhöchsten Gott gegrüßt worden ist? So ist der Rosenkranz seinem Inhalte nach das Evangelium Christi."

Es geht auch heutzutage die Rede, daß die römischen Priester wohl die Lebenden zu eifriger Verehrung der Heiligen, zum Wallfahren, Rosenkranzbeten und anderen frommen Werken vermahnen, als hinge daran der Seelen Seligkeit, daß sie aber den Sterbenden Christum vorhalten und zwar Christum allein. Und es mag sein, daß mancher katholische Priester in Todesnöten keinen besseren Nothelfer herbeizurufen vermag als diesen, weil denn in Wahrheit kein anderer Name gegeben ist, darinnen wir sollen selig werden, denn allein der Name Jesus Christus.

So hat man wohl gesagt, daß auch vor der Reformation den Sterbenden allezeit sei gelehrt worden, in ihrer letzten Angst auf nichts anderes zu vertrauen, als allein auf das Verdienst Jesu Christi. Und wirklich steht in den Anweisungen zu einem seligen Sterben, die in großer Anzahl damals gedruckt erschienen, manch gutes Wort zu lesen, das auch ein evangelischer Christ wohl beherzigen mag.

Da lehrt solch eine „Sterbekunst" also beten: „Herr, ich begehre Dein Paradies, nicht um des Wertes meiner Verdienste willen, sondern in Kraft und Wirkung Deiner gesegneten Passion, durch welche Du mich Elenden erlöset hast!"

Wo bleiben da Bruderschaften, Rosenkranz, Gnadenorte und Fürbitte der Heiligen?

Aber solch evangelische Gebete sind doch nur selten. Selbst bis

in die Todesstunde hinein verführte die Kirche die Frommen mit ihren Irrlehren. Auch da suchte man bei der lieben Frau Maria Hilfe:

„O Maria, Mutter Gottes, wenn Leib und Seel sich scheiden soll, so mach uns aller Sünden quitt!"

So heißt es in einem Liede von Maria:

Sie woll' bei unserm Ende sein,
Wenn wir müssen leiblich sterben,
Woll' uns behüten vor Höllenpein,
Ihres Kindes Huld erwerben,]
Uns nit lassen verderben!

Und in einem andern Liede wird sie angerufen:

Sankt Maria, wohn' uns bei
Und laß uns nicht verderben,
Mach' uns von allen Sünden frei,
Und wenn wir sollen sterben,
Für dem Teufel uns bewahr!

Darum lehrt eine Sterbekunst die Christen, noch im Sterben diesen letzten Stoßseufzer zu beten: „Der Friede Christi und die Kraft seines Leidens und das Zeichen des heiligen Kreuzes und die Unschuld der allerseligsten Jungfrau Maria und der Segen aller Heiligen und der Schutz der Engel und die Fürbitte aller Auserwählten seien zwischen mir und allen meinen Feinden, den sichtbaren, wie den unsichtbaren, in dieser meiner Todesstunde!"

Wahrlich, wie viele Schützer und Nothelfer und doch kein rechter Trost, kein rechter Friede, keine rechte Gewißheit des Heils!

So stand es vor der Reformation um die deutsche Christenheit. Nicht wahr, man redet nicht ohne Grund von der Not der Kirche in jenen Tagen?

Nicht darum, weil es viel Sünde gab unter den Menschen, Roheit, Zuchtlosigkeit, Üppigkeit, Schalkheit. Daran hat es auch dort niemals gefehlt, wo das Evangelium frei und lauter gepredigt wurde.

Vielmehr darum, weil ein frommes Verlangen, ein Hungern und Dürsten nach der seligmachen Wahrheit die Gemüter der Laien bewegte und fanden keine Befriedigung.

Die Kirche war wohl schnell zur Hand mit allerhand Ratschlägen. Sie war unermüdlich, vielerlei gute Werke zu empfehlen. Da wurden Kirchen und Kapellen gebaut, so eifrig wie noch niemals, da wurden Bilder und Altäre gestiftet, da wurden Almosen gegeben und fromme

Vermächtnisse festgesetzt, da wurden christliche Bruderschaften gegründet, da wurde gesungen, gebetet, gefastet, gewacht, gepilgert, da wurde unablässig Gottesdienst gehalten und Christus täglich von neuem geopfert. Im Dom zu Meißen waren 56 Altäre, an denen ununterbrochen die Priester ihres Amtes warteten. Wie viele Seelen konnten sich da Gnaden gewinnen, wie viele wurden da ohne Unterlaß aus dem Fegefeuer gerettet. Wie sorgte da die Kirche so trefflich für ihre Kinder!

Und doch kein Friede! Und doch, je ernster einer es nahm, desto weniger konnte er zur Ruhe kommen! Fast wie dem Bruder Martinus, als er rang und kämpfte um sein Seelenheil, ging es vielen!

Das war der Kirche, der Priester, des Papstes Schuld. Ihre Lehre war eine seltsame und erschreckliche Mischung von Glauben und Aberglauben, von Christentum und Heidentum.

Zu Dresden in der Dreikönigskirche ließ man die Leute ein Stück Papier verehren, auf welchem die Fußsohle der heiligen Maria in ihren Umrissen gezeichnet sein sollte. Das trug die Umschrift:

„Das rechte und wahrhaftige Maß des Fußes unserer lieben Frauen, welches aufbehalten wird in einem Kloster in Spanien. Johannes, der Zweiundzwanzigste dieses Namens, Papst, hat allen denen, welche dieses Maß andächtig küssen und drei Vaterunser und drei Ave Maria beten, 700 Jahre Ablaß verliehen. Papst Klemens IV. hat diese Gnaden bestätiget."

In derselben Stadt betete man in der Frauenkirche ein wächsernes Bild an, dem man allerhand Wunderkräfte zuschrieb, und in der Kreuzkirche daselbst verehrte man ein mit Menschenhaut überzogenes und durch den Qualm der ringsum brennenden Lichter schwarz gewordenes Kruzifix, das unter dem Namen „der schwarze Herrgott zu Dresden" sich weithin bei den Gläubigen eines besonderen Rufes erfreute.

Welche Schätze die Wittenberger Schloßkirche bewahrte, ist uns zur Genüge bekannt.

Auch war schon von Amuletten die Rede, kleinen heiligen und heilkräftigen Stücken, welche die Christen zum Schutz wider allerhand Übel des Leibes und der Seele mit sich führten, darauf vertrauend, wie die Heiden auf ihren Fetisch.

Auf solch einem Amulett stand etwa eine von der Kirche ausgegangene Anweisung wie diese:

„So ein Mensch die Figuren und Bilder, die auf der Scheibe gegraben, mit Andacht seines Herzens ansieht, sie bei sich trägt und sein

inniges Gebet davor treulich spricht, mag er sonder Zweifel viel Gnade und Ablaß verdienen und aus Kraft der Zeichen des bittern Leidens Christi von der Anfechtung des bösen Geistes und anderer Fährlichkeit desto gewisser verhütet und verwahret werden."

Wer aber gegen solchen Unfug hätte aufstehen und predigen wollen, der wäre schweren Unglaubens geziehen und als ein Ketzer gehalten worden. Denn was nannten sie dazumal „glauben"?

Glauben hieß nicht: vertrauen auf Christum, vertrauen auf den Vater im Himmel, sondern: der Kirche gehorchen, den Priestern gehorchen, dem Papste gehorchen. Wenn denn die Frömmigkeit in Gehorsam bestand, so kam freilich alles darauf an, daß die, welche zu gebieten hatten, von ihrer Gewalt den rechten Gebrauch machten.

War keine Aussicht vorhanden, daß die Berufenen den Mißständen Abhilfe schaffen? Mußte denn erst der Mönch von Wittenberg dreinfahren, damit die Kirche sich wieder auf ihr Christentum besänne?

O, es war von der Notwendigkeit einer Reformation seit einem Jahrhundert genug die Rede gewesen. Dieses und jenes Übel wurde wohl empfunden und beklagt und über seine Beseitigung beraten. Aber man wurde nicht einig über die rechte Reformation; es blieb beim guten Willen und meistens fehlte es selbst an dem. Zur That kam es nicht.

Jener Straßburger Prediger, Geiler von Kaisersberg, den wir als glühenden Lobredner der Jungfrau Maria kennen gelernt haben, der aber in seiner Weise dem Volke manche nützliche Predigt gehalten und viele Gebrechen der Zeit mit scharfem Blick erkannt hat, sehnte auch eine Reformation herbei, aber er verzweifelte an ihrer Möglichkeit. Ein anderer treu meinender Katholik sieht „eine neue Religion" im Anzuge und durch sie „die Zerstörung der alten Religion".

Aber noch einmal richteten sich die Blicke hoffend nach der Stadt Rom.

Dort war auf Julius den Zweiten ein neuer Papst gefolgt, welcher sich bei der Besteigung des Stuhles Petri verpflichtet hatte, eine Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern vorzunehmen.

Dort war seit dem Jahre 1512 ein allgemeines Konzil versammelt, welches mit dem Papste zusammen das Heil der Christenheit zu beraten hatte.



Vierzehntes Kapitel.

Leo X. und das Laterankonzil.

So wandern wir denn wieder mit einander nach Rom.

Schon das Jahr darauf, nachdem Luther heimkehrte aus der heiligen Stadt, war Julius II., jener gewaltige Priesterkönig, an dem ein Generalissimus verdorben war, der aber zu nichts weniger taugte als zu einem Stellvertreter des Gekreuzigten, gestorben.

Auf seine irdischen Erfolge konnte er mit Genugthuung und Stolz zurückschauen. Er hatte den festen Grund zum Kirchenstaate gelegt, die Franzosen aus Italien verjagt, den Kaiser in sein Interesse gezogen. Sein Schwert galt etwas bei den Fürsten und Völkern.

Und mit dem Erreichten noch nicht zufrieden, hegte er noch viel kühnere Pläne und dachte wohl daran, ganz Italien unter seinem Szepter zu vereinigen. Indessen, wie sehr er seinen kranken, gichtbrüchigen Leib in der Gewalt hatte, mitten in seinen großen Entwürfen brach er zusammen.

Auf seinem Sterbebette beklagte er selber, daß er ein Papst gewesen. Ihn erschreckte und quälte die Reue über seine Vergangenheit. Er berief die Kardinäle an sein Lager und bat sie, für sein Seelenheil zu beten, da er ein großer Sünder gewesen sei und die Kirche nicht, wie er sollte, regiert habe. Um so dringender gebot er ihnen, gewissenhaft zu Werke zu gehen bei der Wahl seines Nachfolgers. Mit diesem Befehle wollte er die Schuld seines Lebens an einem Teile sühnen. Weinend gab er darauf den Kardinälen seinen Segen.

Er verschied in der Nacht vom 20. zum 21. Februar 1513, ein Siebzigjähriger.

Ein großer Teil des römischen Volkes betrauerte seinen Tod und rühmte in ihm den Befreier Italiens, aber viele atmeten erleichtert auf, da der „schreckliche“ Papst unschädlich geworden, der den Kriegsbrand auf Erden unablässig angefacht hatte.

Befolgten nun die Kardinäle das Gebot des Sterbenden, und vollzogen sie die Wahl des neuen Papstes unbeirrt und unbestochen?

Es waren ihrer fünfundzwanzig, welche am 4. März 1513 das Konklave bezogen. Unter dem Konklave versteht man den Raum, in welchem die Kardinäle, abgeschlossen von der Außenwelt und unter Bewachung, die Papstwahl vornehmen müssen. Nicht eher dürfen sie diesen Raum verlassen, bis sie sich geeinigt haben. Irgend einer der päpstlichen Paläste wurde ihnen dazu hergerichtet, denn für acht, vierzehn Tage mußten sie in der Regel darin ihr Unterkommen finden.

Nach dem Tode Julius II. war das Kardinalskollegium in zwei Parteien gespalten, in die der jüngeren und in die der älteren Kardinäle. Der Kandidat der Jüngeren war Johann Medici. Sie gewannen die Oberhand. Versprechungen machten auch die Gegenpartei geneigt. Ja, es wurde ein förmlicher Wahlvertrag aufgesetzt, worin der selber im Konklave anwesende Kardinal Johann Medici sich verpflichtete, eine Reformation der Kirche vorzunehmen, vor allem aber zu Gunsten seiner Wähler die Einkünfte und Stellung der Kardinäle zu reformieren.

Am 11. März kam es zur Wahl. Kardinal Medici zählte kraft eines Amtes selber die Wahlzettel, die ihn zum Oberhaupte der Christenheit erhoben. Der Erwählte nahm den Namen Leo X. an. Als seine Wahl verkündigt wurde, jubelte das römische Volk.

Es ist derselbe Papst, der über Luther den Bannfluch geschleudert hat. Darum müssen wir uns ihn wohl ein wenig genauer ansehen.

So jung war noch niemals einer Papst geworden. Er stand erst in einem 38. Lebensjahre. Aber er hatte auch früh angefangen, die kirchlichen Würden auf sein Haupt zu sammeln.

Sein Vater war Lorenzo Medici mit dem Beinamen „der Prächtige“, Alleinherr von Florenz. Nicht durch den rechtmäßigen Vorrang seiner Abstammung war er zu dieser Stellung gekommen, seine Vorfahren waren Kaufleute und als Mitglieder der Florentiner Wollzunft eintragen. Aber durch mancherlei Falschheit und Zweideutigkeit, vor

allem aber durch die Macht ihres Goldes hatten die Medici die Republik Florenz in ihre Gewalt bekommen und ihre Freiheit erstickt. Zwar wurden sie mehrmals vertrieben, aber immer wieder erzwangen sie die Rückkehr und schmiedeten die Ketten dann um so fester. Es gelang ihnen, sich zu so hohem Ansehen zu erheben, daß die Fürsten Italiens, ja auch des Auslandes, sie wie ein ebenbürtiges Fürstengeschlecht behandelten. Der König von Frankreich begrüßte Lorenzo den Prächtigen als seinen Vetter. Derselbe war es, welcher seines Vetters Sohn Johann, den nachmaligen Papst, Leo früh mit hohen kirchlichen Ehren bedachte.

Johann Medici, der jüngste von den drei Söhnen Lorenzo's, war geboren am 11. Dezember 1475. Er erhielt schon mit sieben Jahren die Tonsur und wurde damit für den geistlichen Stand bestimmt. Dem achtjährigen Knaben überwies der König von Frankreich bereits eine Abtei und machte ihn zum Erzbischof von Aix. Dafür war er aber dem Papste doch noch zu jung. Auch stellte sich heraus, daß der seitherige Erzbischof von Aix gar nicht gestorben war. Wenn der Papst darum den jungen Erzbischof nicht anerkennen konnte, so entschädigte er ihn dafür durch alle möglichen reichen Pfründen, so daß er das Erzbistum wohl verschmerzen konnte.

Und schon in seinem 13. Jahre war es ihm beschieden, zu der hohen Würde eines Kardinals befördert zu werden. Damit war ein Herzenswunsch Lorenzo's erfüllt. Papst Innocenz VIII. gab seinem Drängen nach unter der Einen Bedingung, daß der junge Kardinal in den nächsten drei Jahren weder die Abzeichen seiner Würde anlege, noch Sitz und Stimme im Kollegium begehre.

Indessen mußte der Kirchenfürst doch erst erzogen werden.

Das ließ sich der Vater ernstlich angelegen sein. Sein Hof war ja an und für sich schon die glänzendste Pflegstätte aller Künste und Wissenschaften. Da warb denn Lorenzo die ersten Männer der Wissenschaft zu Lehrern seines Sohnes.

Aber worauf es bei einem Knaben, den man zum Kirchendienst bestimmt hat, vor allem andern scheint ankommen zu müssen, nämlich daß er zu einem frommen Christen aufgezogen werde, daran dachte niemand. Er empfing eine Erziehung, die mehr heidnisch als christlich war.

Nachdem die drei Jahre verflossen waren, wurde der siebzehnjährige Jüngling feierlich als Kardinal eingeführt und eingekleidet, und sogleich vertraute ihm der Papst wichtige Befugnisse an.

Es war gut für ihn, daß er bald auch die Unzuverlässigkeit seines Glückes und den Wechsel alles Irdischen erfahren mußte. Samt seiner Familie von Florenz vertrieben, war er genötigt, an verschiedenen Orten Schutz zu suchen. Aber unter dem Papsttum Julius des II. stieg sein Stern wieder empor. In Florenz kam seine Familie wieder ans Ruder. Sein Haus zu Rom wurde der gesuchte Mittelpunkt einer zahlreichen und lebensfrohen Gesellschaft.

Daß er ein schlimmes, unheilbares Leiden hatte, machte ihn, als er sich um die Papstkrone bewarb, vielen Kardinälen nur angenehmer, weil man gern darauf achtete, daß ein Papst nicht Aussicht hatte auf ein langes Leben. Vielen empfahl er sich durch seine vornehme Bildung. Auch das fiel für ihn in die Wagschale, daß ihm niemand besondere Schlechtigkeiten nachsagen konnte: denn gleiche Erfahrungen wie mit Alexander VI. wollte man doch nicht mehr machen. So hoffte man auch von ihm eine friedlichere Politik, als sein Vorgänger sie gepflegt hatte. Daß er aber aus dem Hause der Medici war, bedeutete für Rom, ja für Italien ein glückliches, ruhmvolles Regiment. Die römischen Poeten verkündigten, daß mit seinem Papsttum das goldene Zeitalter angebrochen sei.

Die Priesterweihe und Bischofsweihe empfing Leo erst, als er bereits zum Papst gewählt worden war. Das Priestertum war für ihn Nebensache. Am 19. März 1513 wurde ihm die dreifache Krone aufgesetzt.

Aber das Hauptfest, bei welchem er sich dem Volke in dem ganzen Prunke seiner Würde zeigte, fand am 11. April statt, als er in großartiger Prozession von dem ältesten Palaste der Päpste, dem Lateran, Besitz nahm.

Wir kennen schon als das damalige Wohnhaus der Päpste den vatikanischen Palast, ganz in der Nähe der Peterskirche gelegen, genannt nach dem Hügel, auf welchem er steht, dem Vatikan. Dort residiert der Papst noch heute. Ganz am anderen Ende der Stadt liegt der Lateran, die frühere Residenz der Päpste, mit der ehrwürdigen Kirche Sankt Johannes des Täufers. Von Palast und Kirche mußte jeder neugewählte Papst in feierlichem Umzuge Besitz ergreifen.

Das war etwas für Leo. So sehr Julius II. alle unnützen Ceremonien, alles eitle Schaugepränge haßte, so sehr liebte sie sein Nachfolger. Prozessionen, Schaustellungen aller Art, das war sein Vergnügen. Und wie häßlich er gestaltet war, so eitel war er, dabei seine Rolle

zu spielen. Bis ins Einzelne besprach er mit seinem Ceremonienmeister den Verlauf des Festes. 100000 Dukaten ließ er sich's kosten, — die ganze Welt sollte von der Pracht und dem Glanze dieses Tages reden.

Unzählige Bildsäulen, Triumphbogen, Altäre waren auf dem ganzen langen Wege errichtet. Die Häuser prangten im Schmuck der Blumen und Teppiche. Die geistlichen und weltlichen Teilnehmer des Zuges entwickelten einen nie gesehenen Pomp.

Leo selbst ritt auf einem türkischen Schimmel, fast erdrückt von der Last seiner Krone und seiner kostbaren Gewänder, aber glückstrahlend im Gefühl seiner Herrlichkeit. Acht Bürger trugen den gestickten Thronhimmel, der ihn beschattete. Dabei segnete er immer wieder das Volk, das ihm zujauchzte.

Besser als der himmlische Segen, den er austeilte, mochte den Leuten noch der irdische Segen gefallen, der auf den himmlischen folgte. Es gingen nämlich hinter dem Papste zwei Kammerherren, die aus mächtigen Börsen Gold und Silber unter das Volk warfen.

Stundenlang währte es, bis der Zug sein Ende erreichte.

So trat der Stellvertreter dessen auf, welcher nicht hatte, wo er sein Haupt hinlegte.

Ein Augenzeuge des Festes macht dazu die Bemerkung: „Als ich über all die gesehene Herrlichkeit nachdachte, ergriff mich die Begier Papst zu sein, und ich konnte die Nacht keinen Schlaf finden. Ich wundere mich nicht, daß diese Prälaten so sehnlich nach dem Papsttum trachten."

Leo selber hat uns darüber nicht im Unklaren gelassen, mit welchen Augen er seine Stellung ansah. Nach der Wahl rief er seinem Bruder zu: „Laß uns das Papsttum genießen, weil es uns Gott beschieden hat!"

Und diesen Vorsatz hat er auch ausgeführt. Im Vergnügen ermüdete er nicht. Da hielt er offenen Hof für alle großen Geister. Gelehrte, Künstler, Dichter fanden in ihm den liebenswürdigsten Gönner. Von dem schamlosen Treiben Alexander des VI. war er weit entfernt, aber lustig mußte es zugehen an seinem Hofe.

Zumal in den Tagen des Karneval wollte er etwas zu sehen und zu lachen haben. Da gab es an dem einen Tage Pferderennen und Reiterspiele. Die Schönheit der Pferde, die Pracht der Reitertrachten waren zum Erstaunen — es ging alles auf des Papstes Kosten. Abends

wurde eine Komödie aufgeführt, die es nicht an derben Späßen fehlen ließ. Der Papst lachte herzlich darüber, nachher spendete er der auseinandereilenden Theatergesellschaft den apostolischen Segen.

Am anderen Tage fand ein Stiergefecht statt. Fünf Pferde wurden verwundet, drei Menschen blieben tot liegen. Am Abend war wieder Theater. Am dritten Tage wurde ein Ringstechen abgehalten und ein Büffelrennen. So war der Lustbarkeit kein Ende.

Kamen dann die großen Kirchenfeste, so machte dem Papste das Gepränge, das dabei entfaltet wurde, das gleiche Vergnügen, und mit großer Sicherheit spielte er selbst dabei die hervorragende Rolle, die sein Amt ihm zuwies, obgleich sein körperliches Leiden ihn vielfach beschwerte.

Viele Freude fand Leo auch an großen Gelagen. Nicht als ob er selbst im Essen und Trinken unmäßig gewesen wäre; aber er konnte nicht satt davon werden, die geistreichen und witzigen Unterhaltungen seiner Tischgesellschaft zu hören, und hatte seinen Hauptspaß daran, wenn etwa einer aus dem Kreise zur allgemeinen Zielscheibe des Witzes dienen mußte. Die edelsten Künste und die gemeinsten Späße waren ihm gleich wert; so lieb wie der große Maler Rafael, der nicht genug für ihn arbeiten konnte, waren ihm seine Possenreißer auch; alles, was ihn erheiterte, war ihm recht.

Sein höchstes Vergnügen war die Musik. Sie fehlte nicht bei seinen Mahlzeiten; Nächte hindurch hallte der Vatikan vom Schall der Instrumente wieder. Gern ließ er auch seinen eigenen Gesang hören und von einem großen Musiker begleiten.

Dazu war er ein leidenschaftlicher Jäger. Oft sah man ihn mit Falken und Hunden, mit Troß und Dienerschaft, mit Kardinälen und fremden Gesandten, mit Baronen und Fürsten, mit Poeten und Hofschranzen nach seinem Jagdgebiete ziehen, wo er Tage lang den Schweinen und Hirschen nachstellte.

Summa: er wußte sein Papsttum zu genießen.

Aber das ist nun so in der Welt: wer sein Leben genießen will, braucht Geld.

Julius, ein sparsamer und vorsichtiger Fürst, hatte ihm trotz seiner vielen Kriege einen gefüllten Schatz hinterlassen. Ein guter Teil dieses Schatzes ging drauf, als Papst Leo die Schulden bezahlte, die er als Kardinal gemacht hatte. Seine Verschwendung war unglaublich. „Eher

möchte ein Stein gen Himmel fliegen," hat einer von ihm gesagt, „als daß dieser Papst 1000 Dukaten zusammenhielt."

Immer hatte er eine offene Hand für seine Günstlinge. Monatlich soll er 8000 Dukaten nur für Geschenke verbraucht haben. Das war ein beträchtlicher Teil seines Einkommens. Unsummen gingen für seine Tafel drauf. Ein Luxus herrschte damals, wie nur zur Zeit der römischen Kaiser. Ein einziges Gastmahl kostete Tausende. Man aß wohl einmal Papageienzungen; bis aus Konstantinopel wurden die Fische lebendig hergebracht. Mit dem Papste wetteiferten die Kardinäle und die weltlichen Großen in üppiger Gastlichkeit.

Und die Angelegenheiten der Kirche?

Die wurden nebenbei auch mit abgemacht. Am ernsthaftesten wurden noch die politischen Geschäfte betrieben.

Leo X. trat darin das Erbe Julius des II. an: er übernahm die Pflichten eines italienischen Fürsten. War das Papsttum durch seinen Vorgänger eine italienische Großmacht geworden, so wollte er festhalten und mehren, was er dadurch gewonnen hatte. Da mußte wohl zwischen all den Festlichkeiten, Banketten und Komödien sich Zeit finden für die Politik.

Von Natur mehr dem Frieden geneigt, scheute er auch den Krieg nicht, wo er sein Ansehn verletzt und seine Interessen gefährdet glaubte. Das hatte vor anderen der Herzog von Urbino zu erfahren, den er ohne gerechte Ursache in zwei Feldzügen um sein Land brachte. Dieser Krieg kostete ihn an 700000 Dukaten.

Viel lieber suchte er mit heimlichen Ränken seine Zwecke zu erreichen. Vor allem fand er seinen Vorteil darin, daß er die beiden mächtigsten Gewalten jener Zeit, Frankreich und Österreich, aneinander hetzte. Das war ein gefährliches Spiel. Aber ihm glückte vieles.

Eine unermeßliche Aussicht eröffnete sich ihm, als von kühnen Weltumseglern ein fernes Land nach dem anderen entdeckt, erschlossen und in Besitz genommen wurde. Was Spanien und Portugal gewannen, das war zugleich für ihn ein Zuwachs seiner Macht.

So kam im Frühjahr 1514 eine portugiesische Gesandtschaft nach Rom. Sie schickte König Emanuel der Große, unter dessen Regierung unternehmende Seefahrer, dem Beispiele des Columbus († 1506) folgend, die Fahne Portugals in Amerika und Ostindien aufgepflanzt und so seinem Lande manche schöne Kolonie gewonnen hatten.

Jetzt zogen seine Gesandten mit prachtvollem Gefolge in Rom ein

Ihre Geschenke erregten das größte Aufsehen. Eine Menagerie von wilden Tieren brachten sie mit, darunter einen gezähmten Elephanten, das Wunder des Tages, denn seit den Zeiten der römischen Kaiser war nie mehr ein Elephant in Europa gesehen worden.

Als der Papst die Gesandtschaft empfing, hielt der Sprecher der Portugiesen eine Ansprache an ihn, worin er verkündete, daß ihm die Könige Arabiens und Sabas Tribut bringen und alle Völker bis zu den Grenzen der Erde ihn anbeten würden. Dafür sollte nun der Papst als Gottes Stellvertreter auf Erden dem Könige von Portugal den Besitz jener fernen Weltteile bestätigen. Und Leo willfahrte und stellte dem Könige Emanuel sogar eine ordentliche Urkunde darüber aus.

Welch eine Macht des Papstes offenbart sich darin, daß er die Küsten jenseits der Meere verschenkt, die er nie gesehen, und die kühnen Entdecker sie nicht anders besitzen wollen, denn als Lehen von seiner Hand!

So im Glanze des Papsttums gefiel sich Leo, aber an die heiligen Pflichten, die er mit diesem Amte übernommen, dachte er nicht.

Was er im innersten Herzen glaubte, wissen wir nicht. Aber gewiß ist, daß sein Sinn mehr dem Heidentum zugewandt war, als dem Christentum. Er war darin eines Schlages mit den meisten Gebildeten Italiens, weltlichen und geistlichen.

Denn jenseits der Alpen wehte eine ganz andere Luft als bei uns in Deutschland. In Deutschland gab es ja auch Humanisten, welche mit dem alten Betriebe der Wissenschaften gebrochen hatten, über die Kirchenlehre freiere Ansichten hatten und die alten römischen und griechischen Schriftsteller lieber studierten als die dicken Lehrbücher der mittelalterlichen Theologen.

Aber die deutschen Humanisten hatten deshalb dem Christentume nicht abgesagt. Sie waren fromme Christen gegen die Denker und Gelehrten, die in Italien obenauf waren und sonderlich von dem Papste gehegt wurden. Das war ein neues Heidentum, welches da aufblühte und Leo hatte seine Freude dran.

Wie sollte er da sein Versprechen lösen, das Werk der Kirchenreformation in die Hand zu nehmen?

Er hatte die beste Gelegenheit dazu, da er beim Antritte seines Papsttums bereits in Rom ein Konzil versammelt fand, welches noch sein Vorgänger berufen hatte. Es war das sogenannte Laterankonzil.

Vor Thoresschluß des Mittelalters, in den Jahren 1512—1517, also gerade noch ehe Luther seine Thesen anschlug, fand zu Rom eine allgemeine Kirchenversammlung statt. Wenn von oben noch Abhilfe zu erwarten war für die Notstände der Kirche, hier mußte sichs zeigen.

Es war unter den ökumenischen (d. h. allgemeinen) Konzilen, wie sie die römische Kirche zählt, das achtzehnte. Es führt den besonderen Namen eines Laterankonzils von dem Orte, wo die Sitzungen abgehalten wurden, nämlich von eben jenem Lateran in Rom, den wir als die ehrwürdige frühere Residenz der Päpste kennen gelernt haben. Und zwar ist es das fünfte und letzte Konzil dieses Namens.

Julius II. hatte es nicht aus freien Stücken versammelt. Denn was kümmerte den die Not der Kirche? Er hatte es vielmehr gethan, um dem deutschen Kaiser Maximilian die Spitze zu bieten, welcher von sich aus ein Konzil nach Pisa berufen hatte, damit es seinen damaligen Feind, den Papst, absetze und den Mißständen der Kirche abhelfe. Dieses kaiserliche Konzil war aber spärlich besucht. Nicht einmal die deutschen Kirchenfürsten kamen und so bestand es fast nur aus Franzosen. Maximilian, unbeständigen Charakters wie er war, verlor selbst schnell das Interesse für diese Kirchenversammlung, und so hielt sie sich mit Mühe eine Zeit lang unter dem Schutze des Königs von Frankreich. Was half es, daß sie Julius II. als einen neuen Goliath seiner Papstkrone verlustig erklärte! Der neue Goliath trieb sie mit Hilfe seiner Landsknechte bald in die Flucht.

Aber zugleich fühlte er sich veranlaßt, seinerseits ein allgemeines Konzil zu berufen. Allgemein wurde es freilich auch nicht, denn es erschienen fast nur Italiener. Aber es gilt als ein allgemeines, und sind seine Beschlüsse mithin für jeden gläubigen Katholiken verbindlich.

Es wäre unbillig, von den versammelten Vätern zu verlangen, daß sie mit Einem Mal alle die Irrtümer und Mißbräuche hätten abschaffen sollen, an welchen die Kirche damals litt, Heiligendienst, Werkgerechtigkeit, Ablaß, Veräußerlichung des christlichen Glaubens und Lebens. Luther selbst ahnte damals noch nicht, wie tief man schneiden müsse, damit der kranke Leib der Kirche genese. Wir werden ja sehen, wie er förmlich gedrängt wurde, sein Werk immer gründlicher zu thun.

Aber Eines durfte man von dem Konzil fordern und erwarten, nämlich eine Reformation der Geistlichkeit und des Mönchtums. Wie

sollte die Herde gedeihen, wenn die Hirten nichts taugten? Und hier lagen die Schäden nur zu offen am Tage.

In der That hatte sogleich nach der Eröffnung des Konzils der sittenstrenge General des Augustinerordens, also Luthers oberster Vorgesetzter, in einer gewaltigen Bußpredigt das Verderben der Kirche, sonderlich der Geistlichkeit gegeißelt und eine durchgreifende Reformation gefordert. Man sollte glauben, jedes treu meinende Glied der Versammlung hätte mit Eifer dazu helfen müssen.

Es sei nur an einige große Übelstände gedacht, woran die Hierarchie, d. h. die Gesamtheit der Priesterschaft, damals litt.

Die Einkünfte waren gänzlich ungerecht verteilt. Während die höheren Stellen überreich bedacht waren, konnten die niederen ihre Inhaber ganz und gar nicht ernähren. Die Priester sahen sich auf den Zehnten und die Stolgebühren angewiesen, und da diese Quellen sehr spärlich und unsicher flossen, mußten sie mit ihrem geistlichen Amte andere Erwerbszweige verbinden, die sich nicht immer mit der Würde desselben vertragen wollten. So hielt mancher Pfarrer einen Bierschank oder Weinschank in seiner Pfarre. Kein Wunder, daß das Volk solche Priester mißachtete.

Indessen schwelgte die höhere Geistlichkeit im Überfluß und ärgerte das Volk durch ihr üppiges und ausschweifendes Leben. Wie in Rom, ähnlich trieben sie es in der ganzen Christenheit. Über die deutschen Prälaten und Bischöfe klagt ein Zeitgenosse:

„Da sieht man aufgeblasene Gestalten einherschreiten, gekleidet in das feinste englische Tuch, auf dem Kopfe das Barett, die mit kostbaren Edelsteinringen geschmückte Hand auf dem Rücken oder hochmütig in die Seite gestemmt. Oder sie reiten stolz zu Pferde, gefolgt von zahlreicher, buntfarbig gekleideter Dienerschaft. Da werden prachtvolle Wohnungen erbaut mit hohen, herrlich bemalten Hallen; da wird gepraßt bei prunkenden Mahlen, das Gut frommer Stiftungen vergeudet in Bädern; da wird Aufwand getrieben mit seltenen Pferden, Hunden und Jagdfalken."

Und solches Leben führten sie nicht am wenigsten auf Kosten der niederen Geistlichkeit. Sie selbst bezogen die Einkünfte und ließen andere für sie die ganze Arbeit thun. Je billiger einer es machte, desto lieber stellten sie ihn an; ob er dazu taugte, die Seelen zu pflegen, war Nebensache.

Es war eingerissen, daß ein einziger Prälat viele Pfründen auf sich vereinigen konnte. Wie wir es an Leo X. als Knaben gesehen haben, so gewissenlos ging man überall in der Kirche mit den einträglichen Ämtern um. Man begehrte ein Amt, um davon leben zu können.

Für den Adel war die Kirche geradezu eine Versorgungsanstalt geworden. Hatte eine vornehme Familie mehr Söhne, als sie aus eigenen Kräften anständig versorgen konnte, so weihte sie dieselben dem Kirchendienst. Wir haben gesehen, wie leicht ein Knabe oder Jüngling es zu Abteien und Bistümern bringen konnte, in einem Alter, wo er noch nicht einmal die Weihen empfangen durfte, wenn er nur aus edlem und angesehenen Hause war. Ohne Neigung wuchsen die jungen Männer dann in ihre Stellungen hinein und wurden's kaum inne, daß ihr Amt mehr von ihnen forderte, als die Einkünfte zu beziehen und „standesgemäß“ zu leben.

Mancher hatte schon gegen diesen Schaden geeifert. Hören wir Geiler von Kaisersberg, den Straßburger Prediger. Strafend weist er auf die Zeiten zurück, wo man die Frömmsten und Gelehrtesten zu den kirchlichen Würden erhob, ohne Ansehen ihrer Herkunft, Männer aus dem Volke. Jetzt ist es anders geworden. „Man befördert zur Regierung der Kirche Unwissende, Ungelehrte, Vergnügungssüchtige, nur allein um ihres Adels und hoher Verbindungen willen.“ Und ein ander Mal sagt er: „Ein Zeichen großer Narrheit ist es, diejenigen vorzuziehen, die durch den Adel des Blutes ausgezeichnet sind, mit Hintenansetzung der rechtschaffenen und weisen Männer. Diese Narrheit ist in ganz Deutschland verbreitet.“

Die Bistümer und gar die Erzbistümer hielten die Fürstenhäuser fast ganz in ihrer Hand. Beim Beginn der Reformation waren folgende Bistümer und Erzbistümer Deutschlands mit Fürstensöhnen besetzt: Bremen, Freising, Halberstadt, Hildesheim, Magdeburg, Mainz, Merseburg, Metz, Minden, Münster, Naumburg, Osnabrück, Paderborn, Passau, Regensburg, Speier, Verden und Verdun.

Mehrere wußten ihre Ämter zu verdoppeln ja zu verdreifachen. Der Erzbischof von Bremen war zugleich Bischof von Verden, der Bischof von Osnabrück zugleich Bischof von Paderborn, der Erzbischof von Mainz, den wir noch genauer kennen lernen werden, zugleich Erzbischof von Magdeburg und Bischof von Halberstadt.

Viele Bischöfe dachten nicht daran, in den Sprengeln, deren Nutz-

nießer sie waren, zu wohnen. So völlig ging ihnen jegliches Pflichtgefühl ab.

Den allerauffälligsten Beweis für die damalige Verderbnis der Bischöfe haben wir in einem Briefe Luthers vom 8. Juni 1516, also aus jener Zeit, wo er noch ein getreuer und anerkannter Sohn der Papstkirche und Distriktsvikar seines Ordens war.

Es handelt sich in diesem Briefe um nichts Geringeres als darum, daß Staupitz Bischof werden soll. Das wurde am kurfürstlichen Hofe ernstlich betrieben; der Kurfürst Friedrich selbst wollte es, noch mehr sein Rat Pfeffinger und sein Hofprediger Spalatin. Man hielt den Plan möglichst geheim, aber Luther erfuhr doch davon. Und nun, weit entfernt, dem trefflichen Staupitz diese Ehre zu wünschen, erklärt er sich in einem Briefe an Spalatin mit Entschiedenheit gegen solches Vorhaben. Aus welchem Grunde? Weil er den verehrten Mann nicht will den Versuchungen ausgesetzt wissen, welche der bischöfliche Stand mit sich brachte.

„Du schreibst," so heißt es in dem Briefe, „unser durchlauchtigster Fürst wolle gern, daß von unserm Vater Staupitz jetzt irgend etwas Ausgezeichnetes geschehe, und auch Dich gebraucht er, daß Du helfest es dahin zu bringen. Du handelst dabei als ein Freund ohne Falsch. Ich aber möchte, daß Dein Zureden bei dem ehrwürdigen Vater nicht so eifrig und hitzig, sondern kälter als dürres Stroh sei, und will Dir in meinem Briefe das Widerspiel raten, ja so will ich raten, daß der, dem zugeredet wird, schwanken soll, wofür sich entschließen.

„Wundert Dich das? Durchaus nicht verachte ich Deine Absichten, die ohne Zweifel aus bestem Herzen kommen, aber eben weil die Liebe Dich völlig einnimmt, ist Dein Urteil gefangen. Wahre Liebe hat selten ein wahr Urteil, sagt Chrysostomus.

„Dem Fürsten zu Liebe setzest Du dem Vater Staupitz so zu. Ich aber will nicht, daß der ehrwürdige Vater sich auf die Sache einläßt. Denn Deinem Fürsten beliebt vieles und strahlt ihm schön in den Augen, was Gott mißliebig und zuwider ist. Ich leugne ja nicht, daß er in weltlichen Dingen ein sehr kluger Mann ist; aber in den Dingen, die Gott angehen und das Heil der Seelen, da achte ich ihn für siebenfach blind, ihn samt Deinem Pfeffinger (dem kurfürstlichen Rat).

„Und das sage ich nicht im Winkel, wie ein Verleumder, will auch nicht, daß Du es heimlich haltest. Ich bin bereit, es ihnen bei nächster Gelegenheit ins Gesicht zu sagen.

„Ja, wenn es gewiß wäre, daß es von Gott käme, was Ihr vorhabt, dann wollte ich, daß Dein Zureden lauter Feuer und er (Vater Staupitz) lauter Stoppel wäre. Und bildet Euch nur nicht ein, daß es ein groß Geheimnis wäre, was der Fürst mit Dir betreibt; kurz ehe ich Deinen Brief erhielt, hörte ich, der ehrwürdige Vater solle Bischof werden, wenn ich mich recht erinnere, zu Chiemsee.

„Aber, mein lieber Spalatin, es sind jetzt nicht mehr jene glücklichen Zeiten; jetzt ist's nichts Beglückendes, sondern etwas gar Elendes, ein Bischof sein, das heißt: schwelgen, sodomitisch und römisch leben. Das merkst Du selber, wenn Du der alten Bischöfe Thun und Treiben wirst mit dem Thun und Treiben unserer Bischöfe verglichen haben. Das sind jetzt noch die besten, die draußen weltliche Kriege führen mit aller Macht und Rüstung und drinnen ihr Haus zur unersättlichen Hölle des Geizes machen.

„Wie fern nun auch dieser Mann (Staupitz) allen jenen Lastern ist — kannst Du Bürge sein, daß, wenn die Gelegenheit sich bietet, ja dazu treibt (wie jetzt allenthalben geschieht und gesagt wird), er nicht in die Wirbel und gräßlichen Stürme der Bischofshöfe mit hineingezogen werde?"

Kann es ein schrecklicheres Zeugnis für die Verrottung der damaligen Bischöfe geben, als dieses Mißtrauen Luthers, ob ein Christ wie sein väterlicher Freund Staupitz den Versuchungen dieses Standes werde widerstehen können?

Und seine Bedenken schlugen am kurfürstlichen Hofe durch. Man ließ den Plan fallen.

Was aber that das Laterankonzil angesichts solcher Mißstände zur Hebung des geistlichen Standes?

Obwohl es fünf Jahre lang Zeit hatte, zu beraten und zu beschließen, kam es doch nur zur Erneuerung einiger alter, vergessener Kirchengesetze, die recht gut und zeitgemäß war, wenn man es nur ernst damit genommen hätte.

Da sollten von nun ab nur wirklich geistliche, gebildete und fromme Männer zu geistlichen Ämtern gewählt, häufige Diözesansynoden von den Geistlichen der verschiedenen Länder abgehalten und die kirchliche Rechtsprechung mit größerer Strenge gehandhabt werden. Diese Beschlüsse und andere waren nichts weiter als — schöne Worte.

Denn wäre es jenen Leuten um eine ordentliche Reformation der Geistlichkeit zu thun gewesen, so hätten sie bei sich selber anfangen

müssen. Weder die Kardinäle noch die Bischöfe, noch die Mönche wollten mit gutem Beispiel vorangehen und von ihren Ärgernissen und Verirrungen sich reinigen.

Geschweige denn, daß der Papst in irgend einem Punkte sich hätte reformieren lassen! Und doch war immer von einer Reformation „an Haupt und Gliedern" die Rede.

Im Gegenteil: wohl niemals hatte eine Kirchenversammlung den Papst so hoch erhoben wie diese. Hatten die Konzilien des vorigen Jahrhunderts ausdrücklich erklärt, daß auch der Papst den Beschlüssen eines allgemeinen Konzils sich unterwerfen müsse, so hielt unter dem Beifall der im Lateran Versammelten einer der gelehrtesten Theologen jener Zeit, Kajetan, dem wir bald wieder begegnen werden, eine Rede, worin er ausführte, der Papst sei über das Konzil erhaben, er sei unfehlbar, ja, die Kirche sei die geborene Magd des Papsttums.

War dies das letzte Wort der letzten Kirchenversammlung des Mittelalters?

Nein, es sollte noch schlimmer kommen. Ein anderer Prälat entblödete sich nicht, den Papst den zweiten Gott auf Erden zu nennen. Und niemand widersprach ihm. Vielmehr erneuerte das Konzil feierlich die berüchtigte Bulle Bonifaz des Achten, wonach jedermann, um selig zu werden, dem Papste unterworfen sein muß (vergleiche Seite 72).

So diente dieses Konzil zu nichts weiter, als dem Papste zu neuen Triumphen zu verhelfen.

Aber halt! Daß wir den trefflichen Theologen und Kirchenmännern nicht Unrecht thun! Haben sie nicht einen wichtigen Glaubenssatz der christlichen Kirche von neuem festgestellt, sichergestellt und verkündigt?

Gewiß. Und zwar war das kein anderer als — die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele.

Ja, wer zweifelte denn daran, daß dies christliche Lehre sei? — In Italien gab es genug Priester und Kardinäle, die es im Heidentum so weit gebracht hatten, daß ihnen dieser Glaube unsicher geworden war und wer weiß, was Leo X. selber davon hielt.

Mit Recht zieht Luther aus diesem Beschlusse des Konzils bedenkliche Schlüsse auf den Glauben der Römischen. Er sagt davon:

„Da das letzte Konzilium Lateranense zu Rom unter dem Papst Leo sollte geschlossen werden, war unter andern Artikeln der gesetzt, daß

man glauben sollte, die Seele sei unsterblich. Daraus man greifen muß, daß sie aus dem ewigen Leben ein lauter Gehei und Gespötte haben. Bekennen damit, das bei ihnen ganz ein öffentlicher Glaube sei: es sei kein ewiges Leben; wollen's aber nu mit einer Bulle lehren."

Am 16. März 1517 ging die Kirchenversammlung auseinander.

Für Leo X. war das erfreulichste Ergebnis des Konzils, daß es der Christenheit einen neuen Zehnten auferlegt hatte zum Türkenkriege. Nicht als ob es ihm so sehr darum zu thun gewesen wäre, den Türken zu verderben. Aber das mußte Geld in seine Hände bringen, und er brauchte Geld.

Das Eine fehlte im zu seinem Glück, nämlich, daß auch seine Reichtümer nicht unerschöpflich waren. In Strömen schüttete er das Gold aus; kein Wunder, daß es häufig Ebbe bei ihm wurde.

Alle möglichen Finanzkünste wurden erprobt. Ärger als seine Vorgänger trieb Leo den Verkauf geistlicher Stellen. Eine Menge neuer Ämter und Würden, welche die Kirche durchaus nicht nötig hatte, wurden gestiftet, nur damit auch sie an den Meistbietenden vergeben werden könnten. In der Christenheit wußte man seltsame Geschichten davon zu erzählen, wie zu Rom für Geld alles zu haben sei. Solch eine Geschichte giebt Luther später einmal seinen Tischgenossen zum Besten:

„Papst Leo ward von den Barfüßermönchen (Franziskanern) bestochen mit 80000 Dukaten, daß er sie nicht möchte reformieren. Da er nun das Geld auf dem Tische sah, sprach er: „Wer kann so viel Gewappneten widerstehen?""

Leo borgte wohl auch von den italienischen Bankhäusern, aber diese nahmen nicht weniger als 40 Prozent.

Da füllte auf einmal eine böse Entdeckung seinen Schatz.

Im Mai 1517 kam eine Verschwörung von einigen Kardinälen wider sein Leben an den Tag. Man wollte den Papst vergiften. Der schuldigste Kardinal wurde erdrosselt, die andern wurden begnadigt, mußten aber gewaltige Strafgelder zahlen. Einer büßte mit 50,000 Dukaten.

Aber noch mehr beutete Leo das mißglückte Attentat für seine Geldbedürfnisse aus, indem er am 25. Juni 1517 auf Ein Mal 39 neue Kardinäle ernannte. Das war noch nicht dagewesen. Er erlangte damit ein ihm völlig ergebenes Kardinalskollegium und gewann zugleich

mehrere hunderttausend Dukaten. Denn der Kardinalshut kostete einen jeden der Neugewählten seine 20=, 30=, 40,000 Dukaten.

Weil indessen dergleichen sich nicht wiederholen läßt, war es für den Papst Leo wichtiger, dauernde Einnahmequellen zu besitzen. Und da war denn eine vor andern ergiebige und bewährte Einnahme die aus den Ablaßgeldern.

Sonderlich die frommen Deutschen waren gute Abnehmer der von dem Papste dargebotenen Gnaden. Doch fand Leo, wenn der heilige Handel dort praktischer betrieben würde, so müßte er ihm wohl noch mehr einbringen. In diesem Sinne ließ er an den Oberkommissar des Ablaßverkaufs in Deutschland, den Erzbischof Albrecht von Mainz, Weisung ergehen.

Das war im Jahre 1517.





Der Ablaßhandel.

Von mancherlei Not der Kirche ist die Rede gern, von dem Aberglauben des Volkes, von der Verweltlichung der Geistlichkeit und dergleichen mehr, aber noch nicht vom Ablaß. Und so ist der faulste Fleck an dem damaligen Kirchenwesen bisher unberührt geblieben. In diesem Stücke kam der vorhandene Schade gräulich zu Tage, nämlich daß der Glaube war ein äußerlich Ding worden und bei den Hirten der Kieche der Geldbeutel mehr galt als das Heil der Seelen und die Nachfolge Jesu Christi.

Darum an diesem Punkte setzte Luther ein mit dem Werke der Reformation, nicht ahnend, daß er von hier aus würde das Papsttum aus den Angeln heben. Er unternahm es in guter Meinung, den wahren Sinn des Ablasses zu beleuchten, aber das Licht konnten die damaligen Zustände der Christenheit nicht ertragen. So wurde ein großer Brand daraus.

Und nun möge es sich der geneigte Leser gefallen lassen, daß ihm der Schreiber dieser Geschichten eine kleine theologische Vorlesung hält. Als ein Theologe ging Luther an die Sache, einer gelehrten Disputation sollten seine 95 Thesen dienen. Es war nicht seine Absicht, sondern ein Höherer machte es, nämlich der das Welregiment in den Händen hat von Ewigkeit, daß diese Thesen eine Bewegung hervorriefen in der Christenheit, welche die Kirche des Mittelalters über den Haufen warf. Wenn wir aber die That vom 31. Oktober 1517 verstehen wollen, müssen wir ein wenig unter die Theologen gehen.

Denn so einfach liegt die Sache nicht, daß etwa die Kirche Vergebung der Sünden um Geld verkauft hätte und Luther hätte diesem Unfug mit Einem Schlage ein Ende gemacht und gesagt: Bis hierher und nicht weiter.

Der Ablaß ist ein schwieriges Kapitel des römischen Katechismus. Da müssen wir vor allem von der Buße handeln.

Bekanntlich ist die Buße nach der Lehre der römischen Kirche ein Sakrament. Sie begreift drei Stücke in sich: eines, daß man eine herzliche Zerknirschung über seine Sünden empfindet — die Reue, das andere, daß man mit dem Munde vor dem Priester ein vollständiges Bekenntnis seiner Sünden ablegt — die Beichte, und endlich das dritte, daß man die Strafe seiner Sünden auf sich nimmt — die Genugthuung.

Zwar wer die ersten beiden Stücke erfüllt und reuig gebeichtet hat, der empfängt von dem Priester die Absolution, d. h. die Vergebung der Sünden. Und damit scheint alles gewonnen. Aber nach römischer Lehre ist dem Schuldigen in der Absolution nichts anderes erlassen, als die ewige Strafe, die höllische Verdammnis. Es bleiben über ihn zeitliche Strafen verhängt; die abzubüßen kann ihm nicht erspart werden, und eben indem er sie abbüßt, thut er der göttlichen Gerechtigkeit genug.

Solche Lehre von der Buße geht zurück auf die Kirchenzucht, welche die alte Kirche im zweiten und dritten Jahrhunderte übte. Wenn da ein Christ sich versündigt hatte, wurde ihm wohl die Vergebung immer wieder zugesprochen, welche Christus den Seinen erworben hat, aber er mußte die Echtheit seiner Reue beweisen durch öffentliche Büßung, und je größeres Ärgernis er gegeben, desto schärfere Kirchenstrafen wurden ihm auferlegt. Solch heilsame Zucht sollte den Ernst des Gewissens schärfen, indem sie den Sünder verhinderte, seine Vergehung zu leicht zu nehmen, und den Brüdern zur abschreckenden Warnung diente. Mancher nahm mit Freuden seine Strafe auf sich; denn er hoffte, je weniger er sich selber schone, desto mehr werde Gott ihn schonen.

Als nun die Kirche sich ausbreitete, ganze Völker in sich aufnahm und immer mehr Weltkirche wurde, nahm die Strenge der Bußzucht ab. Die Strafen, welche dem Beichtenden von den Priestern auferlegt wurden, damit er der Kirche und Gott genugthue, wurden immer leichter und geringer: ein paar Fasttage, eine Anzahl Gebete, ein gewisses Maß von Almosen gab man ihm auf — das war alles.

Nun aber gewann die Lehre von der Genugthuung wieder eine

große Wichtigkeit, als der Glaube an ein **Fegefeuer** in der Cristenheit aufkam.

Das war nicht vor dem Ende des sechsten Jahrhunderts. Papst Gregor der Große (590—604) hat zuerst mit Erfolg der abendländischen Christenheit das Fegefeuer gepredigt; die morgenländische (griechisch-katholische) Kirche weiß bis heute noch nichts davon.

Das Fegefeuer unterscheidet sich von der Hölle, der ewigen Pein, nach römischer Lehre im Grunde nur dadurch, daß es nicht ewig währt. Die im Glauben Abgeschiedenen kommen nach ihrem Tode auch an einen Ort der Qual, wo sie der Gerechtigkeit Gottes noch genugthun müssen, soweit sie das auf Erden versäumt haben. Die ewige Strafe ist ihnen zwar erlassen, aber mit zeitlicher Strafe muß alles gebüßt sein, ehe sie rein und vollkommen können zur Seligkeit eingehen. Ist die Sünde gleich vergeben, so will sie doch noch gesühnt sein.

Wie erfreulich es nun auch für den Beichtenden ist, daß die göttliche Gnade ihm die ewige Pein erläßt um seiner Reue und seines aufrichtigen Bekennens willen, so bleibt es doch eine gar unerfreuliche Aussicht, daß seine Seele nach dem Tode vielleicht Jahre, Jahrhunderte, Jahrtausende lang im Fegefeuer schmachten soll, ehe sie den Himmel gewinnt. Da liegt der Wunsch nahe: Könnte ich die geforderte Genugthuung schon hier auf Erden abmachen und so dem Fegefeuer entgehen, wie viel leichter würde sich's sterben!

Und die römische Kirche weiß Rat.

Sie kommt dir zu Hülfe mit dem **Ablaß**, d. h. sie gewährt dir unter gewissen Bedingungen einen Nachlaß, ja sogar einen vollständigen Ablaß der zeitlichen Strafen, die du hier oder im Jenseits von Kirchen und Rechts wegen abzubüßen hättest.

Da heißt es: unter dieser oder jener Bedingung erhältst Du zehn Tage, oder auch zehn Jahre Ablaß. Das will sagen: es werden Dir diejenigen Sündenstrafen erlassen, zu deren Abbüßung du, sei es auf Erden, sei es im Fegefeuer, zehn Tage oder auch zehn Jahre brauchen würdest.

Wie das Maß des Nachlasses ein ganz verschiedenes ist, so verschieden sind auch die Leistungen, womit man sich den Ablaß verdienen muß. Es ist bekannt, daß reichlicher Ablaß zu verdienen war, wenn man das Kreuz nahm und mit den Christenheeren nach dem Morgenlande zog, den Ungläubigen das heilige Land zu entreißen. Das Gleiche wurde dem zu teil, der eine Pilgerfahrt unternahm und zu gewissen

Zeiten an gewissen bevorzugten Gnadenorten seine Andacht verrichtete. Wir kennen schon die Orte, wo am meisten Ablässe zu holen waren: in Jerusalem, in Rom und in San Jago di Compostella. Auch der Bau einer Kirche, einer Kapelle, eines Klosters, irgend welche kirchliche Stiftung oder Schenkung bescheidnerer Art waren gebräuchliche Mittel, der göttlichen Gerechtigkeit Genüge zu leisten.

Und die Mutter Kirche war gütig und milde gegen ihre Kinder, sie setzte ihre Forderungen je nach Bedürfnis herab. Nicht jeder konnte ein Kreuzfahrer werden, so ließ sie auch eine Beisteuer zum Türkenkriege genug sein und gab dafür gleichen Ablaß, als hätte einer wider die Türken gekämpft. Und so kam die bedenkliche Sitte auf, daß man seine Sündenstrafen büßen konnte mit Geld.

Damit wir also der römischen Kirche nicht Unrecht thun, wollen wir zweierlei im Auge behalten: erstens daß der Ablaß nicht ist Vergebung der Sünden und damit Verheißung der ewigen Seligkeit, sondern nur ein Erlaß der Strafen, welche man für seine Sünden in diesem Leben oder im Fegefeuer zu verbüßen hätte. Zum andern, daß diesen Ablaß die Kirche nicht nur um Geld gewährte, sondern auch um andere Leistungen, um eine Wallfahrt, eine Gebetsübung und dergleichen.

Zum Beispiel ist zu Rom eine Kirche, die enthält einen Altar, worauf Sankt Petrus selber soll Messe gehalten haben. Da verheißt eine Inschrift: „Wer diese Kirche besucht, erlangt jeden Tag einen Ablaß von 3000 Jahren." Will sagen: so viel Tage er hierher kommt zu beten, so vielmal 3000 Jahre werden ihm gestrichen von seiner Strafzeit hier und im Fegefeuer. Man muß sich nur wundern, daß eine so gnadenreiche Kirche jemals leer wird von frommen Katholiken — in Wahrheit wird sie fast gar nicht besucht. Aber kein Wunder, daß in Rom solcher Ablaß gering geschätzt wird, denn dort kann man gar zu viel solche Ablässe mit leichter Mühe haben.

So reichlich wie in Rom waren an den heiligen Stätten Deutschlands die Gnaden nicht ausgeboten. Wir haben gehört, daß in der Wittenberger Stifts- oder Schloßkirche nur 1443 Jahre Ablaß zu haben waren. Da mußte einer alle vorgeschriebenen Übungen zur Verehrung der dortigen Reliquien durchmachen, wenn er's auf diese hohe Summe bringen wollte.

In der Zeit vor der Reformation waren die Päpste sehr freigebig mit Ablässen geworden. Es war doch eine überschwänglich große Gnade.

wenn Papst Sixtus IV. 11000 Jahre Ablaß jedem zusprach, der vor einem bestimmten Marienbilde nachfolgendes Gebet lesen würde:

„Gegrüßet seist Du, allerheiligste Jungfrau Maria, Mutter Gottes, Königin des Himmels, Pforte des Paradieses und Herrin der Welt; bitte für mich Jesum, Deinen lieben Sohn, auf daß ich durch Deine Fürbitte von allem Übel gnädiglich möge erlöst werden.“ Dahinter war noch ein inniges Ave Maria zu sprechen.

Gar 30000 Jahre Ablaß verhieß Papst Alexander VI. unseligen Angedenkens demjenigen, der drei Ave Maria, mit einem ausdrücklichen Bekenntnis zur unbefleckten Empfängnis Mariä verbunden, vor einem Bilde der heiligen Anna beten würde.

Und darauf beruhte ja ein Hauptreiz der Bruderschaften, daß die Genossen mit vereinten Kräften durch ihr Messehören und ihre Gebetsübungen sich Ablässe gewannen. Sie verdienten allmählich mehr Ablässe, als jeder für sich brauchte; die wurden sorgfältig gebucht und aus diesem Schatze konnten sie anderen mitteilen. Trat ein neuer Bruder ein, so kamen dem diese überschüssigen Ansprüche auf Ablaß zu Gute.

So hatte beispielsweise eine Bruderschaft, deren Genosse und Mitstifter Kurfürst Friedrich der Weise war, „Sankt Ursulä Schifflein“ genannt, große geistliche Schätze aufgesammelt, welche den Brüdern zur Erwerbung der ewigen Seligkeit helfen sollten, nämlich: 6455 Messen, 3550 ganze Psalter, 200000 Rosenkränze, 200000 Herr Gott Dich loben wir, 1600 Ehre sei Gott in der Höhe, 11000 Gebete für Sankt Ursula, 630 mal 11000 Paternoster und Ave Maria. Es waren diese Bruderschaften gleichsam Versicherungsgesellschaften auf Gegenseitigkeit, und jene Gebetsschätze bildeten das angesammelte Kapital, worüber sie jederzeit verfügten.

Offenbar ist es eine Verirrung und eine völlige Aufhebung des Bußernstes der alten Kirche, wenn ein Beichtkind die ihm vom Beichtvater auferlegte Buße einem andern übertragen konnte. Doch gab schon im achten Jahrhundert ein ehrwürdiger Kirchenlehrer den wohlgemeinten Rat: „Wer die vorgeschriebenen Psalmen nicht absingen kann, wähle sich einen Gerechten, der es an seiner Statt und auf seine Kosten thue.“ Wie bequem für den Sünder, wenn ein anderer für ihn seine wohlverdienten Strafen büßen kann!

Aber bald wurde es noch bequemer. Man brauchte seinen Nächsten nicht erst zu bemühen. Die Kirche gab Ablaß auch ohne dies.

Die Kirche, d. h. der Papst, verfügte ja über einen unermeßlichen

Schatz von Verdiensten, welchen sie ohne Weiteres austeilen konnte an die Bedürftigen. Es sind das die Verdienste Jesu Christi und der Heiligen. Jesus Christus hat, nach römischer Lehre, viel mehr gethan, als zur Versöhnung der Menschheit mit Gott nötig war. Dazu auch die Heiligen haben mehr geleistet, als sie zur Erlangung ihrer ewigen Seligkeit nötig hatten. Diese überschüssigen Verdienste Christi und der Heiligen bilden zusammen den überreichen, nie versiegenden Schatz göttlicher Gnaden, welchen der Papst verwaltet. Dadurch ist er in den Stand gesetzt, dem Gläubigen, der Mangel hat, liebevoll auszuhelfen. Und zwar reicht seine Macht bis ins Fegefeuer hinein.

Papst Sixtus IV. war es, der zuerst verkündete, die Lebenden könnten nicht nur für sich Ablaß gewinnen, sondern auch schon für die Verstorbenen.

Solche Predigt war bis zum Jahre 1477 unerhört in der Christenheit. Wie sagte vielmehr ein römischer Bischof, als man 1000 Jahre früher von der Kirche forderte, sie sollte auch den Toten Sündenvergebung verschaffen? „Offenbar ist uns dieses unmöglich," antwortete er. „Denn es steht geschrieben: was ihr bindet auf Erden! Die also nicht mehr auf der Erde sind, die hat Gott nicht menschlichem Gerichte, sondern seinem Gerichte vorbehalten, und die Kirche wagt nicht, sich etwas anzumaßen, wovon sie weiß, daß es selbst den heiligen Aposteln nicht zugestanden worden ist."

So Papst Gelasius im Jahre 495. Aber sein ebenfalls unfehlbarer Nachfolger Sixtus IV. war auf einmal der entgegengesetzten Ansicht.

Nur über eins war noch Streit. Nämlich ob der vom Papste gewährte Ablaß den armen Seelen im Fegefeuer zu Gute komme nur auf Grund seiner Fürbitte, oder ob er eine ordentliche Vollmacht von Gott habe, auch die Verstorbenen von aller Sündenstrafe loszusprechen. Es fehlte nicht an kirchlichen Lehrern, welche das letztere behaupteten. Wenn der Papst wollte, lehrten sie, könnte er das ganze Fegefeuer ausräumen und alle Seelen erretten. Papst Sixtus aber war mit der anderen Deutung zufrieden. Wie sollte Gott nicht hören auf die Fürbitte des Vaters aller Gläubigen, der den Schatz der unermeßlichen Verdienste Christi und aller Heiligen verwaltete?

Genug, von der Zeit ab wurde laut und eifrig Ablaß ausgeboten für die Seelen der Verstorbenen im Fegefeuer. Nicht nur Ablaß auf 1000 oder 10000 Jahre, nein sogar vollkommener Ablaß, der mit

Einem Male den armen Gepeinigten erlöste von aller Qual und ihm verhalf zur ewigen Seligkeit.

Wie konnte solche Predigt ihren Eindruck verfehlen? Wer konnte da noch seinen Beutel zuhalten, wenn er mit einer geringen Geldbuße seinen abgeschiedenen Lieben so unermeßliche Wohlthat erweisen konnte? Treumeinend gab da der Bürger und Bauer wohl seinen letzten Pfennig hin.

Mit solcher neu erfundenen Ablaßpredigt war aber beiden Teilen geholfen: dem Volke, welches mit Leichtigkeit eine Bürgschaft für das eigene Seelenheil und für die Seligkeit der vorangegangenen Lieben gewann, und dem Papste, dessen Kasse den klingenden Ertrag davon hatte.

Und wo blieb denn nun das hochwürdige Sakrament der Buße? Wo blieb die Zerknirschung des Herzens, das aufrichtige Beichtbekenntnis?

Von beiden war wohl noch ab und zu die Rede. Aber je mehr man die wunderbare Kraft der Ablaßgnaden anpries, desto mehr vergaß man den Leuten zu sagen, daß es viel wichtiger für sie sei, in herzlicher Reue mit ihrem Gott Frieden zu machen.

Und wenn Ablaß gewährt wurde für einen Toten, was hätte es da noch für einen Sinn gehabt, Reue zu fordern? Wer gestorben ist, kann nichts mehr bereuen, kann nicht mehr vor dem Priester beichten. Oder kann etwa ein Lebender an Statt eines Toten dessen Sünde bereuen? Nimmermehr. Reue kann ein jeder nur für sich selbst empfinden.

So ist klar, daß bei dieser Art Ablaß für Verstorbene die Reue nicht mehr nötig war, sondern nur die äußere Leistung: die Messe, das Gebet, das Geld.

Es wurde aus dem Ablaß je länger je mehr das reine Handelsgeschäft.

Der Papst brauchte Geld und der Ablaß brachte Geld. Darum ließ der Papst immer reichlicher Ablaß predigen, und lag ihm wenig daran, ob das Volk auch Aufklärung erhielte über den wahren Sinn, den geringen Wert des Ablasses.

Und sollte dem geneigten Leser aus dem Gesagten die wahre Meinung der römischen Kirche vom Ablaß nicht ganz verständlich geworden sein — wie denn diese Lehre in Wirklichkeit nicht leicht zu verstehen ist — so mag er wohl daraus abnehmen, daß das Volk zu damaliger Zeit auch nicht wird recht unterrichtet gewesen sein. Daß der Ablaß nicht den Erlaß der Sünden*schuld*, sondern der Sünden*strafen* bedeute,

daß dadurch nicht die ewige Pein abgewendet werde, sondern nur die zeitliche, daß es daher, viel mehr als auf die Genugthuung, ankomme auf Reue und Leid des Herzens — wie viele wußten das? Sie hielten's für die Hauptsache, ihre vorgeschriebenen Tage zu fasten, ihre aufgegebene Zahl von Paternoster und Ave Maria herzubeten — und als sich's mit Geld abmachen ließ, so hatten sie's noch leichter und zahlten.

So reichlicher Ablaß war der Christenheit noch nie geboten worden, wie zu Rom in dem Jubeljahre 1500. Wer zu diesem Jubiläum nach der heiligen Stadt kam, mit wie geringer Mühe konnte der vollkommenen Ablaß haben! Da war er denn vor aller irdischen Pein und vor dem Fegefeuer sicher.

Aber was für ein mitleidig Herz hatten doch diese Päpste! Weil doch nicht alle Christen im Jahre 1500 konnten nach Rom kommen, fanden sie Mittel und Wege, ihnen den Jubiläumsablaß ins Haus zu schicken. Sie sandten Ablaßprediger aus, die predigten denselben vollkommenen Ablaß gegen Zahlung einer Geldbuße. Sie verkündeten eine Gnadenzeit, wie sie seit Christi Tagen nicht gewesen sei und versicherten, daß man durch Ablaß rein werde wie Adam im Paradies. Als rechte Marktschreier priesen sie ihre Ware an und nahmen den Mund voll, vergaßen ganz und gar zu reden von dem Unterschiede der Vergebung und des Ablasses und sahen vielmehr ihren Vorteil darin, wenn das Volk glaubte, daß der erkaufte Ablaßbrief sie freispreche von aller Schuld.

Schon Julius II. öffnete dem großen Segensstrome einen Weg in die Christenheit. Er hatte ein großes Werk vor, wir wissen schon davon: Sankt Peters Dom in Rom wollte er neu aufbauen in nie geahnter Herrlichkeit. Warum sollte da nicht jeder Gläubige das Seine zu diesem guten Werke beitragen?

Rom, so erklärte er, ist die Hauptstadt des Erdkreises, und Sankt Petrus wie auch sein Nachfolger der Bischof der ganzen Kirche. Da ist es nur billig, daß Sankt Peters Kirche alle andern an Glanz übertrifft, und es ist Pflicht der ganzen Christenheit, den Bau dieses Gotteshauses zu fördern, das ja ihre eigentliche Pfarrkirche ist.

Denen, die zu diesem frommen Werke durch ihre Spenden beitragen würden, bewilligte Papst Julius reichen Ablaß, und sein Nachfolger

Leo that desgleichen. Um vielen den Gewinn dieser Gnade zu ermöglichen, sandten sie Boten in alle Länder, die den Ablaß anbieten sollten. Wie menschenfreundlich!

Mit großem Gepränge zogen nun diese Gnadenboten von Land zu Land, von Stadt zu Stadt. Wie Gesandte des Himmels wurden sie bewillkommt, wohin sie kamen. Aller andere Ablaß verlor seine Kraft, wo sie ihre Schätze feilboten; alle andere Predigt mußte schweigen, wo sie ihr Evangelium verkündigten.

Sonderlich Deutschland wurde mit der Wohlthat der Ablaßgnaden reichlich beglückt. Denn Rom wußte die Frömmigkeit des deutschen Volkes vor andern zu schätzen. Weil es hungerte und dürstete nach Frieden und Gerechtigkeit, griff es begierig zu, wenn die Kirche ihm predigte, durch den Ablaß könne es beides erlangen.

Wenn dann das gute deutsche Gold gen Rom kam, lachten die wälschen Priester und freuten sich über die „Sünden der Deutschen". Denn mit diesem Namen verspottete man dort die deutschen Ablaßgelder.

Solcher Handel erforderte aber eine ordentliche Verwaltung. Der Papst mußte die rechten Leute dafür haben und diesen eine praktische Anweisung geben, damit das Geld gründlich aufgenommen und sicher über die Alpen gebracht würde. Daher ernannte der Papst Generalkommissare für das Geschäft, und diese hielten sich wieder Unterkommissare.

Schon waren viele Städte und Landschaften Deutschlands von diesen Ablaßkrämern durchzogen, betrogen und ausgesogen worden, da erbot sich dem Papste Leo der erste Geistliche im deutschen Reiche, als sein Oberkommissar das Geschäft noch besser in Schwung zu bringen.

Es war der Kurfürst und Erzbischof von Mainz, Fürstprimas der deutschen Kirche, nach dem schweren Mißbrauch jener Zeit zugleich Erzbischof von Magdeburg und Bischof von Halberstadt. Ein würdiges Exempel für das, was wir im vorigen Kapitel der damaligen hohen Geistlichkeit haben nachsagen müssen.

Erzbischof Albrecht war in vielen Stücken, in Charakter und Lebensgang, dem Papste Leo sehr ähnlich. Jung und unerfahren, ohne Neigung und inneren Beruf für das geistliche Amt, war er schnell zu den höchsten kirchlichen Ehren emporgetragen worden. Fast stand es damals in der Kirche so: je weniger Glaube, desto mehr Glück.

Albrecht stammte aus dem Hause Brandenburg. Sein älterer Bruder war Joachim I., 1499 bis 1535 Markgraf und Kurfürst von

Brandenburg. Als jüngerer Fürstensohn machte er von vornherein auf standesgemäße Versorgung durch die Kirche Anspruch. Aber um die Theologie kümmerte er sich dessenungeachtet nicht, sondern wandte sich ganz den schönen Künsten und Wissenschaften zu.

1490 war er geboren. 1508, also da er 18 Jahre alt war, berief ihn das Mainzer Domkapitel zum Domherrn. Dem Dreiundzwanzigjährigen wurde das Erzbistum Magdeburg übertragen, worauf er sich herbeiließ, die Priesterweihe zu empfangen und seine erste Messe zu lesen. In demselben Jahre 1513 ließ er sich auch zum Bischof von Halberstadt wählen. Und das Jahr darauf, 1514 wurde er obendrein zum Erzbischof von Mainz erhoben. Ein Jüngling von 24 Jahren gewann damit das ehrwürdigste geistliche Amt im deutschen Reiche, wurde der Nachfolger des heiligen Bonifazius.

Daß die Wahl der Mainzer Domherrn auf ihn fiel, hatte aber seine besondere Bewandtnis.

Auch hier gab das leidige Geld den Ausschlag. Das ging so zu.

Die deutsche Kirche war reich. Fast ein Drittel des gesamten Grund und Bodens war im Besitz der Kirche. In manchen Städten gehörte der größte Teil der Stadtflur kirchlichen Stiftungen.

Aber Rom wollte von diesem Reichtum auch etwas haben. Es betrachtete Deutschland geradezu als seine Goldgrube. Schier unglaublich ist, was für eine Masse Geld über die Alpen ging, Steuern und Abgaben mannichfacher Art, ganz ungerechnet den Ablaß. Bittere Klagen und Beschwerden darüber waren bei allen denen, die ihr Vaterland liebhatten, an der Tagesordnung.

Aber Rom behauptete ein göttlich Recht darauf zu haben. „Wer weidet die Herde und genießt nicht von der Milch der Herde?“ Das war die Antwort auf solche Beschwerden.

Wer irgend ein geistliches Amt antrat, von dem forderte Rom sein Teil. Die niederen Priester mußten die Annaten zahlen, d. h. sie mußten die halben „Früchte des ersten Jahres“, die Hälfte ihres ersten Jahreseinkommes nach Rom liefern. Wie sauer ihnen das bei ihrer schlechten Besoldung ankam, so summierte sich's doch zu einer sehr erfreulichen Einnahme für den Papst. Das Erzbistum Mainz mußte einmal 175 000 Gulden abgeben.

Die Bischöfe und Äbte wurden noch schärfer herangenommen. Sie mußten beim Antritt ihre sogenannten Konfirmationsgelder entrichten, d. h. Zahlungen für die päpstliche Bestätigung ihrer Wahl, und die

kamen oft den Einkünften eines ganzen Jahres gleich. In Mainz betrugen die Konfirmationsgelder im 15. Jahrhundert 27000 Gulden. Da die Inhaber dieses Bistums dort binnen einem Menschenalter siebenmal wechselten, mußten binnen einem Menschenalter 189000 Gulden allein für diesen Zweck von der Diözese Mainz nach Rom geliefert werden.

Bei den Erzbischöfen kam nun noch eine Kleinigkeit dazu, die kostete neue Tausende. Es hatten nämlich die Erzbischöfe die Auszeichnung, bei feierlichen Gelegenheiten das Pallium zu tragen. Das war eine schmale Wollenbinde, welche von den Nonnen der heiligen Agnes gesponnen war und über den Gräbern der Apostel Petrus und Paulus eine besondere Weihe empfangen hatte. Luther war in späteren Tagen nicht gut darauf zu sprechen. Er sagt davon:

„Pallium ist ein hänfener oder flächsener Faden (er war vielmehr von Lämmerwolle), gestrickt und gewirkt als ein Kreuz, das man hinten und vornen über die Kasel (das Meßgewand) werfen kann, wie die Kreuze an den Kaseln gemeiniglich sind, ist etwa dreier Finger breit. soll alles in allem bei 6 oder 7 Löwenpfennige oder einen Schwertgroschen wert sein, so ein köstlich Ding ist's. Solches segnet der Papst auf dem Altar zu Rom und leugt dazu, daß es über den Körpern Sankt Petri und Pauli geweihet sei, denn sie haben weder Sankt Petri noch Sankt Pauli Körper. Darnach verkäuft er's den Bischöfen, einem höher denn dem andern, darnach die Bistümer groß und reich sind. Vor Zeiten gaben's die Päpste umsonst, ließen sich genügen, daß sie damit die Herrschaft und Gewalt über andere Bischöfe kriegten. Hernach haben sie Eidespflicht und Geld darauf gelegt, als die verzweifelten Buben."

Mancher Erzbischof hätte die Ehre gern abgewiesen, dies Pallium zu tragen, wenn es ihm und seinem Lande an Geld fehlte. Aber das war nicht gestattet; wer es versuchte, den traf Absetzung und Bann. In Geldgeschäften ließ Rom nicht mit sich scherzen.

Auch durften die Erzbischöfe am Rhein nur dann bei der Kaiserkrönung mitwirken, wenn sie das Pallium trugen.

Nicht mit Unrecht aber sagt Luther im Jahre 1545: „Dieser Hader, der sich zwischen mir und dem Papste hat erhoben, hub sich über dem Pallio an." Das eben ist es, weshalb wir so lange von dem Pallium reden.

Denn wodurch wies sich Albrecht von Brandenburg dem Mainzer

Domkapitel als der beste Erzbischof aus? Nächst seiner Herkunft aus dem Hause Brandenburg durch sein Erbieten, das Pallium aus seiner eigenen Tasche zu bezahlen. Das Erzbistum war durch die wiederholten Abgaben bei dem siebenmaligen Wechsel seines Oberhauptes so erschöpft, daß die Domherrn ernstlich darauf denken mußten, ihm diesmal die Kosten zu ersparen.

Aber wie wollte Albrecht halten, was er versprochen hatte? Wo wollte ein Mensch mit so großen Schulden und von so verschwenderischer Prachtliebe das viele Geld hernehmen?

Zunächst borgte er 30000 Gulden bei den Fugger in Augsburg, die zu ihrer Zeit das Geldgeschäft ungefähr ebenso in den Händen hatten, wie heutzutage die Rotschild. Damit bezahlte er den Papst. Aber das waren genaue Gläubiger. Die wollten pünktlich befriedigt sein.

So wußte Albrecht einen besseren Weg, zu Gelde zu kommen.

Unter dem 1. August 1514 wandte er sich an Papst Leo X. mit der Bitte, ihm den Vertrieb des Ablasses in seinen Kirchenprovinzen auf acht Jahre zu überlassen. Von der Einnahme erbat er sich die Hälfte für seine eigene Kasse, d. h. zur Deckung des von den Fugger entnommenen Vorschusses; die andere Hälfte sollte in die päpstliche Kasse fließen. Dafür machte er sich anheischig, sogleich dem Papste 10000 Gulden zu erlegen, gleichsam als ein Kaufgeld für den Handel, welche von der dem Papste zugehörigen Hälfte der Ablaßgelder nicht abgezogen werden sollten. Der heilige Vater ging auf dieses saubere Geschäft ein, ohne an den Bedingungen etwas zu ändern.

Summa: der Papst brauchte Geld für den Peterskirchenbau und für seine kostspielige Hofhaltung, der Erzbischof brauchte Geld zur Bezahlung seiner Schulden, die er gemacht hatte, um sein erzbischöfliches Pallium in Rom bezahlen zu können, und so reichten sich beide die Hand, um das deutsche Volk durch den Ablaßhandel um sein gutes Geld zu betrügen. Leo, welcher den Ablaß ausschrieb, und Albrecht, der ihn nun mit Eifer eintrieb, beide dachten dabei zu allerletzt an die Not der Seelen, der Lebendigen, wie der im Fegefeuer. In ihren längere Zeit sich hinziehenden Verhandlungen ist davon auch nicht mit Einem Worte die Rede.

Und wo blieb Albrechts Versprechen, daß er die Kosten seiner Erhebung zum Mainzer Erzbischof selber tragen wolle? Nun mußten sie doch die armen Christenleute bezahlen.

Ja so schamlos trieb dieser Mann sein Geschäft, daß er des kürzern

Verfahrens halber mit seinem Bankhause ein Abkommen getroffen hatte, wonach Beauftragte der Fugger die Ablaßprediger auf ihren Zügen ganz öffentlich begleiteten und den ihnen zukommenden Anteil sogleich einkassierten.

Was sagten denn die Leute dazu, wenn sie das merkten? O, das war längst kein Geheimnis mehr, daß der wenigste Ablaß für die guten Zwecke verwendet wurde, zu deren Gunsten er ausgeschrieben war. Aber die wackeren Gottesgelehrten der Papstkirche hatten schon dafür gesorgt, daß dem Volke darüber nicht die Lust verging zu zahlen. Ein angesehener Theologe, Augustiner wie Luther und dessen Lehrer im Erfurter Kloster, beruhigte zweifelnde Gemüter mit der Versicherung, daß der erworbene Nachlaß durch eine schlechte Verwendung des Geldes ganz und gar nicht entwertet werde. Falle es doch nimandem ein zu fragen, was mit dem Gelde gemacht wurde, wofür er Waren gekauft habe. Die Hauptsache sei, daß man die Ware habe.

So kam denn unter Albrechts Oberleitung der Ablaßkram in guter Gang. Und das war nicht am wenigsten dem geschickten Unterkommissar zu danken, den er in seinen Dienst genommen, dem Johann Tetzel.

Aber ehe wir von diesem reden, wollen wir noch einen Blick in die Instruktion werfen, worin Erzbischof Albrecht seinen Ablaßkrämern Anweisung gab, wie sie ihr Geschäft betreiben sollten, und worin er sie zugleich über den Sinn und die Kraft des zu verkündenden Ablasses genau unterrichtete.

Er erklärt da vor allen Dingen, was für Gnaden die Gläubigen als Entgelt für ihre Zahlungen zu erwarten haben, nämlich vier Hauptgnaden, durch päpstliche Bulle bewilligt, von dennen jede einzeln käuflich ist.

Die erste und größeste ist: vollkommene Vergebung der Sünden, verbunden mit vollständiger Tilgung aller Strafen im Fegefeuer. Um diese vornehmste Gnade zu gewinnen, soll aber der Sünder reuig beichten oder wenigstens den frommen Vorsatz zur Beichte fassen, soll sieben Kirchen besuchen und in jeder Kirche drei Vaterunser und drei Ave Maria beten, vor allem aber zahlen.

Zum andern kann sich jeder bei den Ablaßkrämern einen Freibrief kaufen, der den Käufer von der Seelsorge des zuständigen Pfarrers entbindet und ihm völlige Freiheit giebt, sich zum Beichtvater zu wählen, wen er will. Dieses Privilegium kostete einen Viertel rheinischen Gulden, ohne der Opferwilligkeit Schranken zu setzen. Was aber konnte

den Leuten an dieser Vergünstigung gelegen sein? Unter Umständen sehr viel. Man erinnere sich nur, welche Wichtigkeit dank der Ohrenbeichte in der römischen Kirche das Beichtverhältnis hat. Wie genau kennt da ein Beichtvater sein Beichtkind! Durfte aber einer seine Beichte ablegen, wem er wollte, so mochte er sich einen Beichtvater aussuchen, der ihm der bequemste war.

Noch dazu durfte der auf Grund des Freibriefs erwählte Beichtvater für eine Anzahl Vergehungen Absolution erteilen, von welcher sonst nur die Bischöfe oder gar der Papst lossprechen konnten. Ausgenommen und allein dem päpstlichen Stuhle vorbehalten blieben als die gröbsten und allerschwersten Versündigungen: Verschwörung gegen den Papst, Ermordung eines Bischofs, Fälschung päpstlicher Bullen, Waffenlieferung an die Ungläubigen (d. i. die Türken) und — Einführung von Alaun aus den Ländern der Ungläubigen in die Christenheit.

Wie in aller Welt, wird da der geneigte Leser fragen, gerät die Einführung von Alaun aus dem Morgenlande unter die Zahl der allergräulichsten Sünden? Man traut seinen Augen nicht, wenn man diesen Vorbehalt in den Ablaßbriefen liest.

Die Sache war die. Im Jahre 1463 waren bei Tulfa im damaligen Kirchenstaate Alaungruben entdeckt worden. Bis dahin hatte die Christenheit nötig gehabt, dieses Mineral aus dem Morgenlande zu beziehen. Jetzt erwuchs der päpstlichen Kasse aus den Alaungruben von Tulfa, die noch um 1840 jährlich über 100000 Zentner lieferten, eine ganz beträchtliche Einnahme. Und wer diese Einnahme zu schmälern wagte und den Alaun noch immer, wie früher, aus dem Morgenlande bezog, den achtete Rom für einen ärgeren Sünder als den Mörder, den Meineidigen, den Ehebrecher. Denn für Mord und Ehebruch konnte man auf Grund des gekauften Beichtbriefs Absolution erlangen, aber für die Schmälerung des päpstlichen Fiskus nicht.

So spielte Rom damals mit der Sündenvergebung! So ließ es ungescheut, wo das Interesse seiner Finanzen in Frage kam, alle Rücksichten auf Gott und Menschen fahren.

Mit dem Beichtprivilegium zugleich konnte man die dritte Hauptgnade erwerben, die Teilnahme an allen geistlichen Gütern der allgemeinen Kirche, an ihren Gebeten, Messen u. s. w., und zwar für die eigene Person, wie zugleich auch für die verstorbenen Eltern.

Endlich die vierte Gnade bestand in vollkommenem Erlaß der

Sünden für die Seelen im Fegefeuer. Für jede abgeschiedene Seele mußte diese Gnade durch Zahlung in den Kasten erworben werden.

Bei diesen letzten drei Gnaden erklärte Albrecht ausdrücklich, daß es dazu nicht erst der Reue, Beichte, noch irgend welchen guten Werkes bedürfe, sondern allein — des Geldes.

Das waren aber nur die Hauptgnaden. Außerdem hatten die Ablaßprediger noch eine ganze Anzahl von Vergünstigungen auszubieten, wie z. B. Aufhebung des Eheverbots für gewisse Verwandtschaftsgrade und dergleichen.

Eine feste Taxe für den Ablaßverkauf stellte der Erzbischof nicht auf. Nur einzelnes ordnete er an, nämlich: daß Könige, Fürsten oder Bischöfe, wenn sie an einen Ort kommen, wo der Ablaß verkündigt wird, 25 rheinische Gulden zahlen sollen, daß Grafen und Barone für einen Ablaßbrief 10 Gulden, hohe Herren, die 500 Gulden Einnahme haben, 6 Gulden, solche mit 200 Gulden Einnahme, 3 Gulden, Geringere einen oder einen halben Gulden dafür zahlen sollen. Mithin richtete sich der Preis des Ablasses nach Stand und Vermögen des Käufers. Die Ablaßprediger haben darüber nach ihrem Gutbefinden zu bestimmen. Immer aber sollen sie das beste des Peterskirchenbaues im Auge haben, d. h. möglichst viel herauszuschlagen suchen.

Ja was muß nun aber der Erzbischof auch sonst noch seinen Unterkommissaren einschärfen!

Daß sie ein ehrbares Leben führen, schlechte Wirtshäuser nicht besuchen, keine unnützen Ausgaben machen, vor allen Dingen aber: daß sie das Ablaßgeld nicht unterschlagen! Darum wird auch den Gläubigen aufs schärfste zur Pflicht gemacht, das Ablaßgeld niemals den Kommissaren zu übergeben, sondern es stets direkt in den Kasten zu stecken. Für jegliche Übertretung dieser das Geld betreffenden Vorschriften wird schwere Strafe angedroht. Denn um das Geld allein handelte es sich nun einmal bei dem ganzen Ablaßkram.

Und das Volk?

Es war gewohnt, den Priestern zu vertrauen und zu gehorchen. Dazu war ihm jedes Mittel recht, das zu helfen versprach in allen Gewissensnöten. Kurzum es kaufte.

Mit wahrer Verzweiflung sahen dagegen verständige Christen das Verderben seinen Weg gehen.

„Arme Herde," rief einer angesichts dieses Unwesens aus, „deine Wolle wird abgeschnitten vom Prälaten, geschoren vom Pfarrer, rasiert vom Vikar, weggeschabt vom Mönch, und endlich zwickt der Ablaßkrämer vollends das letzte Härchen heraus. Es fehlt nur noch der Fleischer, euch zu schlachten und das Fell abzuziehen. Er wird nicht lange auf sich warten lassen."





Sechszehntes Kapitel.

Tetzel.

Wie mit der Erinnerung an das Leiden und Sterben unseres Heilands unzertrennlich verbunden ist der Name des Pontius Pilatus, der sogar in dem christlichen Glaubensbekenntnis eine Stätte gefunden hat: „gelitten unter Pontio Pilato“ — so ist mit dem Gedächtnis Luthers unzertrennlich verbunden der Name Tetzels. Fast darf man sagen: Wo von Luther erzählt wird, wird auch Tetzels Name genannt.

Der Mann ist um solche Berühmtheit nicht zu beneiden. Aber er hat es nicht anders haben wollen,

Johann Tetzel war gebürtig aus Leipzig, der Sohn eines Goldschmieds. Sein Geburtsjahr ist unbekannt. 1482 wurde er in seiner Vaterstadt als Student eingeschrieben. 1489 trat er in den Dominikanerorden ein.

Diesen Orden hatte er sich mit gutem Geschick ausgewählt. Denn den Dominikanern hatten die Päpste das Privilegium der Inquisition zuerkannt, und zum Ketzermeister hatte Tetzel vortreffliche Anlagen. Zum andern leisteten die Mönche dieses Ordens viel als Prediger, als Volksredner, und dafür besaß Tetzel zweifellos eine besondere Begabung. Er war ein großer und starker Mann und hatte eine gewaltige und durchdringende Stimme.

Von seinem Lebenswandel erfahren wir nicht viel Gutes. Er hatte zwei Kinder. In Innsbruck sollte er einmal auf den Befehl Kaiser Maximilians wegen Ehebruch ersäuft werden. Nur den Bitten des

gerade gegenwärtigen Kurfürsten Friedrich von Sachsen hatte er es zu verdanken, daß er mit dem Leben davonkam.

Sein leichtfertiger Charakter hinderte ihn aber nicht, ein vorzüglicher Ablaßprediger zu werden. Dies erwählte er geradezu sich zum Lebensberufe. Mancherlei Ablässe verkündend in dem Dienst verschiedener Herren, sehen wir ihn schon zehn, fünfzehn Jahre vor seinem Zusammenstoß mit Luther die deutschen Lande durchziehen. Und keiner seiner Kollegen wußte die Leute so gut zu bearbeiteten, sie so willig zu machen zum Kaufen und Zahlen, wie er. 1507 brachte er in Freiberg binnen zwei Tagen 2000 Gulden zusammen.

Darum war Erzbischof Albrecht von Mainz mit Recht darauf bedacht, den bewährten Gnadenboten für sich zu gewinnen. Erst im Jahre 1516 wurde Tetzel anderer Verpflichtungen ledig und stellte sich nun ihm ganz zur Verfügung. Und sollte denn jetzt, vom Jahre 1516 ab, wo auch andere Hindernisse beseitigt waren, das Ablaßgeschäft erst recht in Gang kommen.

Wenn nun Tetzel oder seinesgleichen einer mit dem Ablaß an einen Ort kam, so berichteten sie es zuvörderst dem Magistrat. Der traf alsbald Anstalt, daß der Ablaßkommissar als ein großer Herr empfangen wurde. Rat, Bürgerschaft und Schule gingen ihm mit großem Pomp, mit Fahnen und brennenden Kerzen entgegen, alle Glocken wurden geläutet.

Vor dem Kommissar trug man ein breites, rotes Kreuz, woran des Papstes Wappen geheftet war, ebenso trug man die Ablaßverwilligung des Papstes auf einem sammetnen Kissen vor ihm her.

So zog man bis zur Kirche. Hier wurde das Kreuz auf dem Altar aufgerichtet und ein Ablaßkasten darunter gesetzt.

Der Kommissar predigte an den vornehmsten Tagen oder ließ seine Helfer und Unterpriester predigen. Wer Ablaßbriefe lösen wollte, begab sich in des Kommissars Quartier und verhandelte mit ihm, wie viel er geben sollte. Hatte er das Geld gezahlt, so empfing er den Brief, besiegelt und mit seinem und des Kommissars Namen gezeichnet.

Eine denkwürdige Verhandlung mit Tetzel und seinen Unterbeamten ist uns aufbewahrt, die mag hier aufgezeichnet stehen, weil sie Tetzels Charakter kennen lehrt und das Ablaßwesen brandmarkt. Friedrich Myconius, später Luthers treuer Freund und Gothas Reformator, hat

die Geschichte selbst erlebt, als er Lateinschüler in Annaberg war, und was nun folgt, sind seine eigenen Worte.

„Johannes Tetzel, ein Dominikanermönch, war ein gewaltiger Ausschreier der Indulgenzien oder des Ablasses des römischen Papstes (aber noch nicht in den Diensten Erzbischof Albrechts). Er verharrte mit diesem seinem Vorhaben zwei Jahre in der dazumal neuen Stadt Annaberg und bethörte das Volk so sehr, daß sie alle glaubten, es wäre kein anderer Weg, Vergebung der Sünde und das ewige Leben zu erlangen, als die Genugthung durch unsere Werke, von welcher Genugthuung er doch sagte, daß sie unmöglich wäre. Doch wäre noch ein einziger Weg übrig, nämlich, wenn wir dieselbige ums Geld von dem römischen Papst erkauften, uns also kauften des Papstes Ablaß, welchen er nannte Vergebung der Sünden und einen gewissen Eingang ins ewige Leben.

„Hier könnte ich Wunder über Wunder und unglaubliche Dinge sagen, was für Predigten ich die zwei Jahre auf dem Annaberg von dem Tetzel gehört habe, denn ich hörte ihn ganz fleißig predigen, und er predigte alle Tage, ich konnte auch andern seine Predigten nachsagen, mit allen Geberden und Ausreden; nicht, daß ich seiner Spott hatte, sondern es war mein großer Ernst. Denn ich hielt alles für Orakel und göttliches Wort, dem man glauben müsse, und was vom Papst kam, das hielt ich, als käme es von Christo selbst.

„Zuletzt, um Pfingsten im Jahre 1510, dräute er, er wollte das rote Kreuz niederlegen und die Thür des Himmels zuschließen und die Sonne auslöschen, und es würde nimmermehr wieder dazu kommen, daß man um so ein geringes Geld Vergebung der Sünden und ewiges Leben erlangen könnte. Ja, es wäre nicht zu hoffen, daß, so lange die Welt stehen würde, solche Mildigkeit des Papstes wieder hierher käme. Er vermahnte auch, daß jedermann wohl wahrnehmen sollte seiner eigenen Seele Seligkeit und die seiner verstorbenen und lebendigen Freunde. Denn jetzt sei vorhanden der Tag des Heils und die angenehme Zeit. Und er sprach: „Es versäume ja niemand seine eigene Seligkeit, denn wenn du nicht hast des Papstes Briefe, so kannst du von vielen Sünden und vorbehaltenen Fällen durch keinen Menschen absolviert und losgesprochen werden."

„Es wurden öffentlich an die Thüren und Mauern der Kirche gedruckte Briefe angeschlagen, darinnen geboten war, daß man, um dem deutschen Volke für seine Andacht ein Zeichen von Dank zu geben, hinfür zum Schluß die Ablaßbriefe und die vollkommene Gewalt nicht so

teuer wie im Anfange verkaufen sollte; und am Ende des Briefes zu unterst war dazu geschrieben: Pauperibus dentur gratis, d. h., den Armen, Unvermögenden soll man Ablaßbriefe umsonst geben, ohne Geld um Gottes willen.

„Da fing ich einen Handel an mit den Kommissaren dieses Ablaßkrams. Aber fürwahr, es trieb und munterte mich hierzu auf der heilige Geist, wiewohl ich selber zur Zeit nicht verstand, was ich that.

„Es hatte mich mein lieber Vater in meiner Kindheit gelehrt die zehn Gebote, das Vaterunser und den christlichen Glauben und zwang mich, daß ich immer beten mußte. Denn, sagte er, wir hätten alles allein von Gott, gratis, umsonst, und er würde uns auch regieren und führen, wenn wir fleißig beteten. Von den Indulgenzien und römischem Ablaß sagte er, es wären nur Netze, womit man den Einfältigen das Geld abfischte und aus dem Beutel nähme, und man könnte gewiß die Vergebung der Sünden und das ewige Leben mit Geld nicht kaufen und zu Wege bringen.

„Aber die Priester oder Pfaffen wurden zornig und scheltig, wenn man solches sagte.

„Dieweil ich denn täglich in den Predigten nichts anderes hörte, denn das große Lob des Ablasses, blieb ich im Zweifel, wem ich mehr glauben sollte, meinem lieben Vater oder den Priestern als Lehrern der Kirche. Ich stund im Zweifel, aber doch glaubte ich mehr den Priestern, als meines Vaters Unterricht.

„Aber das einzige ließ ich nicht zu, daß die Vergebung der Sünden nicht könnte erlangt werden, außer wenn sie mit Geld erkauft würde, zumal von den Armen. Deshalb gefiel mir wunderwohl die Klausel am Ende von des Papstes Brief: „Den Armen soll umsonst gegeben werden um Gottes willen."

„Und als man in drei Tagen das Kreuz mit sonderlicher Herrlichkeit niederlegen und die Stufen und Leitern zum Himmel abhauen wollte, trieb mich der Geist, daß ich zu den Kommissaren ging und sie um Briefe von der Vergebung der Sünden bat aus Gnade für die Armen! Ich gab auch an, ich wäre ein Sünder und arm und bedürfte der Vergebung der Sünden, die aus Gnaden geschähe.

„Am zweiten Tage um die Vesperzeit trat ich in Hans Pflock's Haus, wo der Tetzel mit den Beichtvätern und Haufen von Priestern beisammen war, und habe sie mit lateinischer Sprache angeredet und gebeten, daß sie mir Armen nach dem Befehl des Papstes wollten ge-

statten zu bitten um die Absolution von allen meinen Sünden, umsonst um Gottes willen, ohne Vorbehalt eines einzigen Falles, und darüber sollten sie mir des Papstes schriftlich Zeugnis geben.

„Da haben sich die Priester verwundert über meine lateinische Rede, denn das war in dieser Zeit ein seltenes Ding, sonderlich bei den jungen Knaben, und gingen bald aus der Stube in die Kammer, die daneben war, zu dem Herrn Kommissar Tetzel.

„Sie zeigten ihm mein Begehr an und baten auch für mich, daß er mir umsonst die Ablaßbriefe geben möchte. Endlich nach langer Beratschlagung kommen sie wieder und bringen mir diese Antwort:

„„Lieber Sohn, wir haben deine Bitte dem Herrn Kommissar fleißig vorgetragen, und er bekennt, er wolle gern deine Bitte gewähren, aber er könne nicht, und wenn er gleich wollte, so wäre doch die Konzession nichtig und nicht kräftig. Denn er hat uns angezeigt, daß klar in des Papstes Briefe stehe, daß die gewiß teilhaftig würden der reichmilden Indulgenzien und Schätze der Kirche und der Verdienste Christi, die mit der Hand hülfen, das ist, die da Geld gäben!“

„Und das sagten sie mir alles mit deutschen Worten, denn es war keiner unter ihnen, der mit einem drei lateinische Worte recht hätte reden können.

„Dagegen aber habe ich auf's neue gebeten und habe aus dem angeschlagenen Briefe des Papstes bewiesen, daß der heilige Vater, der Papst, befohlen, man solle den Armen solche Briefe umsonst, um Gottes willen geben, und sonderlich, weil dabei geschrieben wäre: „Auf des Herrn Papstes eigenen Befehl.“

„Da gehen sie wieder hinein und bitten den stolzen, hochmütigen Mönch, er möchte mir doch meine Bitte gewähren und mich mit dem Ablaß von sich lassen, denn ich wäre ein sinnreicher und beredter Jüngling und wert, daß man auf mich etwas Sonderliches vor anderen wendete. Aber sie kommen wieder heraus und bringen wieder die Antwort von der helfenden Hand, die allein fähig werde zum heiligen Ablaß. Ich aber bleibe fest und sage, daß sie mir Armen Unrecht thäten; den beide, Gott und der Papst, nicht ausschließen wollten von der Gnade, den verwürfen sie um etlicher weniger Pfennige willen, die ich nicht hätte.

„Da entsteht ein Streit: ich sollte doch etwas geringes geben, damit es an der hilfreichen Hand nicht mangelte, ich sollte nur einen einzigen Groschen geben. Ich sagte: „Ich hab' ihn nicht, ich bin arm.“

Zuletzt kam es darauf, ich sollte nur sechs Pfenige geben; da antwortete ich wieder, ich hätte auch nicht einen einzigen Pfennig. Sie redeten mir zu und sprachen miteinander.

„Endlich hörte ich, daß sie wegen zwei Dingen in Sorge waren: erstlich, man sollte mich in keinem Fall ohne Ablaßbrief gehen lassen, denn dies könne ein von anderen angelegter Plan sein und möchte hernach ein böses Spiel daraus entstehen, dieweil in des Papstes Briefe klar stünde, den Armen solle man es umsonst geben. Ferner aber, man müßte dennoch etwas von mir nehmen, damit nachher nicht die anderen hörten, die Ablaßbriefe würden umsonst ausgegeben, und käme hernach der ganze Haufe der Schüler und Bettler gelaufen und wollte es ein jeglicher umsonst haben.

„Darum hätten sie nicht sorgen brauchen, denn die armen Bettler suchten mehr das liebe Brot, um den Hunger zu vertreiben.

„Nachdem sie ihren Rat gehalten haben, kommen sie wieder zu mir und giebt mir einer sechs Pfennige, daß ich ich sie dem Kommissar geben sollte. Durch diesen Beitrag würde ich auch ein Aufbauer der Kirche St. Peters zu Rom, item ein Erwürger des Türken, und würde noch teilhaftig der Gnade Christi und der Ablässe.

„Aber da sagt' ich frei aus Anregung des Geistes: „Wenn ich Ablaß für Geld kaufen wollte, so könnte ich wohl ein Buch verkaufen und sie um mein eigen Geld kaufen. Ich wollte sie aber umsonst, geschenkt haben, um Gottes willen, oder sie würden Rechenschaft vor Gott dafür geben, daß sie meiner Seele Seligkeit versäumt oder verscherzt hätten, wegen sechs Pfennigen; da doch beide, Gott und der Papst, wollten, daß meine Seele teilhaftig werden sollte der Vergebung aller meiner Sünden, umsonst, aus Gnade.“ Dies sagte ich und wußte doch fürwahr nicht, wie es mit den Ablaßbriefen stünde.

„Endlich, nach langem Gespräch, fragten mich die Priester, von wem ich daher geschickt sei und wer mich abgerichtet habe, solche Sachen mit ihnen zu verhandeln.

„Da habe ich ihnen die lautere, klare Wahrheit gesagt, wie es war, daß ich von ganz und gar keinem Menschen ermahnt oder angetrieben, oder durch Ratgeber dazu gebracht worden sei, sondern, daß ich allein, ohne eines Menschen Rat, nur im Vertrauen und Zuversicht auf die gnädige, umsonst geschenkte Vergebung der Sünden, solche Bitte angestellt hätte. Und ich hätte Zeit meines Lebens niemals mit solchen großen Leuten geredet oder etwas verhandelt.

„Denn ich war von Natur schamhaft und wenn mich nicht der große Durst nach der Gnade Gottes gezwungen hätte, so hätte ich nicht so etwas großes gewagt und mich nicht unter solche Leute gemengt und so etwas von ihnen gebeten.

„Da wurden mir abermals die Ablaßbriefe verheißen, aber doch so, daß ich sie um sechs Pfenige kaufte und die sollten mir für meine Person umsonst geschenkt sein.

„Ich aber bin darauf beständig geblieben, daß mir die Ablaßbriefe von dem, der da Macht habe, sie zu schenken, sollten umsonst geschenkt werden; wo nicht, wollte ich die Sache dem lieben Gott befehlen und anheimstellen. Und also wurde ich von ihnen entlassen.

„Die heilichen Diebe wurden gleichwohl traurig über diese Handel; ich aber war zum teil betrübt, daß ich keinen Ablaßbrief bekommen hatte, zum teil freute ich mich auch, daß trotzdem noch einer im Himmel wäre, der da wollte ohne Geld und Darlehn die Sünde dem bußfertigen Sünder vergeben, nach dem Spruch, den ich oft in der Kirche gesungen hatte: So wahr ich lebe, spricht Gott, will ich nicht den Tod des Sünders, sondern daß er sich bekehre und lebe.

„Ach, lieber Herr und Gott, Du weißt, daß ich hier in dieser Sache nicht lüge oder etwas von mir erdichte.

„Dabei war ich also bewegt, daß ich, indem ich heimging in meine Herberge, schier von Thränen zerflossen und zerschmolzen wäre. Also komme ich in meine Herberge, gehe in meine Kammer und nehme das Kruzifix, das immer auf dem Tischchen in meiner Studierkammer lag, und lege es auf die Bank und falle davor nieder auf die Erde. Ich kann es hier nicht beschreiben, aber damals habe ich können fühlen den Geist des Gebetes und der Gnade, den Du, mein Herr und Gott, über mich ausgossest.

„Die Summa aber war diese: ich bat, daß Du, lieber Gott wollest mir die Sünde vergeben, ich ergebe mich Dir ganz und gar, Du möchtest jetzt aus mir machen, was Dir gefiele, und weil die Priester ohne Geld mir nicht wollten gnädig sein, daß Du mein gnädiger Gott und Vater sein wolltest.

„Da empfand ich, daß mein ganzes Herz verwandelt war, ich hatte einen Verdruß über alle Dinge in der Welt, und däuchte mich, ich wäre dieses Lebens ganz satt. Eines nur begehrte ich, nämlich Gott zu leben daß ich ihm gefallen möchte. Aber wer war damals, der mich gelehrt hätte, wie ich mich dazu anstellen mußte?

Bei dieser ganzen Geschichte bekommen wir zwar den Tetzel selber nicht zu sehen oder zu hören, denn er bleibt im Hintergrunde. Aber dennoch lernen wir ihn aus der Erzählung des Mykonius einigermaßen kennen. Nämlich, daß er ein Ablaßkrämer war, der sein Geschäft aus dem Fundamente verstand.

Tetzel wußte gut, worauf es eigentlich abgesehen war bei dem ganzen Handel: auf die hilfreiche Hand, das ist auf das Geld. Darum war er in diesem Punkte unbeugsam und hörte nicht auf die Vorstellungen seiner Untergebenen, die gerne ein Auge zugedrückt und dem frommen und verständigen Jüngling den Brief umsonst ausgestellt hätten; ja so sehr rührte sie das ernste Anliegen des Mykonius, daß sie ihm anboten, er möge die nötigen Pfennige aus ihrer eigenen Tasche nehmen. Aber einen Kommissar, so genau, streng, ja unerbittlich im Geldpunkte, wie Tetzel war, einen solchen konnte Erzbischof Albrecht gerade brauchen. Und so wäre es ein Wunder, wenn die beiden sich nicht gefunden hätten.

Tetzel ließ sich's angelegen sein, das Lob seines hohen Auftraggebers zu erfüllen. Mit großem Lärm zog er durch die Mainzischen, Halberstädtischen und Magdeburgischen Länder und wandte seine ganze Geschicklichkeit an, die Ware unter die Leute zu bringen.

Auch die Unterthanen des Herzog Georg von Sachsen beglückte er mit seiner Gnadenpredigt, dagegen hatte Kurfürst Friedrich sich Tetzels Besuch in seinem Lande verbeten.

Um die Sache besser in Gang zu bringen, ließ Tetzel eine Anweisung an die Pfarrer in Druck vorausgehen, wie sie den Ablaß empfehlen sollten. In dieser Schrift gab er Muster seiner Predigtweise zum Besten, die uns bis heute erhalten sind. Es ist zum Erschrecken, wie weit es dieser Mann gebracht hat in der Kunst, Wahres und Falsches, Evangelium und Menschentrug durcheinander zu mengen und mit beredten Worten die Leute an den Kasten zu locken. Den Leichtfertigen zeigte er einen leichten Weg, sich die Ewigkeit zu sichern; die ernsten und geängsteten Gewissen bethörte er durch das Ansehen seiner Vollmacht; die liebevollen Herzen machte er weich durch den Hinweis auf die Qualen ihrer abgeschiedenen Verwandten und Freunde, von denen sie durch ein geringes Opfer die armen Seelen erlösen könnten.

In jener gedruckten Anweisung zur Empfehlung des Ablasses giebt er dem Christenvolke folgendes zu bedenken:

„Wo der Ablaß gepredigt wird, da ist Rom, da ist die Kirche des

heiligen Petrus, da gilt der Kirchenbesuch so viel wie ein Besuch der Kirchen zu Rom. Nahet herzu! Gott und der heilige Petrus rufen euch! Gebrauchet euer Vermögen, so große Gnade zu erlangen zum Heile eurer Seelen und zum Heile eurer Verstorbenen! Zögert nicht, denn ihr wisset nicht, wenn des Menschen Sohn kommen wird!

„Wehe denen, die das heilige Geschäft hindern! Sie sind im Banne des heiligen Vaters Leo und im Zorne des allmächtigen Gottes und der seligen Apostel Petrus und Paulus, von dem sie nicht entbunden werden können, als durch den Papst und seinen Kommissar. Darum hütet euch, wider den Stachel zu löcken!“

Ein ander Mal ermahnt er die Prediger:

„Man muß der Gemeinde vorstellen, daß von ihr nur ein geringes Opfer für das Heil der Seele gefordert wird, während Sankt Bartholomäus, Sankt Stephanus und alle Märtyrer ihr Leben dafür hingegeben haben. Daher — so soll man predigen: eile, du Priester, du Edelmann, du Kaufmann, du Gattin, du Jungfrau, du Braut, du Jüngling, du Greis — eilet zum heiligen Kreuze (nämlich zu dem roten Kreuze der Ablaßkrämer), das zu eurer Seligkeit aufgerichtet ist. Bedenket, ihr schiffet auf dem wogenden Meere voller Stürme und Gefahren und wisset nicht, ob ihr den Hafen erreichen werdet. Denn an einem dünnen Faden hängt alles Menschliche; heute sind wir, morgen sind wir nicht, heute gesund, morgen krank, heute lebendig, morgen tot. Darum thut Buße! Legt ein Almosen in den Kasten, damit ihr vollkommene Vergebung aller Sünden haben möget. Was steht ihr und seid träge? Laufet alle herzu, eurer Seele Heil zu gewinnen! Suchet den Herrn, weil er nahe und zu finden ist! Wirket zu eurem Heile, weil es Tag ist; es kommt die Nacht, da niemand wirken kann.

„Hört ihr nicht die Stimme eurer verstorbenen, jammernden Eltern, Geschwister, Kinder, wie sie rufen: Erbarmet euch meiner, die Hand des Herrn hat mich getroffen! Mit einem kleinen Almosen könnt ihr sie aus den ärgsten Qualen erlösen und ihr wollt nicht?

„O ihr, die ihr Gelübde gethan habt und nicht gehalten, o ihr Wucherer, Räuber, Totschläger und ruchlosen Leute — jetzt ist es Zeit die Stimme des Herrn zu hören, der nicht will den Tod des Sünders, sondern daß er sich bekehre und lebe. Bekehre dich, Jerusalem, Jerusalem, zu dem Herrn, deinem Gott!

„O ihr Widersprecher, die ihr solch heiligem Werke widerstrebet,

ausgeschlossen seid ihr von der Kirche; nicht Messen, nicht Predigten, nicht Gebete, nicht Sakramente, nicht Fürbitten können euch helfen!"

In einer anderen Musterpredigt heißt es:

„Selig sind die Augen, welche sehen, was ihr sehet, welche erkennen, daß es sichere Geleitsbriefe giebt, um die Seele durch das Thränenthal und wildbewegte Meer der Welt ins selige Vaterland des Paradieses zu bringen. Uns Menschen umfangen die Stricke der Sünden. Es ist schwer, ja unmöglich, Rettung finden ohne Gott. Nicht wegen der Werke der Gerechtigkeit, die wir gethan haben, sondern durch seine heilige Barmherzigkeit hat er uns selig gemacht. Darum ziehet an den Harnisch Gottes!"

Wie christlich und evangelisch klingt das. Aber es kommt gleich anders!

„Verschaffet Euch die sicheren Geleitsbriefe des Stellvertreters unseres Herrn Jesu Christi, durch die ihr euere Seele aus den Händen der Feinde befreien und mittels Reue und Beichte sicher und heil, ohne jegliche Strafe im Fegefeuer, zu dem seligen Reiche hindurchführen könnet! Wisset: alle Verdienste des Leidens Christi sind euch in diesem Briefe verschrieben. Bedenket: für jede einzelne Todsünde muß man sieben Jahre büßen, in diesem Leben oder im Fegefeuer — und wie viele Todsünden werden an einem Tage begangen, wie viele in einer Woche, wie viele in einem Monat, wie viele in einem Jahre, wie viele in der ganzen Lebenszeit! Fast sind sie unermeßlich, und so müßt ihr eine unermeßliche Strafe leiden in der Flammenpein des Fegefeuers.

„Und nun könnt ihr mit diesen Beichtbriefen einmal im Leben für alle Fälle, ausgenommen nur vier dem apostolischen Stuhl vorbehaltene Sünden (siehe Seite 170), vollen Erlaß aller bisher verdienten Strafen erlangen! Ferner werdet ihr während eurer ganzen Lebenszeit, so oft ihr beichten wollt, gleiche Vergebung gewinnen können und nachher in der Todesstunde vollkommenen Ablaß aller Strafen und Sünden und teilhaftig werden aller geistlichen Güter, die da vorhanden sind in der streitenden Kirche und bei ihren Gliedern.

„Seht ihr das nicht ein: wenn es einer dazu bringt, nach Rom zu gehen oder nach anderen gefährlichen Gegenden, giebt er sein Geld in die Bank und zahlt 5, 6 oder 10 Prozent, damit er mit den Wechseln seines Bankhauses in der Hand zu Rom oder wo sonst sein Geld sicher wiederhabe — und ihr wollt nicht für einen Viertelgulden diese Briefe annehmen, durch deren Kraft ihr nicht euer Geld, sondern viel-

mehr eure göttliche und unsterbliche Seele heil und sicher in die Heimat des Paradieses bringen könnte?"

Der langen Reden kurzer Sinn läßt sich zusammenfassen in das gotteslästerliche Wort eines päpstlichen Kämmerlings:

„Gott will nicht den Tod des Sünders, sondern daß er zahle und lebe!"

Und waren noch viel bedenklicher als jene gedruckten Predigten Tetzel's die, welche er wirklich hielt. Um die wunderbare Kraft seiner Ablaßzettel ins hellste Licht zu setzen, ließ er sich im Eifer der Rede zu solchen Sätzen hinreißen, wie diese:

„Das rote Ablaßkreuz mit des Papstes Wappen, in den Kirchen aufgerichtet, wäre ebenso kräftig als das Kreuz Christi."

„Wenn Sankt Peter itzt hier wäre, hätte er nicht größere Gnade noch Gewalt, denn er, Tetzel, hätte."

„Er, Tetzel, wollte im Himmel mit Sankt Peter nicht beuten: denn er, Tetzel, hätte mit Ablaß mehr Seelen erlöset, denn Sankt Peter mit seinem Predigen."

„Er hätte solche Gnade und Gewalt vom Papste: wenn einer gleich sich an der heiligen Jungfrau Maria, Gottes Mutter, vergangen hätte, so könnte er es vergeben, wo derselbe in den Kasten legte, was sich gebührt."

„Wenn einer Geld in den Kasten lege für eine Seele im Fegefeuer — so bald der Pfennig auf den Boden fiele und klinge, so führe die Seele heraus gen Himmel."

„Ja die Ablaßgnade wäre eben die Gnade, dadurch der Mensch mit Gott versühnet wird."

Ob Tetzel diese Worte genau so gesagt hat, wissen wir freilich nicht. Manches hat er später nicht Wort haben wollen. Es hat eben kein Stenograph dabei gesessen und seine Reden aufgeschrieben. Da mag manches Wort, von ihm zu Lobe der Ablaßgnade gesagt, von seinen Zuhörern schlimmer gedeutet worden sein, als es gemeint war. Aber schlimm genug war es, daß das Volk die Worte des päpstlichen Gnadenboten so verstand und in diesem Sinne mit ihm handelseinig wurde.

Was er ganz gewiß nicht gepredigt hat, wissen wir: nämlich den Unterschied zwischen Sündenschuld und Sündenstrafe, den hat er weislich beiseite gelassen, und daß der Ablaß nicht von der ewigen Pein, sondern nur von der zeitlichen Pein befreie, und daß herzliche Reue

zur Seligkeit viel notwendiger sei, als der Loskauf von den Strafen der Sünde.

Und der Chor seiner Helfershelfer stimmte ein in den gleichen Ton. Fürst Georg III. von Anhalt erzählt später, als er lutherisch geworden:

„Es durfte des Tetzels Subkommissarius, auch ein Predigermönch, Bartholomäus genannt, unverschämt sagen, (welches ich mit meinen Ohren zu Dessau selbst in meiner Jugend gehört), wie er von dem heiligen roten Ablaßkreuz, daran des Papstes Wappen gehangen, mit seinen Augen sehe das Blut Christi mildiglich herabfließen und daß solche große Gnade von der Zeit des Leidens Christi nicht gewesen sei. Er sagte auch, wie das Kreuz Zeichen thäte, und welche etwas dawider redeten, thät er in Bann.“

Eine bestimmte Taxe für die Gnadenzettel hatte der Mainzer Erzbischof, wie wir gesehen haben, in seiner Instruktion nicht vorgeschrieben. Die Ablaßverkäufer sollten die Käufer schätzen und nach ihrem Vermögen büßen lassen. Doch sind gewisse feste Sätze auf uns gekommen, die da mögen in der Regel innegehalten worden sein. Hexerei kostete 6, Totschlag 7, Kirchenraub 9, Sodomiterei 12 Dukaten. Dagegen sollte eine reiche Frau in Magdeburg nicht unter hundert Gulden davonkommen.

Und nun soll auch ein Tetzel'scher Ablaßbrief hier seine Stelle finden. Obwohl diese Zettel einstmals in unglaublicher Menge ausgeteilt worden, sind ihrer doch nicht mehr viele vorhanden. Der, welchen wir mitteilen wollen, ist ausgestellt nur wenige Tage ehe Luther dem Unwesen zu Leibe ging, und zwar in Berlin, da Tetzel ebendamals Befugnis erhalten hatte, auch im Kurfürstentum Brandenburg seinen Kram zu betreiben.

Der Schein lautet:

> „Bruder Johannes Tetzel, Mitglied des Predigerordens (Dominikaner) aus dem Leipziger Kloster, Bakkalaureus der heiligen Theologie und berufener Ketzermeister, gemeiner Unterkommissar des hochwürdigsten Herrn Albrecht, Erzbischofs der heiligen Kirchen von Magdeburg und Mainz, Primas und Erzkanzlers des heiligen römischen Reichs deutscher Nation, Kurfürsten, Bischofs von Halberstadt, Markgrafen von Brandenburg, Nuntius und Hauptkommissarius seiner Heiligkeit Leo des Zehnten, der durch göttliche Vorsehung Papst ist, und seines heiligen apostolischen Stuhles, behufs Ausrichtung der heiligsten Ablässe, welche zu Gunsten des

Baues der Kirche des Apostelfürsten in Rom in Form des Jubiläumsablasses bewilligt worden sind, an die Magdeburgischen, Mainzischen und zugehörigen Länder, wünscht unserem in Christo geliebten Tilemann von Köpenick in der Diözese Brandenburg ewiges Heil in dem Herrn.

„Du hast uns dargelegt, wie du ein Schwein stechen wolltest und dabei deinen Knaben, der von dir unbemerkt herzutrat, beim Erstechen des Schweines ganz und gar gegen deinen Willen, ja zur unendlichen Betrübnis deines Herzens, getroffen und getötet hast. Diese Sünde thut dir herzlich leid. Darum hast du, in der Absicht für dein Seelenheil zu sorgen, uns demütig gebeten, dich mit dem zweckmäßigen Heilmittel der Lossprechung zu versehen. Deshalb sprechen wir, die wir jedermanns Heil zu suchen schuldig sind, dich, der du mit uns nach deinen Kräften dich zu Gunsten vorgenannten Baues abgefunden hast, kraft apostolischer Vollmacht, die wir für dies Land besitzen, vom Morde erbarmungsvoll los und erklären durch gegenwärtigen Brief, daß du kraft ebendieser Vollmacht durch uns von besagtem Morde losgesprochen bist. Wir gebieten auch allen und jeden, an welche dieser Brief gelangt, unter Androhung der Strafen, welche der Papst in unserem Vollmachtsschreiben darauf gelegt, daß sie diesem Briefe Glauben beimessen und anerkennen, du seist völlig losgesprochen, und daß durchaus niemand dich um diesen Mord anklagen soll.

„Zur Beglaubigung und Zeugnis haben wir das päpstliche Siegel, das wir hierzu führen, beigedrückt.

„Berlin, am 5. Oktober 1517, als im 5. Jahre der Regierung unsers heiligsten Herrn Papstes.“

Fast gleichlautend ist ein Ablaßbrief, der zu Crichow an der Saale in einem ähnlichen Falle dem Hintersassen Matthäus Menner ist ausgestellt worden. Derselbe hatte nach dem Hunde seines Nachbars, der ihn angebellt, mit einem Steine geworfen und dabei die Tochter des Nachbars so unglücklich getroffen, daß sie starb.

Dieser Brief sagt auch, daß niemand den Matthäus Menner um dieses Mordes willen anklagen, richten oder verurteilen darf, und wendet sich ausdrücklich an die Magistrate, Richter, Inquisitoren und Rechtsprechenden. Daraus ist zu entnehmen, welchen Eingriff die Ablaßhändler auch in die weltliche Gerichtsbarkeit sich erlaubten.

Nun erinnert sich aber der geneigte Leser noch an die Instruktion

Erzbischof Albrechts und wie dieselbe den Ablaßpredigern auch noch andere Gnaden auszuteilen aufgetragen hatte außer dieser ersten Hauptgnade, Ablaß für begangene Sünde. So möge denn auch noch ein anderer Schein hier folgen, unter dem Namen Albrechts ausgestellt, doch so, daß der langatmige Eingang mit seinen Titeln und Würden weggelassen bleibt.

„Wir machen kund, daß der heilige Herr Leo X., durch Gottes Vorsehung Papst, allen und jeden Christgläubigen beiderlei Geschlechts, wenn sie zur Förderung des Baues der Kirche des Apostelfürsten Sankt Petrus in Rom unserer Verordnung gemäß hilfreiche Hand leisten, zu den sonstigen vollkommenen Ablässen, Gnaden und Vergünstigungen, die sie erlangen können, laut Inhalt des apostolischen Schreibens erbarmungsvoll in dem Herrn noch nachgelassen und erlaubt hat, sich einen beliebigen Weltpriester oder auch einen Bruder aus dem Bettelorden zum Beichtvater zu wählen. Derselbe darf, nachdem er ihre Beichte mit Fleiß gehöret, die Beichtenden von jeglichen begangenen Vergehen, Übertretungen und Sünden, wie groß und schwer sie sein mögen, auch in den dem päpstlichen Stuhle vorbehaltenen Fällen — ausgenommen nur Verschwörung gegen die Person des Papstes, Mord von Bischöfen oder hohen Prälaten, sonstige Gewaltthat an Bischöfen oder hohen Prälaten, Fälschung von päpstlichen Briefen, Zufuhr von Waffen und andern verbotenen Dingen an die Ungläubigen und Einfuhr von Alaun aus den Ländern der Ungläubigen in die Christenheit (siehe Seite 170) — im Leben und in der Stunde des Todes, wenn er ihm drohen mag, auch wenn der Tod darauf nicht erfolgen sollte, einmalige Absolution erteilen, in den nicht vorbehaltenen Fällen aber, so oft es immer begehrt werden mag, vollständige Absolution erteilen und ihm eine heilsame Buße auferlegen. Auch darf derselbe das heilige Abendmahl dem, der ihn zum Beichtvater erwählt hat, zu jeglicher Zeit des Jahres darreichen, er darf demselben jegliches zeitliche Gelübde — jedoch mit Ausnahme der Gelübde des Mönchtums und der Ehelosigkeit, der Wallfahrt nach Rom und San Jago — in andere Werke der Frömmigkeit kraft apostolischer Vollmacht umwandeln.

„Auch hat unser heiliger Herr Papst dieselben vorgenannten Wohlthäter der Kirche und ihre verstorbenen Eltern, die in Liebe abgeschieden sind, der Gebete, Fürbitten, Almosen, Fasten, Pre-

digten, Messen, Andachten, Kasteiungen, Wallfahrten und aller übrigen geistlichen Güter, die da von der heiligen Kirche und allen ihren Gliedern erworben sind und noch erworben werden können, in Ewigkeit teilhaftig gemacht.

„Und weil der fromme N. N. und Walpurgis, seine Gattin, zum Bau und notwendiger Herstellung obengenannter Kirche des Apostelfürsten gemäß dem Willen unseres heiligsten Herrn Papstes und unserer Verordnung von ihrem Vermögen beigesteuert und damit sich dankbar und freigebig bezeigt, was ihnen durch Aushändigung dieses Briefes beglaubigt wird — deshalb bewilligen wir ihnen kraft der apastolischen Vollmacht, damit wir betrauet sind und die wir hier zu Lande ausüben, durch gegenwärtigen Schein, daß sie besagte Gnaden und Ablässe mit Freuden gebrauchen können.

„Gegeben zu Berlin unter dem uns verordneten Siegel, am 9. (Monatstag fehlt) des Jahres 1517.“

Derlei Scheine waren es, die bald auch nach Wittenberg ihren Weg fanden und Luthern von etlichen seiner Beichtkinder vorgewiesen wurden. Denn Kurfürst Friedrich hatte wohl dem Tetzel den Eingang in sein Land verwehren können, aber er konnte seine Unterthanen nicht hindern über die Grenze zu laufen und dort im Magdeburgischen die gnadenbringenden Zettel zu kaufen So machte Tetzel in Jüterbok, ein paar Meilen von Wittenberg gelegen, gute Geschäfte.

Aber bald sollte seine Ablaßpredigt von Wittenberg her eine Antwort erfahren, deren er sich nicht versah.





Siebzehntes Kapitel.

Mancherlei Widerspruch gegen den Ablaß.

Wie mußte die Ablaßpredigt Tetzels und seiner Helfershelfer die deutsche Christenheit erregen, die so wie so schon voll Unruhe und Unsicherheit war über das Eine, was not thut, und nach einer neuen Offenbarung der verdunkelten Wahrheit verlangte! Für und wider schieden sich die Meinungen und mancher konnte nicht einmal im eigenen Herzen sich klar werden über das Für und Wider.

Denn auch dem Einfältigen mußten Bedenken sich aufdrängen, wenn er sah, wie Gottes heiligste Gabe, Vergebung der Sünden, für Geld ausgeboten wurde. Der goldene Schlüssel vermag ja viel auf Erden, aber wie? kann er auch den Himmel aufschließen? Und nicht ganz unbekannt war doch auch dazumal die Geschichte von dem Zauberer Simon, der da von den Aposteln die Gabe, den heiligen Geist zu verleihen, um Geld kaufen wollte. Petrus aber sprach zu ihm:

„Daß du verdammt werdest mit deinem Gelde, daß Du meinest, Gottes Gabe werde durch Geld erlanget!“ (Apostelgeschichte 8, 20).

Und doch — konnte der Papst, konnte die Kirche irren? Wenn man das zugeben wollte, so schien alle Sicherheit des Glaubens dahinzufallen. Mancherlei Mißbräuche der Kirche wurden zwar scharf getadelt und angegriffen, aber niemand wagte, ihre Lehre anzutasten, denn, sagt ein berühmter Kirchenlehrer: „Wenn die Predigt der Kirche an Einem Punkte sich als falsch erwiese, so würden die Zeugnisse der Kirche alle Kraft verlieren, den Glauben zu stärken.“

In allerlei spitzen Fragen machte sich indessen der Zweifel des

Volkes an der Wohlthat der neuen und überreichlichen Ablaßgnaden Luft. Manches Witzwort, manche Anekdote ging von Mund zu Munde, die für die Ablaßkrämer nicht gerade schmeichelhaft waren.

Da kam wohl einmal ein Rittersmann zu Tetzel und fragte, ob er ihm auch die Sünde vergeben könnte, die er noch begehen wollte. Es sollte ihm auf zehn Thaler nicht ankommen. Tetzel weigerte sich erstlich sehr und entschuldigte sich etlichermaßen: es sei ein wichtig Ding. Doch habe er volle Gewalt vom Papst; wenn er ihm dreißig Thaler gäbe, so wolle er ihm solchen Ablaß mitteilen. Der Rittersmann versteht sich dazu, die geforderte Summe zu zahlen. Hernach lauert er dem Tetzel selber auf, legt ihn darnieder und nimmt ihm sein Ablaßgeld. Und ob er sich über solche That bitter beklagte, konnte er dem Räuber nichts anhaben, denn er hatte ihm selbst zuvor die zukünftige Sünde so leichtfertig vergeben. Und erfuhr er reichlich, daß das Wort wahr geredet ist: Wer den Schaden hat, darf für den Spott nicht sorgen.

Wenn die Geschichte nicht wahr ist, so ist sie wenigstens gut erfunden. Es war eine unschuldige Rache, die das Volk mit solchen Schwänken an den Aposteln des Mammons nahm.

Ernster war die Rede jenes ehrsamen Bürgers zu Lichtenfels in Oberfranken, des alten Mykonius, der seinem Sohne über den Ablaß solchen Unterricht gab: die römischen Ablässe wären nur Netze, womit man den Einfältigen das Geld abfischte und aus dem Beutel nähme. Und ob sein Sohn den Pfaffen mehr glaubte als ihm, so sind ihm doch auch die Augen aufgegangen, da er selber auf den Ablaßkauf ging, nur leider mit einer leeren Tasche.

Wenn dann das Volk mit mancher vorwitzigen Frage zu den Priestern kam, wird mancher die Antwort schuldig geblieben sein. Fragte da wohl einer: wenn der Papst Macht hat, alle Seelen auf einmal aus dem Fegefeuer zu befreien, warum hat er nicht so viel Liebe und Barmherzigkeit zu den armen Seelen, daß er von seiner Macht Gebrauch macht?

Das wird von einem Schneeberger Bergmann erzählt. Er hat einen Ablaßprediger angesprochen: ob es denn wahr wäre, was er von der Kraft des Ablaß und Gewalt des heiligen Vaters etlichemale gepredigt, daß man mit einem Pfennig, sobald er im Becken klingt, eine Seele aus dem Fegefeuer erlösen könne?

Wie der Ablaßkrämer darauf bestehet — „Ach," spricht der Bergmann, „wie muß der Papst so ein unbarmherziger Abenteurer sein, der

um eines Pfennigs willen eine arme Seele so lange im Fegefeuer kreißen läßt. Möcht er doch, so er anders keine Barschaft hätte, etliche Hunderttausend Gulden aufbringen und die armen Seelen auf einmal losmachen, wollten doch wir armen Leut' gern die Hauptsumm und was für Interesse und Unkosten draufgangen wären, auf richtige Rechnung zu Hand erlegen."

Und waren denn die Priester überall fleißig, vor solchen spitzen Reden des Papstes Handel zu schützen?

In Wahrheit konnte der Pfarrgeistlichkeit an dem besondern Ablaßsegen, der immer und immer wieder von Rom kam, nichts gelegen sein. Denn damit sanken die Gnadengüter, die sie daheim den Gläubigen zu bieten hatten, völlig im Werte. Zum Beispiel: wenn der gelöste Ablaßbrief vom Fegefeuer lossprach, was bedurfte es dann nach dem Tode des glücklichen Besitzers noch einer Seelenmesse? Und diese Seelenmessen für Verstorbene gehören noch bis heute zu den Haupteinnahmen eines katholischen Pfarrers.

Hiervon wird uns aus dem Jahre 1517 eine lehrreiche Geschichte erzählt:

„Eines Schusters Frau zu Hagenau löste einen Ablaßbrief für einen Goldgülden, damit sie ihrer Seligkeit gewisser wäre und nicht ins Fegefeuer, sondern sobald ihr die Seele ausginge, in den Himmel führe. Denn dieses versprach der Ablaßbrief aus völliger Gewalt des Statthalters Christi. Bald hernach ward sie totkrank, ließ einen Mönch fordern, zeigte ihm den Brief, beichtete, empfing völlige Absolution und starb.

„Der Mann hatte nicht gerne gesehen, daß die Frau einen Goldgülden für den Ablaß gegeben, ließ sie zwar begraben, aber keine Seelmessen, wie doch Gewohnheit war, für sie halten. Wie solches der Pfarrer des Ortes vernommen, verklagte er den Schuster beim Schösser, als ob er ein Verächter der christlichen Religion und gottlos gegen seine Frau wäre.

„Der Schösser ließ den Schuster rufen, welcher erschien und den Ablaßbrief mitnahm. Der Schösser fragte:

„Ist deine Frau gestorben?

„Ja.

„Was hast du mit ihr gemacht?

„Ich habe ihren toten Leichnam begraben und die Seele Gott befohlen.

„Hast du nichts mehr gethan, noch Seelenmessen zu ihrer Erhaltung halten lassen?

„Ich habe es nicht gethan, weil ich es nicht bedurfte, denn sie ist gleich in den Himmel kommen.

„Woher weißt du das?

„Ich weiß es wohl, denn ich hab' ein glaubwürdiges Zeugnis.

„Weise es doch her.

„Da zeigt der Schuster den Ablaßbrief hervor und bittet ihn zu lesen. Der Schösser giebt ihn dem Pfaffen zu lesen, welcher sich als Kläger auch eingefunden hatte. Der Pfaffe erschrickt über den Brief und will sich zum Lesen nicht verstehen. Der Schösser zwingt ihn aber dazu, und schämen sich beide, wissen auch weiter nichts zu sagen. Da spricht der Schuster:

„Urteilet ihr selbst, ob ich nicht ein glaubwürdiges Zeugnis habe von der Seele meiner Frauen, daß sie nicht ins Fegefeuer, sondern in den Himmel kommen. Dieses Zeugnis hat meine Frau mit einem Goldgülden gekauft — warum saget nun der Pfarrer, meine Frau habe erst noch vonnöten, durch die Seelmessen erlöset zu werden? Wenn er das mit Recht bejaht, so ist meine Frau vom Papst betrogen worden; ist sie aber nicht betrogen, so suchet mich der Pfaffe zu betrügen.

„Weil nun weder der Schösser noch der Pfaffe diesem widersprechen noch des Papstes Bulle verdammen konnten, so ließen sie den Schuster hinwandern."

Die Moral von dieser Geschichte ist, daß ein jeder daraus sehen muß, wie durch des Papstes „sonderbaren", außerordentlichen Ablaßsegen alle kirchliche Ordnung verwirrt und verstört wurde. Wer einen Ablaßbrief in der Hand hatte, der brauchte sich an die allgemeine Sitte der Christenheit, an die Forderungen seines zuständigen Pfarrers und seiner Ortsgemeinde nicht mehr zu binden. Nicht nur schwieg alle andere Predigt, wo die Ablaßpredigt ertönte, nicht nur verloren alle andern Gnadenquellen ihre Kraft, wo das rote Ablaßkreuz aufgerichtet war, sondern auf lange Zeit hinaus ruinierten die verhängnisvollen Zettel die Ordnung der Gemeinden und brachten die Kirchkinder in allerhand Konflikte mit den Pfarrern.

Jenen Priester zu Hagenau brachte die Achtung vor dem päpstlichen Schein zum Schweigen. Aber kein Wunder, daß hie und da ein Beichtvater seinen Beichtkindern das Laufen nach den neuen Ablaßgnaden ernstlich widerriet. Als Tetzel jene reiche Bürgersfrau auf 100

Gulden treiben wollte, sonst könne er sie nicht mit dem Ablaß absolvieren, erholte sie sich Rats bei einem Franziskanermönch, der ihr gewöhnlicher Beichtvater war. Der riet ihr, dem Ablaßkrämer also zu antworten: Gott erteile Vergebung der Sünden umsonst und verkaufe sie nicht. Aber er schärfte ihr ein, ihn ja nicht zu nennen. Denn Tetzel war nicht nur ein Gnadenbote, er war auch ein berufener Ketzermeister. Als nun die Frau Tetzeln nach dem Rat ihres Beichtvaters abgefertigt, ward er so ergrimmt, daß er sprach: „Den Ratgeber sollte man verbrennen, oder wenigstens verjagen."

So war die Pfarrgeistlichkeit dem Tetzel'schen Handel vielfach mißgünstig, weil ihre eigenen geistlichen und weltlichen Interessen dadurch verkürzt wurden. Aber zu offenem Widerspruch kam es nicht. Auch galt ihr Unwille nicht dem Ablaß überhaupt, sondern dem besonderen, von Rom extra über die Alpen geschickten, überreichlichen Jubiläumsablaß, der alle übrigen Ablässe totmachte.

In diesem Sinne klagten wohl auch die Bischöfe: die Zentner deutschen Geldes flögen federleicht über die Alpen, und kein noch so gewaltiger Lastträger, auch der Atlas nicht (welcher nach alter Sage das Himmelsgewölbe trägt) sei imstande, solche Massen Geldes zu schleppen.

Aus diesem Grunde waren sie auch lässig, den Türkenzehnten zu sammeln, welchen das Laterankonzil dem Papste bewilligt hatte. Wie denn Spanien und Frankreich gar gegen diese Steuer protestiert hatten.

Was aber den römischen Ablaßsegen anlangt, so hatten schon die deutschen Väter des Konzils von Kostnitz, welche den Hus zum Feuertode verdammten, die unbedingte Abschaffung dieses Unfugs gefordert. „Es verdient den äußersten Abscheu," erklärten sie, „daß die letzten Päpste die Sünde gleich einer Krämerware taxiert und mittelst der Ablässe den Erlaß der Sündenschuld um klingende Münze verkauft haben."

Aber wo war ein deutscher Bischof, der jetzt, hundert Jahre später, solch ein mannhaftes Wort gesprochen hätte? Ja war nicht der erste und oberste Geistliche der deutschen Kirche der Kompagnon des Papstes bei dem Ablaßgeschäft geworden?

Dagegen wußten weltliche Fürsten dem wandernden Ablaßsegen den Weg in ihre Grenzen zu wehren. Sie thaten es, wenn sie als einsichtige Landesväter darauf bedacht waren, das Geld ihrer Unterthanen im Lande zu erhalten. Wenn der Kurfürst von Brandenburg dem Tetzel und seinen Gesellen offenen Umzug in seinem Gebiet verstattete, so

wußte er warum: Erzbischof Albrecht von Mainz war sein Bruder. Dagegen hatte Friedrich der Weise keine Neigung, aus dem Beutel seiner Sachsen dem Erzbischof das Geld für sein Pallium zu schaffen. Aus finanziellen Rücksichten verbot er den Handel in seinem Kurfürstentum, nicht aber auf Grund irgendwelcher evangelischen Ansicht über den Unwert des Ablasses. Im Gegenteil war er ein eifriger Verehrer der Ablaßgnaden; das hat uns bereits die Wittenberger Schloßkirche mit ihren Reliquien gelehrt, welchen Schatz er noch unablässig bemüht war zu vermehren. Aber je mehr Gnadengüter er so im Lande anhäufte, desto mehr mußte ihm die Konkurrenz der fremdländischen Ablässe zuwider sein.

Die römische Geldgier hatte schon um Jahrhunderte früher in dem schwer davon heimgesuchten Deutschland bittern Unwillen hervorgerufen. Da sang ums Jahr 1213, als den Deutschen eine neue Kreuzzugssteuer von dem Papste Innocenz III. auferlegt wurde, Walther von der Vogelweide ein Lied „vom wälschen Schrein“.

> Seht doch, wie christlich uns der Papst in Rom verlacht,
> Wenn er es seinen Wälschen sagt, wie er's bei uns gemacht.
> Was er da sagt, er hätt' es besser nie gedacht:
>
> „Bei ihnen füll ich meine Opferkasten,
> „Ich führe sie zum Opferstock, und all ihr Gut wird mein,
> „Ihr deutsches Silber fährt in meinen wälschen Schrein.
> „Drum eßt nur Hühner, Pfaffen! trinket Wein,
> „Und laßt die dummen deutschen Laien — fasten!“

Und im Jahre 1516 schmiedete ein deutscher Humanist und Ritter, Ulrich von Hutten, von dem wir bald mehr hören werden, böse lateinische Verse wider Roms Habsucht und den Ablaßtrug insbesondere. Da klagt er in bitterem Unmut:

> Wann doch kommt es dahin, daß Deutschlands Augen sich öffnen,
> Einzusehen, wie ganz Rom es zur Beute gemacht?
> Wann doch kommt es dahin, daß um Gold man bleierne Bullen
> Andern Völkern vielleicht, nur nicht dem deutschen verkauft?
> Oder wird so wie jetzt dein Deutschland, mächtiger Kaiser,
> Immer ein Spott nur sein für das beraubende Rom?

Und mit beißendem Hohn geißelt er den Sündenhandel:

> Auf, ihr Männer, wohlauf! Legt Hand an, lebet vom Raube,
> Mordet, stehlt heiliges Gut, frevelnd verletzet das Recht,
> Euere Rede sei Gräuel und euere Thaten Verbrechen,
> Wälzt euch im Pfuhle der Lust, leugnet im Himmel den Gott —
> Bringt ihr nur Geld nach Rom, so seid ihr die rechtlichsten Leute:

Tugend und himmlischen Lohn kauft und verkauft man zu Rom.
Ja, auch künftig Verruchtes zu thun, erkauft man zu Rom sich:
Drum, wenn ihr toll, so seid gut; wenn ihr verständig, seid schlecht.

Ein Jahr früher, 1515, erschien in Deutschland ein Buch, welches unter den Studierten gewaltiges Aufsehen machte. Es war überschrieben „Briefe der Dunkelmänner“. Jener Crotus Rubianus, mit dem Luther als Student in Erfurt freundschaftlich verkehrte, war der Hauptverfasser, aber auch andere junge Leute von der Humanistenschule hatten daran mitgearbeitet. Gegen die Unwissenheit, Dummheit und Unlauterkeit der damaligen Priester und Mönche war es gemünzt.

Auch das Ablaßwesen erfährt darin deutlichen Widerspruch. Da heißt es:

„Nichts ist mit dem Evangelium zu vergleichen, und wer recht handelt, wird selig. Wenn einer hundertmal Ablaß empfängt und nicht gut lebt, so wird er verdammt und der Ablaß hilft ihm nichts. Dagegen, wenn einer rechtschaffen lebt, oder, falls er gesündigt, Buße thut und sich bessert, siehe! dem verkündige ich, daß er ein Bürger des Himmelreichs sein wird, ohne andere Hilfsmittel nötig zu haben.“

Aber der würde irren, der da meinte, in solchem Tone sei das ganze Buch geschrieben. Es war ein bitterböses Buch, eine wahre Lästerschrift wider den geistlichen Stand von damals. Mit schlagendem Witz, schonungslos wurde das Unwesen des päpstlichen Hofes, die unverschämte Sittenlosigkeit der Priesterschaft, die lächerliche Spitzfindigkeit und Wortklauberei ihrer Theologie, die Thorheit von mancherlei kirchlichen Einrichtungen verspottet und verhöhnt. Die Schreiber dieser Dunkelmännerbriefe hatten vor der Kirche allen Respekt verloren. Was sie anfochten, verdiente es nicht besser. Aber Witz und Spott kann wohl kränken und vernichten, aber heilen und bessern nicht! Und ob viele ihre Späße belachten, viele sich darüber ärgerten, der deutschen Christenheit wurde damit nicht geholfen.

Diese Humanisten hatten nicht das Zeug dazu, die Kirche zu reformieren.

Als Luthern das Buch von den Dunkelmännern zu Gesichte kam, war er wenig erbaut davon. Nicht als ob's ihm an Sinn für Witz und Humor gefehlt hätte; auch kannte er die Ärgernisse nur zu gut, welche die Humanisten züchtigen wollten. Aber er war überzeugt, daß hier mit Schimpf und Hohn nichts gebessert werden könnte. Er hielt für Unrecht, daß man wegen der Schwächen und Versündigungen vieler

Priester und Mönche den ganzen Stand der Verachtung preisgab. Er vermißte vor allem in jener Schrift den Ernst des Gewissens, dem es zu thun ist um das eigene Heil, und den warmen Herzschlag christlichen Mitleids mit dem betrogenen Volke.

Doch auch mancher ernste Kirchenmann hatte schon im fünfzehnten Jahrhundert warnend seine Stimme erhoben gegen die Ablaßwirtschaft Roms. Aber Rom ließ sich nicht warnen. Es wußte dem unbequemen Mahner Schweigen zu gebieten.

So war es 50 Jahre vor Luthers Auftreten einem gelehrten Theologen ergangen, der mit Gründen der Wissenschaft den kirchlichen Gnadenhandel angefochten hatte. Johann von Wesel, Professor an der Universität Erfurt, dann Prediger zu Worms, ein Schüler des heiligen Augustinus, hatte mit scharfen Sätzen den Ablaß verworfen und ein Buch dawider geschrieben. Aber da besannen sich die Dominikaner zu Mainz auf ihr Ketzermeisteramt und zogen ihn zur Verantwortung. Ein Greis und kranker Mann, hatte er nicht die Kraft, auf seiner Lehre zu beharren, sondern leistete den geforderten Widerruf. Dennoch blieb er im Klostergefängnis, bis ihn der Tod freimachte (1481).

Sein Widerspruch war so bald vergessen, daß Luther in Erfurt nichts davon erfuhr, obwohl doch Johann von Wesel an dieser Universität selber gelehrt hatte. Man sieht: die Papstkirche verstand es aus dem Grunde, die unschädlich zu machen, die wider ihr Interesse auftraten.

Wo war der Mann, der nicht nur mit heiligem Ernst den Schaden antastete, sondern auch Mut und Standhaftigkeit genug besaß, die Reformation des ganzen Kirchenwesens durchzuführen?

Er war schon gefunden und in der Stille von Gott ausgerüstet zu seinem Werkzeuge.

In seinem Gewissen gedrungen, erhob er seine Stimme wider Menschenlärm und Menschentrug, die den wahren Gottesfrieden hindern wollten. Erst hörte ihn nur eine kleine Gemeinde, aber bald sollte sein Wort in der ganzen abendländischen Christenheit widerhallen.





Achtzehntes Kapitel.

Luther tritt auf den Plan.



Luther hat einmal einem seiner Gegner auf die Frage, wer denn diesen Lutherischen Lärm, d. i. die Reformation, angerichtet habe also geantwortet:

„Es geschah im Jahre, da man 17 schrieb, daß ein Predigermönch mit Namen Johannes Tetzel, ein großer Schreier, welchen zuvor Kurfürst Friedrich hatte zu Innsbruck vom Sacke erlöset, denn Maximilian hatte ihn zu ersäufen geurteilet im Inn (kannst wohl denken, um seiner großen Tugend willen). Und Kurfürst Friedrich ließ ihn des erinnern, da er uns Wittenberger also anfing zu lästern; er bekannte es auch frei. Derselbige Tetzel führete auch den Ablaß umher und verkaufte Gnade um's Geld, so teuer und wohlfeil er aus allen Kräften vermochte.

„Zu der Zeit war ich Prediger allhier im Kloster und ein junger Doktor, neulich aus der Esse gekommen, hitzig und lustig in der heiligen Schrift. Als nu viel Volks von Wittenberg lief dem Ablaß nach gen Jüterbok und Zerbst, und ich (so wahr mich mein Herr Christus erlöset hat) nicht wußte, was der Ablaß wäre, wie es denn kein Mensch nicht wußte — fing ich säuberlich an zu predigen, man könnte wohl Besseres thun, das gewisser wäre als Ablaßlösen."

In der That war das Erste, was Luther gegen den Ablaßhandel that, daß er darüber predigte.

Luther hatte sein Volk viel zu lieb und kannte die Wahrheit viel zu gut, als daß er nicht bald mit Schmerzen die Verwirrung und Verwüstung wahrgenommen haben sollte, welche die päpstlichen Gnadenboten in den Gemeinden anrichteten, wohin sie kamen. Noch wußte er nicht, wen er für das ganze Unheil verantwortlich machen sollte, aber das stand ihm schnell als seine Pflicht vor Augen, an seinem Teile das Volk vor seelenverderblichem Irrtum zu schützen. Und welches Mittel lag ihm da näher und konnte wirksamer sein, als die Predigt?

Er hätte es gar nicht fertig gebracht, auf der Kanzel von dem zu schweigen, was vieler Gemüter tief bewegte und sein Gemüt vor anderen.

Aber ein heikles Thema war es. Das fühlte und wußte er. Unter den Theologen war keine Einigkeit über die Lehre vom Ablaß, und auch mit sich selbst war Luther noch nicht einig. Darum fing er säuberlich an, davon zu reden.

So viel wir wissen, hat Luther zum ersten Male über den Ablaß gepredigt am zehnten Sonntage nach Trinitatis 1516. Eben zu jener Zeit hob Tetzel an, an den Grenzen Kursachsens seine heilsame Ware auszubieten. Da will nun Luther zu seiner Gemeinde reden „von den Abläßen, welche zwar Christi und seiner Heiligen Verdienst sind und deshalb mit aller Ehrfurcht aufgenommen werden sollen, aber fürwahr zum ärgsten Werkzeuge der Habsucht sind gemacht worden.“

Sehen wir die Predigt heute mit unseren Augen an und beurteilen sie vom evangelischen Standpunkte, so ist in ihr Altes und Neues, Katholisches und Evangelisches noch innig verbunden. Was Wunder, da Luther damals noch ein getreuer Sohn der Papstkirche sein wollte. Nur vor etlichen Irrtümern wollte er seine Gemeinde warnen und die üble Praxis der Ablaßkrämer kennzeichnen.

Wer von ihnen, so predigt er, sucht denn das Heil der Seelen und nicht vielmehr das Geld im Beutel? Klar am Tage liegt, wie sie's treiben: die Kommissare und ihre Gesellen predigen nichts anderes, als daß sie die Ablaßbriefe empfehlen und das Volk zum Kaufe locken. Da lehrt keiner, was es eigentlich mit dem Ablaß für eine Bewandtnis habe, von welchem Termin an und bis zu welchem er kräftig sei, sondern nur davon ist die Rede, wie viel man zahlen müsse. Das Volk soll in Unwissenheit bleiben, damit es glaube, mit dem Briefe in der Hand werde man alsbald selig. Denn die thörichte, betrogene Menge glaubt, daß durch die vollkommene Vergebung, die dort zu haben ist,

jegliche Sünde aufgehoben sei und daß die Seele nun in der Todesstunde sogleich zum Himmel auffliege. Daraufhin sündigen sie ungestraft weiter.

Dagegen predigt nun Luther die um vieles vernünftigere Kirchenlehre vom Ablaß, nämlich, daß er nur die Sündenstrafen und Genugthuungen erlasse u. s. w.

Die zeitliche Pein nimmt der Ablaß hinweg, aber nicht wird dadurch die böse Lust und Verderbtheit der Seele vermindert, noch die Liebe oder sonst eine Tugend vermehrt. Fleisch und Blut werden das Reich Gottes nicht besitzen und nichts Beflecktes wird Eingang finden. Darum, wie lange einer Seele das Fegefeuer notthut, weiß niemand. Da kann auch der Papst nichts thun mit seiner Schlüsselgewalt. Gegen die von Gott auferlegten Strafen kann er nur mit seiner Fürbitte eintreten. Wer ist nun aber sicher, inwieweit Gott solche Fürbitte erhört? Kann Gott die Seelen aus dem Fegefeuer entlassen, ehe sie wahrhaftige Reue über ihre Sünden geleistet haben? Und wenn sie diese Bedingung erfüllten, wird er sie dann nicht auch ohne Ablaß aus ihrer Pein entlassen?

Solche Fragen legt er dem Volke vor und sich selber, aber eine sichere Antwort will er nicht geben, sondern sagt bescheiden: „Ich bekenne meine Unwissenheit.“

War's denn nicht unrecht, daß er die Gemeinde mit solchen Fragen beunruhigte, die er selber nicht beantworten konnte?

Aber das war ja eben der Zweck seiner Ablaßpredigt, daß er die Leute bewahren wollte vor falscher Sicherheit. Darauf kommt er schließlich hinaus:

„Drum soll man mit Fleiß darauf Acht haben, daß die Ablässe, will sagen: die Genugthuungen, uns nicht zu einer Ursache der Sicherheit und Trägheit und des inneren Verderbens werden. Vielmehr laßt uns eifrig darnach trachten, daß unsere kranke Natur vollkommen geheilt werde und wir dürsten, zu Gott zu kommen aus Liebe zu ihm und aus Haß dieses Lebens und Überdruß an uns selbst.“

Am 31. Oktober 1516, gerade ein Jahr vor dem Anschlage der 95 Thesen, kam Luther wieder in einer Predigt auf den Ablaß zu sprechen. Es ist bedeutungsvoll, daß er die Predigt gerade an diesem Tage hielt. Denn am 1. November, als am Allerheiligentage, feierte die Wittenberger Schloß- und Stiftskirche ihre Kirchweih. Das Fest begann schon am 31. Oktober mit einem Abendgottesdienste. Bereits

dazu waren viele aus der Umgegend herbeigeströmt, welche bei der Feier am Allerheiligentage sich in der reich mit Ablässen ausgestatteten Kirche manchen besonderen Segen zu holen gedachten. Und wohl mochten die römischen Gnaden, welche Tetzel feilbot, damals bei Fremden und Einheimischen für und wider viel von sich reden machen.

Luther hielt seine Predigt über das alte Kirchweihevangelium vom Zachäus. Daß Christus uns alles werden soll, war sein Thema.

Da nimmt er Anlaß, zum Schluß von den Verführern und Fabulanten zu reden, welche die Ablässe verkündigen. Denn, sagt er: das Gepränge des Ablasses ist vor den Thoren — da will ich entschuldigt sein und euch vor der Gefahr falschen Verständnisses erretten. Zuerst bezeuge ich, daß die Absicht des Papstes recht und wahr ist und was er in seinen Briefen sagt. Auch die Worte derer, die ihn ausposaunen, mögen nicht ganz unwahr sein. Aber manches, was da geredet wird, ist nicht aus der Wahrheit oder wird nicht richtig verstanden.

So vorsichtig geht er an die Sache heran. Aber nun giebt er einen ernsten Unterricht von der wahren Buße und sagt, die rechte Genugthuung des reuigen Sünders sei der Dienst seines gesamten Christenlebens, wozu alle verpflichtet seien. Von dieser Verpflichtung kann kein Ablaßbrief befreien. Und ist zu fürchten, daß durch die Ablaßbriefe häufig die innere Buße Schaden leidet.

Die wahre Buße will die Strafe nicht erlassen haben, sondern sehnt sich darnach, Strafe zu leiden. Die nur um die Strafen loszuwerden, ihre Sünden bereuen, die haben nur eine erheuchelte Reue, eine Galgenreue, und fallen alsbald wieder in ihre Sünden zurück. Sie hassen die Strafe und hassen Gottes Gerechtigkeit und möchten nichts lieber, als daß Gott ein herzlich Wohlgefallen hätte an der Sünde — wie gerne wollten sie sündigen! Die wahre Buße dagegen haßt die Sünde und liebt Gottes Gerechtigkeit und will nichts lieber, als daß die Sünde gesühnt werde. Die wahre Buße sucht nicht Ablaß, sondern das Kreuz.

Ihr seht also, was für ein gefährlich Ding die Verkündigung des Ablasses ist und steht zu fürchten, daß er zu den kräftigen Irrtümern gehört, von denen der Apostel redet (2. Thessal. 2,11). Denn wie kann man so leicht in Einem Atem predigen die wahre Reue und so bequemen, reichlichen Ablaß, da doch wahre Reue strenge Bestrafung verlangt und der Ablaß allzu nachsichtig sie erläßt?

„Es bleibt dabei: man soll jedermann zur wahren Reue mahnen!“

Wie mögen bei solcher Predigt die Zuhörer aufgehorcht haben! Wie mögen die Gemüter gewaltig erregt und bewegt worden sein!

Und ging auch Luthers Wort zunächst gegen das Gepränge des römischen Ablasses vor den Thoren, so war, was er sagte von der Schädlichkeit des Ablasses und seiner Unvereinbarkeit mit dem rechten Bußernst, doch so allgemein, daß auch die Ablaßgnaden der Schloßkirche in den Augen der Verständigen dadurch verdächtigt werden mußten. In der That machte Luther selbst in diesem Stücke Fortschritte. Je länger er über Tetzels Unfug nachdachte, desto bedenklicher erschien ihm das ganze Ablaßwesen. Und bald dünkte ihm auch der Wittenberger Gnadenschatz ebensowenig wert, wie der römische Jubiläumsablaß.

Rücksicht auf den Kurfürsten, dessen Frömmigkeit gerade an dem Sammeln von Reliquien für seine Lieblingskirche sich erfreute, beirrte ihn ganz und gar nicht. Wie Luther darüber dachte, hat er uns beiläufig schon in einem Briefe verraten, der oben abgedruckt worden (Seite 152). Luther achtete Friedrich den Weisen für einen sehr klugen Mann in weltlichen Dingen, aber für siebenfach blind in geistlichen. Das will er dem Fürsten ins Angesicht sagen.

So hat er auch seine Meinung über den Ablaß dem Kurfürsten nicht verhehlt.

„Solche Predigt“, nämlich: man könnte wohl Besseres thun, das gewisser wäre, als Ablaß lösen — erzählt er später — „habe ich auch zuvor gethan hie auf dem Schlosse, wider den Ablaß, und bei Herzog Friederich damit schlechte Gnade verdienet; denn er sein Stift auch sehr liebhatte.“

Wie richtig aber Luther die Gefahr der Ablaßpredigt von vornherein erkannt hatte, das erfuhr er täglich mehr im Beichtstuhle. Wenn er da Beichtkindern, die von offenbaren Sünden nicht lassen wollten, die Absolution versagte, zeigten sie ihm ihre Ablaßbriefe.

Kein Wunder, daß seine Predigt immer schärfer und entschiedener wird.

Da handelt er am Sankt Matthiastage, das ist am 24. Februar 1517, von dem Worte Christi: „Solches hast Du den Weisen und Klugen verborgen und hast es den Unmündigen geoffenbaret (Matth. 11,25). Zum Schluß kommt er auf die zu sprechen, welche nicht die Sünde hassen, sondern die Buße, die Christi Joch fliehen und das Ihre suchen

„Das Übel, sagt er, wird nur ärger durch den reichen Ablaßsegen. Der führt zu nichts anderem, als daß das Volk lernt, die Strafe der Sünden zu fürchten, zu fliehen und zu verabscheuen, nicht aber etwa auch die Sünde. Drum spürt man wenig gute Frucht von den Ablässen, vielmehr ist große Sicherheit und Zügellosigkeit die Folge.

„Wahrhaftig, wenn sie nicht Furcht hätten vor der Sündenstrafe, niemand möchte den Ablaß auch nur geschenkt haben!

„Lieber sollte das Volk ermahnt werden, die Strafe zu lieben und das Kreuz zu umfassen. Wollte Gott! ich löge, wenn ich sage, daß Ablaß nichts anderes heißt, als Erlaubnis zum Sündigen und Freiheit, sich des Kreuzes Christi zu entledigen. Aber nicht durch Ablässe, sondern durch Sanftmut und Demut heißt der Herr die Ruhe der Seele finden. Diese Sanftmut zeigt sich gerade in Pein und Kreuz. Und nun sprechen uns jene Ablässe los von Pein und Kreuz und lehren sie uns verabscheuen und machen, daß wir niemals sanftmütig und demütig werden und bringen uns also um den wahren Ablaß, nämlich, daß wir zu Christo kommen!

„O über die Gefahren unserer Zeit! O ihr schlafenden Priester! O über die Finsternis, größer als die ägyptische! Wie sicher sind wir inmitten so gräulicher Übel!"

So predigte Luther über den Ablaß, warnte und wies zurecht. Da war er selber noch nicht zur vollen Klarheit hindurchgedrungen, was er davon zu halten habe, noch gährte es in ihm; aber für den, der hören und verstehen wollte, sagte er genug, was vorsichtig machen mußte wider die überschwänglichen Lobredner der Ablaßgnaden.

Und Luthern selbst gingen immer mehr die Augen auf. Daß es bei dem ganzen Handel ums Geld zu thun war, hatte er schnell gemerkt. Aber, erzählt er später, „ich wußte zu der Zeit nicht, wem solch Geld sollte. Da ging ein Büchlein aus, gar herrlich unter des Bischofs zu Magdeburg Wappen, darin solcher Artikel etliche den Quästoren (Krämern) geboten wurden zu predigen. (Es war Erzbischof Albrechts Instruktion an die Kommissare.) Da kam's herfür, daß Bischof Albrecht diesen Tetzel gedinget hatte, weil er ein großer Schreier war, gedacht' das Pallium den Fuggern zu bezahlen mit des gemeinen Mannes Beutel und schickt diesen großen Beuteldrescher in die Länder; der drasch auch weidlich drauf los, daß es mit Haufen beginnt in den Kasten zu fallen, zu springen, zu klingen. Er (Tetzel) vergaß aber sein selbs daneben nicht. Es hatte dazu der Papst dennoch die Hand mit im Sacke

behalten, daß die Hälfte sollt' gefallen zu dem Gebäu Sankt Peters Kirchen zu Rom. Also gingen die Gesellen hinan mit Freuden und großer Hoffnung, unter die Beutel zu schlagen und zu dreschen. Solches, sage ich, wußte ich dazumal nicht."

Erst nach und nach durchschaute also Luther immer mehr die Geheimnisse des Ablaßgeschäftes. Er bekämpfte das Unwesen zunächst nur um seiner schlimmen Wirkungen willen: nämlich daß die betrogenen Christenleute Gefahr liefen, im Vertrauen auf den Ablaß ihr Seelenheil zu versäumen.

Aber was galt sein Widerspruch gegen den Lärm und das Gepränge der päpstlichen Gnadenapostel? Was änderte er damit, daß er in der Stadtkirche von Wittenberg seine Stimme erhob?

Nun immerhin wird manches seiner Worte hinausgetragen worden sein in das Land, vielen eine Weisung und Stärkung, vielen ein Ärgernis.

Aber es mußten stärkere Waffen ergriffen werden. Er, der Mönch, war zu schwach und gering, die Mißbräuche abzustellen; die Berufenen mußten eintreten.

Ja wer waren denn die Berufenen? Doch wohl vor anderen die Bischö,.

So richtete denn Luther Briefe an etliche von ihnen — es werden uns genannt die Bischöfe von Meißen, Naumburg und Merseburg. Er selbst berichtet später: „Da ermahnte ich privatim etliche Kirchenfürsten: einige nahmen mein Wort an, andre fanden's lächerlich, andere anders. So blieb mir nichts anderes übrig, als die ganze Frage zum Gegenstande einer Disputation zu machen. Und so gab ich meine Thesen aus."

In der That — da Luther bei den berufenen Leitern der deutschen Kirche keine Abhilfe fand, besann er sich auf sein Recht, als ein Doktor der Theologie die Sache im Kreise der Gottesgelehrten zur Sprache und zum Austrage zu bringen. Und das geläufigste, einfachste Mittel dazu war, über den Ablaß eine Disputation anzukündigen.

Disputationen gehörten im damaligen Universitätsleben zum täglichen Brote. So oft ein Studierter eine akademische Würde begehrte, Magister, Bakkalaureus oder Doktor werden wollte, ging es nicht ab ohne eine Disputation. Und bei allen möglichen Gelegenheiten veran=

stalteten auch die ordentlichen Professoren der Universität solche wissenschaftliche Streitgespräche. Da wurden dann wichtige oder unwichtige Lehrfragen in eifrigem Redekampfe erörtert. In Wittenberg war der Freitag der Tag, an welchem die Theologen ihre Disputationen zu halten pflegten. An andern Tagen waren die übrigen Fakultäten (d. h. Fächer) an der Reihe.

Ob eine solche Disputation von größerer Bedeutung wurde für die Universität oder für die Wissenschaft im allgemeinen, das hing von dem ab, der sie veranstaltete und die Thesen verfaßte, d. i. die Streitsätze, über welche der Kampf der Meinungen entbrennen sollte. Unzählige Thesen sind da verteidigt und angefochten worden und sind vergessen, nicht einmal in der Geschichte der Wissenschaften wird ihrer gedacht. Von den 95 Thesen, die Doktor Luther am 31. Oktober 1517 veröffentlichte, erzählt man sich noch heute überall in der Christenheit.

Schon vorher hatte Luther Anlaß gegeben zu mancher lebhaften Disputation unter den Wittenberger Gelehrten, ja auch das Aufsehen weiterer Kreise damit erregt.

Von der Disputation, wodurch er sich als Doktor der Theologie eindisputierte, haben wir leider nicht die geringste Spur. Dafür sind uns Thesen überliefert von Disputationen seiner Schüler, durch welche er seiner neuen Weise, die Theologie zu treiben, in Wittenberg und darüber hinaus Bahn brach.

Es war nämlich allgemeine Sitte, daß die Professoren, wenn ihre Schüler sich um akademische Titel bewarben, diesen die Thesen für ihre Disputationen abfaßten, und mußten die Schüler dann die von ihrem Meister aufgestellten Sätze verteidigen. So verfaßte Luther im Sommer 1516 für seinen Schüler Bartholomäus Bernhardi aus Feldkirch Thesen zu einer Disputation über das Unvermögen des Menschen, aus eigenen Kräften Gottes Gebote zu erfüllen. Im September fand die Disputation statt. Bernhardi verteidigte die Thesen. Luther führte den Vorsitz und griff selber mit in den Kampf der Ansichten ein, um die Wahrheit, die er vertrat, zum Siege zu bringen.

Es ging sehr lebhaft her bei dieser Disputation.

Im zehnten Kapitel ist davon gehandelt, wie Luther mit der alten Lehrform der Scholastiker, bald nachdem er Doktor der Theologie geworden, auf's entschiedenste brach und ihren Meister Aristoteles hart anfocht. Aber auch der neueren Richtung der Humanisten schloß er sich nicht an, sondern gründete seine Lehrweise ganz auf die biblischen Schrif-

ten, sonderlich die des Paulus, und auf die Schriften des Kirchenvaters Augustinus.

Diese neue Art, die Theologie zu betreiben, brachte Luther durch jene Thesen in herausfordernder Schärfe zum Ausdruck.

Was Wunder, daß die Anhänger der alten Theologie über ihn aufgebracht waren und in der Disputation gegen ihn und seinen Schüler einen erbitterten Kampf führten. Aber Luther ging aus dem Streite als Sieger hervor und gewann in Wittenberg immer mehr Boden.

Auch in Erfurt und Nürnberg erweckten ihm gerade solche Thesen Anhänger und Widersacher. Denn auch das war Universitätsbrauch, daß die gedruckten Thesen an die befreundeten Gelehrten in der Ferne geschickt wurden, ihre Meinung darüber zu hören.

Eine Behauptung Luthers in diesen Thesen für seinen Schüler kann dem geneigten Leser nicht vorenthalten bleiben. Denn sie zeigt am besten, um was für einfache, christliche Wahrheiten Luther damals mit den alten Schultheologen streiten mußte. Und noch ein bedenklicheres Licht wirft auf den damaligen Stand christlicher Erkenntnis das Kopfschütteln auch der Freunde Luthers.

Da stellt Luther den Satz auf:

„Barmherzige Liebe, die nur in der äußersten Not dem Nächsten zu Hilfe eilt, ist eine ganz eitle, ja vielmehr gar keine Liebe, man müßte denn unter äußerster Not nicht die Todesnot, sondern jedwedes Notleiden verstehen."

Mit andern Worten: Christliche Liebe hilft dem Nächsten nicht nur, wenn sich's handelt um Leben und Tod, sondern immer, wenn er in Not ist. Mußte das gegenüber christlichen Theologen erst erstritten werden?

Luther nahm zu solcher These Anlaß von der landläufigen Erklärung des Wortes 1. Joh. 3,17: „Wenn jemand dieser Welt Güter hat und siehet seinen Bruder darben und schließt sein Herz vor ihm zu, wie bleibt die Liebe Gottes bei ihm?" Das legten die trefflichen Scholastiker so aus: Das Darben sei von der äußersten Not, von der Gefahr des Todes zu verstehen, darum — wer einem Hungernden Brot weigere, so daß er verhungern müsse, der sei ohne Liebe. Aber wenn's nicht bis zum Verhungern war, so hielten sie's für ganz verträglich mit der christlichen Liebe, den Bruder darben zu lassen.

Sogar Luthers Freund Johann Lang in Erfurt forderte von ihm, daß er ihm solche unerhörte These erkläre und rechtfertige. Luther ant-

wortete ihm, seine Erklärung stamme von dem, der da gesagt hat: „Alles, was ihr wollt, daß euch die Leute thun sollen, das thut ihr ihnen.“ Und schilt in seinem Briefe an Lang die entgegengesetzte Lehre der alten Schultheologen ungeheuerlich und unchristlich. „Auch Magister Amsdorff verwunderte sich über meine Ansicht, aber jetzt verwundert er sich nicht mehr.“

Im Sturm gewann Luther einen tüchtigen Gelehrten nach dem andern (vergleiche Seite 93). Schon durfte er auf den allgemeinen Beifall seiner Wittenberger Kollegen rechnen, als er ein Jahr später für einen anderen seiner Schüler, Franz Günther von Nordhausen, Thesen abfaßte, welche direkt gegen das Ansehen des Aristoteles und die Lehren der Scholastiker gerichtet waren. Der junge Theologe erwarb sich durch Verteidigung dieser Sätze am 4. September 1517 die Würde eines Bakkalaureus.

Dagegen waren alte Lehrer Luthers in Erfurt, an die er selber die Thesen geschickt hatte und die er gerne für sich gewonnen hätte, mit ihm übel zufrieden.

Sie warfen ihm vor, daß er allzu keck und übermütig sein Urteil fälle und fremde Meinungen verdamme.

Luther schreibt darüber an seinen Freund Lang: „Was meine Keckheit oder Bescheidenheit anlangt, so bin ich der festen Überzeugung, daß, wenn ich bescheiden bin, die Wahrheit durch meine Bescheidenheit nicht wertvoller, wenn ich keck bin, die Wahrheit durch meine Keckheit nicht wertloser werden wird. Kein brünstigeres Verlangen habe ich an Dich und Deine Theologen, als daß sie einstweilen einmal meine, des Verfassers, Charakterfehler bei Seite lassen und über meine Veröffentlichungen und Behauptungen ihre Meinung sagen, ja viel lieber noch mir die Fehler und Irrtümer, die etwa darin enthalten sind, anzeigen mögen.“

So ganz ging er auf im Trachten nach der Wahrheit, daß er auch den Anschein des Übermuts und der Rücksichtslosigkeit darüber gering achtete.

Indessen traten auch schon andere Doktoren von Wittenberg mit öffentlichen Kundgebungen für Luthers Theologie ein.

Sein Kollege Karlstadt, vor kurzem noch aufgebracht über Luthers kühne, ja ketzerische Gedanken, überbot alsbald Luthern selber im Eifer für die neue Richtung. Eben noch unbekannt mit der Bibel und ein

guter Scholastiker, ließ er im April 1517 125 Thesen ausgehen, welche Luther mit Freuden als gut biblisch und augustinisch erkannte.

Es war Brauch und Sitte der Professoren, gerade die besonderen Feste ihrer Stifts- und Schloßkirche durch akademische Feierlichkeiten, so auch durch die Veröffentlichung von Thesen zu ehren. Karlstadt folgte diesem Herkommen, indem er seine Thesen am Sonntage Misericordias anschlug, mit welchem die große Schaustellung des Reliquienschatzes der Kirche verbunden war (Seite 92).

Disputiert ist über jene Sätze nicht worden. Wenn auf die Herausforderung eines Professors kein Gegner sich fand, der ihm Widerpart hielt, so blieb der Streit unausgetragen.

Disputationen und Disputationsthesen sind es, in welchen die Umwälzung der wissenschaftlichen Anschauungen durch Luthers neuen Geist unter den Wittenberger Theologen zum Durchbruch kam. Eine Disputation ersah Luther als das rechte Mittel, die nachgerade so brennende Ablaßfrage zur Entscheidung zu bringen. Was ihm über den Ablaß in seiner Seele klar und gewiß geworden war, das wollte er seinen Genossen und Mitarbeitern in deutlicher, wissenschaftlicher Sprache zu Gehör geben, und was ihm noch unklar und ungewiß war, darüber wollte er ihre Meinung hören. Ihm dünkte es hohe Zeit, die theologische Erkenntnis dieses Lehrpunktes zu berichtigen und wider alle verderblichen Irrtümer zu sichern.

Und als die Schloßkirchweih des Jahres 1517 herankam, da übernahm er es, zu Ehren dieses Festes eine akademische Kundgebung zu veranstalten. Er verfaßte 95 Thesen, darin er die wahre Kraft des Ablasses festzustellen und die argen Mißbräuche, die in der Ablaßpraxis zu Tage getreten waren, abzuwehren versuchte.

Es war am Tage vor dem Feste, also am **31. Oktober 1517, mittags 12 Uhr**, als er seine Sätze, in lateinischer Sprache abgefaßt, nur geschrieben, nicht gedruckt, an die Thür der Stifts- und Schloßkirche anheftete.

Damit that er an sich durchaus nichts auffallendes. Zum Feste der Allerheiligenkirche Thesen an die Kirchthür zu heften, war andern vor ihm vergönnt gewesen. Aber solche Thesen — noch keinem.

Bemerkt mußte der Anschlag sicherlich von jedem werden, der die Kirche am Kirchweihtage oder am Vorabende besuchte. Und wer Latein

verstand, zumal die Priester und Theologen, die aus der Stadt und Umgegend zum Feste kamen, ließen gewiß nicht ungelesen, was da ein Wittenberger Professor vom Ablaß lehrte.

Dafür also war gesorgt, daß die Sätze bekannt wurden. Aber auf eine besonders weite Verbreitung derselben legte es Luther nicht an.

Das beweist deutlich der Umstand, daß diese Thesen wider Gewohnheit nur geschrieben waren. Sonst pflegte man sie gleich in Plakatform zu drucken, so anzuheften und zu verschicken.

Luthers Absicht war, auf Grund seiner Thesen zunächst mit den Gelehrten von Wittenberg und den nächstbenachbarten sich über den Ablaß zu besprechen; darnach, wenn er deren Urteil gehört, gedachte er sie entweder fallen zu lassen oder durch den Druck weiter zu verbreiten. Während er die Sätze von den früheren Disputationen wohl selbst alsbald an die fernen Freunde geschickt hatte, sandte er diese 95 Thesen seinem Freunde Johann Lang erst am 11. November zu.

Luther ahnte ja nicht, welche ungeheure Wirkung die Hammerschläge des 31. Oktobers 1517 hervorbringen sollten. Aber er fühlte in seiner tiefen Seele die Verantwortlichkeit seines Vorgehens.

Wie gerne hätte er Besseren, Berufeneren den Kampf überlassen wider den Schaden, den er so deutlich erkannte. Aber die wollten nichts sehen und merken. Da hätte er sich denn „eines gottlosen Stillschweigens" schuldig gemacht, wenn er nicht gethan hätte, was seines Amtes war.

Und damit er keine Pflicht versäumte, setzte er von seinem Vorhaben, über den Ablaß zu disputieren, die Männer in Kenntnis, in deren Bistum und Erzbistum er gehörte. Es waren dies der Bischof Hieronymus von Brandenburg und — Erzbischof Albrecht von Magdeburg und Mainz.

Was er an den Brandenburger Bischof geschrieben, wissen wir nicht. Aber sein Brief an Erzbischof Albrecht, der uns ungleich wichtiger ist, hat sich zum Glück erhalten. Und weil er datiert ist vom selbigen 31. Oktober 1517, so soll er uns das beste Vorwort zu den Thesen selber sein.

Es ist das erste Mal, daß sich Luther an seinen hohen Vorgesetzten wendet, und redet er gar demütig und unterwürfig, wohl als ein armer Klosterbruder und einfacher Professor, mit dem mächtigen Kirchenfürsten. Und doch liest er, obwohl er des Erzbischofs ganze schwere Mitschuld an dem Ablaßunfug noch nicht kennt, dem hohen Herrn ernst und gründ-

lich den Text, daß der sich den Brief nicht wird hinter den Spiegel gesteckt haben. Bittend und warnend schreibt er, dessen im Innersten gewiß, daß er um Gottes und der Wahrheit willen auf den Plan tritt.

Der Brief lautet:

„An den hochwürdigsten Vater in Christo, durchlauchtigsten Herrn, Herrn Albrecht, Erzbischof von Magdeburg und Mainz, Fürst Primas, Markgrafen von Brandenburg u. s. w., meinen ehrerbietigst zu fürchtenden und allergnädigsten Herrn und Hirten in Christo.

„Gottes Gnade und Barmherzigkeit und was ich vermag und bin!

„Hochwürdigster Vater in Christo, durchlauchtigster Kurfürst! Euere Kurfürstliche Gnaden halten mir gnädiglich zu gut, daß ich, der geringste und unwerteste unter allen Menschen, so vermessen bin, daß ich mich unterstehen darf, einen Brief an Ew. Hochwürden zu dichten, will schweigen, zu schreiben. Der Herr Jesus ist mein Zeuge, daß mir nicht unbewußt, wie gering und wie verachtet ich bin; derhalben ich auch eine Zeit lang mein Schreiben verzogen habe, welches ich jetzt gleich unverschämt vornehme zu vollbringen. Dazu hat mich vornehmlich bewegt mein treuer Dienst, den ich, hochwürdigster Vater in Christo, Ew. Kurfürstlichen Gnaden zu leisten mich schuldig erkenne. Wollet indes ein gnädig Auge auf mich haben, der ich Erde und Asche bin, und mein Begehr nach Euerer bischöflichen Sanftmut gnädiglich verstehen und vernehmen.

„Es wird im Land umhergeführt der päpstliche Ablaß unter Ew. Kurfürstlichen Gnaden Namen und Titel zum Bau von Sankt Peters Münster zu Rom. Daran ich nicht so sehr strafe und beschuldige der Ablaßprediger groß Geschrei, das ich nicht gehöret habe, als den falschen Verstand, welchen das arme, einfältige, grobe Volk daraus schöpft und hoch allenthalben rühmt.

„Dieses sonderlich thut mir wehe und kränket mich, nämlich, daß die unseligen Leute sich bereden lassen und glauben, wenn sie Ablaßbriefe lösen, daß sie gewiß und sicher sein ihrer Seligkeit.

„Ingleichen, daß die Seelen ohne Verzug aus dem Fegefeuer fahren, sobald man für sie in den Kasten einlege.

„Weiter, daß dieser Ablaß so kräftig, daß keine Sünde so groß sein kann, — ja wie sie lästerlich davon reden, wenn's auch

möglich wäre, daß einer an der hochgelobten Mutter Gottes sich vergangen hätte, es könnte erlassen und vergeben werden.

„Ingleichen, daß der Mensch durch diesen Ablaß frei und los werde von aller Pein und Schuld.

„Ach lieber Gott! solchergestalt werden die armen Seelen unter Ew. Hochwürden Sprengel und Sorge, lieber, frommer Vater, zum Tode, nicht zum Leben unterwiesen, und wird von Euch eine gar strenge und schwere Rechenschaft, die immer wächst und größer wird, für die Seelen alle gefordert werden. Derohalben hab' ich solches länger nicht verschweigen können. Denn der Mensch wird durch keines Bischofs Amt und Werk seiner Seligkeit versichert, weil er auch durch Gottes eingegossenene Gnade nicht versichert wird, sondern es befiehlt uns der Apostel, allezeit mit Furcht und Zittern an unserm Heile zu arbeiten. Auch der Gerechte wird kaum geretttet werden. Endlich ist der Weg, der zum Leben führet, so enge und schmal, daß der Herr durch die Propheten Amos und Zachariam die, so da selig sollen werden, nennt einen Brand, der aus dem Feuer gerissen wird, und überall der Herr die Schwierigkeit der Erlösung anzeiget.

„Wie machen sie denn also durch falsche Fabeln und nichtige Verheißungen vom Ablaß das Volk sicher und ohne Furcht, so doch der Ablaß der Seelen nichts nutzet, viel weniger hilft, daß der Mensch dadurch gerecht und selig werde, sondern nur die äußerliche Pein oder Strafe wegnimmt, die man ehemals nach den Canones (kirchlichen Satzungen) aufzulegen pflegte.

„So sind auch die Werke der Gottseligkeit und Liebe unendlich viel besser denn der Ablaß, und werden doch dieselben weder mit solcher Pracht, noch mit so großem Fleiß gepredigt, ja sie müssen geschwiegen und ungepredigt dem Ablaß weichen, daß nur derselbe ausgerufen und hoch gerühmt werde: da doch aller Bischöfe vornehmlich und einig Amt ist — das sie getreulich ausrichten sollen — daß das Volk das Evangelium und die Liebe Christi lerne. So hat auch Christus nirgend befohlen den Ablaß zu predigen; allein das Evangelium zu predigen, hat er nachdrücklich befohlen. Welche Gefahr und Schrecken muß nun ein Bischof gewärtigen, der nichts anderes denn den Ablaß mit großem Gepränge gestattet, unter das Volk zu bringen und sich um denselben mehr als um das Evangelium bekümmert? Wird

nicht Christus zu ihnen sagen: „Ihr seihet Mücken und verschlucket Kameele?“

„Zudem, hochwürdigster Vater in dem Herrn, bleibt's dabei nicht, sondern in der Instruktion der Kommissarii, die unter Euerem Namen ausgegangen sein soll, wird angezeigt — ohne Zweifel, hochwürdiger Vater, ohn' Euer Wissen und Willen — daß diese unschätzbare Gabe Gottes (nämlich der Ablaß) eben die Gnade sei, dadurch der Mensch mit Gott versöhnt und alle Strafen des Fegefeuers ausgetilgt werden. Ingleichen, daß die Reue denen nichtnötig sei, die Beichtbriefe lösen.

„Aber was soll und kann ich anders thun, hochwürdigster Bischof und durchlauchtigster Kurfürst, denn daß ich Euere Hochwürden durch den Herrn Jesum Christum bitte, doch ein Auge väterlicher Sorge auf diese Sache zu haben und dasselbe Büchlein allerding wegzuthun, auch den Ablaßpredigern eine andere Weise oder Form zu predigen befehlen? Daß nicht vielleicht dermaleins sich einer hervorthue, der durch herausgegebene Bücher sowohl jene (die Ablaßprediger) als auch ihre Schrift (die Instruktion) widerlege, zur höchsten Schmach Euer durchlauchtigsten Hoheit, dafür mir wahrlich sehr graut und doch besorge, daß es geschehen möchte, wo der Sache nicht eilend geraten werde.

„Diesen meinen geringen, aber treuen Dienst wollen Ew. durchlauchtigste Gnaden würdigen, auf fürstliche und bischöfliche Art, das ist gnädigst anzunehmen, wie ich denselben mit ganz treuem und Ew. Hochwürden ganz und gar ergebenem Herzen erzeige. Denn auch ich bin ein Schaf Euerer Herde.

„Der Herr behüte und bewahre Ew. Hochwürden in Ewigkeit. Amen.

„Gegeben zu Wittenberg, am Abend vor Allerheiligen 1517.

„So es Ew. Hochwürden gefällig ist, können Sie meine beiliegenden Streitsätze ansehen, auf daß Sie vernehmen, wie die Meinung vom Ablaß gar eine ungewisse Sache sei, davon den Ablaßpredigern träumt, als wäre sie gewiß.

Euer unwürdiger Sohn
Martinus Luther,
Augustiner, berufener Doktor der Theologie.“



Neunzehntes Kapitel.

Die fünfundneunzig Thesen.

Es hat in der Bestimmung der Thesen seinen Grund, daß sie nicht jedermann gleich verständlich sein können. Lateinisch sind sie abgefaßt, an die Gelehrten, vornehmlich an die Theologen sind sie gerichtet.

Dennoch, nach der Wirkung, welche diese Sätze gethan, hat begreiflicher Weise auch der ungelehrte Protestant das Verlangen, sie kennen zu lernen, und sollen sie dem geneigten Leser nicht vorenthalten bleiben. Und wenn der geneigte Leser geduldig alles das hingenommen hat, was ihm vom fünfzehnten Kapitel an über die kirchliche Lehre vom Ablaß und den Tetzel'schen Ablaßkram ist berichtet worden, so mag auch das Meiste in den Thesen ihm wohl verständlich sein.

Dies Eine dürfen wir vor allem nicht aus der Acht lassen: Luther wollte nicht die kirchliche Lehre vom Ablaß durchaus bestreiten und verwerfen. Er gedachte im Gegenteil die rechte und reine Lehre vom Ablaß, wie sie nach seiner Meinung alle gläubigen und rechtschaffenen Lehrer der Kirche und der Papst selber anerkennen müßten, wieder ans Licht zu ziehen und damit die Unrechtmäßigkeit und Verwerflichkeit des Tetzel'schen Treibens öffentlich zu erweisen. Freilich blieben ihm dabei die mancherlei Schwierigkeiten der Ablaßlehre überhaupt nicht verborgen. Aber sein Zweck war schon erreicht, wenn er die Leute unsicher machte über den Wert und die Kraft des Ablasses, daß sie aufhörten, ihrer Seele Seligkeit darauf zu gründen.

Dies sind aber getreu verdeutscht die Thesen, wie sie einst am 31.

Oktober 1517, auf schlechtes Pergament geschrieben, angeheftet wurden an der alten, längst verkohlten Kirchthür von Allerheiligen zu Wittenberg, heute in Erz gegossen an derselben Stätte zu lesen sind.

Disputation Martin Luthers, Doctors der Theologie, auf daß des Ablasses Kraft und Wert festgestellt werde.

Aus Liebe zur Wahrheit und dem Wunsche, sie an den Tag zu bringen, will der ehrwürdige Vater Dr. Martin Luther, der freien Künste und Theologie Magister, und derselben ordentlicher Lehrer zu Wittenberg, folgende Sätze daselbst verteidigen und darüber disputieren. Darum bittet er, daß diejenigen, so sich nicht gegenwärtig mit ihm davon unterreden können, solches abwesend durch Schrift thun mögen. Im Namen unseres Herrn Jesu Christi, Amen!

1. Da unser Herr und Meister Jesus Christus spricht: „Thut, Buße!" (Matth. 4, 17) will er, daß das ganze Leben seiner Gläubigen auf Erden eine stete Buße sei.

2. Dies Wort kann noch mag nicht vom Sakrament der Buße, das ist von der Beichte und Genugthuung, so durch der Priester Amt geübt wird, verstanden werden.

3. Jedoch meint es auch nicht allein die innerliche Buße; vielmehr ist die innerliche Buße nichtig, wo sie nicht äußerlich allerlei Tötung des Fleisches wirket.

4. Es währet daher die Pein (Strafe), so lange einer Mißfallen an sich selber, d. h. wahre innere Buße hat; nämlich bis zum Eintritt in das Himmelreich.

5. Der Papst will, nicht noch kann er andere Strafen erlassen außer die, welche er nach seinem Gefallen oder laut den Canones (d. i. den päpstlichen Satzungen) aufgelegt hat.

6. Der Papst kann keine Schuld vergeben, denn allein insofern, daß er erkläre und bestätige, was von Gott vergeben sei; oder aber daß er's thue in den Fällen, die er sich vorbehalten hat; und wenn dies verachtet würde, so bliebe die Schuld ganz und gar unaufgehoben.

7. Gott vergiebt keinem die Schuld, den er nicht zugleich durchaus wohlgedemütiget dem Priester als seinem Stellvertreter unterwerfe.

8. Die Satzungen, wie man beichten und büßen soll sind allein

den Lebendigen aufgelegt, und sollen laut derselben Satzungen den Sterbenden nicht auferlegt werden.

9. Daher thut uns der heilige Geist wohl am Papste, daß dieser allewege in seinen Erlassen ausnimmt den Artikel des Todes und der äußersten Not.

10. Die Priester handeln unverständig und übel, die den sterbenden Menschen auferlegte kirchliche Buße ins Fegefeuer sparen.

11. Dieses Unkraut von Verwandlung der Kirchenstrafe in die Strafe des Fegefeuers scheint entstanden zu sein, da die Bischöfe schliefen.

12. Vor Zeiten wurden Kirchenstrafen nicht nach, sondern vor der Absolution aufgelegt, damit zu prüfen, ob Reue und Leid rechtschaffen wäre.

13. Die Sterbenden thun durch ihren Tod für alles genug und sind dem Rechte der Canones schon abgestorben, und also von Rechts wegen von demselben entbunden.

14. Unvollkommene (geistige) Gesundheit oder Liebe des Sterbenden bringt notwendig große Furcht mit sich; ja diese ist um so größer, je geringer jene ist.

15. Diese Furcht und Schrecken (daß ich andrer Dinge schweige) genügt an sich selber, daß sie des Fegefeuers Pein anrichte, dieweil sie der Angst der Verzweiflung ganz nahe ist.

16. Hölle, Fegefeuer und Himmel scheinen also von einander verschieden zu sein, wie die rechte Verzweiflung, unvollkommene Verzweiflung und Sicherheit.

17. Es scheint, als müsse im Fegefeuer, gleichwie die Angst der Seelen abnimmt, also auch ihre Liebe zunehmen.

18. Es scheint unerwiesen zu sein weder durch Gründe noch durch Schrift, daß sie außer dem Stande des Verdienstes oder des Zunehmens an der Liebe seien.

19. Es scheint auch dies unerwiesen zu sein, daß sie ihrer Seligkeit gewiß und unbekümmert seien, zum wenigsten alle, ob schon wir des ganz gewiß sind.

20. Derhalben versteht der Papst unter der vollkommenen Vergebung aller Sünden nicht, daß insgemein alle Strafe vergeben werde, sondern nur die, so er selbst aufgelegt hat.

21. Daher irren die Ablaßprediger, die da sagen, daß durch des Papstes Ablaß der Mensch von aller Strafe los und selig werde.

22. Ja der Papst erläßt den Seelen im Fegefeuer keine Strafe, die sie hätten in diesem Leben laut den Canones büßen und bezahlen müssen.

23. Wenn jemandem irgend eine Vergebung aller Strafe gegeben werden kann, so ist gewiß, daß die allein den Vollkommensten d. i. gar wenigen gegeben wird.

24. Darum muß der größte Teil der Leute betrogen werden durch die prächtige Verheißung von der bezahlten Strafe, wobei gar kein Unterschied gemacht wird.

25. Gleiche Gewalt, wie der Papst hat über das Fegefeuer ins allgemeine, hat auch ein jeder Bischof und Seelsorger in seinem Bistum und seiner Pfarrei ins besondere.

26. Der Papst thut sehr wohl daran, daß er nicht aus Gewalt der Schlüssel (die er für's Fegefeuer nicht hat), sondern fürbittweise den Seelen die Vergebung schenkt.

27. Die predigen Menschentand, die da vorgeben: sobald der Groschen im Kasten klinge, fahre die Seele aus dem Fegefeuer.

28. Das ist gewiß: sobald der Groschen im Kasten klingt, können Gewinnst und Geiz zunehmen; die Fürbitte aber der Kirche steht allein in Gottes Gutbefinden.

29. Wer weiß auch ob alle Seelen im Fegefeuer also wollen erlöst sein, wie es mit Sankt Severin und Paschalis soll zugegangen sein.

30. Niemand ist des gewiß, daß er wahre Reue genug habe; viel weniger kann er gewiß sein, ob er vollkommene Vergebung der Sünden bekommen habe.

31. Wie selten einer ist, der wahrhaftige Reue habe, so selten ist auch einer, der wahrhaftig Ablaß löset — d. h. es ist gar selten ein solcher zu finden.

32. Die werden samt ihren Meistern in die ewige Verdammnis fahren, die da vermeinen, durch Ablaßbriefe ihrer Seligkeit gewiß zu sein.

33. Vor denen soll man sich sehr wohl vorsehen, die da sagen: des Papstes Ablaß sei jene unschätzbare Gottesgnade, dadurch der Mensch mit Gott versöhnet werde.

34. Denn die Ablaßgnade bezieht sich allein auf die Strafen der sakramentlichen Genugthuung, welche von Menschen geordnet worden sind.

35. Es predigt unchristlich, wer da lehret, daß die, so da Seelen aus dem Fegefeuer oder Beichtbriefe lösen wollen, keiner Reue und Zerknirschung bedürfen.

36. Ein jeder Christ, so wahre Reue und Leid hat über seine Sünden, der hat völlige Vergebung von Straf' und Schuld, die ihm auch ohne Ablaßbriefe gehört.

37. Ein jeder wahrhaftige Christ, er lebe noch oder sei schon gestorben, ist teilhaftig aller Güter Christi und der Kirche durch Gottes Geschenk, auch ohne Ablaßbriefe.

38. Doch ist des Papstes Vergebung und Austeilung mit nichten zu verachten, denn sie ist (wie ich gesagt habe) eine öffentliche Erklärung göttlicher Vergebung.

39. Es ist über die Maßen schwer, auch für die scharfsinnigsten Theologen, zugleich den großen Reichtum des Ablasses und die Wahrheit reuiger Zerknirschung vor den Leuten zu rühmen.

40. Wahre Reue und Zerknirschung suchet und liebet die Strafe, aber der reiche Ablaß entbindet davon, und macht daß man sie haßt, wenigstens durch Gelegenheit.

41. Vorsichtiglich soll man von dem päpstlichen Ablaß predigen, damit der gemeine Mann nicht fälschlich dafür halte, derselbe gelte mehr denn die anderen guten Liebeswerke.

42. Man soll die Christen lehren: es sei mit nichten des Papstes Meinung, daß Ablaßlösen den Werken der Barmherzigkeit irgendwie zu vergleichen sei.

43. Man soll die Christen lehren: wer den Armen giebt oder leihet dem Dürftigen, der thue besser als wenn er Ablaß löfete.

44. Denn durch das Werk der Liebe wächst die Liebe und der Mensch wird besser; durch den Ablaß aber wird er nicht besser, sondern nur freier von Strafe.

45. Man soll die Christen lehren, daß der, so seinen Nächsten siehet darben und dessen ungeachtet Ablaß löset, der löset nicht sondern ladet auf sich Gottes Ungnade.

46. Man soll die Christen lehren, daß, wo sie nicht übrig reich sind, sie schuldig sind, was zur Notdurft gehört für ihr Haus zu behalten und mit nichten für Ablaß zu verschwenden.

47. Man soll die Christen lehren, daß das Ablaßlösen ein frei Ding sei und nicht geboten.

48. Man soll die Christen lehren, daß der Papst, wie er eines andächtigen Gebets für sich mehr bedarf, also, wenn er Ablaß austeilet, desselben auch mehr begehre denn des Geldes.

49. Man soll die Christen lehren, daß des Papstes Ablaß gut sei, sofern man sein Vertrauen nicht darauf setzet, dagegen aber gar schädlich, so man dadurch Gottes Furcht verlieret.

50. Man soll die Christen lehren: so der Papst wüßte der Ablaßprediger Drängen und Treiben, wollte er lieber, daß Sankt Peters Münster zu Asche brennete, denn daß es mit Haut, Fleisch und Bein seiner Schafe sollte erbauet sein.

51. Man soll die Christen lehren, daß der Papst, wie er schuldig ist, also auch willig wäre, von seinem eigenen Gelde — und sollte gleich Sankt Peters Münster dazu verkauft werden müssen — den Leuten auszuteilen, denen zumeist etliche Ablaßprediger das Geld abdringen.

52. Eitel ist das Vertrauen, durch Ablaßbriefe selig zu werden, wenn gleich der Ablaßvogt — ja der Papst selbst — seine Seele wollte dafür zu Pfande setzen.

53. Das sind Feinde Christi und des Papstes, die von wegen der Ablaßpredigt in andern Kirchen dem Worte Gottes ganz und gar Schweigen gebieten.

54. Es geschieht dem Worte Gottes Unrecht, wenn man in einer Predigt ebensoviel oder mehr Zeit aufwendet, den Ablaß zu verkündigen, als auf das Wort des Evangeliums.

55. Des Papstes Meinung kann keine andere sein, als: wenn man den Ablaß (was das Geringste ist) mit Einer Glocke, Einer Prozession und Ceremonien begehet, so müsse man dagegen das Evangelium (was das Höchste ist) mit hundert Glocken, hundert Prozessionen und Ceremonien feiern.

56. Die Schätze der Kirche, davon der Papst den Ablaß austeilt, sind weder genugsam genannt noch bekannt bei dem Volke Christi.

57. Daß es nicht zeitliche sind ist daher offenbar, weil viele Prediger diese nicht so leichtlich dahingeben, sondern vielmehr aufsammeln.

58. Es sind auch nicht die Verdienste Christi und der Heiligen, denn diese wirken allezeit ohne des Papstes Zuthun,

Gnade des innerlichen Menschen, und Kreuz, Tod und Hölle des äußerlichen Menschen.

59. Sankt Laurentius hat die Armen der Gemeinde genannt die Schätze der Gemeinde oder Kirche; aber er hat das Wörtlein genommen, wie es zu seiner Zeit bräuchlich war.

60. Wir sagen ohne Vorwitz, dieser Schatz seien die Schlüssel der Kirche, durch das Verdienst Christi geschenkt.

61. Denn es ist klar, daß zur Vergebung der Strafe und vorbehaltenen Fälle des Papstes Gewalt genug sei.

62. Der rechte wahre Schatz der Kirche ist das allerheiligste Evangelium der Herrlichkeit und Gnade Gottes.

63. Dieser Schatz ist aber billig der allerverhaßteste, denn er macht, daß die Ersten die Letzten werden.

64. Aber der Ablaßschatz ist billig der allerangenehmste, denn er macht aus den Letzten die Ersten.

65. Derhalben sind die Schätze der Evangelii Netze, in denen man vor Zeiten die Leute des Mammon fischte.

66. Die Schätze des Ablasses aber sind Netze, womit man in jetziger Zeit den Mammon der Leute fischet.

67. Der Ablaß, den die Prediger für große Gnade ausrufen, ist freilich für große Gnade zu halten, insofern er großen Gewinn trägt.

68. Und doch ist er die allergeringste, verglichen mit der Gnade Gottes und des Kreuzes Gottseligkeit.

69. Es sind die Bischöfe und Seelsorger schuldig, die Kommissare des apostolischen (d. i. päpstlichen) Ablasses mit aller Ehrerbietung zuzulassen.

70. Aber vielmehr sind sie schuldig, mit Augen und Ohren aufzumerken, daß diese Kommissare nicht statt päpstlichen Befehles ihre eigenen Träume predigen.

71. Wer wider die Wahrheit des apostolischen Ablasses redet, der sei verflucht und vermaledeiet;

72. Wer aber wider des Ablaßpredigers mutwillige und freche Worte Sorge trägt, der sei gebenedeiet.

73. Wie der Papst diejenigen billig mit Ungnade und Bann schlägt, die zu Nachteil des Ablaßgeschäftes irgendwie betrüglich handeln,

74. So viel mehr trachtet er diejenigen mit Ungnade und Bann

zu schlagen, die unter dem Vorwande des Ablasses zum Nachteil der heiligen Liebe und Wahrheit handeln.

75. Des Papstes Ablaß so hoch halten, daß er einen Menschen absolvieren könnte, wenn er gleich (unmöglicherweise zu reden) die Mutter Gottes gemißhandelt hätte, ist unsinnig.

76. Dagegen sagen wir, daß des Papstes Ablaß nicht die allergeringste tägliche Sünde hinwegnehmen könne, soviel die Schuld derselben belanget.

77. Daß man sagt, Sankt Petrus (wenn er jetzt Papst wäre) vermöchte nicht größere Gnaden zu geben, ist eine Lästerung wider Sankt Petrum und den Papst.

78. Dawider sagen wir, daß auch dieser und ein jeder Papst größere Gnaden hat, nämlich das Evangelium, Kräfte und Gaben gesund zu machen u. s. w. wie 1. Corinther 12.

79. Wer da sagt, das Kreuz, mit des Papstes Wappen herrlich aufgerichtet, vermöge soviel als das Kreuz Christi, der lästert Gott.

80. Die Bischöfe, Seelsorger und Theologen, die da leiden, daß man solche Reden vor's Volk bringen darf, werden dafür einst Rechenschaft ablegen müssen.

81. Solche unverschämte Predigt vom Ablaß macht, daß es selbst den Gelehrten schwer wird, des Papstes Ehre und Würde gegen die Verleumdung oder doch vor den scharfen Fragen der Laien zu verteidigen.

82. Als zum Beispiel: warum entledigt der Papst nicht alle Seelen zugleich aus dem Fegefeuer um der allerheiligsten Liebe willen und von wegen der höchsten Not der Seelen? welches doch die allerwichtigste Ursache ist; während er unzählig viel Seelen erlöset um des elenden Geldes willen für Sankt Peters Münster, welches doch die geringfügigste Ursache ist.

83. Ferner: warum bleiben die Begängnis- und Jahrzeiten der Verstorbenen stehn, und warum giebt er nicht wieder oder vergönnet zurückzunehmen die Pfründen, die den Toten zu gut gestiftet sind, da es nunmehr doch unrecht ist für die schon Erlöseten zu beten?

84. Ferner: was ist das für eine neue Heiligkeit Gottes und des Papstes, daß sie dem Gottlosen und dem Feinde um des Geldes willen vergönnen, eine fromme und gottgetreue Seele zu erlösen, und wollen doch nicht vielmehr, um der großen Not derselben

gottesfürchtigen und geliebten Seele willen, sie aus Liebe umsonst erlösen?

85. Ferner: warum die Satzungen von der Buße, nun längst in ihnen selbst mit der That und durch ihren Nicht-Gebrauch abgethan und tot, noch mit Geld gelöset werden durch Vergönnung des Ablaß, als wären sie noch in Kraft und lebendig?

86. Ferner: warum baut der Papst die einzige Peterskirche nicht lieber von seinem eigenen, denn von der armen Christen Gelde; da doch sein Vermögen heutzutage größer ist denn des reichsten Crassus Güter?

87. Ferner: was erläßt oder teilt der Papst denn denen mit, welche durch vollkommene Reue schon zu einer vollständigen Vergebung und Ablaß berechtigt sind?

88. Ferner: was könnte der Kirche Besseres widerfahren, als wenn der Papst, wie er's jetzt nur einmal thut, also hundertmal im Tage jedem Gläubigen diese Vergebung und Ablaß schenkte?

89. Wenn der Papst mehr der Seelen Seligkeit durch den Ablaß denn das Geld suchet, warum hebt er denn vormals gegebene Ablaßbriefe auf und erklärt sie außer Kraft, so sie doch gleich kräftig sind?

90. Diese sehr spitzigen Fragen der Laien bloß mit Gewalt dämpfen und nicht durch angezeigten Grund und Ursach auflösen wollen, heißt die Kirche und den Papst den Feinden zum Spott und die Christen unselig machen.

91. Darum wenn der Ablaß nach des Papstes Sinn und Meinung gepredigt würde, wären diese Einreden leichtlich zu verantworten, ja sie wären nie vorgefallen.

92. Weg daher mit allen den Propheten, die da sagen zu der Gemeinde Christi „Friede, Friede!" und ist kein Friede.

93. Aber gesegnet alle die Propheten, die da sagen zu der Gemeinde Christi „Kreuz, Kreuz!" und ist kein Kreuz.

94. Man soll die Christen vermahnen, daß sie Christo ihrem Haupte durch Kreuz, Tod und Hölle nachzufolgen sich befleißigen;

95. Und also mehr durch viel Trübsale als durch falschen Frieden ins Himmelreich einzugehen sich getrösten.

1 5 1 7.

Bist du enttäuscht, lieber Leser, da du nun die berühmten Thesen gelesen? Du hast vielleicht einen Grundriß der evangelischen Lehre zu finden gemeint oder ein Programm für die ganze Reformationsarbeit. Statt dessen — wie viel „Katholisches" ist darin, das dich fremd anmutet!

Aber siehe, es ist das Morgenrot nur einer neuen Zeit, nicht schon die Sonne und der lichte Tag selber!

Noch ist Luthers Geist gefesselt, aber er wird die Fesseln sprengen.

Luther wollte ja mit seinen Thesen ganz und gar nur ein getreuer Verteidiger der anerkannten Kirchenlehre sein. Daß gerade über den Ablaß die Päpste und Konzilien noch keine festen und klaren Bestimmungen aufgestellt hatten, gab ihm dabei eine gewisse Freiheit. Aber als ein gutwilliger Sohn der römischen Kirche nimmt er durchweg an, daß der Papst die richtige Meinung vom Ablaß habe (These 91). Seine Vergebung, sagt er, darf nicht verachtet werden (6. 38), denn er führt die Schlüssel der Kirche (60. 61).

So bleibt auch dem Priester sein Vorzug gelassen (7. 25). So giebt's auch noch ein Sakrament der Buße (2. 34) und ein Fegefeuer (15—18). So verdient der Ablaß alle Ehrfurcht (69. 71. 73) und wird von Anfang bis zu Ende anerkannt als in der christlichen Kirche zu Recht bestehend. Ja eine entschiedenere Anerkennung ist wohl nicht möglich, als sie in These 71 ausgesprochen ist: „Wer wider die Wahrheit des apostolischen (d. i. päpstlichen) Ablasses redet, der sei verflucht und vermaledeiet." Über dies Wort mag wohl mancher gute Protestant erschrecken, wenn er's zum ersten Male liest. Indessen enthält es weiter nichts, als die bestimmte Erklärung Luthers, daß er kein Ketzer sein will. Denn hätte er diesen Satz nicht vertreten, so wäre es mit seiner vermeintlichen Übereinstimmung mit der gemeinen Lehre der Papstkirche gleich gar aus gewesen. Diese Übereinstimmung war ohnedies schon zweifelhaft genug, wie er das bald inne werden sollte.

Denn nun folgt auf die Zugeständnisse an die herrschende Lehre gar manches gewichtige Aber (70. 72. 74 u. s. w.)!

Es ist wie ein Stoßseufzer aus Luthers tiefster Seele, wenn er beklagt, wie schwer es sei, den Ablaß zu predigen, ohne viel wertvollere Stücke des Christenglaubens damit zu Schaden zu bringen (39. 81).

Da läßt er die spitzigen Fragen der Laien aufmarschieren, eine stattliche Reihe, darin das Ärgernis der Christenheit an dem schmählichen Ablaßhandel deutlich zu Worte kommt (82—89). Da bringt er

die unerträglichen Lästerreden der Ablaßprediger zur Sprache (75—79) und macht alle Bischöfe, Priester und Theologen dafür verantwortlich, daß sie solche Reden dulden (80).

Er tadelt bitter die Geldgier der Ablaßprediger (57. 67) und versichert in guter Meinung, daß es dem Papste um ganz andere Dinge zu thun sei als um Geld (48. 50. 51. 55).

Uns klingt das freilich wie schneidender Hohn; aber erinnern wir uns daran, daß Luther von Papst Leo damals noch die beste Meinung hatte. Auch da er des Papstes Gewalt nicht so hoch rühmen kann wie die Ablaßprediger, meint er die Bescheidenheit und Einsicht des Papstes damit auf seiner Seite zu haben (5. 20. 26. 38).

Selig machen kann der Papst nicht, auch nicht, wenn er seine eigene Seele zum Pfande setzte (52). Der Seelen im Fegefeuer kann er wohl mit seiner Fürbitte gedenken; aber bei Gott steht es, wieweit er es für gut befindet, solche Bitte zu erhören (26. 28).

Die Bischöfe werden hart getadelt, daß sie die Meinung aufkommen ließen, als könnten Kirchenstrafen noch im Fegefeuer gebüßt werden (11), diese erlöschen vielmehr mit dem Tode (8. 13). Das Fegefeuer ist im Grunde nichts anderes, als der Schrecken der Verstorbenen über die Unvollkommenheit ihrer Liebe, und das ist des Fegefeuers Bestimmung, daß darin die Angst über solche Unvollkommenheit abnimmt und die Liebe gleichzeitig zunimmt (14—18). Darum will vielleicht eine Seele gar nicht erlöst sein vom Fegefeuer, damit sie darin vollkommen werde in der Liebe (29). Denn wer aufrichtige Reue hegt, sucht und liebt die Strafe (40. 92—95).

Und damit sind wir bei den Sätzen angelangt, die wahrhaft evangelisch sind und einen ganz andern Geist atmen als den, der in der Papstkirche waltete.

So alle die Sätze, wo die Werke der Liebe und Barmherzigkeit hoch erhoben werden über das Ablaßlösen (41—45). So der unerhörte Satz, der für Christenpflicht erklärt, eher des eigenen Hauses Notdurft zu bedenken, als das Geld für Ablaß zu verschwenden (46), und der andere, daß Ablaßlösen überhaupt ein frei und gleichgiltig Ding sein soll, nicht geboten und keines Vertrauens wert (47. 49).

Und wie sollte es nicht ein freigelassen und gleichgiltig Ding sein, da ein Christ völlige Vergebung hat auch ohne Ablaßbriefe (36. 37) und unser Heiland seine Jünger verpflichtet hat, zeitlebens Buße zu thun (1)?

Das wäre freilich eine seltsame Forderung, wenn dort in dem Heilandsworte unter Buße das römische Bußsakrament verstanden werden müßte mit seinen drei Stücken: Reue, Beichte und Genugthuung. Einst hatte es wohl Luther so verstanden, und war ihm das Wort „Buße" gar verhaßt gewesen. Aber durch Staupitz hatte er gelernt, daß die wahre Buße das freudige Trachten nach der Vollkommenheit ist, das da anhebt mit der Liebe zu Gott und zur Gerechtigkeit. Und das hatte er in der Schrift bewährt gefunden. Seitdem war ihm das Wort lieb und süß geworden (Seite 45).

So sind denn gerade die letzten und die erste der 95 Thesen die allerevangelischsten, biblischsten Sätze von allen.

Und soll noch eigens darauf hingewiesen sein, wie nirgends mit einer Silbe sich Luther in diesen Thesen auf die Väter und Lehrer der Kirche beruft, nicht einmal auf seinen lieben Augustinus, sondern mit einem Schriftwort hebt er an und das im Herzen erfahrene Evangelium preist er als den wahren und einzigen Schatz der Kirche (53—55. 62—68).

Weil denn Doktor Martin Luther so zum ersten Male der verwahrlosten Kirche den Spiegel des Evangeliums vorgehalten hat, so geht das erste Buch seiner Geschichte zu Ende.

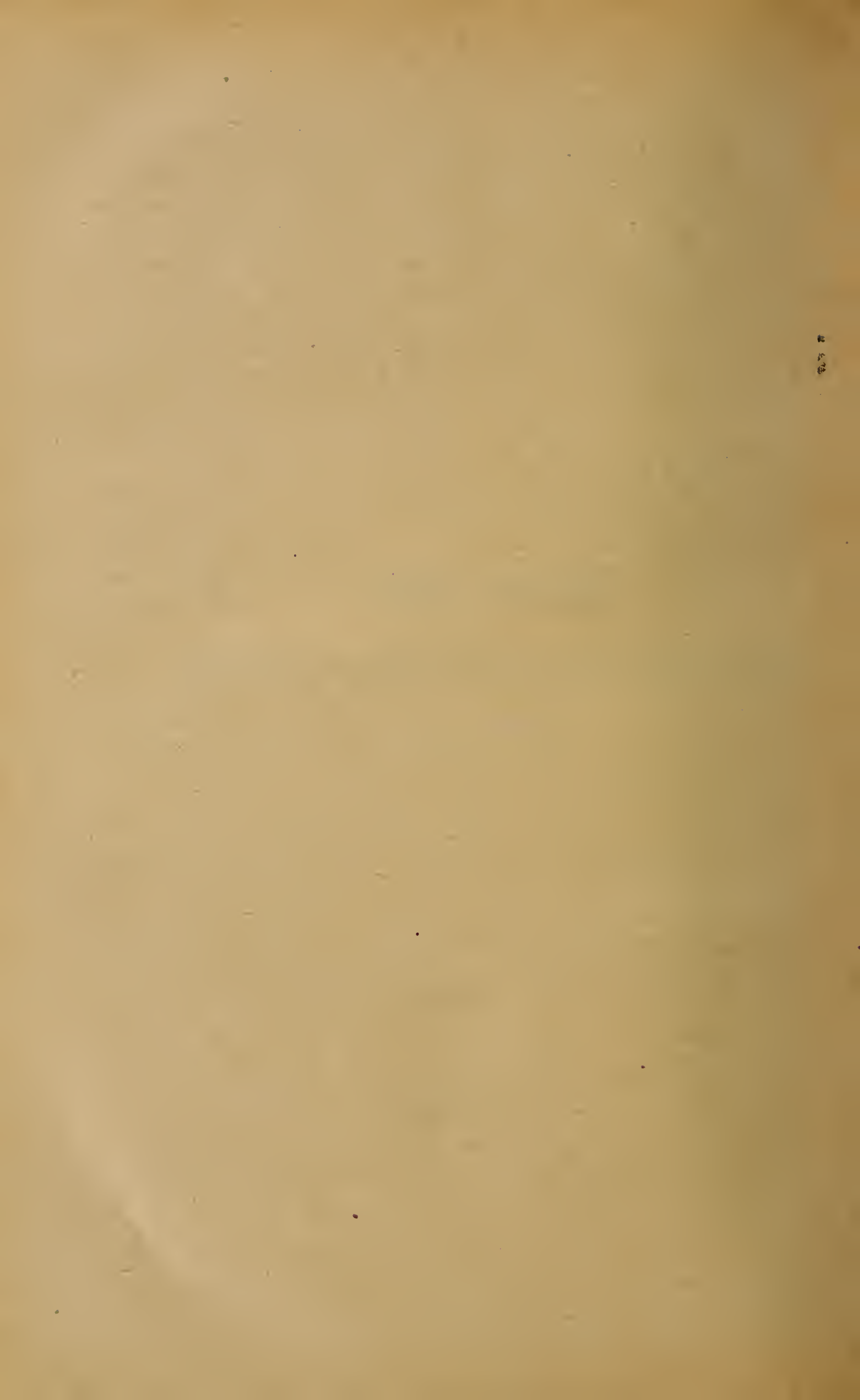
Wir haben den Knaben und Jüngling zum Manne heranreifen, den Mann in engem Kreise seine Kräfte erproben sehen. Nun hat er seine erste weltgeschichtliche That gethan, mit der für die Menschheit ein neues Zeitalter anhebt. Durch die fünfundneunzig Thesen hat er mit heiligem Gewissensernst und mit tiefem Verständnis des Wortes Gottes Hand angelegt, die Kirche von ihren Schäden zu heilen. Das Werk war angefangen. Bald sollte er merken, daß man's nicht dulden wollte. Ob er das Zeug dazu hat und den Mut, es dennoch zu vollenden, das muß die Folgezeit bewähren.



Erstes Buch.

Von der Geburt Luthers bis zum Beginn der Reformation.

1483 — 1517.



Zweites Buch.

Vom Beginn der Reformation bis zum Bruch mit Rom.

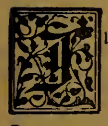
1517—1520.





Erstes Kapitel.

Wirkung der Thesen.



In der Nacht vor Allerheiligen 1517, da Luther tagszuvor seine Thesen angeschlagen, hatte Kurfürst Friedrich auf seinem Schlosse zu Schweinitz, vier Meilen von Wittenberg, einen Traum.

Die alten Historien berichten uns darüber, wie aus seinem eigenen Munde, folgendermaßen:

„Als ich mich auf den Abend zu Bette legte, ziemlich matt und müde, war ich bald über dem Gebet eingeschlafen und hatte bei dritthalb Stunden fein sanft geruht. Als ich nun erwachet und ziemlich munter war, lag ich und hatte allerlei Gedanken bis nach Zwölfen, gedachte unter anderm, wie ich und neben mir mein Hofgesinde allen lieben Heiligen zu Ehren fasten und feiern wollte, betet' auch für die lieben Seelen im Fegefeuer und beschloß bei mir, ihnen auch zu Hilfe in ihrer Glut zu kommen. Bat den lieben Gott um seine Gnade, daß er doch mich und meine Räte und Landschaft in rechter Wahrheit wollte leiten und zur Seligkeit erhalten, er wollte auch allen bösen Buben, die uns unsere Regierung sauer machen, nach seiner Allmacht wehren.

„Nach Mitternacht war ich bald mit solchen Gedanken wieder eingeschlafen. Da träumet mir, wie der allmächtige Gott einen Mönch, eines feinen, ehrbaren Angesichts, zu mir schickte; der war Sankt Pauli, des lieben Apostels, Sohn, und hatte bei sich zu Gefährten, aus Gottes Befehl, alle lieben Heiligen. Die sollten dem Mönch vor mir Zeugnis geben, daß es kein Betrug mit ihm wäre, sondern er wäre wahrhaftig ein Ge-

sandter Gottes. Und ließ mir Gott gebieten, ich sollte dem Mönch verstatten, daß er nur etwas an meine Schloßkapelle zu Wittenberg schreiben dürfte, es würde mich nicht gereuen.

„Ich ließ ihm durch den Kanzler sagen: weil mich Gott solches heiße, und er auch so ein gewaltig Zeugnis hätte, so möchte er schreiben, was ihm geboten wäre.

„Darauf fängt der Mönch an zu schreiben und macht so grobe Schrift, daß ich sie hier zu Schweinitz erkennen konnte. Er führte auch so eine lange Feder, daß sie bis gen Rom reichte und einen Löwen, der zu Rom lag („Leo“ heißt zu deutsch „Löwe“), mit dem Sturtz in ein Ohr stach, daß der Sturtz wieder zum anderen Ohre herausging, und streckte sich die Feder ferner bis an der päpstlichen Heiligkeit dreifache Krone, und stieß so stark daran, daß sie begunnte zu wackeln und wollte ihrer Heiligkeit vom Haupte fallen.

„Wie sie nun also im Fallen ist, däucht mich, ich stünd' nicht weit davon. Ich streckte auch meine Hand aus und wollte sie helfen halten; in demselben geschwinden Zugriff erwachte ich und hielt meinen Arm in die Höhe, war ganz erschrocken und auch zornig auf den Mönch, daß er seine Feder nicht bescheidener führte. Als ich mich aber recht besann, war es ein Traum.

„Ich aber war noch voll Schlafs; gingen mir die Augen wiederum zu und war wiederum fest eingeschlafen, ehe ich das recht gewahr worden und ist mir dieser Traum zum andern Mal wiederkommen.

„Denn ich hatte wieder mit dem Mönch zu thun und sahe ihm zu, wie er immer fortschrieb und mit dem Sturtz der Feder stach er immer weiter auf den Löwen und auf den Papst, darüber der Löwe so gräulich brüllte, daß die ganze Stadt Rom und alle Stände des heiligen Reichs zuliefen, zu erfahren, was da wäre. Es begehrte päpstliche Heiligkeit, man sollte doch dem Mönche wehren und sonderlich mich dieses Frevels berichten, weil sich dieser Mönch in meinem Lande aufhielte.

„Darüber erwachte ich zum andern Mal, verwunderte mich, daß der Traum wiederkommen war, ließ mich's doch gar nicht anfechten, bat aber Gott, er wolle päpstliche Heiligkeit vor allem Übel behüten und schlief also zum dritten Mal wieder ein.

„Da kam der Mönch mir zum dritten Mal für. Wir bemüheten uns sehr, dieses Mönchs Feder zu brechen und den Papst hinwegzuleiten; aber je mehr wir uns an der Feder versuchten, je mehr sie starrete und knarrete, als wenn sie Eisen wäre. Sie knarrete so sehr,

daß es mir in den Ohren wehthat und durch's Herze ging. Wurden endlich also verdrossen und müde darüber, daß wir abließen; verbarg sich auch immer einer nach dem andern und besorgten uns, der Mönch möchte mehr können, denn Brot essen, er möchte uns auch etwa einen Schaden zufügen.

„Nichtsdestoweniger aber ließ ich den Mönch fragen: woher er doch zu solcher Feder kommen wäre und wie es zuginge, daß sie so zäh und feste sei?

„Er ließ mir sagen: sie wäre von einer böhmischen, alten, hundertjährigen Gans („Hus" heißt zu deutsch „Gans"; Hus starb 1415). Einer seiner alten Schulmeister hätte ihn damit beehret und gebeten, weil sie sehr gut wäre, möge er sie zu seinem Gedächtnis behalten und brauchen. Daß sie aber so lange währet' und so feste wäre, komme daher, daß man ihr den Geist nicht nehmen, noch die Seele, wie mit andern Federn geschieht, herausziehen könnte, darüber er sich denn selbst zum höchsten wunderte.

„Bald hernach kommt ein Geschrei aus: es wären aus der langen Mönchsfeder unzählig viel andere Schreibfedern hier zu Wittenberg gewachsen und sei mit Lust anzusehen, wie sich viel gelehrte Leute darum reißen, und meinen einesteils, diese neuen, jungen Federn werden mit der Zeit auch so groß und lang werden, wie dieselbe Mönchsfeder, und es werde gewiß etwas Sonderliches auf diesen Mönch und seine Feder folgen.

„Da ich nun gänzlich im Traum bei mir beschlossen, mich je eher je besser mit dem Mönche in eigener Person zu unterreden, da wachte ich endlich zum dritten Mal auf, und war jetzt Morgen worden."

Dieser merkwürdige Traum würde nun freilich viel merkwürdiger sein, wenn wir irgend eine sichere Bürgschaft dafür hätten, daß Kurfürst Friedrich ihn je geträumt hat. Aber weil denn der Schreiber dieser Geschichten dem Leser gewissenhaften Bescheid thun muß, so bleibt ihm nichts übrig als zu bekennen, daß die alten Historien mit solchem Bericht vor der Wahrheit nicht bestehen können. Denn weder Friedrich der Weise selbst, noch irgend ein Zeitgenosse der Reformation will ein sicherer Gewährsmann dafür sein.

Dennoch wolle der geneigte Leser nicht zürnen, daß ihm solch ungewisser Traum ist gründlich wiedererzählt worden.

Ist doch darin gar fein und sinnreich gezeichnet der fünfundneunzig

Thesen gewaltige Wirkung. Und hat, der den Traum ersonnen, ein gut Verständnis gehabt für Luthers That.

In Wahrheit hat des Mönches Feder Wunder gethan. Des Papstes Krone kam in's Wanken, der Löwe brüllte und alle Stände des heiligen römischen Reiches deutscher Nation konnten nicht helfen und den neuen Geist dämpfen: dieser Feder war die Seele nicht auszuziehn!

Der 31. Oktober 1517 ist der Geburtstag der Reformation.

Wie manchmal sind Disputationsthesen angeschlagen worden nach dem Brauch der Universitäten, vorher und nachher — und sind vergessen. Diese Sätze kann die Christenheit, ja die Welt nicht vergessen. Das macht der Mann, der sie schrieb, und der Sätze Inhalt.

Und hat König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen wohl gewußt, was er that, da er der Wittenberger Schloßkirche im Jahre 1857 eine Kirchthür von Erz schenkte, nachdem die alte, echte Holzthür im siebenjährigen Kriege (am 13. Oktober 1760) ein Raub der Flammen geworden war, und jene fünfundneunzig Thesen als Inschrift darauf setzen ließ, daß sie nun in ehernen Buchstaben zur Nachwelt reden.

Luther hatte den entscheidenden Schritt seines Lebens gethan. Von jetzt ab hatte er keine andere Aufgabe, als sich treu zu bleiben und die Sache Christi wider Rom durchzuführen.

Denn nicht, um seine eigene Meinung zu verfechten, war er auf den Plan getreten.

„Als ich zu schreiben begann," so lautet sein feierliches Bekenntnis, „sagte ich zu Gott mit großem Ernst: wolle er je ein Spiel anfangen mit mir, daß er es allein für sich thäte und behüte mich davor, daß er mich nicht darein menge, d. i. meine eigene Weisheit".

Und ist er bei dieser großen, frommen, gottgelassenen Auffassung seines Werkes allezeit geblieben, daß er in allen Anfeindungen und Anfechtungen sich zu seinem Troste darauf besann, wie er die Sache angefangen, nicht aus Vorwitz, sondern von Gott getrieben. „Ich glaube," sagt er, „auf mein Gewissen gestützt, daß meine Widersacher irren; der mich richtet, ist der Herr, obgleich ich mir nichts bewußt bin: er hat mich genötigt, alle diese Sätze aufzustellen."

Diese Sicherheit seiner Sendung von Gott gab ihm den unbeugsamen Wahrheitsmut, der nach nichts fragte.

Indessen mochte ihm wohl das Herz klopfen, als er seine Sätze

anheftete. Werden sie einschlagen? Werden die Freunde, mit deren keinem er vorher sich besprochen, ihm zustimmen? Werden die Ablaßvögte ihre gewissenverwirrende Predigt einstellen? Werden die Theologen endlich einmal in der Ablaßfrage ein klares und einstimmiges Urteil abgeben? Und was das Allernächste: Wird von Nah oder Fern einer sich stellen, den Handschuh aufheben und in ordentlicher Disputation dem kühnen Thesensteller gegenüber treten? Luther war mit vielen und starken Gründen gerüstet, aber in manchem Stücke war auch ihm die Wahrheit über den Ablaß noch zweifelhaft und des Fragens kein Ende.

So sieht er denn still abwartend, die Bibel in der Hand, seine Glaubenserfahrungen im Herzen, der Wirkung seiner Herausforderung entgegen.

Ungezählte Gäste kamen zur Allerheiligenkirchweih. Darunter genug, die Latein verstanden, Priester, Mönche, Studierte von allen Fakultäten, dazu mancher ehrsame Zunftgenosse, der auch einmal in die lateinische Schule gelaufen war und von der damals erworbenen Gelehrsamkeit noch so viel behalten hatte, daß er des Professors zeitgemäße Meinungen entziffern konnte.

Vor allem für die Professoren und Studenten der Universität Wittenberg war's ein Ereignis. Solch eine Disputation war auch nach dem, was man seit Luthers Doktorschaft gewohnt war, ganz unerwartet und unerhört. Und man kannte Luther zu gut, als daß man diese Sätze nicht hätte hinnehmen sollen, wie eine Botschaft von Größerem, das noch kommen sollte.

Von den Gelehrten verbreitete sich's rasch zu den Ungelehrten. Es lief von Mund zu Mund: „Der Doktor Luther hat den Ablaß angefochten!“

Tetzels Name war in den Streitsätzen selber nicht genannt. Daß der Angriff auf dessen berüchtigten Kram gemünzt war, blieb keinem verborgen. Doch fühlte wohl mancher heraus, daß dieses Professors Ansichten schlecht stimmten auch zu den Gnadenverheißungen, welche so viele Gläubige hergelockt hatten zum Fest der Wittenberger Reliquienkirche.

Da wird's nicht gefehlt haben an lebhaftem Für und Wider. Die einen mochten Luthers Vermessenheit schelten; vielen war's doch, wie wir die Stimmung im Volke kennen, eine große Genugthuung, daß end-

lich einmal ein Theologe an den wunden Fleck zu rühren wagte. Jene gefährdete es in ihrer Sicherheit, diese hofften die Abstellung schweren Ärgernisses.

In Wittenberg mochte Bürgerschaft und Studentenschaft sich mehr oder minder entschieden auf die Seite des geliebten Predigers und Lehrers stellen.

Die aber zum Feste nach Wittenberg gekommen waren, die nahmen aus der Schloßkirche diesmal nicht nur den begehrten Ablaß mit heim, sondern auch die Ablaßthesen, die an der Kirchthür zu lesen standen. Schnell genug fanden die auch den Weg über die Grenze ins feindliche Lager zu den Verkäufern des römischen Wanderablasses.

Geschrieben, wenn auch nicht von seiner eigenen Hand, hatte Luther seine Sätze angeschlagen. Gleichwohl gab's in Wittenberg alsbald einen Druck auf einem halben Bogen Papier, der „das Rößlein laufen machte". Schwerlich hat Luther diesen Druck veranlaßt, er wollte ja die weitere Verbreitung seiner Thesen noch eine Weile anstehen lassen. Aber es währte nicht lange, so gab es mehr als einen Nachdruck. In Nürnberg gab man die Thesen auf Lateinisch und auf Deutsch heraus, auch zu Basel in der Schweiz erschien eine Ausgabe davon.

„In vier Wochen," erzählt der Zeitgenosse Mykonius, den wir schon kennen, „hatten die Thesen schier die ganze Christenheit durchlaufen, als wären die Engel selbst Botenläufer."

Und Luther schreibt: „Also gingen meine Propositiones (Behauptungen) aus wider des Tetzels Artikel. Dieselbigen liefen schier in vierzehn Tagen durch ganz Deutschland, denn alle Welt klagte über den Ablaß, sonderlich über Tetzels Artikel. Und weil alle Bischöfe und Doktores stillschwiegen und niemand der Katzen die Schellen anbinden wollte — denn die Ketzermeister des Predigerordens (die Dominikaner) hatten alle Welt mit dem Feuer in die Furcht gejagt und Tetzel selbst auch etliche Priester, so wider seine freche Predigt gemuckt hatten, eingetrieben — da ward der Luther ein Doktor gerühmt, daß doch einmal einer kommen wäre, der dreingriffe. Der Ruhm war mir nicht lieb, denn, wie gesagt, ich wußte selbst nicht, was der Ablaß wäre, und das Lied wollte meiner Stimme zu hoch werden."

In der That, Luther war überrascht über diesen ungeahnten und ungewollten Erfolg seiner Worte, ja er erschrak darüber.

Christoph Scheurl, ein Rechtsgelehrter, Genosse des Nürnberger Freundeskreises, mit dem Luther Briefe und Schriften wechselte, hatte

ihm Vorwürfe gemacht, daß er seine Thesen nicht auch nach Nürnberg geschickt habe. Darauf Luther:

„Wenn Du Dich wunderst, daß ich sie Euch nicht zugeschickt habe, so antworte ich, daß es mein Plan und Wille nicht war, sie zu verbreiten, sondern zunächst mit Wenigen bei uns und in der nächsten Umgebung darüber zu verhandeln, um so, je nachdem sie dieselben verwerfen oder billigen würden, sie zu vernichten oder herauszugeben. Aber nun werden sie weit über mein Erhoffen so vielfach aufgelegt und umhergetragen, daß mich mein Erzeugnis reut, nicht als ob ich's dem Volke nicht gönnte, daß es die Wahrheit kennen lernt — vielmehr darauf allein ging ich aus — sondern weil dieser Weg nicht der angemessene ist, das Volk zu unterweisen. Denn etliches ist mir selber zweifelhaft, und manches hätte ich ganz anders und bestimmter gefaßt oder auch weggelassen, wenn ich solchen Erfolg erwartet hätte. Indessen ersehe ich zur Genüge aus dieser Verbreitung unter dem Volke, welches die Ansicht über den Ablaß ist nachgerade bei allen, freilich „heimlich, aus Furcht vor den Juden.""

Ja, es war wohl seltsam. Was kümmerte sich sonst das Volk um die gelehrten Streitigkeiten der Theologen. Und nun dieses Zugreifen! Diese Erregung!

Ein Ärgernis war bloßgelegt, das aller Gemüter bewegte. Verstanden die Leute nicht jeden Satz, den Luther geschrieben, so verstanden sie doch genug, um zu merken, daß er ein offenes Wort geredet hatte, das nicht ohne Folgen bleiben konnte für Kirche und Vaterland.

Das wandte aller Augen auf ihn. Wer solche Sätze aufgestellt, der hatte wohl noch mehr zu sagen.

Und eben, daß er so viel Glauben, so viel Erwartung fand beim Volke, daß seine Person mit Einem Mal so im Vordertreffen stand, da er vielmehr nur andere, Bessere hatte veranlassen wollen, zu den Waffen zu greifen, das machte Luthern bange. Aber dennoch: ob ihm das Schifflein zu schnell und stürmisch dahinsegelte — daß er nach der rechten Richtung hinsteuerte, dessen war er in allem seinem Bedenken froh und gewiß.

Ein kleiner Zug von ihm giebt uns darüber ein lautredendes Zeugnis. Eben in der Zeit, nachdem er seine Thesen veröffentlicht hatte, fängt er an, seinen Namen nach der Mode der Humanisten in's Griechische zu übersetzen; da unterschreibt er sich denn in seinen Briefen:

Martinus Eleutherius, d. i. der Freigesinnte. Später hat er diesen Einfall wieder aufgegeben. Aber gegen jedes Mißverständnis schützt er seinen neuen Namen sogleich in dem Briefe vom November 1517 an seinen Freund Lang, wo wir ihm zum ersten Male begegnen. Da schließt er: „Zuletzt sei eingedenk, daß Du sorglich für mich betest, wie ich für Dich, daß unser Herr Jesus uns helfe und trage unsere Anfechtungen mit uns, die kein Mensch kennt, ohne wir selber. Leb wohl. Wittenberg, am Sankt Martinstage 1517. Bruder Martinus Eleutherius (der Freigesinnte), ja vielmehr ein Knecht und gar sehr Gefangener."

Wie manche Aufregung und Anfechtung jene Tage ihm brachten — in Gott war er frei und in Gott war er gebunden.

Ganz andere Besorgnisse, als sie ihm wohl kamen über die unbeabsichtigten Folgen seiner Veröffentlichung, ganz andere Besorgnisse waren es, die seine Klostergenossen ergriffen.

Wahrscheinlich hatte Luther gleich am Tage des Thesenanschlags noch im Abendgottesdienst in der Kapelle des Klosters den Brüdern sein Unternehmen gedolmetscht, indem er ihnen eine Predigt hielt von Ablaß und Gnade. Da hatte man ihn denn gewähren lassen.

Aber als seine Vorgesetzten (er selbst war nicht mehr Subprior, da seine Zeit abgelaufen) die Wirkung seiner Thesen wahrnahmen, wurde ihnen angst und bange. Denn sie gedachten, was für furchtbare Gegner Luther wider sich und den ganzen Augustinerorden erzürnt hatte, nämlich den Tetzel und seine Brüder, die Dominikaner, in deren Händen die Vollmacht der Inquisition lag. Haben wir doch selbst auf Tetzels Ablaßzettel gelesen, wie er den Titel eines Ketzermeisters führte. Und er war gewiß der Mann darnach, von seinem Amte Gebrauch zu machen, wenn ihm ein Gegner unbequem wurde. Bisher hatten die Augustiner vor andern Mönchsorden als ihren besonderen Ruhm den bewahrt, daß kein Ketzer ihre Kutte getragen. Sollten sie jetzt die Schande erleben?

Schon freuten sich die Dominikaner, daß ihr Ordensgenosse Savonarola, der Prophet von Florenz, der im Jahre 1498 seine Ketzerei mit dem Feuertode gebüßt, an dem kecken Augustiner würde einen Gesellen finden. Luther erzählt davon:

„Da ich zum ersten den Ablaß angriff und alle Welt die Augen

aufsperrte und sich ließ dünken, es wäre zu hoch angehoben, kamen zu mir mein Prior und Subprior, aus dem Zetergeschrei bewegt, und fürchteten sich sehr, baten mich, ich sollte den Orden nicht in Schande führen. Denn die andern Orden hupften schon vor Freuden, sonderlich die Prediger (Dominikaner) daß sie nicht allein in Schanden stäken; die Augustiner müßten nu auch brennen und Schandträger sein.

„Da antwortet' ich: „Lieben Väter, ist's nicht in Gottes Namen angefangen, so ist's bald gefallen; ist's aber in seinem Namen angefangen, so laßt denselbigen machen.“ Da schwiegen sie und gehet noch so bisher, wird ob Gott will, auch noch besser gehen, bis an's Ende.“

Gerade in nächster Nähe Luther's „ging's in der Erste gar schwächlich“. Wie hatten ihm die Wittenberger Theologen je länger je eifriger zugestimmt, als er ihnen zeither schon seine neue Lehre von der Gnade und von den Werken vorgetragen! Wie waren sie so eifrig mit eingetreten in den Kampf gegen Aristoteles und die Scholastiker! Jetzt aber galt es, praktische Konsequenzen zu ziehen für das kirchliche Leben, eine von den berufenen Leitern der Kirche gehegte Einrichtung ihres falschen, verführerischen Glanzes zu entkleiden — das war gefährlicher, als alle Neuerungen im geschlossenen Kreise der theologischen Wissenschaft. Den Zorn der Ketzerrichter herauszufordern, trug manch einer Bedenken. Das Schicksal jenes Johann von Wesel, der auch den Ablaß anzutasten wagte, mochte doch diesem und jenem in den Sinn kommen.

Als Luther am Tage nach dem Allerheiligenfeste, also am 2. November, mit seinem Freunde Hieronymus Schurf, einem Wittenberger Juristen, nach dem nahen Kemberg fuhr, machte ihm dieser allerhand Vorstellungen: „Was wollt ihr machen? Man wird's nicht leiden!“

Worauf Luther ihm erwiderte: „Wie, wenn man's müßte leiden?“

Der Erste unter Luthers Wittenberger Genossen, der auf seine Seite trat auch in der Ablaßfrage, war der Doktor Karlstadt; aber auch dieser fand sich erst nach mehreren Monaten, anfangs hielt er sich zurück und meinte, Luther sei doch zu weit gegangen.

Von auswärts aber klang ihm Beifall und Mißbilligung in buntem Wechsel entgegen.

Wenig hören wir davon, wie Luthers Aufstellungen in den übrigen Augustinerklöstern sind hingenommen worden. Was für Luther gewiß ungemein beruhigend und wohlthuend war — Staupitz billigte seine Sätze. Ihm war das Wichtigste daran, daß Luther Gott allein die Ehre gäbe und ihm alles zuschreibe und nicht den Menschen. „Gott

aber," sagte Staupitz, „das ist klar, kann man nicht zu viel Ehre und Güte beilegen."

Reichlichen Beifall erntete Luther in dem Nürnberger Kreise, in welchem das Urteil des General-Vikars viel galt. Die Thesen gingen dort von einer Hand zu der andern; man verschickte sie auch an auswärtige Freunde, unter anderen auch — an Eck.

Freudiger aber hat wohl niemand den neuen Propheten begrüßt, als der Prediger Dr. Fleck, ein früherer Wittenberger. Als der in seinem Kloster zu Steinlausig bei Bitterfeld an der Mulde die Thesen angeschlagen fand, rief er: „Ho, ho, er ist da, der es thun wird!" und ermunterte Luthern in einem Briefe.

Dagegen mancher Theologe, der von Herzen seinem Unternehmen beistimmte, aber den verrotteten Zustand der Kirche kannte, verzweifelte daran, daß dieser Mönch werde das angefangene Werk vollenden können, und sah seine Zukunft mit trüben Augen an.

So ein gelehrter, wohlgesinnter Theologe in Hamburg, Albert Krantz. Als der kurz vor seinem Tode die Thesen gelesen hatte (er starb am 7. Dezember 1517), brach er in die bitteren Worte aus: „Du sagst die Wahrheit, guter Bruder, aber du wirst nichts ausrichten. Geh' in deine Zelle und sprich: Gott, erbarm' Dich meiner!"

Nun, das merkte Luther bald, daß er auf thatkräftigen Beistand von seiten der befreundeten Theologen sich nicht verlassen durfte. Aber gerade dies, daß er angesichts der Kämpfe, die da droheten, so allein stand, war ihm willkommen. Er schreibt in späteren Tagen darüber:

„Ich also, beim Beginn meines Handels, da ich gegen die Abläße und andere Mißbräuche schrieb, hatte ich die Gnade von Gott, daß ich den ganzen Handel allein auf meine Schultern nahm und ihn mit Gottes Hilfe allein auszufechten mir getraute; meinte, nichts im Vertrauen auf andere wagen zu dürfen, es wäre mir sonst dasselbe begegnet, wie Münzern und den anderen Schwarmgeistern. Auf die gute Sache, d. i. auf Gottes Wort trotzte ich. Da wußte ich: dies kann auch von den Pforten der Hölle nicht überwältigt werden, ob auch mich und meine Genossen die Gegner mit ihrer Gewalt leicht überwinden mögen."

Aus solcher Stimmung ist der Brief geschrieben, den er am 31. März 1518 an Staupitz richtete:

„Das glaube ich gerne, daß mein Name bei vielen stinkend geworden ist. Denn so setzen mir ja gute Leute zu, weil ich die Rosenkränze,

Kronen, Psalterchen und andere Gebete, ja sogar alle guten Werke verworfen habe. So widerfuhr's auch dem Apostel Paulus von denen, die da schalten, er sage: Lasset uns Übels thun, auf daß Gutes daraus komme! (Röm. 3, 8.) Nun ich lehre, daß die Menschen auf nichts anderes ihre Zuversicht setzen sollen, denn allein auf Jesum Christum, nicht auf Gebete und Verdienste oder auf eigene Werke, weil wir nicht durch unser Laufen, sondern durch Gottes Barmherzigkeit werden selig werden. Aus diesen Reden saugen jene das Gift, das sie, wie Du siehst, aussäen. Aber um Ehre oder Unehre habe ich's nicht angefangen und werde es darum nicht lassen. Gott wird's versehen."

Und weil er sich so von Herzen bewußt war, daß er Mut und Kraft zu seinem Werke allein von Gott empfing, so traf es ihn auch nicht, als ihm seine alten Erfurter Lehrer Hochmut und Vermessenheit vorwarfen.

„Wer weiß nicht," schreibt er daraufhin an seinen Freund Lang, daß ohne Hochmut oder wenigstens ohne den Schein des Hochmuts und den Verdacht der Streitsucht nichts Neues kann ans Licht gebracht werden? Laß die Demut selber Neues versuchen — sofort wird sie dem Makel des Hochmuts unterworfen von denen, die anderer Meinung sind. Denn warum ist Christus getötet worden und alle die anderen Märtyrer? Warum haben die Lehrer so viel Mißgunst erduldet? Warum anders, als weil sie für hochmütig und für Verächter der alten wohlbewährten Weisheit und Klugheit geachtet wurden, oder weil sie solch Neues vortrugen, ohne die um Rat gefragt zu haben, die dem Alten anhingen?

„Darum will ich nicht, daß sie (die alten Professoren) von mir die Demut — d. i. Heuchelei — erwarten, als ob ich glaubte, erst ihren Rat und Beschluß einholen zu müssen, ehe ich etwas von mir gebe. Ich will nicht, daß nach Menschen Rat, sondern daß nach Gottes Rat geschehe, was ich thue.

„Ist das Werk aus Gott, wer wird's hindern? Ist es nicht aus Gott, wer wird's fördern? Es geschehe nicht mein, noch ihr, noch unser, sondern Dein Wille, heiliger Vater im Himmel."

In diesem steten Aufschauen zu Gott blieb es ihm beschieden, daß er demütig blieb, ob er auch dem Alten, Hergebrachten, Allgemeingiltigen schroff und unerbittlich entgegentreten mußte. Und so konnte er wohl an seinem Lebensende sich dessen freuen: „Ich bin, Gott Lob! nie so vermessen gewest" und seinen Tischgenossen erzählen:

„Als ich erst wider den Ablaß schrieb, da thäte ich's nicht aus

Vermessenheit, oder daß ich auf meine Kunst und Weisheit gepocht hätte, sondern ich wollte den Handel vom Ablaß nur anstechen und gedachten, es würden darnach wohl andere Leut' sich finden, die es besser würden hinausführen."

Eine Weile schien es, als wenn weder Freund noch Feind an dem Thema, das Luther so laut und deutlich aufgestellt hatte, sich versuchen wollte. Niemand stellte sich ihm zur Disputation. Das war ihm ebenso wider den Sinn als die überraschende Verbreitung der Thesen. Denn es blieb ihm so die Gelegenheit versagt, auf dem einfachsten und gewöhnlichsten Wege wissenschaftlichen Austauschs seine Ansichten klarzulegen, zu begründen und richtig stellen zu lassen.

Um so mehr lärmten und lästerten seine Feinde in der Ferne. Sie schrieen ihn in allen Predigten für einen Ketzer aus.

Aber das Schmerzlichste für ihn war, daß auch andere von seinen Gegnern um seines Unternehmens willen Schimpf und Schande zu leiden hatten. So die Universität Wittenberg und Kurfürst Friedrich der Weise.

Luther schreibt darüber an Spalatin: „So weit gehen sie in ihrer Wut, daß sie versuchen, meinetwegen die Universität Wittenberg als eine ruchlose und ketzerische hinzustellen. Ich meinerseits mühe mich nicht so sehr darum, daß ich über sie triumphiere, als darum, daß ich an mich halte und sie nicht verachte, womit ich wider Christum sündigen würde. Denn so ganz ungelehrt sind sie in menschlichen und göttlichen Wissenschaften, daß es nur lauter Unehre bringen kann, mit ihnen zu streiten; aber gerade diese Unwissenheit giebt ihnen eine so unglaubliche Kühnheit und eine mehr als eherne Stirn. Man muß an ihrer Besserungsfähigkeit völlig verzweifeln.

„Eins will ich Dir melden, was mir sehr wehe thut. Nämlich: eben die Zungendrescher und viele anderen mit haben jetzt eine neue Rüstung erdacht und bringen überall aus, unser durchlauchtigster Fürst stecke hinter allem, was ich thue, als ob ich durch ihn bewogen sei, den Erzbischof von Magdeburg verhaßt zu machen. Lieber, rate, was hierbei zu thun, ob man's den Fürsten soll wissen lassen. Denn daß der Fürst meinethalben in Verdacht kommen sollte, thut mir herzlich leid, und daß ich an der Uneinigkeit zwischen so großen Fürsten Schuld haben sollte, davor erschrecke und fürchte ich mich."

In Wirklichkeit lag der Verdacht, Luther handle im Einverständnis mit dem Kurfürsten, für Fernstehende so fern nicht.

Denn dieser Landesherr gab seiner Unterthanen Geld ungern zu fremden Zwecken her und hatte insonderheit gar keine Lust, dem Erzbischof Albrecht sein Pallium bezahlen zu helfen. Auch aus manch anderem Grunde stand er mit diesem Fürsten auf schlechtem Fuße.

Nun war Luther Professor an Friedrichs Universität, dazu der Freund des kurfürstlichen Hofpredigers und vertrauten Rates Spalatin — da mußte ja Luther, wie es schien, über des Kurfürsten Gedanken und Wünsche wohl unterrichtet sein.

Indessen, wer die Thesen in ihrem tiefen Sinne verstand, konnte wohl merken, daß damit dem Kurfürsten nicht gedient war. Denn wenn der neue Geist, der in jenen Sätzen sich regte, zum Durchbruch kam, war's nicht blos mit den päpstlichen Wanderablässen, sondern auch mit den Abläßen der Wittenberger Schloßkirche vorbei. Aber das war ja mit der Hauptgrund, weshalb Friedrich dem Tetzel sein Land verschloß, weil er die Gnadenschätze seines Lieblingsheiligtums vor der bedrohlichen Konkurrenz schützen wollte.

Und Luther war ganz und gar nicht der Mann, in Sachen, wo sein Gewissen in Frage kam, sich um Gunst und Ungunst seines Kurfürsten zu kümmern. Gern und dankbar nahm er von ihm Geschenke an; denn er war ein armer Mönch, der sie wohl brauchen konnte. Aber die Unabhängigkeit seines Denkens und Handelns brachte er ihm nicht zum Opfer.

Da haben wir aus den letzten Wochen des Jahres 1517 einen Brief Luthers an Friedrich, der uns trefflich hineinschauen läßt in das Verhältnis des Wittenberger Professors zu seinem fürstlichen Gönner. Er lautet:

„Meinem gnädigsten und lieben Herrn, Herzog Friedrich, Kurfürsten zu Sachsen, zu Sr. Gnaden Händen.

„Gnädigster Herr und Fürst!

„Als mir Euere Fürstliche Gnaden vor diesem die Zusagung thät durch den Hirsfelder, ein neu Kleid zu geben, so komme ich nu und bitt' Ew. Fürstl. Gn., desselben eingedenk zu sein.

„Bitt' aber, gnädiger Herr, wie vormals: so der Pfeffinger (des Kurfürsten Rat) das ausrichten soll, daß er es mit der That und nit mit freundlicher Zusagung ausrichte; er kann fast gute Worte spinnen, wird aber nit gut Tuch daraus.

„Auch, gnädigster Herr, daß ich meine Treu Ew. Fürstl. Gn. auch erzeige und mein Hofekleid verdiene: ich hab' gehört, wie daß

Ew. Fürstl. Gn. nach Abgang dieses Aufsatzes (Steuer) wollte einen andern und vielleicht schwerern aufsetzen. So Ew. Fürstl. Gn. nit wollt verachten eines Bettlers Gebet, bitt' ich, wollt's um Gottes willen nit lassen dahin kommen. Denn mir's von Herzen leid ist und vielen Ew. Fürstl. Gn. Günstigen, daß auch diese Schätzung (die letzt erhobene Steuer) Ew. Fürstl. Gn. letzten Tagen so viel guten Geruchs, Namen und Gunst beraubt hat. Gott hat Ew. Fürstl. Gn. wohl mit hoher Vernunft begnadet, daß Sie in diesen Sachen weiter sieht, denn ich oder vielleicht alle Ew. Fürstl. Gn. Unterthanen; aber mag doch wohl sein, ja Gott will es so haben, daß groß Vernunft zuweilen durch weniger Vernunft gewiesen werde, auf daß niemand auf sich selb sich verlasse, sondern alleine auf Gott unsern Herrn, welcher spar' Ew. Fürstl. Gn. gesund, uns zu Gute und darnach Ew. Fürstl. Gn. Seelen zur Seligkeit.

Ew. Fürstl. Gn. unterthäniger Kapellan

Dr. Martinus Luther zu Wittenberg."

Wahrhaftig eine seltsame Art, ein Hofkleid zu verdienen! Luther zeigt da wenig Anlage zu einem Höflinge. Aber Friedrich schätzte seinen Professor, da er wohl wußte, wie er die Hoffnung seiner Universität Wittenberg war, und ließ ihn gewähren. Und daß er Luthern gewähren ließ, auch als er mit seiner Reformation Kirche und Reich in Aufruhr brachte, daß er ihm Leben und Freiheit schützte, ohne ihm dreinzureden, das ist Kurfürst Friedrichs großes Verdienst um das Werk der Reformation, damit hat er sich unsterblichen Ruhm und den Beinamen des Weisen gesichert.

Absichtlich hatte Luther die Thesen nicht an den Hof geschickt, weder an den Kurfürsten noch an irgend einen seiner Beamten und Vertrauten. Er sah voraus, in welch schiefes Licht das beide hätte bringen können, ihn und den Kurfürsten.

„Ich wollte nicht," schrieb er im November 1517 an Spalatin, „daß meine Thesen früher unserm durchlauchtigsten Fürsten oder irgend einem Hofmanne in die Hände kämen, ehe diejenigen sie vernommen hätten, die sich davon getroffen fühlen möchten, damit sie nicht etwa glaubten, sie seien dem Fürsten zu Befehl oder zu Liebe wider den Erzbischof von Magdeburg von mir ausgegeben worden, wie — nach dem was ich bereits gehört — viele von ihnen träumen. Aber nun

kann man ja ohne Schaden für sein Seelenheil einen Eid thun, daß sie ohne Wissen des Herzogs Friedrich ausgegangen sind."

Da denn das Gerede nicht verstummen wollte, wurde es für Luther eine ernste Sorge. Was konnte daraus entstehen? Uneinigkeit der Fürsten. Und Schlimmeres.

Wieder schreibt Luther darüber an Spalatin, am 29. Juni 1518

„Das bekümmert mich nicht, mein lieber Spalatin, daß jene Leute von mir so schlecht reden, oder daß sie schwatzen, meine Thesen seien unsers Fürsten Werk. Dies allein fürchte ich, daß über solchem Anlaß unter den großen Fürsten eine Betrügerei entstehen möchte, wenn etwa auch der Fürst von Brandenburg etwas Ähnliches geschehen ließe zur Vergeltung, wovon ich neulich habe verlauten hören."

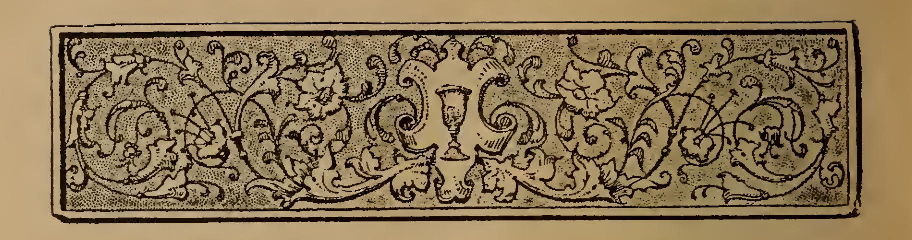
Eins begehrte er wohl von seinem Kurfürsten, nämlich daß er ihm zu der erwünschten Rechtfertigung verhülfe.

„Das will ich gerne leiden, daß mich der Fürst zu einer Disputation oder einem Gericht darbiete, vorausgesetzt daß mir öffentlich Geleit gegeben wird — nur mögen sie den unschuldigen Fürsten nicht meinetwegen verhaßt machen.

„Was sind das für Ungeheuer und ein Volk der Finsternis, dem Lichte feind! Den Johann Reuchlin (den berühmten Humanisten) haben sie über drei Länder weit gefunden und wider Willen hergezogen; mich, der vor der Thür steht, einladet und bittet, verachten sie und schwatzen das in Winkeln, was sie, wie sie wohl sehen, nicht verteidigen können."

Nun ob niemand kam, mit ihm zu disputieren, an Antworten sollte Luther doch bald keinen Mangel haben.





Zweites Kapitel.

Die Antwort der Ablaßkrämer.

Am übelsten verspürte Tetzel die Wirkung der fünfundneunzig Thesen. In Gegenden, wo er zuvor einen reichen Markt gehalten, eben an der kursächsischen Grenze, bot er jetzt vergeblich seine Ware aus, und der allgemeine Unwille wider ihn machte sich ihm sogar in Beschimpfungen deutlich.

So hielt er es denn für geraten, mit seinen Gesellen aus der gefährlichen Nachbarschaft Wittenbergs zu weichen und sich nach der Mark Brandenburg zu ziehen, wo eben zu jener Zeit sich ein ergiebiges Feld für seine Thätigkeit erschloß.

Wo aber jetzt die Ablaßpredigt ertönte, da fehlte es nicht an drohenden Ausfällen gegen den frechen Mönch von Wittenberg, der es wagte, des Papstes köstlichste Gnadengabe zu verdächtigen und zu verunglimpfen.

Von Tetzel war nicht zu erwarten, daß er Verständnis für Luthers Sätze beweisen und darnach seinen Eifer mäßigen sollte. Dagegen kam alles darauf an, wie Erzbischof Albrecht, der in Deutschland für das ganze Wanderablaßwesen die Verantwortung trug, sich zu dem Schritte Luthers stellen würde. Ließ er sich zur Einsicht bringen, und zum Einlenken bewegen, so war für die gute Sache alles gewonnen. So hätten wir zwar keine Reformation der Kirche erlebt, aber Luthers ganzes damaliges Absehen wäre erreicht worden. Und wahrhaftig, wenn Albrecht noch Ohren hatte zu hören, deutlich genug hatte ihm Luther in seinem Briefe die Wahrheit gesagt.

Wie antwortete der große Kirchenfürst dem Mönche, der es gewagt hatte, ungefragt sich zu seinem Ratgeber aufzuwerfen?

Luthers Brief ist unbeantwortet geblieben. Wir wissen nicht einmal, ob Albrecht ihn erhalten und gelesen hat. Aber die Thesen hat er gelesen, und, wie es scheint, gründlich.

Albrechts gewöhnliche Residenz war die Stadt Halle an der Saale. Aber zur Zeit des Thesenanschlages weilte er in Aschaffenburg am Main. Halle gehörte zu seinem Magdeburgischen, Aschaffenburg zu seinem Mainzischen Bistum. Er hatte ja die Auswahl zwischen seinen drei Sprengeln.

Nun in Halle führte während seiner Abwesenheit ein Kollegium von Räten die Geschäfte seines Amtes. Zu ihnen drang bald die Kunde von Luthers Auftreten wider den Ablaß und auch die Thesen selber bekamen sie bald zu Gesichte. Wenn sie irgend noch im Zweifel gewesen wären, ob sie der Sache Wichtigkeit beilegen sollten, so mochten Tetzels Klagen und Beschwerden sie darüber aufklären, daß es mit seinen Einnahmen bedenklich bergab gehe. So sahen sie sich denn veranlaßt, nach Aschaffenburg Bericht zu erstatten, und diesem Bericht legten sie auch die Thesen bei.

Hierauf erhielten sie von dem Fürstbischof folgenden, am 13. Dezember 1517, also sechs Wochen nach Luthers Veröffentlichung, erlassenen Bescheid. Wir werden durch ihn genügend darüber unterrichtet, welchen Eindruck auf Albrecht die Thesen gemacht haben.

„Unsern günstigen Gruß zuvor! Wohlgeborene, würdige, hochgelehrte und feste lieben Räte, Andächtige und Getreue!

„Wir haben Euer Schreiben mit zugesandten Artikeln eines vermessenen Mönchs zu Wittenberg, das heilige Ablaßgeschäft und unsere Subkommissarien betreffend, hören lesen. Fügen Euch darauf zu wissen: wiewohl uns berührten Mönchs trotzig Fürnehmen unser Person halben wenig anfechtet, haben wir doch sehr ungerne erfahren, daß das arme, unverständige Volk dergestalt soll geärgert und in beschwerlichen Irrtum geführt werden.

„Darum und demselben aus gutem Grunde zu widerstehen, haben wir angezeigte Artikel und andere Schriften den Hochgelehrten der heiligen Schrift und Rechte (den Theologen und Juristen) unserer Universität zu Mainz mit zeitigem Bedenken fleißig zu übersehen und zu erwägen überschickt. Haben auch selbst neben

unsern gelehrten Hofräten und anderen Verständigen stattlich beratschlagt, bedächtiglich erwogen und auf derselben aller einmütigen Rat diesen beigelegten, erstlich in ihrem Beiwesen verlesenen processum inhibitorium (Einhaltsverfahren) wider ehergemeldeten Mönch angestellt, auch daneben den Handel samt Artikeln Päpstlicher Heiligkeit eilends zugefertigt, guter Hoffnung, Seine Heiligkeit werde also zur Sachen greifen und thun, daß solchem Irrsal zeitlich nach Gelegenheit und Notdurft widerstanden werde und wir den Orden (den Augustinerorden) und Sache nicht auf uns laden.

„Welches gehaltenen Ratschlags wir Euch neben dem besiegelten Prozeß einen Auszug übersenden, gnädiglich begehrend, solches bei Euch im Beiwesen etlicher Verständigen und Hochgelehrten auch zu beratschlagen und mit hohem Fleiß stattlich zu erwägen. Und wo im Rate befunden, daß der Prozeß nach gestalteten Sachen dermaßen gut, tauglich und nütze sei, dann wollet ihn unserm Subkommissar Herrn Johann Tetzel zuschicken, auch denselben berührtem Mönche zu Wittenberg wie gebührlich zuintimieren lassen, damit solcher giftige Irrtum unter gemeinem Volke weiter nicht gepflanzt werde.“

So weit handelt das Schreiben von Luther. Wir sehen, Albrecht und seine Ratgeber nahmen die Sache ernst. Aber sich warnen und strafen zu lassen, das kam ihnen nicht in den Sinn. Dem Mönche muß das Maul gestopft und das Volk taubgemacht werden gegen seine Predigt, damit es nicht müde werde zu zahlen. Aber hören wir weiter! Nicht eingestellt darf das Geschäft werden um des vermessenen Mönchs willen, im Gegenteil: es muß schwunghafter und vernünftiger betrieben werden, denn es bringt nicht genug ein. In dem Sinne geht der Erzbischof freilich auf eine Abstellung der Mißbräuche aus, die beim Ablaßhandel zu Tage getreten waren.

Davon handelt der zweite Teil seines Erlasses an die Hallischen Räte.

„Ferner lassen wir uns Herrn Tetzels Bestellung an die Mark und Preußen zu dieser Zeit gefallen. Nachdem Ihr uns dann daneben ein Verzeichnis der Besoldungen seiner untergesetzten Kommissarien zugefertigt, befinden wir, daß die Besoldung sehr hoch angestellt und der Personen viel ist, also daß derselben Unterkommissarien und Herrn Tetzels Solde sich etwas weit über 300, Gulden alle Monát erstrecken. Mögen doch bei uns nicht ermessen, daß eine solch große Anzahl von Subkommissarien vonnöten und

das Geschäft ertragen möge. Und wissen Euch darauf nicht zu bergen, daß Päpstliche Heiligkeit uns durch unsern Freund Herrn Johannsen, Bischof zu Reval, mündlich hat lassen anzeigen, wie an sie gelangt, als sollten wir das heilige Geschäft mit mannichfachen, großen Unkosten, Pompa und Versoldung vieler Personen beschweren, mit ernstlichem Befehl, solches unnachlässig zu mäßigen und den Handel nicht höher, denn so viel die Notdurft erfordert, zu beladen."

Das war auch eine Reform des Ablaßhandels. Der Verwaltungsaufwand war dem Papste und dem Erzbischof zu hoch, die Ablaßvögte arbeiteten nicht billig genug. Es mußte durchaus mehr Geld herausgeschlagen werden. Wonach zu achten!

Aber daß wir dem trefflichen Erzbischof nicht Unrecht thun! Noch erhalten die Ablaßprediger einen Verweis wegen ihres ärgerlichen Verhaltens. Es sollte aller Anstoß vermieden werden. Tetzel bleibt ungetadelt, es wird alles seinen Unterbeamten zugeschoben. Das Schreiben geht nämlich weiter:

„Über das wird uns fürbracht, wie sich etliche Unterkommissarien in Predigten und in Herbergen mit Reden und anderem unschicklich sollen halten, also daß es ihnen und dem heiligen Geschäft zu Nachteil und Ärgem verkehrlich ausgelegt wird. Darauf ist unser ernstlicher Befehl und Wille, daß Ihr solches unserm gemeinen Subkommissar Herrn Johann Tetzel anzeiget und mit ihm handelt, die großen Unkosten, Versoldung und Anzahl der Personen, so viel dem Handel leidlich, zu mäßigen und mindern. Auch daß er den untergesetzten Kommissarien ernstlich untersage, sich hinfürder in Predigten, Worten, Werken und sonst allenthalben schicklich, züchtig, ehrlich und nach Erheischung ihres Standes wohl zu halten, damit gemäß Päpstlicher Heiligkeit Befehl gelebt, wir und sie derhalben ungefährdet, auch das heilige Geschäft dadurch aus Leichtfertigkeit nicht verachtet werde."

Und damit es ja deutlich werde, wie die Geldsorge Albrechts allergrößte Sorge ist, kommt er zum Schluß nochmals auf die Hauptsache zu reden.

„Beschließlich ist unser Begehr: wollet darob sein, daß mit Aufnehmen des Gnadengeldes ganz vorsichtiglich umgangen und gehandelt, insonderheit daß von Päpstlicher Heiligkeit Anteil je nichts in unsern Geschäften gebraucht werde und wo hiefür etwas

davon zu unserm Nutzen gewandt, daß dasselbe ohne alle Verhinderung gänzlich wiedereinbracht und erlegt werde, denn (nicht etwa: das ist Pflicht und Schuldigkeit ehrlicher Leute, sondern:) wir und unsere Stifte uns sonst großer Fährlichkeit und Beschwerung (nämlich von seiten des Papstes) zu besorgen hätten.

„Dazu begehren wir uns zum förderlichsten ein Verzeichnis zu schicken, was allenthalben in den Gnadenkasten an Geld gefunden und wie viel den Fuggerischen zu jeder Zeit überantwortet. Insonderheit, so oft hinfürder die Kasten eröffnet, daß uns dasselbe von Stund an vermeldet werde. Darnach zu richten, auf daß der Ablaß derhalben auch gefördert und nach Notdurft versehen werde. Das sind wir in Gnaden gegen Euch zu erkennen geneigt. Datum zu Aschaffenburg, am Tage Luciä 1517."

Dieses Schreiben ist ein wichtiges Dokument für die Geschichte der Reformation. Denn es bezeugt klar und deutlich die Unbußfertigkeit und Unverbesserlichkeit der damaligen Kirche.

Und müssen wir wohl den Finger darauf legen. Denn niemand versteht den Gang der Dinge und insbesondere das weitere Verhalten Luthers, der nicht dies in Rechnung zieht, wie er vom ersten Anfang an bei seinen besten und redlichsten Verbesserungsversuchen von seiten der berufenen Führer der Kirche den festesten, hochmütigsten Widerstand erfuhr. Nicht um einen Schritt wichen sie seinem Vorhalt, sondern völlig ohne Scham und Reue trieben sie es weiter, wie bisher.

Luthers verdammte Pflicht und Schuldigkeit war es, zu schweigen. Und wenn er nicht schweigen wollte, mußte man ihm den Prozeß machen.

Indessen zogen es die erzbischöflichen Räte in Halle vor, einen öffentlichen Prozeß gegen Luther vor der Hand noch nicht zu eröffnen. Dagegen schickten sie den Tetzel ins Feuer.

Luthers Thesen waren vor anderen gegen ihn gemeint. Und er hatte ihre Wirkung an sich selber und seinem Geschäft am schmerzlichsten empfinden müssen. So gedachte er sich jetzt zu wehren.

Er suchte sich Zeugnisse über seine Predigten zu verschaffen, die ihn von den äußersten Vorwürfen reinigen sollten. Vor allem aber gedachte er Luther mit gleichen Waffen zu schlagen. Er wollte wider ihn disputieren. Nicht, indem er sich persönlich ihm gegenüberstellte und seine fünfundneunzig Sätze bestritt, wozu doch Luther jedermann

eingeladen hatte. Das wagte Tetzel nicht. War es doch mit seiner Gelehrsamkeit nicht weit her und das Disputieren nicht seine Stärke. Er war ja auch nicht einmal an Rang und Würden seinem viel jüngeren Gegner ebenbürtig.

Das mit Glanz nachzuholen, schien jetzt die Gelegenheit außerordentlich günstig. Tetzel wandte sich an die Universität Frankfurt an der Oder, um hier die höheren theologischen Grade zu erwerben.

In Frankfurt ließ man ihn nicht ungern zu. Denn die Wittenberger hatten daselbst wenig Freunde. Man sah das Aufblühen der jungen kursächsischen Universität mit Eifersucht und hörte mit Entrüstung von der neuen Art, wie dort die Studien angefaßt würden. Wenn irgendwo, hatte Tetzel hier Aussicht den Doktorhut zu gewinnen.

Er mußte dazu zweimal disputieren, einmal, um Lizentiat, dann noch einmal, um Doktor zu werden. Er hatte also eine doppelte Reihe von Thesen aufzustellen. An Stoff konnte es ihm dazu nicht fehlen, vielmehr war dies die schönste Gelegenheit, wider Luthers verkehrte Behauptungen ins Zeug zu gehen.

Aber Tetzel selber war nicht der Mann, solche Thesen abzufassen. Zum Glück fand sich in Frankfurt ein Professor, der ihm diese Mühe abnahm, Konrad Wimpina, vor anderen ein Feind der Wittenberger. In dieser Aushilfe lag nach damaligem Gelehrtenbrauch nichts Schimpfliches. Und Wimpina traf mit seinen Sätzen ganz Tetzels Sinn und Meinung. So gingen sie denn unter Tetzels Namen aus.

Es sind zum ersten 106, zum andern 50 Thesen. Über jene disputierte er noch im Dezember 1517 und gewann damit den Lizentiatentitel, die zweite Reihe verteidigte er im Januar 1518 und erhielt dafür den Doktorhut zuerkannt.

„Damit die Wahrheit zu Tage liege, die Irrtümer unterdrückt und die Einwendungen gegen die katholische Wahrheit gründlich widerlegt werden, wird Bruder Johannes Tetzel vom Predigerorden, Bakkalaureus der heiligen Theologie, Inquisitor der verruchten Ketzerei, folgende Sätze vertreten, zu Lobe Gottes, zur Verteidigung des katholischen Glaubens und zu Ehren des heiligen apostolischen Stuhles.“ So waren die ersten 106 Thesen überschrieben.

Ohne daß Luthers Name genannt wird, sind sie direkt gegen ihn gerichtet. Fast Punkt für Punkt werden seine 95 Sätze hergenommen und als Irrtum, gottloser Irrtum, scheußlicher Irrtum gekennzeichnet. Nur ab und zu befinden sich dazwischen einige theologische Erläuterun-

gen und Begründungen. Die von Luther bekämpfte Ablaßlehre wird kurzweg als die allein kirchliche und allgemein anzuerkennende hingestellt.

Tetzels 3. und 4. These lautet: „Es irrt also, wer da sagt, Christus, da er predigte: Thut Buße! habe die innere Buße gemeint und die äußere Ertötung des Fleisches, nicht aber zugleich das Sakrament der Buße und ihre Stücke, Beichte und Genugthuung, als unerläßlich."

Je evangelischer Luthers Behauptungen, desto weniger haben sie Tetzels Beifall. Gegen Luthers 36. These richtet er seine 65.: „Irrtum ist es, daß jeder wahrhaft reuige Christ alsbald und völlig vollkommenen Erlaß von Strafe und Schuld habe auch ohne Ablaß."

Dagegen wacht der Ketzermeister höchst eifersüchtig über des Papstes Ehre und Vollmacht, und scheut sich nicht, Leo X. dabei viermal mit Namen zu nennen, um so Luthern öffentlich zu einem Verächter des Papstes zu stempeln. In Wahrheit thut er mit seinem Eifer dem heiligen Vater keinen Dienst. Denn wo Luther in guter Meinung den Papst vor dem Verdacht schützen wollte, als sei er mitschuldig an dem Unfuge der Ablaßkrämer in Deutschland, da tritt ihm Tetzel scharf entgegen und macht, recht betrachtet, den Papst für alles verantwortlich. Man lese nur seine 80. These, die wider Luthers 50. geht:

„Es irrt gottlos, wer da behauptet, daß Leo mit Haut, Fleisch und Bein seiner Schafe Sankt Peters Münster erbaue, da unter Leo die Abläſſe weit billiger (!) verkauft werden, als unter seinen Vorgängern."

Und These 105 gegen Luthers 77.:

„Es irrt, wer da leugnet, daß des Petrus Macht und die aller seiner Nachfolger dieselbe sei; und wer da meint, Petrus vermöge mehr Ablaß zu erteilen als Leo, der irrt noch mehr, ja der lästert."

Es ist merkwürdig, wie mit solchen Sätzen gleich in der ersten Antwort, die Luthern zu teil wird, der Streit hingedrängt wird auf die Frage nach dem Recht und der Macht des Papstes. Tetzels ganze zweite Disputation handelt über diesen Punkt. Diese Sätze sind so papistisch, daß sie ein Jahrhundert früher, zur Zeit der sogenannten Reformkonzilien, auf allgemeinen Widerspruch gestoßen wären. Und auch zu Luthers Zeiten waren die besten Katholiken noch weit davon entfernt, sie anzuerkennen, wenigstens in Deutschland und Frankreich. Das Laterankonzil haben wir freilich ganz ähnliche Rede führen hören. Aber die Lehre vom Papst, wie sie Tetzel im Januar 1518 zu Frankfurt an der Oder verteidigte, ist erst in unseren Tagen, im Jahre 1870, vom

vatikanischen Konzil für die römische Kirche zum Glaubensgesetz erhoben worden. Man höre:

These 4: „Die Christen sind zu lehren, daß der Papst allein zu bestimmen hat, was Gegenstand des Glaubens ist, daß er und kein anderer die Macht hat, den Sinn der heiligen Schrift zu erklären, und daß er alle Worte und Werke anderer entweder zu billigen oder zu mißbilligen hat."

These 6: „Die Christen sind zu lehren, daß der Papst, auch wenn er für seine Person im Glauben irren und über Gegenstände des Glaubens eine falsche Meinung haben sollte, dennoch nicht irren könnte über die Gegenstände des Glaubens, wenn er ein Entscheidungsurteil über sie fällt."

These 10: „Die Christen sind zu lehren, daß, wer den Papst dem Gelächter oder der Geringschätzung aussetzt, als ein Ketzer gebrandmarkt und von der Hoffnung der ewigen Seligkeit ausgeschlossen wird."

These 13: „Die Christen sind zu lehren, daß nicht ein allgemeines Konzil, und nicht andere Prälaten der Kirche im Verein oder jeder für sich vollkommensten Ablaß gewähren können, sondern allein der Papst, welcher der Bräutigam der gesamten Kirche ist."

Wer diese Sätze nicht anerkennt, ist laut Vorwort ein ketzerischer, abtrünniger, halsstarriger, widerspenstiger, verirrter, aufrührischer, ehrloser, frecher, frevelhafter Mensch.

Was aber unter einem Ketzer zu verstehen und wie ein Ketzer zu behandeln, auf Beantwortung dieser Fragen verwendet Tetzel einen großen Teil seiner zweiten Disputation. Er als Ketzermeister mußte ja darüber Bescheid wissen. Was er da vorbrachte, war wohl geeignet, einem Gegner bange zu machen.

Zum Schluß droht er denen, die etwa den gottlosen Artikeln seines Widersachers zufallen, mit freier Stirn davon predigen oder disputieren, seinen Schriften Beifall geben, sie unter's Volk bringen, verbreiten oder auch nur in Winkeln gottlos davon reden würden: daß sie sich in Acht nehmen sollen, seinen, d. i. Tetzels Thesen nicht zu verfallen und sich und andere dadurch der Gefahr der Verdammnis auszusetzen und schwerer zeitlicher Verwirrung. „Denn das Tier, das den Berg anrührt, soll gesteinigt werden."

Was will man mehr? Wie Luther mit einem Bibelwort anhob, so schließt Tetzel seine Sätze mit einem Bibelwort. Und wie hat er das so fein ausgewählt! Davon mag der geneigte Leser, wenn er Lust

hat, sich überzeugen, indem er nachschlägt: Hebräer 12,20 und 2. Mose 19,13.

Guten Mutes mochte Tetzel an die Verteidigung seiner Thesen gehen, denn nicht nur stand Dr. Wimpina, der wirkliche Verfasser derselben, ihm zur Seite, auch die übrigen Frankfurter Professoren waren herzlich einverstanden. So ging denn auch die erste Disputation ohne Zwischenfall vorüber.

Noch glänzender schien die zweite ausfallen zu sollen. Am 20. Januar hielten die Dominikaner in Frankfurt ihr Kapitel, d. i. ihre regelmäßig wiederkehrende Ordensversammlung ab. Damit verband sich nun aufs schönste die Doktorpromotion ihres Bruders Tetzel, die am 21. stattfand. An dreihundert Dominikaner verherrlichten den Aktus durch ihre Gegenwart. Von ihnen hatte Tetzel auch keinen Widerspruch zu befürchten. Wie gestaltete sich alles so vortrefflich zu einer feierlichen Verurteilung des frechen Augustiners von Wittenberg.

Aber so glatt verlief diese Disputation nicht.

Das Lutherische Gift war schon bis nach Frankfurt gedrungen und hatte eines hoffnungsvollen Jünglings Seele vergiftet.

Johann Knipstro, ein Franziskanermönch von zwanzig Jahren, der zur Zeit in Frankfurt Theologie studierte, ausgezeichnet durch Gaben und frommen Eifer, hatte mit etlichen Freunden Luthers Thesen wacker durchgearbeitet und sich von ihrer Wahrheit überzeugt. Da trat er nun bei jener Disputation dem Tetzel mannhaft und kräftig entgegen, so daß dieser und sein Hintermann Wimpina alle Not hatten sich aus der Klemme zu ziehen.

Tetzel empfing trotzdem seine Doktorwürde; aber der kühne Franziskanerjüngling wurde von seinen Ordensobern zur Strafe von Frankfurt nach Pyritz in Hinterpommern versetzt. In dem dortigen Kloster sollte er, vor Luthers Anhängern und Luthers Schriften gesichert, sich seine Lutherischen Neigungen abgewöhnen. Aber es half nichts. Knipstro wußte sich erst recht mit Luthers Büchern bekannt zu machen und starb schließlich als evangelischer Generalsuperintendent von Pommern.

Tetzels Zorn war durch den frechen Widerspruch des jungen Studenten gewaltig erregt worden. Er donnerte und hagelte nun erst recht wider den Wittenberger Augustiner und seinen Anhang, rief allenthalben, man sollte die Ketzer verbrennen, und weil das so schnell nicht anging, vollzog er sein Ketzermeisteramt wenigstens an Luthers Thesen und warf sie öffentlich ins Feuer.

Indessen fehlte viel, daß Tetzels Thesen so schnell die Runde machten, wie die verhaßten Sätze seines Widerparts. Tetzel hatte vergessen, die lieben Engel zu Botenläufern zu bitten.

In Wittenberg wurden seine Thesen erst in der dritten Woche des März bekannt. Ein Buchhändler aus Halle hatte es auf sich genommen, sie im feindlichen Lager zu vertreiben. Aber da machte er ein schlechtes Geschäft. Denn kaum hatte er einige Stück verkauft, so entrissen ihm die Wittenberger Studenten mit Gewalt seinen Vorrat — es mochten der Blätter noch 800 sein — und verbrannten sie, ohne Luther oder sonst jemanden viel zu befragen, öffentlich auf dem Markte. Das war die Antwort der jugendlichen Anhänger Luthers auf den Scheiterhaufen, den Tetzel zu Frankfurt aufgerichtet.

Aber diese Antwort war nicht nach Luthers Sinn. Wenige Tage später, am 21. März schreibt er an seinen Erfurter Freund Lang unter anderem:

„Damit Du zuvor berichtet bist, wenn etwa das Gerücht von der Verbrennung der Tetzel'schen Sätze bis zu Euch dringen sollte, und niemand, wie es denn zu gehen pflegt, zu der Geschichte noch mehr hinzuthue, so ist die Sache die:

„Die Studenten hören, es wäre ein Mann aus Halle gekommen, von Tetzel geschickt, dem Urheber der Thesen. Weil sie denn auf das alte, sophistische (afterweise) Wesen sehr verdrießlich sind und hingegen nach der heiligen Bibel groß Verlangen tragen, auch wohl aus Eifer mir zu Liebe, sind sie sogleich hingegangen und haben den Mann bedroht, daß er dergleichen hierherzubringen wage. Etliche haben von ihm gekauft, die andern aber haben ihn ausgeplündert und alle übrigen Zettel, etwa 800, verbrannt, nachdem sie zuvor kundgemacht und ausgerufen: wer bei der Verbrennung und dem Leichenbegängnis der Tetzelschen Sätze sein wolle, der möge sich um 2 Uhr auf dem Markte einfinden. Und das alles ohne Vorwissen des Fürsten, des Rats, des Rektors und unser allerseits.

„In der That ist mir und allen die große Kränkung, die dem Manne von den Unsrigen widerfahren ist, sehr zuwider. Ich bin außer Schuld; aber ich fürchte, daß man mir alles in die Schuhe schieben wird. Es wird überall viel Redens von der Sache gemacht, besonders bei jenen, und ihr Unwille ist nachgerade nicht unberechtigt. Was daraus werden wird, weiß ich nicht, ohne daß meine Gefahr dadurch noch gefährlicher wird."

Und wie ernstlich Luther den unüberlegten Studentenstreich mißbilligte, geht daraus hervor, daß er sogar von der Kanzel den jungen Leuten ihr Unrecht vorhielt, am Freitag nach Lätare, indem er schließlich seine Zuhörer mahnte, die Brüder zu lieben, wie Christus uns geliebt hat, obgleich er uns mit Recht hätte zürnen mögen.

Trotzdem konnte er nicht hindern, daß Übelwollende dabei blieben, Luther stecke dahinter. Auch sein alter, mit dem Schüler wenig zufriedener Lehrer Trutvetter in Erfurt war davon überzeugt, so daß Luther ihm schreiben mußte:

„Ich wundre mich, daß auch Ihr habt glauben können, ich hätte die Verbrennung der Tetzel'schen Thesen veranlaßt. Glaubt Ihr, mir sei alle Menschenvernunft so sehr abhanden gekommen, daß ich, ein Mönch und Theologe, einem Manne von so hohem Amte eine so ausgesuchte Kränkung zubilligen würde?"

Die Studenten hatten doch nicht so aufgeräumt mit den Zetteln, daß ihm nicht ein Exemplar wäre zu Händen gekommen. Wie er darüber dachte, ersehen wir aus ebenjenem Briefe an Lang:

„Alles nennt den Dr. Konrad Wimpina den Verfasser dieser Sätze, und ich bin überzeugt, daß es so ist. Deshalb schicke ich Dir ein solches Blatt, aus dem Brande gerissen, damit Du siehst, wie sie gegen mich rasen."

Mit einer Antwort auf Tetzels Angriff hatte es Luther so eilig nicht. Doch konnte eine solche Kundgebung seines Gegners nicht ohne Einfluß auf sein Verhalten bleiben. Nicht Tetzel allein redete durch die Thesen, sondern Wimpina und die ganze Professorenschaft von Frankfurt, der Chor der Ablaßkrämer und der Dominikanerorden. Darum ist es gekommen, wie Melanchthon von diesen Tagen berichtet:

„Durch solch Wüten und Rasen des Tetzel und seines Anhangs ward Luther gezwungen, weiter von der Sachen zu handeln und die Wahrheit zu verteidigen. Daher ist nu der ganze Hader kommen, wiewohl Luther dazumal noch nichts geträumet hatte von Veränderung der Ceremonien in der Kirchen, verwarf auch die Ablaßbriefe noch nicht gar, sondern begehrt allein, daß man nicht so grob davon redete."





Drittes Kapitel.

Krieg oder Friede?

Die fünfundneunzig Thesen waren ganz und gar nicht gemeint als eine Kriegserklärung an die Kirche. Nicht ein Schlachtruf sollten sie sein, sondern ein Weckruf. Die Regenten der Kirche wollten sie ermahnen, ein öffentliches Ärgernis abzustellen.

Man hat Luther wohl einen Aufrührer wider die Kirche genannt und sein Werk eine Revolution. Wir werden, darauf zu antworten, noch genug Gelegenheit finden. Indessen sein erstes öffentliches Auftreten zeigt klar, daß es von ihm durchaus nicht auf den Umsturz der bestehenden Ordnung abgesehen war. Vielmehr wünschte er nichts sehnlicher, als daß die Hierarchie (Papst, Bischöfe und die gesamte Priesterschaft) sich an seinem Mahn- und Weckruf genügen lassen, auf ihre wahren Pflichten sich besinnen und in die verlassene, gottgewollte Bahn einlenken möchte. Er für seine Person gedachte nicht auf die Dauer dem öffentlichen kirchlichen Leben seine Arbeit zuzuwenden, ihm lag weit mehr am Herzen, in seinem engeren Kreise zu Wittenberg als Professor und Prediger seine Pflichten zu erfüllen.

Sein Hauptinteresse war nach wie vor auf die Neugestaltung der theologischen Studien gerichtet. Aristoteles und die Scholastiker mußten immer mehr der Bibel und dem heiligen Augustinus weichen. Das ganze Universitätsleben wurde von der Umwandlung betroffen. Bei diesen Bestrebungen war er nunmehr der friedlichen und fröhlichen Mitarbeit seiner Amtsgenossen sicher.

Damit begegnete er auch den Herzenswünschen des Kurfürsten. Auf die Blüte seiner Universität war Friedrich doch noch eifriger bedacht,

als auf den Glanz und das Ansehen seiner Allerheiligenkirche mit ihren Reliquienschätzen. Die Vorschläge, welche von Wittenberg an ihn ergingen, wenn es sich um Berufung von Professoren, um Einführung neuer Vorlesungen handelte, fanden bei ihm ein geneigtes Gehör. Sah er nicht immer, worauf die Neuerungen hinauswollten, so bewies doch der stetig sich steigernde Zudrang junger Leute zu seiner Universität, daß der neue Geist, dem die Professoren huldigten, seiner Stiftung nicht zum Schaden gedieh.

Im Jahre 1508 hatten sich 179 Studenten einschreiben lassen, im Jahre 1517 232, zwei Jahre darauf 458 und 1520 stieg die Zahl auf 579.

Dem Kurfürsten blieb nicht verborgen, daß Luther vor allen anderen Professoren eine große Anziehungskraft auf die Jugend ausübte.

Gegenstand seiner Vorlesungen war seit dem Herbst 1516 der Brief Pauli an die Galater. Diesen Brief hat Luther zeitlebens mit besonderer Vorliebe behandelt. Weshalb? Nicht allein weil darin die Lehre von der Rechtfertigung aus Gnaden scharf und entschieden vorgetragen wird, sondern vor allem deshalb, weil er in dem Zustande der galatischen Gemeinden eine große Ähnlichkeit fand mit dem Zustande der damaligen Kirche. Wie hatten die Galater nicht den wahren Christenglauben so fröhlich ergriffen! Und nun waren sie davon abgefallen und versunken in ein äußerliches, scheinheiliges Christentum! Stand es nicht so auch in der damaligen Kirche? Versank sie nicht immer mehr in ein weltliches, nur zum Schein noch christliches Wesen? Da that es not, daß wieder ein Paulus kam, der mit erschütternder Strenge und mit mütterlicher Sanftmut zugleich, die verirrte Christenheit zur Besinnung und Umkehr brächte! Mit solchen Gedanken legte Luther seinen Studenten den Galaterbrief aus.

Daneben vergaß er nicht des armen Volkes. Sonntagspredigten, Wochenpredigten, ja zu gewissen Zeiten tägliche Predigten füllten nach wie vor neben den Vorlesungen seine Tage aus. In allem war er darauf bedacht, den Leuten die bloß äußerliche Kirchlichkeit abzugewöhnen und ihnen zu einer innerlichen, herzlichen Frömmigkeit zu verhelfen.

Als die Osterzeit kam mit ihrem Beichtzwang, gab er einen Beichtspiegel in Druck, eine kurze Erklärung der zehn Gebote. Denn die Oberflächlichkeit und Leichtfertigkeit, mit der viele die vorgeschriebene Beichte abmachten, konnte er nicht ruhig mit ansehen. Da hatten sie nun eine Anleitung, sich ernstlich zu prüfen an Gottes Gesetz, und mochten viel-

leicht auch dabei verstehen lernen, was Luther in seiner ersten These gesagt, nämlich daß das ganze Leben der Gläubigen eine stete und unaufhörliche Buße sein soll.

So gab er auch eine Predigt von der Buße und eine andere von würdiger Vorbereitung zum heiligen Abendmahl heraus. Die Drucker bekamen zu thun. Von dem Jahre 1518 bis zum Ende Luthers ist der Büchermarkt von immer neuen Schriften Luthers nicht leer geworden. Friedensschriften und Streitschriften, große und kleine, zu deutsch und lateinisch wechseln in bunter Menge.

Auch die Predigten über die zehn Gebote, die er von Juni 1516 bis Fastnacht 1517 unter großem Zulauf der Leute gehalten, gab Luther als eine fortlaufende, ausführliche Erklärung in lateinischer Sprache heraus, eine treffliche Hilfe für die Prediger.

Aber bei solch friedlicher Arbeit auf dem Katheder, auf der Kanzel und hinter dem Schreibtisch sollte es sein Bewenden nicht haben.

Er war nun einmal auf den Plan des Lebens hinausgetreten, wo die Geister sich tummeln und schlagen; bei aller Bescheidenheit und guten Absicht hatte er einen starken und mächtigen Feind angegriffen, der ihn nicht so leicht wieder loslassen sollte. Die angefangene Sache wollte zu Ende geführt sein. Wie er den Frieden im Innersten seiner Seele lieben, wie er sich nach stiller Arbeit sehnen mochte, er mußte auf sein und kämpfen.

Die Ablaßfrage war mit den fünfundneunzig Thesen noch nicht gelöst. Für ihn selbst waren sie nur der Anfang der Untersuchung gewesen, nicht das Ergebnis. Daß er aber fortschritt von Klarheit zu Klarheit, dafür sorgten Freunde und Feinde.

Seine Freunde, indem sie unabläßig ihn um seine Meinung fragten, Erläuterungen, Erklärungen von ihm begehrten.

Zum Beispiel. Im Februar 1518 bittet ihn sein Freund Spalatin, ihm doch zu schreiben, was denn die Abläße nun eigentlich wert seien. Luther antwortet:

„Über diesen Punkt ist noch nichts ausgemacht. Meine Disputation treibt umher unter allerhand Ränken und Verdrehungen. Zweierlei jedoch will ich Dir sagen. Das erste Dir allein und unsern Freunden, bis die Sache zur Veröffentlichung kommen soll: die Abläße sind, wie mir heute scheint, nichts als ein Betrug der Seelen und

nützen durchaus niemandem außer den Faulen und Trägen in der Nachfolge Christi. Diesen Betrug zu beseitigen, aus Liebe zur Wahrheit habe ich mich in dieses gefährliche Wirrsal der Disputation begeben und habe sechshundert Ungeheuer und Höllengeister wider mich erregt.

„Das andre ist dies, und kann darüber kein Zweifel walten, weil auch selbst meine Widersacher das bekennen müssen und die ganze Kirche, nämlich daß Almosen und Dienst des Nächsten unvergleichlich besser sind als Ablässe. Darum sieh Dich ja für, daß Du keine Ablässe kaufest, solange Du Arme und Dürftige unter Deinen Nächsten findest; denen schenke, was Du für Ablässe geben wolltest. Handelst Du anders, so bin ich entschuldigt, Du wirst's ja sehen. Ich zweifle nicht, daß der Zorn verdient, der einen Dürftigen im Stich läßt und Ablaß kauft."

Als derselbe Spalatin Luthern berichtete, er habe Vollmacht empfangen, in allen Gewissensfällen, wenige nur ausgenommen, von Schuld und Strafe zu absolvieren, giebt ihm Luther zu erkennen, wie gering er solche Vollmacht achte.

„Wie hoch ich den Ablaß schätze, weißt Du. Doch will ich darüber nichts ausmachen. Ablaß an und für sich thut's nicht. Denn ich halte dafür, daß die Gebete oder Werke, die da zur Gewinnung der Gnaden auferlegt werden, besser seien als die gewonnenen Gnaden."

Was Luther so zunächst vertrauten Freunden gegenüber aussprach, das verkündete er bald auch frei öffentlich. Denn er war freilich nicht der Mann, für sich zu behalten, was er für christlich und wahr erkannt. So weit ging seine Friedensliebe nicht.

Wie die Fragen der Freunde, so drängten die Verleumdungen und Verdächtigungen der Feinde, zur Erläuterung der Thesen noch ein deutlich Wort zu reden. Aber da war einer, der Luthern länger, als ihm selbst lieb war, zurückhielt. Das war der Bischof Hieronymus Scultetus von Brandenburg.

Wartete Luther vergeblich auf eine Antwort von Erzbischof Albrecht, so hatte dagegen sein Bischof Hieronymus ihm gnädigen Bescheid gegeben. Aber ermunternd war es nicht gerade, wenn er ihm wohlmeinend riet: er möge lieber von der Meinung ablassen, da er die Gewalt der Kirche angriffe und sich selbst viele Mühe machen werde.

Offenbar war der Bischof einer von den wackeren Leuten, die um

des lieben Friedens willen wohl auch Fünf gerade sein lassen. Mochte Tetzel in seinem Bistum predigen, was er wollte, der Erzbischof, der Papst hatte ihn geschickt, also hieß es: schweigen. Nun sah er mit Sorgen, was für einen Sturm Luther über die Kirche und über sich selber heraufzubeschwören im Begriff war; da wollte er das Seine thun, daß alles fein stille und ruhig bliebe.

Luther hatte viel zu viel Ehrfurcht vor seinem Bischof und war viel zu dankbar für sein freundliches Wohlwollen, als daß er nicht hätte seinen Rat bedenken und beherzigen sollen.

Als aber seine Thesen noch immer viel Staub aufwirbelten und der Unverstand und Mißverstand immer ärger wurde, konnte er es nicht länger mit ansehen und beschloß, eine ausführliche, gründliche und klare Erklärung seiner Thesen herauszugeben. Was er sich etwa schon für den Fall einer Disputation aufgezeichnet hatte, daraus machte er ein Buch, und nannte es „Resolutionen", weil darin seine Thesen Punkt für Punkt resolviert, d. i. aufgelöst, entwirrt, enträtselt und in ihrem wahren Sinne festgestellt werden sollten. Damit er nun mit der Herausgabe dieses Buches nichts Unrechtes oder Ungeschicktes thäte, schickte er es zuvor an den Bischof von Brandenburg, damit dieser sein Urteil darüber abgäbe und seinen Rat, ob es Luther veröffentlichen sollte oder nicht. Wahrlich, ein seltsamer „Revolutionär", dieser Luther!

Der Brief, mit welchem Luther seine Schrift an den Bischof begleitet, giebt Rechenschaft von seinem ganzen Verhalten in der Ablaßfrage von Anfang an bisher. Hier ist er.

„Als neulich (er redet von der Zeit vor dem 31. Oktober 1517) in unserer Umgegend, bester Bischof, neue und unerhörte Predigt von den apostolischen Ablässen sich hören ließ, so daß Gelehrte wie Ungelehrte darüber in Verwunderung und Erregung gerieten, wurde ich von vielen vertrauten Freunden und ebenso von mir persönlich Unbekannten, brieflich und mündlich des öfteren befragt, was meine Meinung wäre über solcher Reden Neuheit — um nicht zu sagen: Frechheit. Ich verleugnete mich eine Zeit lang; endlich setzten sie mir zu mit ihren scharfen Streitreden, die selbst die Ehrfurcht gegen den Papst gefährdeten.

„Ja, was sollte ich thun? Meine Sache war es nicht, in diesem Stücke etwas festzustellen, und trug ich Scheu, denen entgegenzutreten, die, wie ich von ganzem Herzen wünschte, nichts als Wahres hätten predigen sollen. Sie aber waren so eifrig, mit

klaren Gründen Falsches und Richtiges zu bewähren, daß sie mich — ich rede die Wahrheit — ganz und gar ins Gedränge brachten.

„Um also beiden Teilen Genüge zu thun, schien es mir der beste Rat, keinem Teile zuzustimmen oder entgegenzustimmen, sondern einstweilen über diese wichtige Frage zu disputieren, bis die heilige Kirche feststellen würde, was man davon zu halten hätte. Daher gab ich eine Disputation heraus (nämlich die 95 Thesen), lud ein und bat öffentlich jedermann, privatim aber, soweit ich sie kannte, die allergelehrtesten Männer, mir wenigstens brieflich ihre Ansicht mitzuteilen. Denn ich sah doch, daß in diesen Fragen weder die Schrift, noch die Kirchenlehrer, noch das päpstliche Recht mir zu Hilfe kamen, mit Ausnahme von wenigen Rechtslehrern, und zwar solchen, die ohne Unterlage redeten, und etlichen scholastischen Doktoren, die ähnlicher Meinung waren.

„Mich dünkt fürwahr dies die allerverwerflichste Thorheit, etwas zu predigen in der Kirche Gottes, was wir nicht verantworten können, wenn die Ketzer von uns Rechenschaft fordern, und geben so Christum und seine Kirche ihrem Spott und Gelächter preis.

„Nun denn so schien es mir, diese Sache sei meines Amtes und Berufes, nämlich zu disputieren über die allerzweifelhaftesten Fragen, die doch falsch zu beantworten und davon zu reden, als wären sie gewiß, höchst gefährlich ist. Indessen, da ich jedermann auf den Kampfplatz rief und kam keiner, da ich sah, wie meine Thesen weiter in Umlauf kamen, als ich wollte, und ohne Weiteres nicht als Sätze zum Disputieren, sondern für bare Münze hingenommen wurden — so bin ich gezwungen wider Hoffen und Wünschen, meine Unmündigkeit und Unwissenheit in die Welt zu senden und ihre Erklärung und Bewährung vor die Öffentlichkeit zu bringen. Denn ich sage mir, daß ich besser thue, wenn ich mir Schande mache mit meiner Unerfahrenheit, als wenn ich die Leute in ihrem Irrtum lasse, die da etwa meinen, das alles seien ausgemachte Sachen. Es sind darunter Sätze, über die ich im Zweifel bin, einige verstehe ich nicht, etliche leugne ich sogar, nichts aber mag ich hartnäckig behaupten, sondern stelle alles der heiligen Kirche und ihrem Urteilsspruche anheim.

„Weil denn Ihr, bester Bischof, durch Christi Gnade uns zum Vorgesetzten gegeben seid, ein bewährter Freund der Guten und Tüchtigen, ja ein Verehrer und Pfleger derselben von seltener Güte

und Demut — ohne Schmeichelei; nicht Euch, Christi Gaben preise ich an Euch — so ist es recht und billig, daß ich Euch, dem die Aufsicht und das Urteil über die Studien unsers Ortes zukommt, vor allen Dingen vorlege und zuerst Euch zu Füßen breite, was das immer sein mag, was ich schaffe.

„Daher wollet Ihr, gnädiger Bischof, diese meine Thorheiten gütig aufnehmen. Und damit alle wissen mögen, daß ich nichts unbesonnen behaupte, so lasse ich es nicht nur zu, sondern bitte Euch vielmehr aufs dringendste, Euere Hochwürden wolle die Feder nehmen und, was darnach ist, ausstreichen oder auch das Ganze ins Feuer werfen — mir liegt nichts dran. Ich weiß, daß Christus meiner Mühe nicht bedarf; ohne mich wird er seiner Kirche verkünden, was ihr heilsam ist.

„Deswegen erkläre ich, eingedenk dessen, wer ich bin, ausdrücklich: ich will disputieren, nichts bestimmen. Ich disputiere, sage ich, behaupte nichts. Und ich disputiere mit Furcht. Nicht als ob ich die Bullen und Drohungen derer fürchtete, die ganz und gar von keiner Furcht befangen, verlangen, man soll ihren Träumen glauben, als wär's das Evangelium. Denn ihre Kühnheit und ihre Unwissenheit zugleich hat mich, ich bekenne es, gezwungen, meiner Furcht nicht zu glauben. Wenn sie es nicht so arg getrieben, würde mich außer meinem Winkel niemand kennen. Mein ganzes Trachten durfte kein anderes sein, als daß ich niemandem ein Anlaß wurde zum Irregehen."

Dieser Brief ist wahrscheinlich am 6. Februar 1518 geschrieben. Am 5. März hatte ihm der Bischof noch immer nicht geantwortet. Der Bescheid mochte ihm nicht leicht werden.

So schreibt Luther am 5. März nach Nürnberg: „Ich habe mich genötigt gesehen, eine Beweisschrift für meine Thesen zu verfassen. Doch noch fehlt mir die Erlaubnis sie herauszugeben, denn der verehrungswürdige und gnädige Herr Bischof von Brandenburg, dessen Urteil ich in dieser Sache befragt habe, hält mich, mit Geschäften überhäuft, so lange auf."

Wie nötig es war, daß Luther endlich seine Ansicht ausführlicher begründete, davon erhielt er in demselben Monat März einen für ihn sehr schmerzlichen Beweis.

Wir meinen nicht Tetzels Thesen, deren glorreichen Einzug in

Wittenberg wir schon berichtet haben. Von diesem Manne konnte Luther im Grunde keine liebenswürdigere Antwort erwarten.

Nein, durch seine Nürnberger Freunde wurde ihm eine sehr unfreundliche Beurteilung seiner Thesen zugestellt, die von einem Manne herrührte, den er bisher, freilich ohne ihn näher zu kennen, zu seinen Gesinnungsgenossen gezählt hatte. Das war kein anderer als Dr. Johann Eck.

Dieser Dr. Eck, der in Luthers Geschichte noch eine Rolle spielen sollte, hieß eigentlich Johann Maier; er führte seinen Namen, wie damals viele pflegten, von seinem Geburtsort Eck an der Günz in Schwaben. Er war drei Jahre jünger als Luther. Mit fünfzehn Jahren hatte er's schon zum Magister gebracht. Gaben und Gelehrsamkeit konnte ihm niemand absprechen. Er führte eine gewandte Feder und eine noch gewandtere Zunge. Das Disputieren war seine starke Seite. Und weil Ehrgeiz und Eitelkeit die mächtigsten Triebfedern seines Wesens waren, suchte er überall in der Welt Händel, um seine Disputierkunst an den besten Leuten zu bewähren.

Seiner wissenschaftlichen Richtung nach war er ein Scholastiker, aber er verstand es, auch mit der anderen Partei, den Humanisten, Fühlung zu halten. So stand er mit dem humanistisch gesinnten Kreise zu Nürnberg in Austausch. Da schrieb denn einmal der Nürnberger Jurist Christoph Scheurl an Luther, Eck habe durch ihn von Luthers Talenten und Tugenden gehört und trage Verlangen nach seiner Freundschaft; Luther möge solches Begehren nicht unerwidert lassen. Und als denn Eck selber einen Brief an Luther richtete und eine kleine Schrift von sich ihm übersandte, so war das Band zwischen den beiden geknüpft. Die Freundschaft bestand eben darin, daß sie Briefe wechselten.

So war es begreiflich, daß Eck von Nürnberg her, wie früher andere Thesen von Luther, so auch die vom 31. Oktober 1517 alsbald zugesandt erhielt. Die Nürnberger erwarteten es nicht anders, als daß er in ihre Begeisterung dafür einstimmen würde. Darin irrten sie sich.

Eck gehörte seit dem Jahre 1510 der Universität Ingolstadt in Bayern als Professor und Doktor der Theologie an. Bis an sein Ende, dreißig Jahre lang, hat er diese Universität mit seinem Ansehen und Einfluß völlig beherrscht. Gleichzeitig war er Domherr von Eichstädt, d. h. er genoß die Ehren und Einkünfte dieser Pfründe. Auch hatten ihn die Augsburger zu ihrem Prediger geworben.

Die fünfundneunzig Thesen reizten Eck's Streitlust unbändig. Zehn Meilen, sagte er, wolle er gehen, um mit diesem Manne zu disputieren.

Dennoch fand er den Weg nach Wittenberg nicht. Dagegen brachte er allerhand Bemerkungen wider Luthers Sätze zu Papier. Die schickte er an den Bischof von Eichstädt, dem er auch in mündlicher Unterredung seine Bedenken vorgetragen hatte, und gab sie auch sonst aus der Hand. Mit leichter Mühe dachte er Luthern widerlegt zu haben.

Obelisci betitelte er seine Aufzeichnungen, d. h. Spießchen. So nannte man damals kleine Zeichen, womit man verdächtige Stellen in Büchern am Rande anmerkte.

An Luther schickte er seine Schrift nicht. Auch ist sie nie gedruckt worden. Dennoch kam eine Abschrift davon schnell über Nürnberg in Luthers Hände. Mitte März erhielt er sie, also früher noch als Tetzels Thesen.

Wie ihn dieser unerwartete Angriff und mehr noch der feindselige Ton, in dem er gehalten war, verwundete, davon zeugt ein Brief, den er am 24. März geschrieben hat:

„Neulich hat gegen meine Thesen etliche Obelisken geschrieben ein Mann von ausgezeichneter und wahrhaft geistreicher Bildung und gebildetem Geist, dazu, was noch mehr schmerzt, mir zuvor in großer und frisch geschlossener Freundschaft verbunden, jener Johann Eck, Doktor der Theologie, Prokanzler der Universität Ingolstadt, Domherr von Eichstädt, jetzt endlich auch noch Prediger an der Augsburger Kirche, ein schon berühmter, auch durch Bücher bekannter Mann — und wenn ich nicht die Gedanken des Satans kennte, müßte ich mich wundern, mit welcher Wut jener unsere so junge und genußreiche Freundschaft gelöst hat, ohne zu warnen, ohne zu schreiben, ohne Abschied zu nehmen.

„Er hat aber Obelisken geschrieben, worin er mich einen Böhmen, einen Ketzer, einen Aufrührer, einen mutwilligen und vermessenen Menschen nennt; noch übergehe ich die leichteren Schmähungen, wie Schläfer, Thor, Unwissender, endlich auch: Verächter des Papstes — kurz die Schrift wimmelt von den abscheulichsten Schmähungen unter ausdrücklicher Nennung meines Namens und Bezeichnung meiner Thesen, so daß in diesen Obelisken nichts ist als lauter Neid und Mißgunst des wütendsten Geistes.

„Ich wollte jedoch diesen Bissen, eines Höllenhundes wert, geduldig hinterschlingen. Aber die Freunde haben mich genötigt ihm zu antworten, wenn auch nur eigenhändig."

„Sternchen" nannte Luther seine Antwort auf Eck's „Spießchen". Er schickte sie ihm durch einen der Nürnberger Freunde zu mit einem

freundlichen und liebenswürdigen Briefe. Eck entschuldigte sich nach Kräften: durch anderer Hinterlist wären seine Bemerkungen bekannt geworden, er habe sie nicht für die Öffentlichkeit aufgezeichnet. So nannte ihn Luther wieder „unseren Eck“, und stand noch eine Weile mit ihm in achtungsvollem Verkehr.

Luthers „Sternchen“ wurden ebensowenig gedruckt wie Eck's „Spießchen“. Dagegen veröffentlichte Karlstadt, noch ehe Eck sich entschuldigte, etliche Sätze gegen Eck zur Verteidigung Luthers ohne dessen Wissen und Willen, während Luther eben von Wittenberg abwesend war — wir werden bald erfahren, warum. Diese Kundgebung Karlstadt's sollte wichtige Folgen haben.

Der Brandenburger Bischof ließ indessen noch immer nichts von sich hören. Fünf Monate waren nun ins Land gegangen, und noch immer kannten diejenigen, welche nicht persönlich mit Luther verkehrten, dessen Ansichten über den Ablaß und was damit zusammenhing, nur aus den Thesen. Dieser Zustand wurde für Luther nachgerade unerträglich.

Wenigstens dem Volke wollte er etwas in die Hand geben, was es leichter verstehen möchte, als jene für die Gelehrten bestimmten Sätze. So gab er gegen Ende März 1518 seinen „Sermon von Ablaß und Gnade heraus. In zwanzig kurzen Artikeln faßt er da zusammen, was über den Ablaß jedermann zu wissen not sei.

Wie begierig griff das Volk nach diesem Schriftchen! Bis ins Jahr 1520 ist es nicht weniger als zweiundzwanzigmal gedruckt worden! Und zwar dreimal in Wittenberg, achtmal in Leipzig, zweimal in Nürnberg, viermal in Augsburg, viermal in Basel und einmal in Breslau. Und das sind nur die Drucke, die sich bis heute erhalten haben; das Schriftchen mag also noch öfter aufgelegt worden sein. Dreizehn Ausgaben fallen allein in das Jahr 1518.

Hiernach können wir uns einen Begriff davon machen, welch eine schnelle und allgemeine Verbreitung das Schriftchen in Deutschland und in der Schweiz gefunden hat.

Luther hatte seit dem Allerheiligenkirchweihfeste etwas gelernt. Viel bestimmter sagt er seine Meinung, und diese Meinung selber ist bestimmter geworden über die Dinge, worüber er sich zuvor noch unklar und unsicher war. Was er zuerst nur gegen vertraute Freunde in Briefen aussprach, das redete er jetzt frei öffentlich.

„Zum Vierzehnten", heißt es da: „Ablaß wird zugelassen um der unvollkommenen und faulen Christen willen, die sich nit wollen kecklich üben in guten Werken oder unleidlich sein (d. h. nicht leiden wollen) Denn Ablaß fördert niemand zum Besseren, sondern duldet und zuläßset ihre Unvollkommenheit. Darum soll man nicht wider den Ablaß redenr man soll aber auch niemand dazureden.

„Zum Fünfzehnten. Viel sicherer und besser thäte der, der lauten um Gottes willen gäbe zu dem Gebäude Sankt Petri, oder was sonst genannt wird, denn daß er Ablaß dafür nähme. Denn es gefährlich ist, daß er solche Gabe um des Ablaß willen, und nit um Gottes willen giebt.

„Zum Sechzehnten. Viel besser ist das Werk, einem Dürftiger erzeigt, denn das zum Gebäude gegeben wird, auch viel besser denn der Ablaß, dafür gegeben. Denn es ist besser: ein gutes Werk gethan, denn viel nachgelassen. Ablaß aber ist ein Nachlassen viel guter Werk, oder ist nichts nachgelassen.

„Ja, daß ich euch recht unterweise, so merkt auf! Du sollst vor allen Dingen, weder Sankt Peters Gebäude noch Ablaß angesehen deinem nächsten Armen geben, willst du etwas geben. Wenn es aber dahin kommt, daß niemand in deiner Stadt mehr ist, der Hilfe bedarf — das, ob Gott will, nimmer geschehen soll — dann sollst du geben so viel du willst, zu den Kirchen, Altären u. s. w., die in deiner Stadt sein. Und wenn das auch nu nit mehr not ist, dann allererst, so Du willst, magst du geben zu dem Gebäude Sankt Peters oder anderswo.

„Auch sollst du das nit um Ablaß willen thun. Denn Sankt Paul spricht (1. Tim. 5,8): „Wer sein Hausgenossen nit wohlthut, ist kein Christ und ärger denn ein Heide." Und halte dafür frei, wer dies anders sagt, der verführt dich, oder sucht je deine Seele in deinem Beutel, und fund er einen Pfennig drinnen, das wäre ihm lieber, denn alle Seelen.

„So sprichst du: So werde ich nimmer mehr Ablaß lösen.

„Antwort' ich: Das hab' ich schon oben gesagt, daß mein Wille, Begierde, Bitt und Rat ist, daß niemand Ablaß löse. Laß die faulen und schläfrigen Christen Ablaß lösen, geh du für dich!

Zum Siebzehnten. Der Ablaß ist nicht geboten, auch nicht geraten, sondern von der Dinger Zahl, die zugelassen und erlaubt werden. Darum wiewohl man niemand wehren soll, den zu lösen, so sollt' man

doch alle Christen davon ziehen und zu den Werken und Peinen, die da nachgelassen, reizen und stärken.

„Zum Zwanzigsten (und Letzten). Ob etliche mich nu wohl einen Ketzer schelten — denn solche Wahrheit sehr schädlich ist im Kasten (Schaden anrichtet in dem Geldkasten der Ablaßkrämer) — so acht ich doch solch Geplärre nicht groß; sintemal das nit thun, denn etliche finstere Gehirne, die die Biblien nie gerochen, die christlichen Lehrer nie gelesen, ihre eigenen Lehrer nie verstanden. Denn hätten sie die verstanden, so wüßten sie, daß sie niemanden lästern unverhört und unüberwunden.

„Doch Gott geb' ihnen und uns den rechten Sinn. Amen.“

Kaum war dieser Sermon erschienen, so brach der Brandenburger Bischof sein Schweigen. Jedenfalls hatte ihm Luther ein Exemplar des kleinen Schriftchens zugeschickt. Dem Bischof waren diese Worte viel zu kühn. Er mußte etwas Außerordentliches für den lieben Frieden thun und den Eifer des Wittenberger Professors zügeln.

So ordnete er denn einen hochangesehenen Mann, den Abt von Lehnin im Brandenburgischen, mit Aufträgen an Luther ab. Das war eine ehrende Rücksicht, die Luther wohl anerkennen mußte. Und wirkich rührte Luthern dieser hohe Besuch sehr, obwohl der bischöfliche Bescheid nicht nach seinem Wunsche sein konnte.

„Gestern,“ schreibt er in den letzten Tagen des März an Freund Spalatin, „gestern war bei mir der Herr Abt von Lehnin im Namen und Auftrag des hochwürdigen Herrn Bischofs von Brandenburg, von dem er mir auch einen Brief mitbrachte. Er eröffnete mir auf den Befehl desselben unsers Herrn Bischofs: er (der Bischof) wünsche und bitte, ich möge die Herausgabe meiner Resolutionen (der großen lateinischen Schrift, die Luther an den Bischof zur Prüfung eingesandt hatte) und etwaiger sonstiger Arbeiten noch aufschieben; daß jüngst der deutsche Sermon vom Ablaß erschienen, sei ihm gar nicht lieb, und wünschte er, daß er ferner nicht gekauft noch verkauft werden möge.

„Ich war beschämt und verwirrt, daß ein so hoher Bischof so herablassend einen so hohen Abt an mich schickte und nur um dieser einen Sache willen. Sagte: ich bin es wohl zufrieden; ich will lieber gehorsam sein, als Wunder thun, auch wenn ich das könnte, nd brachte noch sonst vor, was meinen Eifer rechtfertigen möchte.

„Übrigens erkennt der Bischof durchaus an, daß kein Irrtum in meinen Thesen ist, sondern alles darin katholisch, und er selbst verurteilt jene, wie sie sagen, ungeschickte Ablaßpredigt; doch wegen des Ärgernisses hat er entschieden, müsse ich noch ein wenig schweigen und hinausschieben." —

Kurze Zeit darauf löste der Bischof Hieronymus selber durch ausdrückliche Erlaubnis die Verpflichtung, die er Luthern durch den Abt von Lehnin auferlegt hatte. Er mochte selbst zu der Überzeugung gekommen sein, daß Schweigen nichts mehr nütze und daß es für Luther wie für die Kirche besser sei, wenn seine Thesen nicht unerläutert blieben.

So kann Luther dem Spalatin berichten, kurz vor Ostern 1518:

„Der hochwürdige Herr Bischof hat mich meines Versprechens entbunden."

Indessen eine Reise, die er in Ordensangelegenheiten zu unternehmen gezwungen war, verhinderte noch um einige Wochen die Herausgabe seiner Resolutionen.

Da trat auf einmal Tetzel mit einer Schrift gegen Luther hervor, deutsch abgefaßt und direkt gegen Luthers Sermon gerichtet: „Vorlegung, gemacht von Bruder Johann Tetzel, Predigerordens Ketzermeister, wider einen vermessenen Sermon von zwanzig irrigen Artikeln, päpstlichen Ablaß und Gnade belangend, allen Christgläubigen Menschen zu wissen vonnöten."

Diese Streitschrift Tetzels erschien im Mai: Luther gab sofort eine Antwort, derb und unsanft, in seiner Schrift: „Freiheit des Sermons päpstlichen Ablaß und Gnade belangend Doktoris Martini Luther, wider die Vorlegung, so zur Schmach seiner und desselben Sermons erdichtet."

Grob und rücksichtslos war überhaupt der Ton, in dem Gelehrte und Bücherschreiber damals sich bekämpften, sonderlich die Mönche ließen es an Schelt- und Schimpfworten nicht fehlen. Luther verstand die Kunst grob zu sein und zu schelten, wie einer. Gar manchen Gegner hat er unbarmherzig zerzaust, ja kaum ein gutes Haar an ihm übrig gelassen. Wir werden davon noch genug Proben zu hören bekommen. Uns will es des Schimpfens und Lästerns fast zu viel werden. Aber wenn wir die Schriften seiner Widersacher lesen, merken wir, daß sie ihm in diesem Stücke nichts nachgaben. Andre Zeiten, andre Sitten. Heut macht man's feiner, aber drum nicht immer besser.

Und Eines hatte Luther vor den meisten voraus: den gesunden, gutmütigen Humor, der doch durch die bitterbösen Worte hindurchleuchtet, und den Ernst seiner Überzeugung, dem es immer um die Sache zu thun war und nicht um die Person. Und wo man dies merkt, da läßt man ihn gerne poltern und schelten.

Zudem haben die guten Deutschen immer eine große Vorliebe gehabt für derbe Rede. Luther, ein Mann aus dem Volke, redete die Sprache des Volks. Und auch um seines derben Witzes willen, liebte ihn das Volk.

Die „Freiheit des Sermons“ eröffnet die stattliche Reihe der Luther'schen Streitschriften. Sie schlug gut ein; schon im Juli wurde eine zweite Auflage nötig. — Wir wollen etliche Stellen ausziehen, damit der geneigte Leser sie ein wenig kennen lerne nach Inhalt und Form. Sie hebt an:

„Ich, Doktor Martinus Luther, Augustiner zu Wittenberg, bekenne, daß der deutsche Sermon, die Gnad und Ablaß belangend, mein sei; darum ich verursacht und genötigt bin, denselben zu verfechten, wider etliche Vorlegungen und Verlästerungen, vergebens erdichtet. Welcher Geschicklichkeit so man ansieht, scheinet es wohl, daß ihr Erdichter zu viel Zeit und Papier gehabt, derselben nit hat besser gewußt anzuwenden, denn daß er mit unsaubern Worten die Wahrheit angegriffen. Wollte gerne, daß jedermann wüßte, wie gar nichts er in der Schrift verstünde.

„Und zu vermeiden viel Wort', laß ich's fahren, und befehle dem Wind — der auch müssiger ist — die übrigen vergebnen Worte, wie die Pappenblumen und dürren Blätter, nehm' allein für mich seine Gründe und Eckstein seines Klettenbaues.“

Nun geht denn Luther die mancherlei Gründe, die Tetzel wider ihn ins Feld geführt, durch und weist ihm seine Unkenntnis und seinen Unverstand der heiligen Schrift nach. Da kommt er unter anderm wieder auf die Behauptung, an der Tetzel festhält, daß wer Ablaß löse, besser thue, denn wer Almosen einem Armen giebt, der nicht in der letzten Not ist. Darüber kennen wir schon Luthers Meinung. Jetzt gerät Luther gar darüber in Harnisch

„Hier sieh zu und laß dich's Gott erbarmen: das heißen Lehrer des Christenvolks. Nu hinfürder ist's nit schrecklich zu hören, wie Türken unser Kirchen und Kreuz verunehren. Wir haben bei uns hundert-

mal ärgere Türken, die uns das einige Heiligtum, das Wort Gottes, das alle Dinge heiliget, so gar lästerlich zu nichte machen.

„Johannes der heilige Apostel sagt: So einer siehet seinen Bruder darben oder Not leiden, und schleußt seine Mildigkeit vor ihm zu, wie mag die Liebe Gottes in ihm bleiben? (1. Joh. 3,17. Vergl. S. 204.) Über diesen Text kommt dieser Verlästerer mit einer solchen Auslegung, daß Darben oder Notleiden soll verstanden werden von der letzten Not.

„Ich muß hier mit Unwillen ungeduldig sein und rufen, daß die Auslegung hat der Teufel hereingeführt oder ist aus einem unchristlichen, jüdischen oder je unbedachten Verstand jemand entfallen. Soll nit eher ein Christenmensch dem andern helfen, denn in letzten Nöten, so wird nimmermehr oder in vielen Jahren nit einmal dem andern geholfen. So wird auch die christliche Liebe nit also gut sein wie die Freundschaft unter den Tieren. Ach Gott! muß man Dein Wort also meistern? Nu der Stücklein haben wir wohl mehr von unsern Traumpredigern.

„Wer nu diesem Vorleger folget, der hab' Acht darauf, daß er nit eher speis' den Hungrigen, kleide den Nackenden, sie kommen denn in die letzte Not, daß ihnen die Seel' ausgehet und seiner Wohlthat nimmer bedürfen! Recht, recht; solcher Lehrer Werk sollten auch nit anders wert sein, denn daß sie geschehen, da sie unnötig sind."

Da ihn Tetzel will zu einem Erzketzer und Abtrünnigen machen, sagt Luther:

„Mir muß zu Mute sein, als wenn mich ein grober Esel anschreiet."

Denn, versichert er, „wenn es die Kirche beschleußt, so will ich glauben, daß der Ablaß Seelen löst."

Tetzels Thesen, „deren sich billig Sonn und Mond verwundern vor großem Licht der Wahrheit", hält auch Luther „das mehrere Teil für Wahrheit", aber wie ganz anders er doch von des Papstes Unfehlbarkeit dachte, zeigt sein Satz:

„Was der heilige Vater mit Schrift oder mit Vernunft bewähret, nehm ich an; das andre lass' ich seinen guten Wahn gewesen sein." Und „ist nit wahr, daß Ablaß sei von der Dinger Zahl, die zu der Seligkeit und Glauben gehören. Darum, ob der Papst das duldet, ist nit Wunder, so leider! wohl größer böse Stück' und Tück' außer und in Rom geduldet werden."

Hatte Tetzel sich bereit erklärt, alles zu erleiden, was ihm für seine Meinung von Papst, Kirche und allen unverdächtigen, christlichen Universitäten auferlegt werde, es sei Kerker, Stock, Wasser und Feuer, und freilich Luthern mit dem Gleichen gedroht, so spottete Luther solchen Märtyrermut übel aus:

„Daß er mich aber zum Stock, Kerker, Wasser und Feuer erbietet, kann ich armer Bruder nit verweigern. Wiewohl auch für ihn selbst wäre mein treuer Rat, er erböte sich mit Bescheidenheit zum Rebenwasser und zu dem Feuer, das aus den gebratenen Gänsen riecht, des er besser gewohnet."

Endlich bietet er dem grausamen und unerträglichen Dräuen des Ketzermeisters frei die Stirn und fordert ihn gen Wittenberg, da seine Kräfte mit ihm zu messen:

„Hie bin ich zu Wittenberg, Doktor Martinus Luther, Augustiner, und ist etwa ein Ketzermeister, der sich Eisen zu fressen und Felsen zu zerreißen bedünkt, den lass' ich wissen, daß er hab' sicher Geleit, offene Thor, freie Herberg und Kost darinnen, durch gnädige Zusagung des löblichen und christlichen Fürsten, Herzog Friedrich, Kurfürsten zu Sachsen. Dabei auch die Schriftlästerer merken mögen, daß derselbe christliche Fürst nit, wie sie in ihren letzten trunkenen Artikeln gerne lügen und schmähen wollten, der sei, der christlicher Wahrheit zu Nachteil mich oder jemand in ketzerischem Fürnehmen, auch in diesen Dingen, da Ketzerei nimmer innen sein mag, schützen wolle."

Zum Schluß:

„Hilf, Gott, der Wahrheit allein, und sonst niemand. Amen.

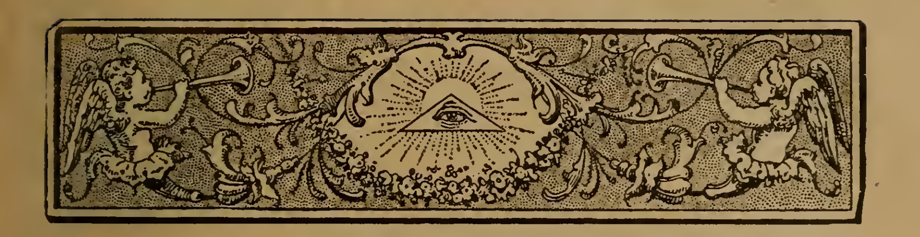
„Ich vermess' mich nit über die hohen Tannen zu fliegen; verzweifel' auch nit, ich mög' über das dürre Gras kriechen." —

Tetzel hat auf diese Schrift nicht geantwortet. Er war nicht der Mann, mit dem Doktor Luther zu streiten. Bald werden wir seinen Stern sinken sehen. Die, welchen er gedient hatte ließen ihn fallen.

Und noch immer war die Frage: Krieg oder Friede?

Aber schon haben ernste Plänkeleien stattgefunden, die Einleitung eines größeren Kampfes. Rasch gehen die Dinge nun ihren Gang, ein Ereignis folgt dem andern.

Doch ehe die Lage noch ernster wird, können wir Luther begleiten auf einer friedlichen Fahrt.



Viertes Kapitel.

Zum Augustinerkapitel in Heidelberg.

Das letzte Generalkapitel der Augustinerkongregation war in dem Jahre 1515 zu Gotha abgehalten worden. Nun mußte nach drei Jahren der Generalvikar wieder eine solche Versammlung berufen. Staupitz schrieb sie diesmal nach Heidelberg aus, auf den Sonntag Jubilate.

Luther war in Gotha zum Distriktsvikar für die sächsisch-thüringischen Klöster erwählt worden. Jetzt war seine Zeit abgelaufen. So mußte er denn persönlich in Heidelberg erscheinen, um daselbst von seiner Wirksamkeit Rechenschaft abzulegen.

Es fehlte nicht an Freunden, welchen eine solche weite Reise für Luther allzu gefährlich schien. Sie fürchteten, es möchte der Haß seiner Feinde, wenn er das sichere Wittenberg verließe und nun gar die Grenzen Kursachsens überschritte, ihm ein Leides anthun. Redete man doch schon davon, daß Luther sollte nach Rom gefordert werden — in aller Augen das sichere Ende für ihn und seine Sache.

Nun Luther ließ sich durch dergleichen Besorgnisse nicht anfechten. Als er die Einladung zu dem Heidelberger Kapitel erhalten hatte, schrieb er an seinen Freund Lang (am 21. März 1518):

„Wider mich wettern wunderbar die Ablaßfabler von ihren Kanzeln. Wie sie denn nicht genug Ungeheuer haben, nach denen sie mich betiteln können, so fügen sie noch Drohungen hinzu und versprechen dem Volke, daß ich ganz gewiß verbrannt werden solle, der eine: in vierzehn Tagen schon, der andere: in vier Wochen, geben auch Gegenthesen her-

aus, so daß ich fürchte, sie möchten noch einmal platzen vor Zorn Da wird mir denn von allen geraten, ich soll nicht zu den Heidelbergern gehen, damit sie nicht etwa, weil sie mit Gewalt nichts ausrichten, durch Nachstellungen wider mich zum Ziele kommen. Ich will jedoch dem Gehorsam Genüge thun. Will auch zu Fuße kommen, und, will's Gott, über Erfurt gehen; aber warte Du nicht auf mich, denn ich werde kaum am Mittwoch nach Quasimodogeniti fortkommen.

„Unser Fürst, der mit wunderbarer Freundlichkeit unserm wohlgegründeten Betriebe der Theologie zugeneigt ist, nimmt ungebeten mich und Karlstadt mit Entschiedenheit in seinen Schutz und wird auf keine Weise dulden, daß man mich nach Rom schleppt. Das wissen jene recht gut und leiden einigermaßen Pein dadurch."

Indessen war der Kurfürst Friedrich mit der Heidelberger Reise ganz und gar nicht einverstanden und erteilte den erbetenen Urlaub nur ungern, weil Luther dadurch in seinen Vorlesungen an der Universität behindert wurde. So schrieb er denn selbst an Staupitz, er solle wenigstens dafür sorgen, daß Luther nicht länger als nötig seinen Professorenpflichten entzogen würde.

Dies ist der Brief:

„Von Gottes Gnaden Friedrich, Herzog zu Sachsen und Kurfürst. Unsern Gruß zuvor, Ehrwürdiger und Hochgelahrter Sonderlicher!

„Nachdem Ihr und andere Oberste des Ordens Sankti Augustini Doktor Martinum Luther zu einem Kapitel gen Heidelberg erfordert, so ist er willens, solch Kapitel, wiewohl wir ihn nit gern von unserer Universität beurlaubt, zu besuchen und Gehorsam zu leisten. Weil Ihr uns doch hievor angezeigt, daß Ihr uns einen eigen Doktor an diesem Mann ziehen wollt, an dem wir denn fast gut Gefallen haben und sein nit gern lang von der Universität und seiner Lektion geraten, so ist unser Begehren, Ihr wollet daran und förderlich sein, daß er uns erst wieder allherkomm' und nit verzogen noch aufgehalten werde; daran thut Ihr uns sonders Gefallen.

„In Gnaden gegen Euch zu erkennen dat. zu Wittenberg am Freitag in der heiligen Osterwoche Anno 1518."

Der Kurfürst that auch das Seine, Luthern die Reise zu erleichtern und zu sichern. Er gab ihm Empfehlungsbriefe mit an seinen Amtmann auf Koburg, an den Bischof von Würzburg und an den Kur-

fürsten von der Pfalz. Auch stellte er ihm einen des Weges kundigen Boten, der bis Würzburg das Geleit geben sollte.

Mit diesem Führer und einem Ordensbruder brach Luther am 9. April von Wittenberg auf. Wie einst nach Rom, so ging's auch jetzt zu Fuße. Über Halle nahmen sie den Weg, die Saale aufwärts Von niemandem wurde Luther unterwegs erkannt, außer von dem Pfarrer zu Weißenfels; der hatte einst zu Wittenberg den Magistergrad erworben, nun nahm er Luthern mit allen Ehren auf und bewirtete ihn auf's beste.

Dann in Judenbach — da sie auf Koburg zugingen — trafen sie den kurfürstlichen Rat Pfeffinger, da war's auch mit dem Inkognito vorbei. Pfeffinger bezahlte den Wittenberger Wanderern die Zeche — gut für Luthers Beutel, denn mit dem war es schlecht bestellt.

Recht ermüdet kam Luther in Koburg an.

„Das andere“, schreibt er von dort an Spalatin, „ist Gott sei Dank alles in Ordnung, aber ich beichte, daß ich darin gesündigt, daß ich den Weg zu Fuße unternommen habe. Nun diese Sünde bedarf nicht des Ablasses, denn vollkommene Reue und die allervollkommenste Genugthuung ist mir auferlegt. Ich bin totmüde. Wagen giebt es nirgends, und so leiste ich alles reichlich und völlig und übergenug: Zerknirschung, Buße und Genugthuung.“

Wir sehen, über der Anstrengung des ungewohnten Marschierens hatte Luther den Humor noch nicht verloren.

In Würzburg fanden dann die Wittenberger gute Fahrgelegenheit. Da trafen sie nämlich im Augustinerkloster Ordensbrüder, die des gleichen Weges wollten und sich's bequemer machten mit dem Reisen, darunter Luthers Freund Lang, den Prior von Erfurt. Sie boten Luthern einen Platz in ihrem Wagen an, und so legte er das letzte Stück leicht und in guter Gesellschaft zurück.

So brauchte er auch die Güte des Würzburger Bischofs nicht in Anspruch zu nehmen, der ihn auf die Empfehlung seines Kurfürsten hin sehr gnädig empfing und sich erbot, ihm einen Führer bis Heidelberg zu stellen.

Der Bischof wurde dem Wittenberger Professor, dessen Thesen wider den Ablaß er gewiß gelesen hatte, durch diese persönliche Begegnung so gewogen, daß er später, kurz vor seinem Tode (im Februar 1519), als die Dinge sich für Luther schon drohender gestalteten, an den Kurfürsten Friedrich den Weisen schrieb: er möge den „frommen Mann

Doktor Martinus“ ja nicht wegziehen lassen, da demselben Unrecht geschehe.

Auch mit dem Empfang in Heidelberg, wo er etwa am 21. April eintraf, konnte Luther wohl zufrieden sein. Er war von allen Seiten der Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit.

Nicht am wenigsten ehrte man ihn auf dem Schlosse. Der Pfalzgraf Wolfgang, der dort residierte, des Pfälzer Kurfürsten Bruder, hatte einst selbst in Wittenberg studiert. Er lud Luther mit Staupitz und Lang zu seiner Tafel, unterhielt sich auf das liebenswürdigste mit ihnen, zeigte ihnen die prächtige Schloßkapelle, auch die Waffenkammer und alles, was sonst in dem damals schon gar reich und schön ausgestatteten Schlosse des Sehens wert war.

Auch hier mochte der Brief des sächsischen Kurfürsten Luthern guten Dienst thun.

Wenigstens äußerte darüber einer der Herren am Hofe in seiner „Neckarischen“ Sprache: „Ihr habt by Gott einen kystlichen Credenz“ (will sagen: einen köstlichen Empfehlungsbrief).

Indessen nahm das Ordenskapitel seinen gewöhnlichen Gang.

Staupitz, der sich auch einer Wiederwahl unterziehen mußte, behielt sein Amt. Die Stellung eines Distriktsvikars durfte aber niemand zweimal hintereinander bekleiden; so wurde auch Luther dieser Pflichten ledig. Zu seinem Nachfolger wurde sein Freund Johann Lang in Erfurt auf die nächsten drei Jahre gewählt.

Wie sich auch sonst oft an die Kapitelsitzungen Disputationen anschlossen, so auch diesmal. Die versammelten Brüder pflegten selber zu bestimmen, wer die Disputation halten solle. Es konnte nicht anders kommen, als daß sie dem Bruder Martinus von Wittenberg übertragen wurde. Das heißt: Luther führte den Vorsitz und verfaßte die Streitsätze, die mit seiner Unterstützung ein Schüler von ihm, der Wittenberger Augustiner Leonhard Beyer verteidigte. Luther war damals noch der Ruhm und die Hoffnung des Ordens.

Die Disputation fand am 26. April statt im Hörsaale des Augustinerklosters.

Die Professoren der Universität Heidelberg fanden sich auch dazu ein, ihre Kräfte mit den Wittenbergern zu messen. Unter ihnen war zwar die Richtung des Humanismus nicht unvertreten, aber im ganzen

waren sie noch Scholastiker vom alten Schrot und Korn; die Theologie der Bibel und des Augustinus, wie man sie in Wittenberg trieb, kannten sie nicht.

Luther ließ es sich angelegen sein, sie bei dieser Gelegenheit damit bekannt zu machen.

Nicht des Ablasses gedachte er in seinen Thesen. Er sprach Gedanken aus, die seine Seele viel inniger und tiefer bewegten seit den Kämpfen im Kloster.

Vierzig Sätze sind es, 28 aus dem Gebiete der Theologie, 12 aus dem der Philosophie. Den theologischen Behauptungen setzt er ein kurzes Vorwort vor:

„Mißtrauisch gegen uns selber nach dem Rate des heiligen Geistes: „Verlaß dich nicht auf deinen Verstand (Sprüche 3,5)", unterbreiten wir in Demut dem Urteile aller, die da wollen zugegen sein, folgende theologische Sätze, die sich gar ungereimt ausnehmen mögen, aus dem göttlichen Paulus, dem ausgewähltesten Gefäß und Werkzeuge Christi, und aus Sankt Augustinus, seinem getreuesten Ausleger, und erbieten uns, Rede zu stehen, ob sie wohl oder übel aus ihnen hervorgeholt worden sind."

So handelt er denn von dem gänzlichen Unvermögen des Menschen, durch eigenes Thun die Gnade zu gewinnen.

These 17: „So reden heißt nicht Ursache geben zu verzweifeln, sondern sich zu demütigen, und Eifer wecken, die Gnade Christi zu suchen."

These 18: „Gewiß ist, daß der Mensch gänzlich an sich verzweifeln muß, damit er geschickt werde, die Gnade Christi zu erlangen."

These 25: „Nicht der ist gerecht, der viel Werke thut, sondern der ohne Werke viel glaubt an Christum."

These 26: „Das Gesetz sagt: Thue das! und nicht geschieht es; die Gnade sagt: Glaube an diesen! — und schon ist alles geschehen."

Mit solchen Sätzen will Luther ein rechter Kreuzestheologe sein und nichts gemein haben mit der falschen Wissenschaft der Ruhmestheologen, die da viel fabeln und spekulieren von dem unsichtbaren Wesen der Gottheit — welches doch eben unsichtbar ist — aber das Sichtbare an Gott, nämlich, was er durch Kreuz und Leiden seines Sohnes offenbart hat, nicht erkennen wollen.

Es gab eine lebhafte Debatte. Die Heidelberger Professoren schüttelten den Kopf zu dieser Kreuzestheologie. Aber Luther mußte

ihnen selber das Lob geben, daß sie scharfsinnig und dabei bescheiden mit ihm stritten.

Einer nur, ein jüngerer Doktor, wurde allzu lebhaft und rief ihm zu: „Wenn das die Bauern hörten, würden sie euch gewißlich steinigen!“ Darüber allgemeine Heiterkeit.

Aber wenn die älteren Herren sich doch nicht so schnell von Luther bekehren ließen, so hatte er in der großen Zuhörerschaft dankbare Schüler an etlichen hoffnungsvollen Studenten und Magistern. Auf diese jungen Leute machte Luthers Auftreten und die Sache, die er vertrat, einen solchen Eindruck, daß dieser Tag bestimmend wirkte auf ihren ganzen Lebensgang. Sie hatten schon mit nicht geringer Erregung Luthers Vorgehen wider den Ablaß bemerkt und seine fünfundneunzig Thesen eifrig studiert und besprochen. So hatte Luther auch hier in Heidelberg, wie zu Frankfurt an der Oder unter den Freunden Knipstros, seinen Anhang. Wie mochten nun diese jungen Männer mit Spannung dem persönlichen Erscheinen und Disputieren Luthers in Heidelberg entgegengesehen haben!

Da eroberte er denn ihre Herzen völlig. Was sie in der Disputation gehört, das ließen sie nachher in vertraulicher Unterredung sich von ihm noch weiter ausführen und bestätigen.

Und es waren keine schlechten Eroberungen. Etliche von jenen Magistern und Studenten sind später wackere Vorkämpfer der Reformation geworden. So Johann Brenz, der erste unter den schwäbischen Reformatoren, damals erst 19 Jahre alt und doch schon Magister der Philosophie. So auch Theobald Billikanus, der das Evangelium in der Stadt Nördlingen gepredigt hat. Von ihm bezeugt Melanchthon, daß er an Geistesanlagen und Beredsamkeit ihm weit überlegen sei; er war übrigens nicht recht charakterfest und hat einen wunderlichen Lebenslauf gehabt.

Vor allen andern aber Martin Butzer, der uns noch manchmal begegnen wird. Er war ein Ordensbruder Tetzels, also ein Dominikaner. Nicht eben aus Neigung hatte er die Mönchskutte erwählt, wie er denn selbst bekennt, an ihm sei das Sprichwort wahr worden: „Die Verzweiflung macht einen Mönch.“ Schließlich war es ihm geglückt, in Heidelberg zu den Universitätsstudien zu kommen. Bald schloß er sich der Richtung der Humanisten an. Er hatte die Priesterweihe empfangen, war der Theologie Bakkalaureus und der freien Künste Magister. Die Bekanntschaft mit Luther wurde entscheidend für ihn. Bald ver-

breitete er Luthers Ruhm unter den Humanisten Süddeutschlands. Als Reformator von Straßburg und als eifriger Kirchenpolitiker hat er später auf die Geschichte der Reformation großen Einfluß geübt.

Das war ein nicht zu verachtender Erfolg für die gute Sache. Und wie das allgemeine Urteil über Luther bei den Teilnehmern an dem Augustinerkapitel zu Heidelberg und sonderlich an der Disputation etwa lautete, das mag der geneigte Leser aus einem Briefe des Pfalzgrafen Wolfgang an Kurfürst Friedrich den Weisen entnehmen. Da heißt es:

„Doktor Martinus Luther hat sich mit seinem Disputieren also geschickt gehalten, daß er nit ein klein Lob Euerer Liebden Universität gemacht hat; es wurde ihm auch großer Preis von vielen gelehrten Leuten nachgesagt."

Heimwärts reiste Luther die längste Strecke des Wegs mit seinen Ordensbrüdern: bis Würzburg mit den Nürnbergern, mit den Erfurtern bis Erfurt, mit den Eislebenern bis Eisleben, und die duldeten's nicht, daß er etwa dann den letzten Rest zu Fuße zurückgelegt hätte, ließen ihn vielmehr auf ihre Kosten bis nach Wittenberg fahren.

Alles in allem war es eine Erholungsreise für Luther. Das schönste Frühlingswetter hatte ihn begünstigt; in den Weingegenden hörte er die Winzer ein gutes Weinjahr prophezeien. Er selbst fühlte, als er heimgekehrt war, wie ihm diese Unterbrechung seiner angestrengten Arbeit in Wittenberg wohlgethan hatte. „Ich war durchaus gesund auf dem ganzen Wege und wunderbar bekam mir Speise und Trank, so daß etliche meinen, ich sei wohler und beleibter worden" — so schreibt er gleich nach seiner Rückkehr, am 18. Mai, an Spalatin.

Und nicht nur eine Erholungsreise, auch ein Triumphzug war es gewesen. Nie war Luthers Stellung im Orden glänzender als damals. Sein Vorgehen in der Ablaßfrage hatte das Kapitel, wir wissen nicht, ob ausdrücklich in gründlicher Verhandlung darüber, oder nur stillschweigend, gebilligt. In persönlichem Austausch hatte er Vorurteile zerstreut und in Gegenden, wohin bisher sein Einfluß noch weniger sich geltend gemacht, in Süddeutschland, neue Freunde gewonnen. Die alten Bande, die ihn mit Staupitz verbanden, hatte er befestigt. Der Würzburger Bischof und der Heidelberger Pfalzgraf waren ihm mit Aus-

zeichnung begegnet. Von seinem Landesherrn hatte er gelegentlich dieser Reise die deutlichsten Beweise seiner Gunst erfahren.

Doch fehlte auch jenen sonnenhellen Frühlingstagen der Schatten nicht.

In Heidelberg hatte Luther auch seinen alten Erfurter Lehrer, den Doktor Usingen getroffen. Da er einen großen Teil der Rückfahrt mit diesem in Einem Wagen zurücklegte, bot sich Gelegenheit genug, mit ihm die Streitfragen, welche Luthern und seinen Erfurter Lehrer schon lange bewegten, durchzusprechen. Nicht ganz ohne Eindruck zu machen, brachte Luther alles vor, was ihm auf dem Herzen lag, aber Usingen blieb doch ein eingefleischter Scholastiker.

So mißlang in Erfurt erst recht Luthers Versuch, sich mit dem „Doktor von Erfurt", dem alten Jodocus Trutvetter, zu verständigen. Der hatte ihm nach Heidelberg einen Brief geschrieben, voll von Vorwürfen. Luther wollte ihm darauf mündlich antworten. Als er aber in seiner Wohnung vorsprach, erhielt er von Trutvetters Diener den Bescheid, der Herr Professor sei nicht wohl genug, um seinen Besuch ertragen zu können.

So setzte sich denn Luther gleich in Erfurt noch hin und schrieb an Trutvetter. Darin heißt es unter anderm:

„Zuerst danke ich Euch für Eure Sorge um mich und alle unverdiente Liebe, und bitte Euch um des Herrn Jesu willen, mir niemals zuzutrauen, ich könnte von Euch so sehr gekränkt werden, daß ich Euch mit bissigen und schmähenden Schriften anfechten möchte, wie Ihr schreibt und sogar fürchtet, ich würde es etwa thun. Denn so pflege ich mich nicht einmal an denen zu rächen, die meine heftigsten Widersacher sind, mich von den Kanzeln vor dem Volke mit Namen als einen Ketzer, Verführer, Wahnsinnigen und ich weiß nicht, von wie viel Teufeln Besessenen ausschreien; wie viel weniger möchte ich Euch Böses zufügen, dem ich alles Gute verdanke. Ich bin wahrlich betrübt, daß auch in Euch ein so übler Verdacht wider mich aufkommen konnte.

„Zum andern, so mißfallen Euch meine Thesen und ich dachte mir, daß es so gehen würde. Aber was die Sätze anlangt, welche von der Gnade und den Werken handeln, so wisset, bester Mann, daß ich weder allein noch zuerst sie behauptet habe. Du kennst ja die hochbegabten Männer, die bei uns sind, den Karlstadt, Amsdorf, Schurf u. s. w. Diese alle sind in solcher Lehre (von Gnade und Werken) fortwährend meiner Ansicht, ja die ganze Universität Wittenberg, mit alleiniger Ausnahme

vielleicht des Lizentiaten Sebastian, ja auch unser Fürst und unser vorgesetzter Bischof, ferner viele andere hohen Geistlichen und eine Menge geistreicher Bürger, die mit Einem Munde bekennen, sie hätten früher weder gekannt noch gehört Christum und das Evangelium.

„Ihrem Geiste mag ich den meinen nicht vorziehen, wie das billig ist, und da sie selbst in der scholastischen Theologie, wie Ihr wißt, wohl bewandert und geübt sind, so duldet es, bitte, daß ich mit ihnen zusammen vernünftig sei oder unvernünftig, bis die Sache von der Kirche entschieden werde.

„Und daß ich meine Meinung auch heraussage, so glaube ich einfach, daß eine Reformation der Kirche unmöglich ist, wenn nicht von Grund aus die päpstlichen Satzungen und Beschlüsse, die scholastische Theologie, Philosophie und Logik, wie sie jetzt im Schwange gehen, beseitigt und andere Studien dafür eingeführt werden. Und in dieser Meinung gehe ich so weit, daß ich täglich den Herrn frage, inwieweit das wohl sofort geschehen könne, daß wiederum das unverfälschte Studium der Bibel und der heiligen Väter zurückgerufen werde.

„Von den andern Thesen dagegen über den Ablaß habe ich Euch früher geschrieben, daß mir ihre so weite Verbreitung nicht gefällt. Nirgends ist ein solcher Erfolg erhört; und so konnte ich ganz und gar nicht eine Wirkung erhoffen, die nur in diesem einzigen Falle eingetreten ist. Sonst hätte ich die Sätze klarer gefaßt, wie ich in dem deutsch geschriebenen Sermon gethan habe, der Euch freilich mehr als alles übrige mißfällt.

„Ich beschwöre Euch, mein Herr und mein Vater in dem Herrn, mißfällt Euch denn nicht auch dies, daß das elende Volk Christi so lange geäfft und genarrt wird durch die Ablässe? Ich muß fürwahr bekennen: wenn's nach mir ginge, so sollte es in der ganzen Kirche keine Ablässe geben, wie denn auch die Wälschen sie nicht eines Härchens wert achten, außer daß sie so viel einbringen — ja, einbringen thun sie etwas, sonst aber sind sie nichts nutze. Das werde ich weiter ausführen in meinen Resolutionen, die, will's Gott, nun sofort sollen veröffentlicht werden."

Mit alledem sagte er freilich seinem Lehrer lauter unerwünschte, bittere Dinge. Denn dessen Meinung war nun einmal die ganz ententgegengesetzte. Zum Schluß bittet ihn Luther, mit ihm ferner darüber Briefe zu wechseln, er werde ihm sehr dankbar dafür sein. „Ich bin

bereit," sagt er da, „alle Eure Züchtigungen so hinzunehmen und zu tragen, daß sie, wenn auch noch so hart, mir doch gar milde sein werden. Deshalb sprecht Euch ohne Scheu gegen mich aus, ja scheltet mich ganz ohne Sorgen. Ich kann und will gegen Euch nicht bitter werden, Gott ist des Zeuge und mein Gewissen — so bin ich heute gegen Euch gesinnt."

Nun, auf diesen bei aller Festigkeit und Entschiedenheit der Überzeugung doch gar ehrerbietigen Brief ließ Trutvetter sich zu einer Unterredung mit seinem Schüler herbei.

Da mögen sie lange und viel miteinander debattiert haben. Aber eine Einigung war nicht möglich.

„So viel habe ich erreicht," schreibt Luther davon, „daß er einsah, er könne weder seine Ansicht beweisen noch die meinige widerlegen; ja seine Sätze seien dem Tiere zu vergleichen, von dem man sagt, es fresse sich selbst auf. Aber umsonst erzählt man dem Tauben eine Geschichte. Es ist eine üble Sache, wenn einer in Verkehrtheiten alt geworden ist.

„Ganz ein anderer Geist ist in den jungen Leuten! Und ich habe eine ausnehmende Hoffnung; wie Christus zu den Heiden ging, da ihn die Juden verwarfen, so werde auch jetzt seine wahre Theologie, welche die Alten mit ihrem Kopf voll vorgefaßter Meinungen verwerfen, sich zur Jugend wenden."

In diesen hoffnungsvollen Worten klingt die erfreulichste Erfahrung der ganzen Reise nach, die er vor allem in Heidelberg an den genannten jungen Theologen, aber gewiß immer wieder, wenn er unterwegs mit den Ordensbrüdern über seine Bestrebungen sich besprach, machen konnte, daß die Jugend mit Begeisterung dem neuen Geiste, der von Wittenberg ausging, sich zuwandte.

Und wer die Jugend hat, hat die Zukunft.





Fünftes Kapitel.

Luther schreibt an den Papst.

Es war gut, daß Luther mit frischen Kräften nach Wittenberg heimkehrte. Denn kaum war er wieder in seiner Zelle, da saß er schon mitten drin in vieler und ernster Arbeit.

Etliches von dem, was ihm jetzt zu thun machte, haben wir schon kennen gelernt: seine Auseinandersetzungen mit Eck und Tetzel. Die fallen in den Mai und Juni dieses Jahres 1518. Ein weit wichtigeres Werk war ihm die Herausgabe seiner Resolutionen.

Hatte nun auch der wackere, um den lieben Frieden besorgte Bischof von Brandenburg wider die Veröffentlichung nichts mehr einzuwenden, so dauerte es noch immer eine Weile, ehe die umfangreiche Schrift erschien. Daran trug der Drucker, Herr Johann Grünenberg in Wittenberg die Schuld; manchen Seufzer der Ungeduld stößt Luther in den Briefen an die Freunde darüber aus, daß dessen Presse gar so langsam arbeitete. Im Juli konnte Luther erst die Erklärung der ersten achtzehn Thesen verschicken, im August endlich die ganze Schrift. So lange — zehn Monate — hatten die Gegner Zeit, über seine Disputationssätze zu eifern, ehe Luther seine Meinung darüber gründlicher auseinandersetzen konnte.

Nicht so lange wartete aber Luther, bis er sein Buch an einen Mann schickte, dessen Beifall und Zustimmung ihm vor allen Dingen wichtig war — an den Papst.

Hatte Luther bisher immer in dem guten Glauben geschrieben und geredet, daß seine (Luthers) Ansicht über den Ablaß mit der wahren

Meinung des Papstes Leo selbst übereinstimme, daß er geradezu die Wahrheit der Kirchenlehre und die Ehre ihres Oberhauptes gegen das unberechtigte und verderbliche Unwesen der Ablaßprediger vertrete — so mußte es sich nun entscheiden, ob der Papst in der That auf Luthers Seite stünde, oder auf Tetzels. Tetzel hatte in seinen Frankfurter Thesen versucht, Luther zu verdächtigen, als wollte er des Papstes Macht und Ansehen schädigen, und hatte demgegenüber eine gar überschwängliche Lehre vom Papste aufgestellt. Jetzt wollte Luther ein deutlich Zeichen seiner Ehrfurcht vor dem Papste geben, indem er seine Resolutionen ihm widmete und seinem Urteile unterwarf.

So ohne weiteres, ohne einen Vermittler konnte ein einfacher Mönch und Professor von Wittenberg nicht an den Papst schreiben. Keinen besseren aber konnte Luther finden, der ihm Brief und Schrift nach Rom an die rechte Adresse befördern möchte, als seinen Vorgesetzten und Freund, Johann von Staupitz. Dessen Wohlwollen hatte er erst jüngst in Heidelberg wieder erfahren. Jetzt schickt er an ihn eine Abschrift seiner Resolutionen und den Brief an Leo und bittet ihn, beide dem Papste zu übermitteln.

Es mochte Luthern doch ernsthaft zu Mute sein, als er die Sendung an Staupitz abgehen ließ. Wie viel hing davon ab, welchen Eindruck sie in Rom machte, für ihn und für die Kirche!

Er erinnert den Staupitz an ihre Unterredungen in Erfurt. Wenn Luther zurückschaute, wie denn nun alles so gekommen sei, so wurde er immer wieder des inne, wie entscheidend gerade seine Begegnung mit Staupitz für ihn geworden war. Eben das rechte, christliche Verständnis des Wörtchens „Buße" verdankte er ihm, welches schließlich seinem ganzen Auftreten wider den Ablaßhandel, der alle echte Buße aufhob, zu Grunde lag. Von Staupitz waren ihm die Augen geöffnet, daß er nun in der Schrift das Wesen der Buße, d. i. der Sinnesänderung, erforschte und mit großem Fleiß und inniger Befriedigung sich in den Befehl unseres Heilandes vertiefte, da er spricht: Thut Buße! An dieses Wort knüpft ja auch die erste der fünfundneunzig Thesen an.

So giebt nun Luther dem Staupitz von dem weiteren Gange der Dinge Rechenschaft wie folgt:

„Da mein Herz mit solchen feinen Gedanken entbrannte, siehe, da fingen an um uns her zu tönen, ja helle zu schallen neue Posaunen vom Ablaß und Drommeten von Vergebung der Pein und Schuld, wurden aber nicht durch sie ermahnet zu rechter, geistlicher Kriegsübung.

Kurz da ward kein Wort gehört von der Lehre der rechten Buße; sondern die Ablaßkrämer unterstanden sich hoch zu heben und rühmen, nicht die Buße, noch ihr geringes Teil, so man nennet Genugthuung, sondern dieses ihres geringsten Teiles Erlassung, als nie zuvor erhört ist worden. Über das lehrten sie auch das Volk viel gottlose, falsche, ketzerische Lügen mit solcher Freiheit, wollte sagen: Frechheit, daß wer nur ein wenig dawider muckte, mußte bald ein Ketzer, zum Feuer verdammt und schuldig sein des ewigen Fluchs.

„Weil ich nun ihrer rasenden Unsinnigkeit nicht wehren konnte, setzte ich mir vor, bescheiden ihnen zu widersprechen und ihre Lehre in Zweifel zu stellen. Und habe dieses meines Vornehmens guten Grund. Denn ich berufe mich auf aller Doktoren und der ganzen Kirche Zeugnis, welche allzumal je und je gelehrt haben, daß besser sei, zu büßen, als Ablaß zu lösen.

„Derhalben habe ich öffentlich disputiert, das ist, alles, hoch, mittel und niedrig, zu meinem Unglück wider meinen Hals erregt, so viel jene Eiferer für das liebe Geld — ei für die armen Seelen, sollte ich sagen — gegen mich aufbringen mochten. Denn jene lieben Leute sind mit allzu grober List ausgerüstet; weil sie nicht können widerlegen, was ich gehandelt habe, erdichten sie: die Gewalt des Papstes werde durch meine Disputation verletzt.

„Das ist der Handel, Ehrwürdiger Vater, um deswillen ich nun mit großer Gefahr öffentlich an Tag hervor muß treten, der ich lieber in einem Winkel begehrte zu sitzen, mit Freude und Lust dem fröhlichen Spiel zuzusehen, so fürtreffliche, hochgelehrte Männer jetzt zu unsrer Zeit unter einander üben, denn daß jedermann auf mich sollte sehen und meiner spotten. Aber, wie ich merke, so muß auch Unkraut unter Kohl sich sehen lassen, und Schwarz unter das Weiß gesetzt werden, auf daß es ein besser und zierlicher Ansehen habe.

„Bitte derhalben, Ihr wollet diese meine thörichte Schrift freundlich annehmen, und dem frommen Papst Leo X. zuzuschicken Euch bemühen, damit sie mir bei seiner Heiligkeit gleich an statt eines Fürsprechers oder Beistandes sei wider die bösen Ränke der giftigen Ohrenbläser. Nicht, daß ich Ew. Ehrwürden in gleiche Gefahr gedenke zu führen; ich will allein auf meine Gefahr alles, was ich hierin thue, gethan haben. Christus, mein Herr, mag zusehen, ob dieser Handel, den ich führe, ihn oder mich belange, ohn welches Wirken und Willen auch des Papstes Zunge nicht reden kann, was sie

will und in welches Hand auch der Könige Herz ist. Christi Urteil erwarte ich von dem römischen Stuhle zu vernehmen.

„Übrigens weiß ich meinen drohenden Freunden nichts zu antworten, als das Wort Reuchlins: „Wer arm ist, fürchtet nichts, denn er kann nichts verlieren." Ich habe weder Gut noch Geld, begehr auch der keins; habe ich gut Gerücht und Ehre gehabt, der mache es nun zu nicht, der damit schon angefangen hat. Der einige, nichtige Leib, durch viel und stete Beschwerde geschwächt, ist noch übrig; richten sie denselben hin, durch List oder Gewalt Gott zu Dienst, so machen sie mich ärmer um eine Stunde oder zwei meines Lebens: mir genügt mein süßer Erlöser und Erbarmer, der Herr Jesus Christus, dem will ich singen, so lange ich lebe. So aber jemand mit mir nicht singen will, was geht's mich an? Beliebt es ihm, so heule er bei sich selbst allein.

„Er, der Herr Jesus, bewahre Euch in Ewigkeit, mein liebster Vater!

„Wittenberg, am Tage der heiligen Dreifaltigkeit (30. Mai) 1518."

Als ein treuer Sohn der Kirche redet denn nun Luther zu dem Papste. Es ist ihm heiliger Ernst mit der Hoffnung, daß die göttliche Wahrheit, die zu vertreten er sich bewußt war, von Leo X. werde bestätigt werden. Nur leise klingt es hier und da durch das demütige und vertrauensvolle Schreiben hindurch, daß er auch auf eine schlimme und unerwartete Antwort doch gefaßt sein mochte.

Hier ist der ganze Brief, wie ihn Luther geschrieben, nur aus dem Lateinischen verdeutscht:.

„Dem allerheiligsten Vater Papst Leo dem Zehnten wünscht ewiges Heil Martin Luther, Augustinermönch.

„Ich höre, allerheiligster Vater, daß gar ein böses Gerücht über mich gehe, daraus ich vernehme, daß etliche Freunde meinen Namen sehr übel vor Eurer Heiligkeit und den Euren stinkend gemacht haben, als der ich mich sollte unterstanden haben, die Würde der Schlüssel und Gewalt des höchsten Bischofs zu verkleinern. Daher ich als ein Ketzer, Abtrünniger, Meineidiger und mit tausend anderen Namen, ja Schmach und Lästerung, gescholten und verdammt werde. Ich muß hören und sehen, davor mir graut und mich entsetze. Aber der einige Trost und Fels meiner Freudigkeit steht fest, nämlich daß ich ein unschuldig und friedsam Gewissen habe.

„Auch höre ich nichts neues. Denn eben mit solchen Abzeichen schmücken und zieren mich auch in unsern Landen jene ehrlichen und wahrhaftigen Leute, als die ein böses Gewissen haben und sich unterstehen, ihre Bubenstücke mir aufzudringen und durch meine Unehre ihre Unehre zu beschönigen. Ich will aber, heiliger Vater, zur Sache greifen, die wolle Ew. Heiligkeit gnädiglich hören von mir, der ich ungeschickt, ja, ein Kind bin.

„Es ist in jüngstvergangenen Tagen angefangen worden, zu predigen des apostolischen Ablaß Jubeljahr, und hat so stark überhand genommen, daß diese Prediger alles meinen thun und reden zu dürfen, was sie nur wollen, unter dem Schutz von Ew. Heiligkeit Namen — dadurch sie auch den Leuten Furcht und Schrecken einjagen, also, daß sie öffentlich dürfen lehren gottlose, lästerliche und ketzerische Lügen, zu großem, schweren Ärgernis, Hohn und Spott der kirchlichen Obrigkeit, als ob die Erlasse gegen den Mißbrauch des Ablaßkrams sie nichts angingen. Und genügen sich daran nicht, daß sie mit frechen Worten ohne alle Scheu ihr Gift ausgießen, sondern lassen auch überdas Büchlein ausgehen und bringen sie unter das Volk, in welchen sie eben dieselbe ihre lästerliche und ketzerische Lügen bestätigen — ja also bestätigen, daß sie die Beichtväter mit einem Eide verbinden und zwingen, daß sie dieselben mit allen Treuen aufs fleißigste und ohne Aufhören dem Volke sollen einreden. Ich will des schändlichen und unerhörten Geizes, des sie nicht satt können werden, schweigen, nach welchem schier alle Buchstaben dieser Büchlein sehr grob und übel riechen.

„Ich rede die Wahrheit, und ihrer keiner kann sich vor dieser Schmach verbergen. Denn die Büchlein sind vorhanden, daß sie nicht leugnen können. Und ging ihr Vornehmen glücklich und schleunig fort, also daß sie mit eitel erdichtetem Trost die Leute aussaugten, und schunden ihnen — wie der Prophet Micha (3,2) sagt, die Haut ab und fraßen das Fleisch von ihren Beinen; sie aber weideten sich indes sehr herrlich und reichlich.

„Einen Behelf hatten sie, damit sie sich unterstunden, das Ärgernis zu stillen, nämlich den Schrecken von Ew. Heiligkeit Namen, Bedrohung des Feuers und Schmach und Schande des ketzerischen Namens: also, daß es nicht wohl glaublich ist, wie geschickt sie sind, damit zu drohen und zu schrecken, zuweilen auch wenn sie merken, daß ihrem losen Wahn und lästerlichen Lügen wider-

sprochen wird; so anders das soll heißen Ärgernissen wehren, und nicht vielmehr, durch lauter Tyrannei Zwiespalt und endlich Aufruhr erregen.

„Gleichwohl ging die Sage und Klage in allen Häusern über den Geiz der Pfaffen und ward übel geredet von der Gewalt der Schlüssel und des höchsten Bischofs, wie die gemeine Rede zeigt im ganzen deutschen Lande.

„Ich zwar, daß ich die Wahrheit bekenne, da ich solches hörte und erfuhr, entbrannte und eiferte ich um Christi Ehre, wie mich dünkte; oder, wer es so deuten will, das junge, frische Blut erhitzte sich in mir und sah doch wohl, daß mir nicht gebühren wollte, etwas hierin zu beschließen oder zu thun. Vermahnte derhalben sonderlich etliche Prälaten der Kirchen. Da fand bei etlichen meine Vermahnung Statt und ward angenommen; etliche aber spotteten mein und deuteten mein Vornehmen auf mancherlei Weise. Denn der Schreck vor Ew. Heiligkeit und Drohung des Banns war zu mächtig.

„Endlich, da ich nicht anders konnte, hielt ich für das beste, daß ich nicht scharf oder hart, sondern mit Maßen ihnen widerstünde, das ist, ihre Lehre in einen Zweifel brächte, daß davon möchte disputiert werden. Ließ derhalben einen Zettel ausgehen mit Sprüchen vom Ablaß und vermeinte allein die Gelehrten, ob etliche gegenwärtig oder schriftlich mit mir darüber wollten handeln; wie solches denn auch die Widersacher wohl wissen aus der kurzen Vorrede über dieselben Sprüche vom Ablaß.

„Daher, heiligster Vater, ist angegangen ein solch groß Feuer, daß davon die ganze Welt, wie sie schreien und klagen, entbrannt ist; vielleicht darum, daß sie mir, der ich doch auch durch Ew. Heiligkeit apostolische Gewalt ein Doktor der Theologie bin, allein das Recht und die Freiheit nicht gönnen, in einer freien, öffentlichen oder hohen Schule nach Weise und Gewohnheit aller Universitäten in der ganzen Christenheit zu disputieren, nicht allein vom Ablaß, sondern von unvergleichlich höhern Artikeln, nämlich von göttlicher Gewalt, Vergebung und Barmherzigkeit. Doch das ficht mich nicht viel an, daß sie mir dieses Recht neiden, das Eure Heiligkeit mir gewährt hat, da ich ihnen wider Willen viel größeres nachsehen muß, nämlich, daß sie die Träume des Aristoteles mitten in die Theologie mengen und über die göttliche Majestät irdische

Dinge disputieren wider und über alles ihnen gegebene Recht.

„Ferner, was für ein Geschick gerade nur diese meine Thesen verfolgt, wie sonst keine von meinen oder aller andern Magister Thesen, daß sie fast in alle Lande ausgegangen sind, so ist mir das selbst ein Wunder. Bei den Unsern und für die Unsern nur sind sie herausgegeben, und zwar so, daß ich nicht glauben kann, daß sie allen verständlich sind; es sind eben Streitsätze, nicht Lehren, dunkler gehalten und rätselhaft, wie das so Brauch ist. Sonst, hätte ich vorausgesehen, was kommen sollte, würde ich sicherlich meines Teils dafür gesorgt haben, daß sie leichter zu verstehen wären.

„Nun, was soll ich thun? Widerrufen kann ich nicht; und sehe doch, daß ich nur großen Neid und Haß dadurch erweckt habe, daß ich diese meine Disputation an den Tag gegeben. Zudem komme ich ganz ungern aus meinem Winkel auf den Plan hervor unter die Leute, da ich wider mich hören muß schier aller Menschen gefährlich Urteil, sonderlich weil ich ungelehrt, unerfahren und solcher hohen Sachen zu gering bin. Und eben zu dieser güldenen Zeit, da nun sehr viel feine, hochgelehrte Leute sind und alle freien Künste blühen und wachsen, also daß auch Cicero (der große römische Redner), wenn er jetzt lebte, schier sich in einen Winkel verbergen müßte, der doch sonst Licht und Öffentlichkeit nicht scheute. Aber die hohe Not zwingt mich, daß ich Gans unter den Schwänen schnattere.

„Derhalben, auf daß ich auch meine Widersacher zum Teil versöhne und vieler Begehr erfülle: siehe, heiliger Vater, so gebe ich an den Tag meine thörichten Gedanken, darinnen man sieht die Erklärung meiner Sprüche vom Ablaß. Ich gebe sie aber an den Tag, heiliger Vater, auf daß ich unter dem Schutz Eures Namens und unter dem Schatten Eurer Beschirmung desto sicherer sein möchte. Aus welcher Erklärung alle, so anders wollen, verstehen werden, wie rein und einfältig ich die geistliche Gewalt und Obrigkeit, auch der Schlüssel Kraft und Würde gesucht und geehrt habe, und zugleich, wie böslich und falsch mich die Widersacher auf so mancherlei Weise berüchtigen. Denn wenn ich ein solcher wäre, wie sie mich schänden und austragen und hätte meine Sache nicht ordentlicher Weise vorgebracht, nämlich

darüber disputiert, wie ein jeder Doktor Recht und Fug hat, so wäre es unmöglich gewesen, daß der Durchlauchtigste Herr Friedrich, Herzog und Kurfürst zu Sachsen, weil er vor andern ein sonderlicher Liebhaber christlicher und apostolischer Wahrheit ist, einen solchen schädlichen, giftigen Menschen, wie sie von mir reden und schreiben, in seiner Universität zu Wittenberg hätte gelitten. So hätten auch die teuren, hochgelehrten Doktoren und Magister unserer Universität, die mit allem Ernst und Fleiß über der Religion halten, mich gewiß aus ihrer Gemeinde gestoßen.

„Ist das aber nicht ein feiner Handel, daß die feindseligen Leute nicht allein mich, sondern auch den Kurfürsten und die Universität zu Sünden und Schanden wollen machen?

„Derhalben, heiligster Vater, falle ich Ew. Heiligkeit zu Füßen und ergebe mich ihr samt allem, was ich bin und habe. Verhänget Leben, verhänget Tod, saget zu, saget ab, bestätiget, verwerfet, wie Euch beliebt: Eure Stimme werde ich als die Stimme Christi anerkennen, der in Euch regiert und redet. Habe ich den Tod verdient, so weigere ich mich nicht, zu sterben. Denn die Erde ist des Herrn und was darinnen ist, der da ist hochgelobet in Ewigkeit! Amen. Er bewahre auch Euch ewiglich! Amen.

„Im Jahre 1518."

Dreimal im ganzen hat Luther an den Papst geschrieben, zuerst im Jahre 1518, dann im Jahre 1519, endlich wieder ein Jahr später, 1520. Der geneigte Leser hat sich selber überzeugt, wie ergeben Luther damals im Jahre 1518 noch dem päpstlichen Stuhle war, wie große Hoffnungen er insbesondere auf Leo X. setzte. Wie wir auch bisher schon ihn haben sagen hören, daß er nur so lange disputieren wolle, bis die Kirche werde die Streitfrage zur klaren Entscheidung gebracht haben, so will er auch jetzt dem Papste sich völlig unterwerfen. Stärker kann er seine demütige Anerkennung des päpstlichen Urteils nicht aussprechen, als wenn er versichert, er werde es hinnehmen als Christi Urteil.

Aber freilich blitzt schon durch alle diese Bekundungen tiefster Ergebenheit der feste Entschluß hindurch, auf der erkannten Wahrheit treu zu bestehen, und brächte es den Tod.

„Widerrufen kann ich nicht." „Habe ich den Tod verdient, so weigere ich mich nicht, zu sterben." Das sind Worte aus einem protestantischen Gewissen, die einem guten Katholiken nicht über die Lippen kommen dürfen. Denn ein Katholik geht nicht für seine von der Kirche verdammte Überzeugung in den Tod, sondern er widerruft.

Und wenn etwa der Papst über diese bedenklichen Wendungen des Briefes hätte hinweglesen und an den sonstigen Versicherungen der Ergebenheit sich hätte genügen lassen wollen, so mußte ihm in der beigelegten Schrift gar vieles aufstoßen, was seinen Ansprüchen zuwiderwar.

Auch in den Resolutionen fordert er für den Papst Ehrerbietung und Gehorsam. Aber der römische Stuhl ist ihm nur eine Obrigkeit wie andere, der man gehorchen muß nach dem Worte der heiligen Schrift: „Wer sich nun wider die Obrigkeit setzet, der widerstrebet Gottes Ordnung; die aber widerstreben, werden über sich ein Urteil empfangen." (Röm. 13,2.)

Mit solch einer Anerkennung konnte einem Papste nicht gedient sein, der von den versammelten Vätern auf dem Laterankonzil wie ein Gott auf Erden war gefeiert worden.

Ganz und gar verwirft Luther das weltliche Schwert in der Hand des Papstes. Mit dem Schwerte des Geistes soll man die Ketzereien und Irrtümer überwinden, nicht aber die Ketzer und Irrenden mit äußerer Gewalt verfolgen und verbrennen. Damit brach Luther über Kirchenstaat und Inquisition den Stab — wie mußte der Papst wohl das aufnehmen?

Und so gewiß Luther noch die Hoffnung hegt, Christus werde durch den Mund Leos sprechen, so wenig hält er von einem Papste, „der nach seinem Kopfe redet". „Mich kümmert es gar nicht," sagt er da, „was dem Papste gefällt oder nicht gefällt. Er ist ein Mensch, wie die übrigen auch."

Die kirchlichen Mißbräuche und Lasten muß man wohl christlich tragen, aber eine Reformation thut endlich not. Wer aber soll reformieren und wann soll das Werk beginnen?

Darauf antwortet Luther:

„Die Kirche bedarf einer Reformation, welche nicht die Sache eines Menschen, des Papstes, noch die Sache der vielen Kardinäle ist, wie das jüngste Konzil (das Laterankonzil) erwiesen hat, sondern die Sache der ganzen christlichen Welt, ja die

Sache Gottes allein. Die Zeit für die Reformation aber kennt allein der, welcher die Zeiten geschaffen hat."

Daß die Zeit schon da war und er selbst in Gottes Namen bereits Hand angelegt hatte, ahnte Luther nicht, so wenig er sich dessen bewußt war, wie seine Schrift den unversöhnlichen Zorn des Papsttums wider ihn heraufbeschwören mußte.

Punkt für Punkt hat er darin seine Thesen erklärt. Es ist das Eindringendste und Ausführlichste, was er über den Ablaß geschrieben.

Bald sollte der Streit ganz andere Dinge erfassen. Der Ablaßunfug war nur ein kleines Ärgernis gegen die inneren Schäden, woran die Kirche krankte. Aber der hier eingesetzt hatte, zu retten und zu bessern, der sollte schnell merken, daß es den Kampf um die höchsten Güter galt: um das heilige Evangelium und um die Freiheit des Gewissens.





Sechstes Kapitel

Die Vorladung nach Rom.

Was wird Leo X. dazu sagen, wenn er den Brief und die Schrift des Wittenberger Augustiners lesen wird?

Ja, wird er denn warten und schweigen, bis diese Sendung in seine Hände gelangt ist? Hat er denn nicht längst schon Anlaß genug, auch ein Wort mit hineinzureden in den Streit, der da jenseits der Alpen über den Ablaßhandel entbrannt ist? Ist es doch sein Geschäft, das Tetzel betreibt, und das Interesse seines Geldbeutels vor allen Dingen dabei im Spiele.

Unbekannt war dem Papste das Auftreten Luthers längst nicht mehr.

Wir wissen es aus dem Briefe Erzbischof Albrechts an seine Räte in Halle, daß dieser die fünfundneunzig Thesen, als er davon Einsicht genommen, sofort nach Rom an Seine Heiligkeit weitergeschickt hatte. Ihm lag daran, daß dem unverschämten und unbequemen Mönche gleich von Rom aus der Prozeß gemacht würde.

Aber so wichtig wie Albrecht und seine Räte nahm Leo die Sache nicht. Er sah sich zunächst durchaus nicht zu ernsten Maßregeln gegen den Thesensteller veranlaßt, wie sie sein Ablaß-Oberkommissar in Deutschland von ihm wünschte und erwartete. Der deutsche Augustiner war nicht der Mann, der ihn im Genusse seines Lebens hätte stören können. Er hätte den ausgelacht, der ihm gesagt hätte, daß von dem kleinen Wölkchen, das da am nördlichen Himmel aufgestiegen war, dem heiligen Stuhle ernste Gefahr drohe.

Ja, Leo hat vielleicht die Thesen nicht ohne ein gewisses Wohlge

talien gelesen. Er war ein aufgeklärter Mann. Sein Hof war eine Heimstätte für Freidenker, und wenn auch jüngst das Konzil die Unsterblichkeit der Seele für ein Stück der christlichen Lehre erklärt hatte, so konnten doch der Papst und seine römischen Freunde manches Wort gegen die öffentliche Kirchenlehre ertragen, wenn nur Geist und Talent darin zu spüren war. Nun, daß die Thesen Luthers einen ungewöhnlichen Geist verrieten, mochte Leo doch gemerkt haben, und so war er gegen den Angriff auf die Ablaßpredigt gleichgiltig genug, um das offen anzuerkennen.

Es sprachen ihm einmal etliche römische Adelige ihre Verwunderung darüber aus, daß er den Ketzer Luther noch nicht gezüchtigt habe. „Ei," antwortete er denen, „Bruder Martinus ist ein guter Kopf", und meinte, die Sache laufe hinaus auf ein neidisches Gezänk der Mönche. Was sollte er sich mit Mönchshändeln befassen. Dergleichen kam öfter vor, und weder Kirche noch Papst ließen sich davon beunruhigen.

Luthers Hoffnung, daß der Papst sich auf seine Seite stellen möchte, war so gar thöricht und grundlos nicht, wie sie uns auf den ersten Blick scheinen mag. Hatte doch Leo vor kurzem erst den berühmten Humanisten Reuchlin, Melanchthons Lehrer, gegen den Zorn der Ketzermeister geschützt und den von den Dominikanern wider ihn eingeleiteten Prozeß niedergeschlagen. Wie dem Reuchlin des Papstes Freisinnigkeit zu Gute gekommen war, warum nicht auch dem Luther?

Freilich ist uns auch eine andere Äußerung Leos über Luthers Thesen überliefert. Luther selbst wollte wissen, der Papst hätte gesagt, als er die Thesen zum ersten Male gelesen: „Ein voller, trunkener Deutscher hat sie geschrieben; wenn er wieder nüchtern sein wird, wird er anders darüber urteilen."

In diesem Worte ist von Beifall nichts zu spüren, wohl aber spricht sich auch darin die Sorglosigkeit und die überlegene Gleichgiltigkeit aus, womit Leo X. die Sache ansah. Er hatte eben noch keine Ahnung von dem Ernst und der Bedeutung des Mönchsgezänks.

Und auch hier tritt uns wieder vor Augen die vollkommene Unbußfertigkeit der römischen Kirche. Mußte denn nicht auch der Papst den unerträglichen Widerspruch empfinden zwischen der Bußforderung Christi und dem Geldgeschäft seiner Ablaßkrämer? Mußten ihm nicht die Wittenberger Streitsätze die Augen dafür öffnen? Nein, so fern lag dem Papst der Gedanke, daß die Kirche, daß er selbst mit diesem Ablaßhandel wider Gott und das heilige Evangelium sich versündigt

habe, daß er nicht einmal den christlichen Gewissensernst in Luthers Sätzen fühlte, sondern taxierte Luthern darum für einen trunkenen Deutschen, für einen streitsüchtigen Mönch, allenfalls wohl einmal, da er gerade bei guter Laune war, für einen klugen Kopf!

Nun, bald sah der Papst doch ein, daß er strenger gegen Luther vorgehen müsse. Denn er merkte, daß dieser ihm seine beste Einnahme gefährdete und daß er ihm nicht die Ehre gab, welche seine Schmeichler am Hofe und die Väter des Laterankonzils ihm zollten.

Das Erste, was von seiten des heiligen Stuhles gegen Luther geschah, war dies, daß der General des Augustinerordens in Rom Anweisung erhielt, den Bruder Martinus von Wittenberg zur Vernunft zu bringen.

Im Februar 1518 wurde der Augustiner Gabriel von Venedig General seines Ordens. Ihn machte Leo gleich bei der Berufung auf das mißliche Vorkommnis in der deutschen Ordensprovinz aufmerksam und wie es da seine Aufgabe sein werde, „den Menschen zu besänftigen". „Ich will," so giebt ihm Leo seinen Willen kund, „daß Ihr den Martin Luther, Priester Eures Ordens, von dem Ihr vermutlich wißt, daß er in Deutschland auf Neuerungen ausgeht und dem Volke neue Lehre verkündet, daß sie darnach sich richten sollen, wenn möglich von seinem Beginnen abbringet, kraft des Ansehens, welches Euch Euer Amt giebt. Wenn Ihr schnell dazuthut, wird es, meine ich, nicht schwer sein, die eben entstandene Flamme zu löschen. Denn alles, was noch klein ist und eben im Entstehen, das hält einigermaßen große und starke Angriffe nicht aus. Wenn Ihr es aber hinausschiebt und das Übel zu Kräften kommen laßt, so fürchte ich, werden wir gegen den Brand, wenn wir etwas dagegen thun wollen, nichts ausrichten."

Das war indessen doch nichts mehr als ein Fingerzeig für den General, was der Papst von ihm in der Angelegenheit des Wittenberger Augustiners erwartete. Und der General hat sich durchaus nicht beeilt, Luther zu maßregeln. Zwischen dem General und dem Bruder Martinus stand ja der deutsche Generalvikar, Johann von Staupitz, Luthers Gönner und Freund. Der mag eine Weile noch wie ein Schild seinen Liebling gedeckt haben gegen etwaiges Übelwollen seines Ordensobersten. Jedenfalls mochten die Berichte des Staupitz, die nach Rom gingen, ganz anders lauten als die des Erzbischofs von Mainz und Magdeburg und anderer Feinde Luthers.

Während so der Augustinergeneral die Sache ruhig gehen ließ,

achtete auch der Papst es noch nicht an der Zeit, mit seiner Macht unmittelbar einzugreifen. Nur daß er am 5. Mai gelegentlich den Kardinal Thomas von Gaeta, nach seinem Geburtsorte gewöhnlich Kajetan genannt, der als außerordentlicher Gesandter auf einige Zeit nach Deutschland ging, beauftragte, die Sache Luthers mit ins Auge zu fassen. Zwar nicht mit deutlichen und bestimmten Worten war das gesagt, vielmehr hieß es in der Instruktion ganz allgemein: Kajetan solle sich bemühen, in Böhmen und in den benachbarten Gegenden die Ketzereien zu unterdrücken. Luther würde freilich damals stark dagegen protestiert haben, daß man ihn da in so gefährliche Gemeinschaft mit den Böhmen, d. i. den Husiten brachte. Aber das war ja ein beliebtes Mittel seiner Feinde — wir haben gehört, wie Eck davon Gebrauch machte — ihn zu verdächtigen, als sei er auch nur so ein böhmischer Ketzer. Wie der Kardinal seine Instruktion verstanden hat, werden wir bald erfahren.

Indessen gab es doch auch am päpstlichen Hofe noch Theologen, welche mit Wort und Schrift die Verteidigung und wissenschaftliche Begründung der Kirchenlehre sich angelegen sein ließen. Und so viel Aufsehen hatten Luthers Sätze in Rom doch gemacht, daß einer der höchstgestellten Gelehrten am päpstlichen Hofe es der Mühe wert fand, dem unverschämten Mönche eine Lektion zu erteilen.

Es war Sylvester Prierias, eigentlich Sylvester Mazzolini, gebürtig aus der Stadt Prierio in Oberitalien. Er führte den Titel „Meister des heiligen Palastes“, und war sein Amt das eines Lehrers der päpstlichen Dienerschaft, vor allem aber eines Censors über alle im römischen Gebiete erscheinenden Bücher, d. h. er hatte diese Bücher zu censieren, zu begutachten und zu entscheiden, ob sie auf den Markt gebracht werden dürften oder nicht. Er gehörte dem Dominikanerorden an, war also ein Ordensbruder von Tetzel und ein Ketzermeister wie dieser, nur freilich viel mächtiger. Gelehrsamkeit besaß er auch, aber jene unfruchtbare, steife Gelehrsamkeit der Scholastiker, auf die Luther so schlecht zu sprechen war. Sein liebster Schriftsteller war Sankt Thomas von Aquinas, der Ordensheilige der Dominikaner, der mit seinen Lehren vor allem schuld war an den Verirrungen des Papismus und insbesondere auch an dem Ablaßhandel.

Nun, dieser Prierias, ein hoher Fünfziger damals, des Papstes

Hoftheologe, hielt Luthern der Ehre wert, seine Thesen mit einer eigenen Schrift zu Schanden zu machen. Wir können uns im voraus denken, wie die ausfallen wird.

Er betitelte sie: „Ein Zwiegespräch über die Gewalt des Papstes wider des Martin Luther vermessene Sätze“ und verehrte sie dem Papste.

Merkwürdig! Luther hatte doch über den Ablaß disputieren wollen und nicht über die Gewalt des Papstes; aber gerade wie Tetzel, so spielte auch Prierias den Streit sofort auf einen ganz anderen Punkt über. Darnach war es von vorn herein Luthers Verbrechen, daß er gegen eine offenbar vom Papste gebilligte Einrichtung Widerspruch erhoben hatte. Dem Papste zu widersprechen, war aber in den Augen jener Leute die größte Sünde.

Gar von oben herab redet Prierias mit seinem Widerpart. Wie er in seiner Widmung an Leo schreibt, war er eben in das Studium seines großen Meisters, des heiligen Thomas vertieft gewesen, jenes Erzscholastikers und Papisten — da riß er sich von solchem Genusse los, um für die Ehre und Majestät des heiligen Stuhles und der Wahrheit sich als Schild hinzustellen und zu kämpfen: denn ein gewisser Martin Luther habe wider die Wahrheit selbst und wider den heiligen Stuhl keck den Nacken erhoben. Drei Tage nur habe er auf die Schrift verwendet. Es sei ihm ein wahres Vergnügen gewesen, den Luther abzufertigen. Solche Schläge führt er gegen diesen, daß er wohl begierig ist, zu erproben, ob derselbe eine eiserne Nase oder einen ehernen Kopf habe.

Eine feine Rede, nicht wahr? Nun dergleichen Ausfälle enthält die Schrift mehr; darum soll niemand meinen, Luther allein sei damals in seinen Streitschriften so grob dreingefahren. Gröber als dieser päpstliche Hoftheologe hat er's nicht wohl fertig gebracht. Da heißt es z. B.: „Ein Aussätziger bist du, Martinus; denn du trägst eine fleckige, in wahren und falschen Farben schillernde Haut, vielem Falschen mischest du etliche wenige Wahrheit unter.“ Ein ander Mal: „Wenn Beißen der Hunde Art ist, so fürchte ich, ist dein Vater ein Hund gewesen, denn du scheinst zum Beißen geboren.“

Welches Geistes Kind aber dieser Prierias war, mag man am besten aus der Verdächtigung ersehen, die er gegen Luther auszusprechen wagt:

„Wenn du nur von unserm Vater (dem Papst) ein gutes Bistum

hättest mit der Befugnis, zum besten deiner Kirche vollkommenen Ablaß auszuteilen, würdest du vielleicht überströmen von süßen Worten und den Ablaß hoch erheben, den du jetzt schmähst."

Hier trifft es ein, daß sich selber verklagt, der andere verdächtigt! Aber so unfaßlich war es dem Manne, daß ein tieferer Beweggrund Luthern gegen den Ablaß aufgebracht haben könnte.

Und wie unmöglich eine Verständigung war zwischen dem päpstlichen Höfling und Luther, trotz aller Ergebenheit gegen den Papst, die Luther damals noch im Herzen trug, das zeigen nun die Sätze, auf welche Pricrias seine Widerlegung der fünfundneunzig Thesen aufbaut.

Er nennt sie selbst die Fundamente, die Grundsteine für alles Weitere. Denn, sagt er, für einen Lehrstreit müssen vor allem die Grundsätze und Regeln klar sein, nach denen man zu entscheiden hat. Was sind das für Sätze?

Zum Ersten: „Die allgemeine Kirche ist ihrer Kraft nach zusammengefaßt in der römischen Kirche, dem Haupte aller Kirchen, und in dem Papst."

Zum Zweiten: „Wie die allgemeine Kirche in Bestimmungen über Glauben und Sitten nicht irren kann, so kann auch ein allgemeines Konzil nicht irren, wenn es zur Erforschung der Wahrheit thut, was es vermag; so kann auch die römische Kirche nicht irren und der Papst, wenn er als Papst, d. h. in seinem Amte entscheidet und, was in seinen Kräften steht, zur Erforschung der Wahrheit thut."

Zum Dritten: „Wer nicht auf der Lehre der römischen Kirche und des Papstes steht als auf der unfehlbaren Glaubensregel, von der auch die heilige Schrift erst Kraft und Ansehen erhält, der ist ein Ketzer".

Zum Vierten: „Die römische Kirche kann über Glauben und Sitten ebenso gut thatsächlich etwas bestimmen, wie durch das Wort. (Das heißt: Was zu Rom thatsächlich Brauch ist, das ist für die Kirche Recht und Gesetz, auch wenn es nicht durch ausdrücklichen Erlaß öffentlich bestimmt worden ist!) Folglich ist jeder, der in Betreff der Ablässe sagt, daß die römische Kirche das, was die römische Kirche thatsächlich thut, nicht thun könne und dürfe, ein Ketzer."

Mithin kommt die Schrift des Prierias auf einen sehr einfachen Schluß hinaus: Was der Papst thut oder geschehen läßt, besteht in der Kirche zu Recht; nun geschieht der Ablaßhandel auf den Befehl des

Papstes; folglich mußt du ihn als berechtigt anerkennen — oder du bist ein Ketzer! Das war freilich eine sehr einfache Beweisführung.

Sofern aber Prierias doch einen Anlauf nahm, seine Behauptungen zu beweisen, rief er Stellen aus dem heiligen Thomas und anderen Scholastikern zu Hilfe, die freilich für Luther nicht maßgebend sein konnten, da er sie vielmehr für alles Unheil in der Theologie verantwortlich machte.

Ende Juni 1518 schickte Prierias sein Zwiegespräch in die Welt. Damals waren soeben Luthers Resolutionen durch die Vermittelung Staupitzens glücklich an ihre Adresse gelangt, d. h. in die Hände Leo des X. Diese neue Unverschämtheit des deutschen Augustiners mochte dem Faß den Boden ausgeschlagen und das Gericht beschleunigt haben, welches der Meister des päpstlichen Palastes im ganzen Gefühl seiner Überlegenheit wider ihn hereinbrechen ließ.

Als man nun aber in Rom sich Luthers Resolutionen genauer besah, mochte man doch zu der Erkenntnis kommen, daß es nunmehr rätlich sei mit schärferen Waffen zu kämpfen als mit dem leichten Geschütz vom Schreibtisch des Prierias. Die Wirkung, welche Luther von seiner Schrift erhofft hatte, that sie ganz und gar nicht. Luther hatte an Leo geschrieben, er hoffe unter dem Schutze seines Namens sicherer zu sein. Indem er nämlich die Widmung an den Papst seiner Schrift voranbrucken ließ, gab er damit öffentlich zu erkennen, daß er die Entscheidung des Papstes über die streitige Frage erwarte. Freilich in der Zuversicht, wie sie ihm das Bewußtsein der guten Sache eingab, der Papst könne gar nicht anders, als für ihn und seine Auffassung des Ablasses entscheiden. In dem Sinne waren die Resolutionen ein Mahnruf an den Papst, einem von ihm bisher gepflegten und ausgenutzten Irrtum nunmehr die kirchliche Berechtigung abzusprechen. Ja, wenn Leo der Mann gewesen wäre, eine ernste Glaubenssache ernst zu nehmen und eine gute Geldquelle aufzugeben aus Gewissensbedenken!

Leo verstand Luthern gar nicht. Am ganzen päpstlichen Hofe erhob sich keine Stimme für ihn.

Man war bestürzt über diese neue Kühnheit des Wittenberger Mönchs, daß er nun sogar über den Ablaß an den Papst geschrieben, und war darin einig, daß man ihn so schnell und sicher als möglich zum Schweigen bringen müsse.

Man dachte an Gift und Meuchelmord, Mittel, die man in Rom, wie wir wissen, zu gebrauchen verstand.

Indessen begnügte man sich, auf dem ordentlichen Rechtswege gegen Luther vorzugehen. Man that jetzt, was Erzbischof Albrecht von Mainz bereits vor sechs Monaten begehrt und erwartet hatte — man leitete bei der Kurie selbst (d. h. beim päpstlichen Hofe) den herkömmlichen Ketzerprozeß gegen Luther ein.

Der päpstliche Beamte, welcher hierzu befugt war, der Fiskal Mario Perusco, erhob gegen Luther die Anklage wegen Ketzerei. Darauf berief der Papst Leo eine besondere Kommission, die Sache zu untersuchen und über den Verklagten zu richten. Unter den Mitgliedern derselben war ein einziger Theologe — und das war Sylvester Prierias.

Weil denn doch in einem Prozeß wegen Ketzerei das Urteil des Theologen unter den Richtern allein den Ausschlag geben konnte, so war durch die Berufung dieses öffentlichen Gegners des Angeklagten in das Richterkollegium das Urteil bereits im voraus entschieden. In diesem Sinne sagt Luther später mit Recht, daß er zu Rom wohl sechzehn Tage verdammt war, ehe die Citation ihm zukam. Daß man Prierias zu seinem Richter machte, war ein Hohn auf die Gerechtigkeit.

Wahrscheinlich am 23. Juli 1518 erließ die Kommission an Luther die Vorladung: binnen sechzig Tagen habe er zur Untersuchung und Aburteilung sich persönlich in Rom zu stellen. Sie ging ihm zu durch die Hand des Brandenburger Bischofs, des geistlichen Vorgesetzten der Wittenberger Universität.

Um dieselbe Zeit wurde Erzbischof Albrecht vom Papste zum Kardinal erhoben, und zwar ohne daß er dafür zahlen mußte! — offenbar zur Belohnung seiner Verdienste um den Ablaßhandel.





Siebentes Kapitel.

Wird Luther sich stellen?

Das erste Lebenszeichen aus Rom, das Luthern galt, war die Schrift des Prierias. Ende Juli oder Anfang August kam sie in Luthers Hände.

Als er auf dem Titel las: „Sylvester Prierias, Meister des heiligen, apostolischen Palastes“, da erschrak er, daß ein so hoher, dem Papste so nahestehender Herr ihn mit einer eigenen Schrift anfocht. Denn wenn des Papstes Hoftheologe ihn zum Ketzer stempelte, was hatte er dann vom Papste selber zu erwarten? Er konnte sich nicht verhehlen, daß er dann vergeblich auf dessen christlichen und verständigen Sinn gerechnet hatte. „Was will das werden?“ rief er aus.

Nie habe ihm der Papst so wehe gethan, erzählte er später, als da er solche Antwort erhielt aus der Feder des päpstlichen Beamten. Das ist kein Wunder. Denn es war wieder eine Enttäuschung. Wie er einst an den Erzbischof und die Bischöfe sich gewendet hatte mit der ehrerbietigen Mahnung, das Ärgernis des Ablaßkrams abzustellen, aber vergeblich, so war nun auch seine Vorstellung bei dem Papste vergeblich gewesen. Wie manche bittere Enttäuschung der Art sollte Luther noch erleben! Eine Macht nach der anderen, von der er Förderung und Hilfe erwartet hatte bei seinem Reformationswerk, versagte, ja widersetzte sich seinen besten Absichten: der Kaiser, die Fürsten, der Adel, die Bürger, die Bauern — wir werden's ja sehen, wie sie ihm alle übel zu schaffen machen, nachdem er sein Vertrauen ihnen zugewandt! Er sollte eben das Werk allein thun, stark durch die Kraft Gottes.

Aber wie schmerzlich auch für Luther die Entdeckung sein mochte, daß er von Rom doch noch eine zu gute Meinung gehabt, so konnte der Schrecken darüber nicht lange anhalten. Dafür hatte Prierias selber gesorgt. Zwar mit einer rechten Donneraxt wollte er Luthern einschüchtern, da er zu ihm sagte: „Wer da zweifelt an einem Wort und Werk der römischen Kirchen, der ist ein Ketzer!" Aber als Luther genauer zusah, was für ein loses Gerede das Buch enthielt, da, sagt er später selber, „da hat mir Gott Gnade gegeben, daß ich nur habe darüber lachen müssen".

So macht er sich denn auch ohne Scheu schleunigst daran, dem römischen Theologen eine deutsche Antwort zu geben, wenn auch immerhin in lateinischer Sprache. Hatte Prierias zu seiner Schrift nur drei Tage gebraucht, so schrieb Luther seine Antwort in zwei Tagen nieder.

Offen und frei weist da Luther des Prierias überschwängliche Lehre vom Papst zurück. „Ich weiß von keiner anderen Zusammenfassung der Kirche ihrer Kraft nach als in Christo, und sofern sie äußerlich dargestellt wird, in einem Konzil. Sonst, wenn die Kirche für das verantwortlich sein soll, was ein Papst thut, ich bitte dich, was für ungeheuerliche Dinge müssen wir dann unter die Wohlthaten der Kirche zählen! Nicht auch Julius des II. erschreckliches Vergießen von Christenblut? Nicht auch Bonifaz des VIII. von aller Welt verabscheute und in jeder Chronik verurteilte Tyrannei, von welchem ein Sprichwort sagt: „Er trat auf wie ein Fuchs, regierte wie ein Löwe und starb wie ein Hund"?"

Solche Antwort wurde dadurch nicht minder scharf, daß er an einer anderen Stelle von seinem immer noch nicht begrabenen Zutrauen zu dem gegenwärtigen Papste damit Zeugnis giebt, daß er sagt: „Das weiß auch ich, daß wir einen gar vortrefflichen Papst haben an Leo dem X., ja er gleicht dem Daniel in Babylon, den ja seine Unschuld einst in Lebensgefahr brachte."

Und wird es Luthern auch nichts geholfen haben, wenn er wiederholt seinen Gehorsam gegen die Kirche versichert: „Jetzt disputiere ich nur (als über eine noch offene Frage) und warte auf den Urteilsspruch eines Konzils. Dann erst werde ich ein Ketzer sein, wenn ich, nachdem die Kirche entschieden haben wird, mich nicht daran halte."

Diese Erklärungen werden ihm, sagen wir, nichts geholfen haben, denn mitten in solchen Versicherungen entfährt ihm einmal der Satz:

„Sowohl der Papst, als auch ein Konzil kann irren". Das war freilich ein starkes Wort, und es ist, als ob Luther sich damals über dessen ganze Tragweite noch nicht klar gewesen wäre.

Noch schrieb Luther an dieser seiner „Antwort auf des Sylvester Prierias Zwiegespräch von der Gewalt des Papstes", als auf die erste Überraschung von Rom alsbald die zweite folgte, die Vorladung vor das römische Ketzergericht. Wie recht hatte der Bischof von Brandenburg gehabt mit seinen Besorgnissen, der ihm nun die Citationsurkunde zufertigen mußte!

Es war am 7. August 1518, wo Luther diese unzweideutige Kundgebung des Papstes zu Gesichte bekam. Ihn kränkte daran am meisten, daß man ihm den Prierias, seinen Widersacher, zum unparteiischen Richter bestellt hatte.

Aber was nun? Sollte er sich stellen?

Wenn er sich stellte, so war er und seine Sache verloren. Denn Rom glich der Löwenhöhle in der Fabel, in welche viele Menschenspuren wohl hineingingen, aber keine heraus. Und warum sollte sich Luther einem so ungerechten Gericht aussetzen, ehe alle berechtigten Mittel versucht waren, ein gerechteres Urteil zu gewinnen? Der Vorwurf der Ketzerei war ein schmählicher, nicht nur für Luther, sondern für die ganze Universität Wittenberg. Diese Schmach war unverdient, da Luther als Doktor der Theologie mit gutem Fug und Recht nichts weiter unternommen hatte, als über eine, von der Kirche noch nicht endgiltig entschiedene Frage zu disputieren. Und daß man solche Schmach nicht gutwillig auf sich sitzen lassen dürfe, darüber war Luther mit den Wittenberger Freunden schnell eins.

Die nächste Zuflucht war Kurfürst Friedrich der Weise. Wo die Ehre seiner Universität auf dem Spiele stand, da war dieser selber mit angefochten. An ihn richtete Luther die Bitte, er möge beim Kaiser und beim Papste auswirken, daß er, Luther, seine Sache in Deutschland verantworten dürfe und daß die Ladung nach Rom zurückgezogen werde. Dieses Schreiben an Friedrich haben wir leider nicht mehr, dafür aber ein gleichzeitiges an Friedrichs getreuen Rat und Hofprediger, Luthers Freund Spalatin.

Der Kurfürst weilte damals samt Spalatin in Augsburg, wo Kaiser Maximilian Reichstag hielt.

Der Brief an Spalatin lautet:

„Deiner Dienste, mein Spalatin, bedarf ich jetzt so sehr als möglich, ja, es bedarf deren die Ehre fast unserer ganzen mit mir betroffenen Universität. Das aber ist es, daß Du bei dem erlauchtesten Fürsten und dem Rat Pfeffinger darum bekümmert seist, wie unser Fürst und Kaiserliche Majestät für mich bei dem Papste Niederschlagung meines Prozesses auswirken mögen oder Führung desselben durch Kommissare in deutschen Landen, als ich unserm Fürsten geschrieben habe. Denn das sehe ich, wie hinterlistig und böswillig jene meine Mörder mein Verderben betreiben.

„Ich hätte ebendeshalb an den Herrn Pfeffinger geschrieben, daß er durch seinen und der Freunde Dienst diese Gnade für mich erlangen möge bei Kaiserlicher Majestät und beim Fürsten. Aber es muß schleunigst dazu gethan werden: eine gar kurze Frist haben sie mir gestellt, wie Du aus dieser Schlange von Vorladung siehst; Du wirst sie ja lesen mit all ihren Drachenköpfen und Ungeheuerlichkeiten. Drum wenn Du mich liebst und hassest die Ungerechtigkeit, so sorge dafür, daß Du bald vom Fürsten hilfreichen Rat erkundest; wenn Du ihn erkundet haben wirst, so gieb mir Nachricht, vor allem aber unserm ehrwürdigen Vater Vikarius Johann Staupitz, der vielleicht schon bei Euch in Augsburg ist oder doch bald bei Euch sein wird.

„Noch bitte ich Dich, beunruhige und betrübe Dich nicht um mich. Der Herr wird unter aller Anfechtung guten Fortgang geben.

„Auf das Sylvester'sche Zwiegespräch, eine in Wahrheit waldmäßige (sylvester heißt „waldig") und ganz unkultivierte Schrift, antworte ich schon; bald sollst Du das Ganze haben, sowie es fertig sein wird: derselbe liebenswürdige Mensch ist mein Widersacher und Richter in Einer Person, wie Du aus der Vorladung ersehen wirst.

„Leb wohl. Ich habe so viel zu schreiben, daß ich nicht länger werden darf.

„Wittenberg am Tage des Sankt Cyriakus (8. Aug.) 1518.
Bruder Martinus Eleutherius (der Freigesinnte)."

Vierzehn Tage nach Empfang der Vorladung war Luther noch ohne Bescheid vom Kurfürsten. Wie ihm in dieser Zeit zu Mute war,

lehrt uns wieder ein Brief, den er am 21. Aug. an denselben Spalatin nach Augsburg schickte:

„Noch ist der Bote nicht heimgekehrt, den ich an den erlauchten Fürsten Friedrich gesendet habe; deshalb warte ich bis heute ab, was der Herr in meiner Sache durch Euch wird thun wollen. Ich höre aber, daß der hochwürdige Kardinal Kajetan vom Papste vor anderem den Auftrag hat, daß er mit allem Fleiß den Kaiser und die Fürsten wider mich einnehmen soll: so sehr fürchtet sich das Gewissen selbst der gewaltigen Päpste, ja so groß und unerträglich ist die Macht der Wahrheit über die Werke, die in der Finsternis geschehen.

„Ich dagegen, wie Du wissen sollst, mein Spalatin, fürchte in diesem allen nichts. Wenn sie's auch durch ihre Schmeichelei oder durch ihre Macht dahin bringen, daß sie mich allen verhaßt machen, so bleibt in meinem Herzen und Gewissen das Eine bestehen, daß ich erkenne und bekenne: alles, was ich habe und was sie bekämpfen, habe ich von Gott, dem ich es auch gern und freiwillig darbringe und wiederbringe — nimmt er es dahin, so sei's dahin, behält er mir's, so sei's behalten! Sein Name ist heilig und gebenedeiet in Ewigkeit. Amen.

„Ich sehe bisher nicht recht ein, auf welchem Wege ich jenen Maßregeln, womit man mich bedroht, entgehen soll, wenn nicht der Fürst mir Hilfe leistet. Wiederum wollte ich mich viel lieber zeitlebens maßregeln lassen, als daß der Fürst meinetwegen irgendwie in schlimmen Verdacht komme. Du glaube mir also und überzeuge auch davon jedermann, den Du willst und für gut hältst, daß ich, wie ich mich früher zu allem dargeboten, so auch jetzt noch mich darbiete. Ein Ketzer werde ich niemals sein, irren beim Disputieren kann ich freilich; feststellen will ich nichts, will aber auch fürder nicht ein Gefangener sein von Menschenmeinungen.

„Unsere gelehrten und gut beratenen Freunde sind der Ansicht: ich soll bei unserm Fürsten Friedrich um freies Geleit durch sein Gebiet einkommen — wenn der mir das weigert, und ich weiß, er wird mir's weigern, so habe ich eine ganz gerechtfertigte Einwendung und Entschuldigung, um nicht in Rom zu erscheinen. So nämlich reden sie (die Freunde). Wenn Du also auch in meinem Namen bei dem erlauchtesten Fürsten einen Erlaß auswirken könntest, der mir freies Geleit weigerte und mich meiner eigenen Gefahr über-

ließe, so würdest Du aufs beste für mich sorgen. Aber hier gilt's schnell zu handeln — es eilen die Tage, der Termin rückt immer näher und die allzugroße Entfernung zwischen uns (zwischen Augsburg und Wittenberg) hemmt unsere Verhandlungen.

„Es ist mir herzlich leid, daß mein Name und meine Sache so hoch gestiegen und gewachsen ist, daß sich auch so große Fürsten darum bekümmern müssen und die Weisheit der Weisen sich mit mir armseligem Menschen befassen muß; ich achtete, ich würde zu verachtet sein, zumal als Disputator, denn daß ich nur meines gleichen, ja recht mittelmäßige Leute in Bewegung bringen möchte.

„Lebe wohl in dem Herrn immerdar."

Nun bald werden wir in Augsburg den Gang der Dinge verfolgen und sehen, wie in der That Luthers Sache ein Gegenstand der hohen Politik zu werden beginnt. Noch aber wollen wir eine Weile in Wittenberg bleiben, um völlig vertraut zu werden mit dem, was damals in Luthers Seele vorging. —

Vielleicht würde ihn die Enttäuschung seiner schönsten Hoffnung durch den Papst und die Vorladung vor das römische Ketzergericht noch mehr erschreckt haben, wäre dem nicht mancherlei vorangegangen, was ihm ein Anlaß wurde, sich auf das Schlimmste gefaßt zu machen. Wir haben einen Brief Luthers vom 10. Juli, der uns zeigt, wie er mit klarem und festen Auge einem dunklen Verhängnis entgegensah.

Der Brief ist gerichtet an einen der Nürnberger Freunde, den Augustiner Wenzeslaus Link. Zum Verständnis sei dies vorausgeschickt. Luthers Erfurter Freund Johann Lang hatte mit ihm, wie wir wissen, seit dem Heidelberger Augustinerkapitel die Rollen vertauscht und war sein Vorgesetzter und Distriktsvikar geworden. Da hatte denn Graf Albrecht von Mansfeld, Luthers „Landesherr" (Seite 4), dem Link eine Warnung zukommen lassen: Luther solle Wittenberg nicht verlassen, denn er habe draußen für sein Leben zu fürchten.

Hören wir nun darüber Luthers Brief:

„Unser Vikarius, Johann Lang, der heute hier ist, sagt, er sei brieflich von Grafen Albrechten zu Mansfeld gewarnt worden, er solle mich ja nicht aus Wittenberg ausgehen lassen, denn es stelleten einige Große mir nach, daß ich erdrosselt oder ersäuft werden sollte. Ich bin gar wie Jeremias der Mann des Haders und der Zwietracht, der die Pharisäer täglich mit neuen Lehren, wie sie sagen, erbittert. Ich aber

bin mir nicht anders bewußt, als daß ich die reinste Theologie lehre und folglich habe ich auch vorher gewußt, daß ich den heiligen Juden ein Ärgernis und den weisen Griechen eine Narrheit predigen würde.

„Aber ich hoffe, daß ich das Jesu Christo schulde, der wohl auch zu mir spricht: „ich will ihm zeigen, wie viel er leiden muß um meines Namens willen." Denn wenn er das nicht spricht, warum hat er mich, einen so hartnäckigen Mann, zum Dienst seines Wortes gesetzt? oder warum hat er mich nicht etwas anderes gelehrt zu sagen? Also war es sein heiliger Wille. Je mehr sie drohen, je freudiger und getroster bin ich: mein Weib und Kind ist versorgt, Acker, Haus und Vermögen ist alles bestellt, an Nam' und Ehre lassen sie mir nichts Gutes mehr: so bleibt mir nur mein elender und schwacher Körper; wollen sie den hinnehmen, so werden sie mich um ein oder zwei Stunden Leben ärmer machen, aber die Seele werden sie mir nicht nehmen. Ich singe mit Johann Reuchlin: „Wer arm ist, fürchtet nichts; der kann nichts verlieren, sondern sitzt fröhlich in guter Hoffnung: denn er kann nur gewinnen."

„Ich weiß das Wort Gottes ist von Anbeginn der Welt der Art gewesen, daß, wer es in die Welt tragen will, mit den Aposteln ständlich gewärtig sein muß mit Verlassung und Verleugnung aller Dinge den Tod zu leiden. Wenn es nicht so wäre, so wäre es nicht das Wort Christi: durch den Tod ist es erkauft, durch den Tod ist es hinausgetragen und verkündigt, durch den Tod ist es bewahrt worden: so wird es auch durch den Tod ferner erhalten oder erneuert werden. Denn so ist unser Bräutigam ein Blutbräutigam. Darum bete Du, daß der Herr Jesus diesen Mut seines getreuen Sünders mehre und erhalte."

Solche Gedanken mochten Luthern in jener Zeit besonders nahe liegen, auch ehe der Graf von Mansfeld ihn vor den lebensgefährlichen Absichten seiner Feinde warnen ließ. Denn er hatte die „Kirchlichen", die ja jeden Widerspruch gegen die bestehenden Mißstände in der Kirche ansahen wie einen Angriff auf die Kirche Christi selber, schwer gereizt durch eine bald nach seiner Heimkehr von Heidelberg gehaltene Predigt vom Bann.

Das war ein heikles Thema. Denn der Unfug war groß, der von den zur Verhängung des Bannes Befugten mit diesem Rechte getrieben wurde.

Einst in den ältesten Zeiten der christlichen Kirche übten die Ge-

meinden strenge Zucht an den gefallenen Gliedern. Schwere Sünder wurden mit Ausschließung aus der Kirchengemeinschaft bestraft, und nur, wenn sie sich einem strengen Bußverfahren unterwarfen und dadurch den Ernst ihrer Sinnesänderung bezeugten, wurden sie nach und nach wieder zu den Rechten eines Christen zugelassen. Der Ausschluß aus der Gemeinschaft der Kirche hieß Exkommunikation oder Bann.

Im Mittelalter waren die alten Ordnungen über das Bußverfahren längst abhanden gekommen. Aber noch bannte der Bischof in seinem Sprengel, der Papst in der gesamten Kirche öffentliche Sünder. Eine öffentliche Sünde war aber schließlich jeglicher Ungehorsam gegen das Gebot einer kirchlichen Behörde. Also wurde der Bann ein beliebtes Strafmittel gegen jeden, der sich den Geboten der Priester, der Bischöfe oder des Papstes nicht fügen wollte.

Es war ein Unterschied zwischen dem kleinen Bann und dem großen Bann. Wer dem kleinen Bann verfiel, durfte an den Sakramenten nicht mehr teilnehmen. Der große Bann schloß auch vom Meßopfer aus, das in Gegenwart des Gebannten nicht vollzogen werden durfte, ferner vom kirchlichen Begräbnis und von allen andern kirchlichen Rechten, andere Christen durften mit ihm nicht verkehren, wenn sie nicht selbst der Strafe des Bannes verfallen wollten.

Es leuchtet ein, was für eine Gewalt der in Händen hatte, der mit solchen Strafen seinen Willen durchsetzen konnte. Und es machte die Hierarchie (Priesterschaft) von ihrer Macht nur zu üblen Gebrauch.

Während man öffentliches Ärgernis ungerügt und ungebannt ließ, brauchte man den Bann als Zwangsmaßregel, um ganz persönliche, weltliche, ja verwerfliche Zwecke zu erreichen. Da kam es z. B. vor, daß Geistliche sich von Gläubigern aus dem Laienstande Schuldforderungen übertragen ließen, um dieselben dann durch Androhung und Verhängung des Bannes einzutreiben. Dieser schnöde Mißbrauch der kirchlichen Gewalt drückte das Volk so sehr, daß es an bischöfliche Beamte, die in solchen Fällen den Bann verhängten, Hand anlegte und blutige Rache nahm.

Solche Fälle kamen Luthern wieder einmal zu Ohren. Er hatte sich schon lange vorgenommen über den wahren Sinn und Brauch des Bannes mit seiner Gemeinde zu reden. So that er es nun in einer Predigt, die er wahrscheinlich am Sonntage Exaudi in der Wittenberger Stadtkirche hielt.

Er schreibt selber davon nach Nürnberg: „Ich habe neulich eine

Predigt an das Volk gehalten über den Bann, darin ich auch die Tyrannei und Unwissenheit jenes schmutzigen Gesindels der Offiziale, Kommissare und Vikare (bischöflichen Beamten und Bevollmächtigten) gestraft habe. Es verwundert sich jedermann, daß man dergleichen nie gehört habe. Nun warten wir alle, was ich dafür werde ausstehen müssen. Ein neues Feuer habe ich angezündet; aber so thut das Wort der Wahrheit, als ein Zeichen, dem widersprochen wird."

In der That erregte diese Predigt kaum geringeres Aufsehen als die Thesen wider den Ablaß. Einzelne Sätze daraus, von übereifrigen Freunden oder gar von Gegnern aufgegriffen, wurden aufgezeichnet, abgeschrieben, vielleicht sogar gedruckt ohne Luthers Wissen und Willen und kamen so in Umlauf. Da sie unter Luthers Namen gingen, machte man ihn dafür verantwortlich. Auch die zum Reichstage in Augsburg versammelten Fürsten und Räte bekamen diese aus dem Zusammenhang gerissenen, nicht einmal richtig niedergeschriebenen Sätze zu Gesicht. Sie machten einen üblen Eindruck. Der Kaiser Maximilian nannte Luthern daraufhin einen Ketzer. Luthers Freunde in Augsburg waren in großer Besorgnis wegen der Mißgunst, die Luthern das Bekanntwerden seiner Predigt eintrug.

Ehe noch Luther von Augsburg über die schlimme und unbeabsichtigte Wirkung seiner Äußerungen über den Bann Nachricht erhielt, mußte er sich bei einer Reise nach Dresden (25. Juli) überzeugen, wie dieselben am unrechten Orte verbreitet und übel aufgenommen worden waren. Man wies ihm dort „etliche Artikel" vor, wie sie von ihm ausgangen sein sollten und setzte ihn darüber heftig zur Rede.

So war denn Luther schnell entschlossen, auf seine Weise dem Ärgernis zu wehren, indem er seine wahre Meinung erst recht deutlich und öffentlich kundthäte. Er dachte alsbald über den Bann eine Disputation anzukündigen. Aber so wenig wie mit der Disputation über den Ablaß, zu der er am 31. Oktober 1517 eingeladen hatte, sollte es ihm mit dieser glücken. Der gute Bischof von Brandenburg war es, der ängstlich über die schon angerichtete Unruhe wiederum an Luther einen hochgestellten Mann abordnete mit dem Verlangen, er möge die Disputation einstweilen anstehen lassen. Luther that ihm den Willen, „zumal auch auf den Rat der Freunde", wie er sagt.

Aber als nun der in Umlauf gekommene Auszug seiner Predigt fortfuhr ihn zu verdächtigen und zu schädigen, ergriff er ein anderes Mittel, dieses Schriftstück unschädlich zu machen: er setzte seine ganze

Predigt über den Bann auf und gab sie in Druck, und zwar in lateinischer Sprache für die Gelehrten.

Was steht denn so Bedenkliches in dieser Predigt?

Nun es ist kein Wunder, daß die hohe Geistlichkeit, welche den Bann nach ihrem Gutdünken handhabte, mit Luthers Erklärung wenig zufrieden war. Denn wenn die Leute diese Lehre annahmen, war es mit dem großen Schrecken des Bannes aus und die Kraft des geistlichen Regiments empfindlich gelähmt. Es waren eben recht christliche Sätze, bei denen die Ansprüche der Priesterherrschaft und die eingerissenen Mißbräuche nicht bestehen konnten.

Luther lehrte: Die wahre Gemeinschaft der Gläubigen ist die geistliche, daß sie eins sind im Glauben und in der Hoffnung und in der Liebe. Diese Gemeinschaft kann keine Kreatur dem Menschen schenken, sondern nur Gott, und niemand kann ihn davon ausschließen (bannen), als er sich selber, indem er sündigt. Mithin: der Bann, den die Kirche durch Papst und Bischöfe verhängt, kann einen Christen nimmermehr scheiden von Christus und von der wahren Gemeinschaft der Gläubigen.

Nun giebt es freilich auch eine äußere, leibliche Gemeinschaft der Christen, die da besteht in der Teilnahme an den Sakramenten und in der ganzen Lebensgenossenschaft im täglichen Verkehr. Aus dieser Gemeinschaft allein kann der Kirchenbann ausschließen. Wird er recht angewandt, so soll er offenbaren Sündern, die sich durch ihre Schuld von der Gemeinschaft des Glaubens und des Heils selbst losgelöst haben, die Augen öffnen, daß sie ihre Verirrung erkennen, wieder nach Gott fragen und sich bekehren. Der Bann ist der Rutenstreich der Mutter Kirche, der den Leib und das Leibliche trifft, um die Seele vom ewigen Verderben zu erretten.

Darum soll ein Christ den Bann geduldig leiden, auch wenn er ihn nicht verschuldet hat. Denn ein ungerechter Bann ist ein Segen für den, der ihn christlich trägt. Wer sich dagegen auflehnt, versündigt sich; wer aber um einer gerechten Sache willen gebannt ist, der ist nicht verdammt, sondern selig. Darum darf man nicht des Bannes wegen das Unrechte thun oder das Rechte lassen. Man soll lieber alles dulden, als die Wahrheit verraten.

Endlich mahnt Luther die Geistlichen, den Bann so selten als möglich zu verhängen, weil er schwachen Christen leicht ein Anlaß werden könne zu Versündigung und Ärgernis.

Für die geängsteten Gewissen, welche unter der leichtfertigen und

selbstsüchtigen Handhabung des Bannes schwer litten hat Luther diese Predigt gehalten und für die erbitterten Seelen, die da meinten, der Kirchenbann schließe aus von der ewigen Seligkeit. Es kam ihm auch hier, wie bei dem Ablaß, nicht darauf an, die kirchliche Einrichtung zu verwerfen und zu beseitigen, sondern nur darauf, irrige Vorstellungen zu zerstreuen und den Schrecken des Bannes auf sein berechtigtes Maß zurückzuführen.

Wie wichtig war es aber auch für Luther selber, sich über die Bedeutung des Bannes klar zu werden! Denn sowie die Aussicht für ihn dahinfiel, daß der Papst in dem Ablaßstreit seine Partei ergreifen möchte, schwebte auch über seinem Haupte die Gefahr des Bannstrahls. Als daher in den letzten Tagen des Juli oder in den ersten des August die erste römische Sendung eintraf, nämlich die Schrift des Prierias, und als dieser die Citation vor das Ketzergericht auf dem Fuße nachfolgte, da mochte Luther noch mit ganz anderen Gefühlen die Frage nach Macht und Recht des Bannes im Herzen bewegen. Aber seine Überzeugung wurde nur immer klarer und fester dadurch. Und das war auch eine Antwort auf den römischen Ketzerprozeß, daß er drei Wochen, nachdem er die Vorladung erhalten hatte, seine Bannpredigt im Druck erscheinen ließ.

Kurfürst Friedrich hatte von diesem seinen Vorhaben gehört. Er mochte fürchten, daß diese Veröffentlichung Luthern noch mehr Ungunst einbringen werde. Er ließ ihn durch Spalatin ermahnen, den Druck der Predigt zu unterlassen. Als Luther den gutgemeinten Rat von Augsburg her erfuhr, war die Predigt schon gedruckt und ausgegeben. Offenbar nicht zu Luthers Verdruß. Er war in seinem Gewissen überzeugt, daß seine Meinung vom Bann die rechte, christliche, kirchliche sei und daß die Veröffentlichung der Predigt das böse Gerede darüber zerstreuen werde. So antwortet er denn dem Freunde in Augsburg:

„Ehe Dein Brief kam, mein Spalatin, war die Predigt über den Bann schon herausgegeben. Aber so bescheiden habe ich geredet und meine Meinung mit so festen Wahrheitsgründen gestützt, daß ich Hoffnung habe, die Predigt werde nicht nur von den Liebhabern der Wahrheit ungetadelt bleiben, sondern sogar noch großen Dank verdienen, selbst bei denen, welche an der Tyrannei ihre Freude haben: so sehr habe ich jene heilige Gewalt gerühmt und erhoben; freilich nur nach Gebühr, ohne Schmeichelei."

Wie wenig durch die Haltung Roms der Mut Luthers geknickt

und sein Eifer gelähmt war, geht daraus hervor, daß die Buchhändler noch niemals so viel von ihm zu thun bekamen, wie in diesem Monat August, unmittelbar nachdem er am 7. die Citation erhalten hatte.

Da erschienen endlich die „Resolutionen", jene ausführliche Erklärung der fünfundneunzig Thesen. Die Widmungsepistel an Papst Leo X., wie auch den Brief an Staupitz hatte Luther der Schrift vorandrucken lassen.

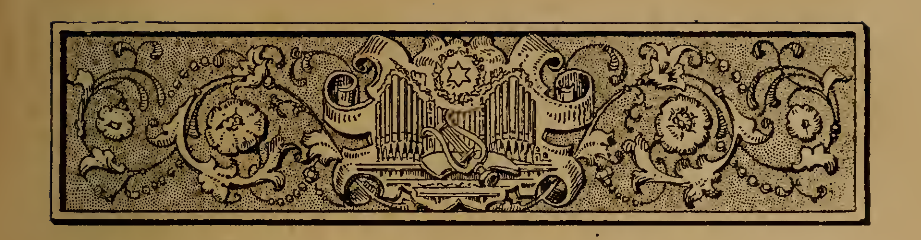
Da erschien zum andern die Predigt vom Bann. Kaum ausgegeben, wurde sie dreimal in Leipzig, einmal in Augsburg nachgedruckt, und auch im Jahre 1519 gab es wieder neue Auflagen davon.

Da erschien endlich auch die Erwiderung auf das „Zwiegespräch" des Büchercensors und Ketzermeisters von Rom, seines vom Papst bestellten Richters, des Sylvester Prierias. Wir wissen schon, wie wenig diese Erwiderung geeignet war, den Prierias und die ganze römische Ketzerkommission günstiger zu stimmen. Aber empfindlicher noch war für den päpstlichen Hoftheologen, der allzu hochmütig dreingefahren war und sich die Widerlegung Luthers allzu leicht gemacht hatte, daß Luther selber für die Verbreitung der Schrift seines Gegners das Möglichste that! Luther gab das „Zwiegespräch" des Prierias in Druck, ohne irgend eine Bemerkung von seiner Hand hinzuzufügen. Schärfer konnte er sein Urteil nicht aussprechen, nämlich für wie ungefährlich und thöricht er diese Schrift hielt.

Schon nach einem halben Monat war der ganze Vorrat dieser Auflage vergriffen. Luther meinte, die Dominikaner hätten die Schrift ihres Ordensbruders Prierias aufgekauft, um sie aus der Welt zu schaffen.

Wie dem auch sei, jedenfalls die Bücher, die Luther nach der römischen Vorladung auf den Markt warf, konnten ihm den Weg nach Rom nicht ebnen und bessern. Wir wollen hoffen, daß er sich seinen Richtern nicht zu stellen braucht.





Achtes Kapitel.

Kaiser Maximilian und der Reichstag zu Augsburg.

Ehe Luther sich dessen versah, war seine Sache vor die großen Herren der Welt gekommen. Bei Kaiserlicher Majestät und bei seinem Kurfürsten, die beide zum Reichstage in Augsburg weilten, lag die nächste Entscheidung. Was hatte er von denen zu erwarten?

Daß Kurfürst Friedrich der Weise seinem Professor wohl gewogen war, wissen wir. Jetzt aber handelte es sich nicht nur um Luther. Die Ehre der Universität Wittenberg stand auf dem Spiele, wenn dieser nach empfangener Vorladung gen Rom ging. Denn stellte er sich, so war ihm der Ketzertod gewiß, und damit traf die Universität, welcher er angehörte, schwere Schande.

So mußte beides, die persönliche Gunst für Luther und die landesväterliche Sorge für seine Wittenberger Gelehrtenschule, den Kurfürsten bestimmen, ernstliche Schritte zu thun, um von Seiten des Papstes eine andere Behandlung der Lutherschen Angelegenheit auszuwirken.

Nun kam es aber nicht nur auf den Kurfürsten von Sachsen an, sondern vor allem auch auf den Kaiser.

Seit dem Jahre 1493 war Maximilian deutscher Kaiser.

Ein anderer Mann, als sein Vater Friedrich III., der zum Unglück des Reiches dreiundfünfzig Jahre lang die Kaiserkrone getragen, so friedliebend, daß er sich aus seinen österreichischen Erbländern vertreiben ließ und ins Reich nur kam, um Schutz und Unterhalt zu erbetteln. Kaiser Friedrich häufte auf die stolze Würde, die er innehatte, nur Spott und

Schande. Seine Birnen und Weintrauben zu pflegen, den Vögeln im Garten nachzustellen, im Schmelztiegel die Metalle zu mischen, mit Traumdeutern und Sternsehern die Zukunft des Hauses Habsburg zu erforschen, das war ihm das Liebste. Man spottete ihn wohl „des heiligen römischen Reiches deutscher Nation Erzschlafmütze.“ Aber ob er in Schwachheit und Trägheit eine Fülle von Kränkung und Erniedrigung hat über sich ergehen lassen, so erlebte er doch, daß durch seines Sohnes Thatkraft und Tapferkeit die Ehre des Habsburgischen Namens wiederhergestellt wurde und durch mancherlei glückliche Umstände eine stolze Aussicht auf die Zukunft Österreichs sich ihm eröffnete.

Mit frohen Hoffnungen sah man endlich seinen Sohn Maximilian ihm im Regimente folgen. Er war der Liebling des Volkes. Bis auf den heutigen Tag ist sein Name im Volke noch nicht vergessen, sonderlich in den Gegenden, wo er seine Abenteuer erlebte. Wer kennt nicht die Geschichte von der Martinswand, wie der Kaiser im Eifer der Gemsenjagd in den Tiroler Bergen sich verstiegen hatte und wunderbar errettet wurde?

Viele solche Geschichten gingen von Mund zu Mund — wie er auf freiem Felde einen gewaltigen Bären allein bestand, wie er in einem Hohlwege einen Hirsch, der schon einen Anlauf wider ihn genommen, noch eben im letzten Augenblick erlegte; wie er ein wildes Schwein, das ihn unvermutet übereilte, vom Pferde herab erstach, oder auch, wie er im Hochgebirge auf steilem und gefährlichem Pfade den Jäger, der ihn begleitete, durch seine Geistesgegenwart und todverachtenden Mut selber vorm Sturz errettete.

Furchtlos und kühn, wie auf der Jagd, war er beim Turnier, wenn die Ritter in heftigem Kampfspiel ihre Kräfte maßen — aber auch, wenn es ernster wurde, im Gewühl der Schlacht. Da scheute er keine Gefahr, ja er suchte sie auf. Da setzte er wohl unter dem Feuer der feindlichen Geschütze an's Land, stellte unbeirrt seine Schlachtordnung auf und nahm, wenn es zum Handgemenge kam, den Kampf mit Vieren, Fünfen auf. Das Kriegshandwerk war seine starke Seite. Meisterhaft verstand er es, die Landsknechte auszubilden; ihm ist es zu danken, daß damals das deutsche Fußvolk wieder hohen Ruhm gewann. Noch mehr that er für den Kampf mit Geschützen, indem er diese damals noch gar schwerfällige Waffe durch treffliche Erfindungen um vieles brauchbarer machte.

„Den letzten Ritter“ hat man ihn wohl genannt; denn ihn zierten

alle Rittertugenden, Tapferkeit und Mut, Edelsinn und Treue. Kurfürst Friedrich der Weise rühmte von ihm: nie sei ihm ein höflicherer Mann vorgekommen.

Auch die Wissenschaften und Künste liebte und begünstigte er. Acht Sprachen wußte er zu sprechen, verstand etwas von Geschichte und Mathematik, konnte mit den Theologen auch theologische Gespräche führen, vor allem aber hegte er das muntere Wesen der Humanisten, die dafür nicht müde wurden, mit ihren lateinischen Versen den hohen Gönner zu feiern. Ja, Maximilian hat selbst gedichtet und Bücher geschrieben.

Aber alle die ritterlichen Tugenden, seine Kriegskunst, seine Liebe zu Künsten und Wissenschaften machen ihn noch nicht zu einem großen Kaiser. War ihm auch die Staatsweisheit eigen, seine Herrschaft glücklich zu führen nach innen und nach außen? Insonderheit war er das Oberhaupt, das Deutschland brauchte im Beginn der Reformation?

Fünfundzwanzig Jahre bereits hatte er das Regiment in Händen, schon ging's mit ihm zur Rüste — aber von den Hoffnungen, die man einstmals auf ihn gesetzt hatte, war wenig in Erfüllung gegangen. Ein aufreibendes Leben hatte er geführt, bald hier, bald da seine Kraft eingesetzt — aber Frucht war wenig davon zu spüren.

Die deutsche Kaiserkrone bedeutete seit Jahrhunderten die höchste weltliche Macht in der Christenheit.

Wie der Papst im Geistlichen Herr sein sollte über alle, welche die christliche Taufe empfangen, so der Kaiser im Weltlichen. Aber von dieser Gewalt war nur ein Schatten noch übrig geblieben.

Schwer geschädigt wurde das Ansehn des Kaisers schon durch die Päpste selber. Denn wenn der Papst das sichtbare Oberhaupt der Kirche war und der Kaiser der Schirmvogt der Kirche, so mußte ja wohl einer von beiden das Übergewicht haben; niemand konnte zween Herren dienen, auch die Christenheit nicht. So haben denn einstmals mächtige Kaiser Päpste abgesetzt und eingesetzt. Dafür haben mächtige Päpste sich erhoben über die Kaiser und Anspruch gemacht auf die höchste Gewalt auch in weltlichen Dingen. Durch das ganze Mittelalter gehen diese Kämpfe zwischen den Kaisern und den Päpsten. Und ob auch das Papsttum in den letzten Zeiten tief gesunken war, so hatte das Kaisertum ebenfalls seinen alten Glanz längst verloren.

Einst besaß der Kaiser eine Hoheit über alle christlichen Länder des Abendlandes. Das war vorüber. In England, in Frankreich, in

Spanien, in Italien hatten sich Staaten gebildet, die eine Übermacht des deutschen Kaisers über sich ganz und gar nicht mehr dulden wollten.

Vor allem stand der König von Frankreich dem Kaiser Maximilian als ebenbürtiger, unversöhnlicher Gegner gegenüber. Und Papst Julius II., weit entfernt, um jeden Preis das Ansehen des Kaisers in der Christenheit zu stützen, verbündete sich bald mit dem Franzosen, bald mit Maximilian, je nachdem seine politische Einsicht es ihm klüger erscheinen ließ. Der Kirchenstaat war ja gerade durch Julius II. ein Staat neben anderen geworden und der Papst ein weltlicher Fürst, bei dessen Entscheidungen auch in kirchlichen Dingen das Staatsinteresse schließlich den Ausschlag gab.

War mithin von der alten Herrlichkeit des Kaisertums nur noch ein Abglanz nachgeblieben, so stand es doch immerhin noch so, daß die Kaiserkrone ihrem Inhaber große Rechte und Ansprüche zubrachte. Nun kam es darauf an, ob einer die Macht hatte, diese Ansprüche mit Nachdruck und Erfolg geltend zu machen. Das ist dem Kaiser Maximilian nicht geglückt.

Aber mit Unrecht reden wir, genau genommen, von einem Kaiser Maximilian. Er hat nie die Kaiserkrone empfangen. Er war im Grunde nur erwählter deutscher König.

Das deutsche Reich war seit alten Zeiten ein Wahlreich. Die Fürsten und Stände des Reiches setzten durch freie Wahl einen König über sich. Ja zu wählen hatte in früheren Jahrhunderten das Volk selbst, die verschiedenen deutschen Stämme. Die gaben ihre Stimmen ab durch ihre Bischöfe, Herzoge und Grafen, und die versammelte Volksgemeinde bestätigte den Gewählten durch Zuruf, Waffengeklirr und erhobene Rechte.

Solange keine besonderen Gründe dagegen vorlagen, wählte man den Sohn zum Nachfolger des Vaters, und so blieb in der Regel die Königskrone bei einem Hause, bis dessen Mannesstamm ausstarb. So war ohne Schwierigkeiten zu Friedrich des III. Nachfolger sein Sohn Maximilian gewählt worden.

War er so von den deutschen Fürsten und Ständen zu ihrem Oberhaupte erwählt und durch den Erzbischof von Mainz, den ersten Geistlichen (Primas) der deutschen Kirche, feierlich gekrönt, so hatte er von Rechtswegen die königliche Gewalt und den königlichen Namen. Erst wenn ihn nachher auch der Papst mit der römischen Kaiserkrone krönte, gewann er dazu auch die kaiserliche Gewalt

und den kaiserlichen Namen. Er hieß dann ein „römischer Kaiser deutscher Nation“, wie das Reich das „heilige römische Reich deutscher Nation“.

Seit Karl dem Großen (Seite 71) war die römische Kaiserkrone bei den Franken, seit Otto dem Großen (936 bis 973 deutscher König, seit 962 römischer Kaiser) bei den Deutschen. Und ist sie mit dem deutschen Königtum verbunden geblieben bis auf Franz II., der im Jahre 1806 diese Doppelwürde niederlegte.

Der letzte in Rom nach alter Ordnung gekrönte römische Kaiser war Maximilians Vater, Friedrich III. Maximilian hat wohl den Titel eines erwählten römischen Kaisers angenommen, aber die Bestätigung dieser Würde durch die Krönung zu Rom ist ihm zu seinem Leidwesen versagt geblieben. Über mancherlei Hindernissen gelang es ihm nicht, die ewige Stadt zu erreichen, und nur dort wollte ihm der Papst die Krone aufsetzen. Bis an sein Lebensende hat Maximilian deswegen geplant und verhandelt.

Nun gleichviel. Auch als deutscher König hatte Maximilian Fug und Recht, jeglicher kirchlichen Unordnung in den deutschen Landen zu steuern. Auch so war er der berufene Schirmvogt der Kirche. Darum war es natürlich, daß sich der Papst an ihn wandte, als er dem Ketzer Luther zu Leibe wollte; das weltliche Schwert des Kaisers sollte helfen, wo das geistliche Schwert des Papstes nicht ausreichte. Und ebenso natürlich war es, daß Luther sich an ihn wandte, als er einen Rechtsschutz begehrte gegen das ungerechte Gericht, das man zu Rom wider ihn eingesetzt und damit seine auch vom Kaiser gewährleistete Freiheit als eines Doktors der Theologie angetastet hatte.

Wie sehr Maximilian schon als deutscher König dazu verpflichtet war, den christlichen Glauben in deutschen Landen zu schützen, das erkennen wir leicht aus den Fragen, die einem erwählten Könige bei seiner Krönung durch den Erzbischof von Mainz vorgelegt wurden und auf die ein jeder seinen Eid leistete bis auf Franz II. Das waren die Fragen:

Erstens: „*Will Eure Majestät den heiligen katholischen und apostolischen Glauben halten* und durch gerechte Werke bekräftigen?“

Zweitens: „*Will Eure Majestät die Kirche und ihre Diener schützen?*“

Drittens: „Will Eure Majestät das von Gott verliehene Reich

nach der Gerechtigkeit der Vorfahren regieren und mit Nachdruck verteidigen?"

Viertens: „Will Eure Majestät des Reiches Rechte erhalten, die auf ungerechte Weise zerstreuten Güter desselben wieder erwerben und solche dem Reiche zum Besten handhaben?"

Fünftens: „Will Eure Majestät den Armen und Reichen, den Witwen und Waisen ein gerechter Richter und frommer Verteidiger sein?"

Sechstens: „Will Eure Majestät dem Papste und der heiligen römischen Kirche die schuldige Unterwürfigkeit und ehrerbietige Treue leisten?"

Jede der sechs Fragen mußte er beantworten mit einem vernehmlichen: „Ich will" und hiernach einen Eid schwören: „Mit Gottes Hilfe will ich allen diesen versprochenen Punkten getreulich nachleben, so wahr mir Gott helfe und sein heiliges Evangelium".

Dieser Eid hatte die deutschen Könige oder Kaiser niemals gehindert, aus guten oder schlechten Gründen den Päpsten die schuldige Unterwürfigkeit zu versagen, ja ihnen ins Angesicht zu widerstehen — wenn sie die Macht dazu hatten. Aber jedenfalls waren sie dadurch deutlich angewiesen, sich um die Angelegenheiten der Kirche kraft ihres Amtes zu bekümmern.

Wessen hatte sich nun Luther von Kaiser Maximilian zu versehen nach dessen bisherigem Verhalten zu Papst und Kirche?

Maximilian war bei aller Ergebenheit gegen den Glauben, dem er von Kind auf angehangen, weit entfernt davon, ein willenloser Diener des Papstes zu sein. Er besaß ein Auge für die schweren Mißbräuche, die sich in das Kirchenwesen eingeschlichen hatten. Zu Innsbruck in Tirol hat er einmal eine Verfügung erlassen „wider etlicher Geistlichen unaussprechlichen Geiz, als die kein Ende noch Ziel setzen, Kirchengüter und Pfründen an sich zu ziehen".

Wie harte Kämpfe hat er auch gehabt mit Papst Julius II. Sogar eine Kirchenversammlung hat er berufen und zustande gebracht, die jenen Papst absetzen sollte (Seite 78 und 149.) Freilich ließ er das Unternehmen schnell fallen und vertrug sich zur Abwechselung wieder mit dem Papste. Er nahm die Päpste, mit denen er zu thun hatte für das, was sie waren: für weltliche Fürsten. Je nachdem die Politik, die Staatsklugheit es erforderte, ging er auf ihre Wünsche ein oder nicht.

Und so ist es leider geblieben während der ganzen, für unser Volk so entscheidungsschweren Reformationszeit, daß die höchste Gewalt im Reiche, der Kaiser, die Sache Luthers und des Papstes nicht behandelte als eine Glaubens- und Gewissensfrage, sondern als eine Staatsangelegenheit. Der Kaiser fragte nicht: Wo ist die Wahrheit? Wo das Evangelium? sondern: Wo ist mein Vorteil?

Es wird also darauf ankommen, wie Maximilian damals mit dem Papste stand, als er auch ein Wort mitreden sollte in Sachen Luthers.

Als der Ablaßstreit in Wittenberg ausbrach, hatte er seine Freude dran. Er war gerade mit Leo X. zerfallen; da kam es ihm eben gelegen, daß Luther dem etwas zu schaffen machte.

„Was machet euer Mönch?" sagte er zu dem sächsischen Rat Pfeffinger. „Wahrlich. seine Sätze sind nicht zu verachten; er wird ein Spiel mit den Pfaffen anfangen!" Und dem Kurfürsten riet er, er möge „den Mönch fleißig bewahren, weil man seiner vielleicht einmal bedürfe".

Ja, wenn Luther und sein Auftreten keine größere Wichtigkeit gehabt hätten als ein Mönchsgezänk, von dem der Kaiser je nach Gelegenheit und Belieben Kenntnis nehmen konnte oder nicht!

Unterdessen hatte sich das Blatt gewendet. Als Luther von Kaiserlicher Majestät Schutz seines Rechtes und Lebens wider römische Unbilligkeit begehrte, war Maximilian nicht in der Lage, etwas gegen den Papst zu thun. Denn er brauchte gerade den Beistand Roms, um einen Lieblingsplan durchzusetzen.

Es kann nichts helfen, wir müssen uns ein wenig näher mit der leidigen Politik befassen. Denn von dem Augenblicke an, wo Luther auf das Welttheater hinaustritt, ist der Gang seiner Sache alsbald innig verflochten mit dem Wechsel der Welthändel draußen, mit geheimen Winkelzügen und offenen Zusammmenstößen fürstlicher, kaiserlicher und päpstlicher Staatsklugheit.

Der Kaiser brauchte den Papst. Wozu?

Der Gedanke, welcher bei allen Unternehmungen während seiner ganzen Regierung ihn beseelte und leitete, war der Gedanke an die Zukunft seines Hauses. Nicht das Reich zu mehren, das Wohl des Ganzen zu fördern, war seine Sorge, so gern er sich den Anschein gab, sondern er nützte seine hohe Stellung im Reiche dafür aus, die ererbten Stammlande zu erweitern und die Macht des Habsburgischen Geschlechts immer fester zu gründen. Wie konnte aber der Vorteil der Habsburger

zusammenfallen mit dem Vorteil des deutschen Reiches, da die Habsburger über viele Länder herrschten, welche gar nicht zum Reiche gehörten?

Vieles war Maximilian gelungen, was ihn dem ersehnten Ziele ein gut Stück näher brachte. In Österreich hatte ihm sein Waffenglück die Herrschaft gesichert, die seinem Vater war streitig gemacht worden. Seine erste Frau hatte ihm die Burgundischen Länder zugebracht. So eröffnete ihm auch die Heirat seines einzigen Sohnes die Aussicht auf einen unermeßlichen Zuwachs an Macht.

Philipp der Schöne hatte die Hand einer spanischen Prinzessin gewonnen, der Erbin von Spanien und Unteritalien. Zwar starb Philipp schon im Jahre 1506, aber nicht ohne zwei Söhne zu hinterlassen, Karl und Ferdinand. Maximilian konnte es nicht erwarten, bis diese seine Enkelsöhne durch glückliche Heiraten die Habsburgische Hausmacht noch mehr erweiterten: den vierjährigen Ferdinand verlobte er im Jahre 1506 mit der einzigen Tochter des Königs von Böhmen und Ungarn, die damals drei Jahre alt war, damit einst Böhmen und Ungarn an Ferdinand falle. Und diese Rechnung ist wirklich eingetroffen, freilich erst nach Maximilians Tode.

Dagegen erlebte der Großvater noch, daß sein älterer Enkel Karl im Jahre 1516 sein spanisches Erbe antrat. Er wurde König von Spanien und Neapel, und auch die jüngst von Kolumbus drüben in Amerika entdeckten unbegrenzten Länder lagen ihm zu Füßen. Welch eine ungeheuere Machtfülle war diesem Jüngling in die Hände gegeben, wenn er nun auch noch das Erbe Maximilians in Besitz nahm und den Glanz der Kaiserkrone gewann! Wer konnte dann in der Christenheit noch diesem Herrscher widerstehen, der mit den höchsten Ansprüchen, wie sie ihm das Kaisertum gab, die überlegene Gewalt verband, jenen Ansprüchen auch Nachdruck zu verleihen!

So ging denn Maximilians eifrigste Sorge dahin, seinem Enkel Karl die römische Kaiserkrone zu sichern. Damit gedachte er seine Arbeit für die Zukunft des Habsburgischen Hauses zu besiegeln. Da galt es aber die deutschen Fürsten und Stände, vor allem die Kurfürsten zu gewinnen, denn in deren Hand lag die Kaiserwahl. Um nichts Wichtigeres handelte es sich für ihn, als er ohne Vorahnung seines baldigen Todes, so rüstig und rege wie je, im Sommer 1518 zu Augsburg den Reichstag um sich versammelte.

Wie viel mußte nun dabei dem Kaiser daran gelegen sein, daß der Papst nicht etwa seinen Herzenswünschen entgegenarbeitete, sondern viel-

mehr ihn in seinem Vorhaben unterstützte! Um diesen Preis mochte er sicherlich gern in Luthers Sache dem Papste den Willen thun. Was war ihm der Wittenberger Mönch gegen den Vorteil seines Hauses?

Es ist schon erzählt worden, daß Leo X. einen Legaten zu dem Reichstage abgeordnet hatte, den Kardinal Kajetan. Der hatte daselbst die Interessen der römischen Kirche zu vertreten. Vor allem sollte er dazu helfen, daß die Stände dem Papste die vom Laterankonzil (Seite 155) beschlossene Türkensteuer bewilligten, und daß die Luthersche Ketzerei erstickt werde.

Beim Kaiser hatte Kajetan mit beiden Forderungen keinen schweren Stand. Für einen Türkenkrieg war Maximilian von seinen jungen Jahren her begeistert. Und wenn einmal eine ordentliche Reichssteuer erhoben wurde, so war ihm das auch eben recht, denn damit hatte er immer seine liebe Not.

Die Einmütigkeit zwischen Kaiser und Papst erhielt vor versammeltem Reichstage ein glänzendes Zeugnis, als am 1. August der Kardinallegat in feierlichem Gottesdienste dem Kaiser als dem berufenen Schutzherrn und Oberaufführer der Christenheit gegen die Ungläubigen einen geweihten Helm und ein geweihtes Schwert übergab, von päpstlicher Huld ihm gewidmet. Es war dasselbe Hochamt im Augsburger Dom, bei welchem Erzbischof Albrecht von Mainz und Magdeburg, der Ablaßkrämer, vor dem Altar knieend aus der gleichen gnadenspendenden Hand den Kardinalshut aufgesetzt erhielt (Seite 296).

So schrieb denn auch Maximilian am 5. August nach Rom einen Brief, worin er Luther nunter ausdrücklichem Hinweis auf seine Ablaßthesen undauf seine Predigt vom Bann gefährlicher und ketzerischer Meinungen beschuldigte, wie er denn deren durch den Meister des heiligen Palastes, Prierias, überführt worden sei. „Das mißfällt uns um so mehr, je hartnäckiger besagter Bruder, wie wir berichtet worden sind, an seiner Lehre festhalten und mehrere Verteidiger und Beschützer seiner Irrtümer, sogar mächtige, gewonnen haben soll.“ Der Kaiser giebt denn das Verfahren gegen Luther ganz der päpstlichen Weisheit und Vollmacht anheim. Ihm selbst ist das Theologengezänk, das merkt man, im Grunde herzlich gleichgiltig.

Wenn aber Kaiser und Papst einig zusammenstanden, wer konnte Luthern da noch schützen?

Nun, da kam es ihm zu statten, daß die Kaisergewalt im Laufe

der Jahrhunderte argen Abbruch erfahren hatte durch das Wachstum der Fürstengewalt.

Nie war der Kaiser unumschränkter Herrscher gewesen im Reich, aber jetzt sah er sich fast bis zur Ohnmacht gebunden durch den Willen der deutschen Fürsten und Stände. Herr war er im Grunde nur in den Ländern seines Hauses. Gerade bei Gelegenheit des Augsburger Reichstages zeigte sich, wie widerspenstig das Reich war auch gegen die dringendsten Wünsche und Forderungen des erwählten Oberhauptes.

Man zählte damals im Reiche 75 geistliche Fürsten (Erzbischöfe, Bischöfe u. dgl.), 37 Laienfürsten, etwa ein Dutzend große und ebenso viel kleine Reichsstädte, dazu eine Menge Grafen und Herren, mehr oder minder freie landständische Herrschaften — eine bunte Vereinigung von Rechten und Mächten, die auch dem eifrigsten und kräftigsten Kaiser wohl das Regieren verleiden konnten. Und die Zukunft war auf Seiten der einzelnen Landschaften und Fürstentümer. Etliche darunter waren zu lebenskräftigen Staaten erstarkt und entwickelten sich auf Kosten des Reichs immer selbständiger. So hat denn Maximilian zeitlebens vom Reiche mehr Widerspruch und Widerstand erfahren, als Zustimmung und Unterstützung.

Zwar fehlte es unter den deutschen Ständen nicht an einer Partei, die ihren Vorteil dabei fand, mit dem Kaiser zu gehen, d. i. mit Österreich. Aber die Opposition gegen Maximilian und seine selbstsüchtige habsburgische Politik war je länger je entschiedener geworden. Und jetzt in Augsburg, auf dem letzten Reichstage, den er abhielt, stand es so, daß er sich über nichts mehr mit den Ständen einigen konnte, weder über die inneren, noch über die äußeren Angelegenheiten.

Den allerschlechtesten Erfolg hatte die Forderung einer Reichssteuer für den heiligen Krieg wider die Türken. Frankreich und Spanien hatten es ohne Weiteres abgelehnt, dafür zu steuern. Maximilian that in Augsburg sein Möglichstes, die Forderung durchzusetzen. Des Papstes Bann und die Acht des Reiches sollte die Weigernden treffen. Die Beredsamkeit des Kardinallegaten unterstützte ihn aufs kräftigste. Alles vergeblich.

Ja, daß er Arm in Arm mit dem päpstlichen Gesandten die Türkensteuer forderte, schadete mehr, als es nützte. Denn an sich wäre es wohl ein höchst zeitgemäßes und nützliches Unternehmen gewesen, wenn das Papsttum und das Reich ernstlich ihre Kräfte gegen die Türken gewendet hätten. Wir werden's ja noch kennen lernen, welch eine ernste

Gefahr wieder einmal der Christenheit von dem ungläubigen Morgenlande her drohte. Aber in Deutschland glaubte niemand daran, daß die Türkensteuer, wenn sie bewilligt und aufgebracht worden wäre, wirklich einen Türkenkrieg zustande gebracht hätte. Man argwöhnte hinter der päpstlichen Forderung allgemein eine neue List des geldbedürftigen, römischen Hofes. Sollten die guten Deutschen allein so thöricht sein, die nimmersatte Kasse des Papstes mit ihrem Golde zu füllen?

Eine Flugschrift ging durch das Land — sie kam Luthern auch in Wittenberg in die Hände und gab ihm viel zu denken, sie that aber vor allen Dingen in Augsburg bei den Fürsten und Ständen ihre Wirkung.

Darin hieß es: der römische Stuhl denke gar nicht daran, die Ungläubigen zu bekriegen; die habsüchtigen Florentiner (Leo X. stammte aus dem Florentinischen Kaufmannsgeschlecht der Medici!) hätten solch Fündlein erdacht, um den Deutschen ihr Geld abzuschwatzen; die Türken, die man bekämpfen sollte, seien in Italien. Dabei trat der Verfasser auf als ein Geistlicher und bezeugte dem Papste alle schuldige Achtung.

„Wenn es wahr ist, was da steht," schrieb Luther an Spalatin, nachdem er diese Schrift gelesen, „dann sind die Kardinäle in der That Diener der Habsucht."

Und wenn der Kaiser sonst wohl eine Partei im Reiche hatte, auf die er zählen konnte, in diesem Stücke widerstand ihm der gesamte Reichstag wie Ein Mann. So erwies sich ihm die Verbindung mit dem Papste als wenig segensreich.

Der Kardinal Kajetan aber erhielt auf sein Verlangen eine Antwort, die ihm wahrlich nicht gefallen konnte: erst müßten die gerechten Beschwerden der deutschen Nation gegen den römischen Stuhl erledigt werden, ehe man dem Papste neue Abgaben bewilligen könne — und nun wurde ihm ein langes Sündenregister vorgehalten, wie schwer sich Rom an der deutschen Kirche vergangen hätte.

Der Papst hatte gefordert, das Reich antwortete mit Klagen und Anklagen.

Wir werden diesen Beschwerden deutscher Nation gegen den römischen Stuhl noch oft begegnen. Es waren in der Hauptsache immer wieder dieselben: eine Abwehr der Aussaugung Deutschlands durch römische Geldgier. Also nicht etwa eine Opposition aus religiösen Be-

weggründen, nicht ein Protest des frommen Gewissens, sondern eine Verteidigung des Wohlstandes der Nation, ein weltliches, aber darum nicht minder berechtigtes Interesse.

Einen tiefen Eindruck machte besonders die Eingabe des Bischofs von Lüttich (im heutigen Belgien) an den Kaiser und die Fürsten. Darin zählte er eine ganze Reihe von Ungerechtigkeiten auf, welche die Günstlinge des Papstes in Rom an der deutschen Kirche verübten: wie sie als starke Jäger dem edlen Wilde der deutschen Pfründen nachjagten, wie sie sogar rechtsgiltig vollzogene Wahlen ungiltig zu machen wüßten, um die Gewählten ihrer Einkünfte zu berauben und diese selber an sich zu ziehen u. s. w.

Der diese Eingabe machte, war ein Bischof! Wie mußten da erst die weltlichen Fürsten auf das römische Wesen zu sprechen sein.

Summa: im Punkte der Türkensteuer war trotz der Einmütigkeit von Kaiser und Papst beim Reichstage nichts zu erlangen. Wie wird es nun in Sachen Luthers gehen?

Nun diese Angelegenheit war damals keineswegs schon so wichtig, daß sie zur Verhandlung vor versammeltem Reichstage gekommen wäre. Aber auch zu ihrer Entscheidung mußten die drei Mächte zusammenwirken, die in Augsburg vertreten waren: der Kaiser, der Papst (durch den Kardinallegaten) und die Reichsfürsten.

Überall in Deutschland war zu jener Zeit von Luther die Rede.

Sein Vorgehen bildete auch unter den zu Augsburg Versammelten das Tagesgespräch, und wenn er etwa eine scharfe Predigt gehalten oder eine neue Schrift geschrieben, so war das ein Ereignis. Wenige nur mochten den ganzen Ernst von Luthers Beginnen verstehen. Da der Ablaß auch zu den Künsten gehörte, womit der Papst die deutschen Geldbeutel schröpfte, so mochten viele Fürsten und Herren dem Mönche nicht gram darüber sein, daß er den Handel angefochten. Aber dem Papste in einem Punkte der Lehre zu widersprechen, hüteten sie sich wohl und wollten mit einem Ketzer nichts zu thun haben. So war die Stimmung gegen Luther eine geteilte und wechselnde.

Spalatin berichtete getreulich an Luther und die übrigen Freunde über das, was er in Augsburg beobachten konnte.

Anfang September schrieb er an Staupitz, daß es mit Luthers Sache schlimm stünde. In einem Briefe an Luther selber vom 5.

Sept. heißt es: „Ich kann Dir gar nicht sagen, wie viel Böses, wie viel Haß Dir die Sätze über den Bann zugezogen haben." Er wundert sich, daß man solche Sätze habe von Wittenberg nach Augsburg schicken können.

Doch weiß er ein ander Mal Günstigeres zu melden: Luther habe in Augsburg trotz der Predigt vom Bann viele Freunde, und einen Ketzer nenne ihn dort niemand außer der Genossenschaft Tetzels (den Dominikanern).

Wenn in Augsburg etwas für Luthern geschehen sollte, so mußte der Kurfürst von Sachsen entschiedene Schritte thun. Und zwar galt es mit dem päpstlichen Legaten Kajetan persönlich ein Abkommen zu treffen, denn von dem Kaiser war bei dessen Freundschaft mit Rom nichts zu erwarten.

Zudem stand Kurfürst Friedrich mit Kaiser Maximilian ganz und gar nicht auf besonders gutem Fuße. Der Vorteil des Hauses Österreich hatte mehr als einmal während Maximilians Regierung mit dem Vorteil des Hauses Sachsen nicht zusammengestimmt, und darum war Maximilian dem Kurfürsten zu nahe getreten, ja sogar mit einem gegebenen Versprechen an ihm wortbrüchig geworden. So war denn nun Friedrich unter den Kurfürsten derjenige, welcher sich gegenüber dem heißen Wunsche Maximilians, seinem Enkel Karl die Wahl zum Kaiser zu sichern, am kühlsten verhielt. Die Opposition des Ausgburger Reichstages hatte an ihm einen klugen und umsichtigen Führer. Keines Fürsten Stimme galt so viel wie die seine im Reich. Das war freilich wiederum Grund genug für den Kaiser und für den Papst, Rücksicht auf ihn zu nehmen. So mochte er denn, wenn er ernstlich sich Luthers annahm, wohl eine Wandlung zu dessen Gunsten erreichen.

Und mit festem Willen und aller Umsicht ging er daran, für Luthern auszuwirken, daß er sich auf deutschem Boden vor einem kirchlichen Gerichtshofe verantworten könne.

Wir haben noch aus jener Zeit ein Schreiben, das Spalatin im Auftrage seines Fürsten an einen kaiserlichen Rat gerichtet hat. Es lautet:

> „Günstiger Herr Hans Renner. Meine fleißige Bitte ist, Ihr wollet, wie ich mit Euch von wegen des Durchlauchtigsten Kurfürsten von Sachsen, Herzog Friedrichs, meines gnädigsten Herrn, heut geredet habe, Doktor Martini Luthers vom Augustinerorden gegen Römische Kaiserliche Majestät meinen allergnädigsten Herrn

treulich gedenken und Euch befleißen, daß Kaiserliche Majestät sich für ihn bei Päpstlicher Heiligkeit verwende, die fürgenommene Beschwerung und Citatio beruhen zu lassen und die Sache heraus (hier in Deutschland) den Bischöfen zu Würzburg und zu Freisingen und einer unverdächtigen Universität zu verhören zu befehlen. Denn Doktor Martinus kann alle Universitäten in deutschen Landen zu Kommissarien und Richtern leiden, ausgenommen Erfurt, Leipzig und Frankfurt an der Oder, die sich verdächtig gemacht. Und ist ihm unmöglich, in eigener Person zu Rom zu erscheinen. Das wird mein gnädigster Herr (der Kaiser) gegen Euch ohne alle Zweifel in Gnaden erkennen."

Indessen Kaiserliche Majestät hatte Ursache, den Wittenberger Mönch dem Papste auf Gnade und Ungnade zu überlassen. So wandte sich Kurfürst Friedrich selber an den Kardinallegaten.

Kajetan äußerte sich gegen den Kurfürsten über Erwarten mild und freundlich, wie Spalatin am 5. September Luthern berichten konnte.

Aber in denselben Tagen kam aus der päpstlichen Kanzlei ein Schreiben Leos an Friedrich, das zwar gegen den Kurfürsten sehr rücksichtsvoll abgefaßt war, aber nichts von Milde und Freundlichkeit verspüren läßt.

„Wir hören," heißt es darin, „und werden von allen Seiten berichtet, daß ein Sohn der Bosheit, der Augustinerbruder Martin Luther, uneingedenk seines Mönchsgelübdes, das ihn zur Demut und zum Gehorsam verpflichtet, abgewichen ist und, auf den Schutz Eurer Hoheit vertrauend, keine Gewalt und keinen Tadel fürchtet. Obwohl wir nun wissen, daß Ihr daran unschuldig seid, ermahnen wir Euch doch in dem Herrn, daß Ihr in Ansehung des Namens und der Würde eines gut katholischen Fürsten, wie Ihr einer seid, darauf bedacht sein wollet, den Glanz Eures edlen Hauses von dieser Schande unbefleckt zu erhalten und auch den Verdacht dieser Schuld zu meiden, den Euch die Dreistigkeit jenes Menschen anzuhängen versucht."

Daß Luther gottlose und ketzerische Lehre führe, ist nach dem Urteil des Papstes durch die gelehrtesten und frömmsten Männer, zumal durch den Meister des heiligen Palastes (Prierias) erwiesen.

„Wir ermahnen daher aufs neue Eure Hoheit und gebieten in Kraft des heiligen Gehorsams, Ihr wollet zu Gottes und unserer und Euerer Ehre ernstlich dazu thun, daß dieser Martin Luther gemäß der

Forderung des Legaten (Kajetan) in Gewalt und Gericht des heiligen Stuhles abgeführt werde."

Dieses Schreiben war datiert vom 23. August. Drei Wochen später konnte der sächsische Domherr Karl von Miltitz, Friedrichs Kammerherr, an den Kurfürsten melden, daß Papst Leo ihm ein besonderes Zeichen seiner Huld zugedacht habe.

Der Papst beschloß dem Kurfürsten die geweihte goldene Rose zu verehren — eine Auszeichnung, welche der fromme Fürst seit lange schon von Herzen begehrt hatte. Jetzt hielt man es in Rom für zeitgemäß, sich ihn durch einen außerordentlichen Gnadenbeweis zu verbinden; vielleicht daß er nun auch in Sachen Luthers gefügiger wurde

Indessen war das schließliche Ergebnis der Verhandlungen Friedrichs mit Kajetan, daß der Kardinallegat auf seine Wünsche einging. Er verstand sich dazu, selbst Luthern in Augsburg zu vernehmen.

Mitte September 1518 war man glücklich an diesem Punkte angelangt. Der Kurfürst ließ Luthern Befehl zugehen, vor dem Kardinallegaten zu erscheinen. Er selbst verabschiedete sich vom Kaiser, noch vor dem förmlichen Schlusse des Reichstages, indem er etliche seiner Räte in Augsburg zurückließ.





Neuntes Kapitel.

Nach Augsburg zum Kardinallegaten.

Die vierzehn Tage mochten Luthern lang werden, die nach Empfang der römischen Vorladung vergingen, bis er von Augsburg her darüber Bescheid erhielt. Da wissen wir gar nicht, wie gut wir es haben in der Zeit der Eisenbahnen, des Telegraphen und der deutschen Reichspost. Am 8. August hatte Luther seinen Boten nach Augsburg an das Hoflager des Kurfürsten geschickt, am 21. war er noch nicht zurückgekehrt.

Wie er unterdessen getrosten Mutes war, haben wir aus seinen Briefen gesehen und haben es auch an den vielen Schriften gemerkt, die er gerade in jenen Tagen in die Welt ausgehen ließ.

Als dann endlich Nachrichten von Augsburg kamen, war damit die Zeit der Ungewißheit noch nicht vorüber. Freund Spalatin berichtete getreulich über die geführten Verhandlungen und über die Stimmung, die beim Reichstage über Luther herrschte. Auch der Kurfürst selber that Luthern zu wissen, wenn er etwas in seiner Sache erreicht hatte: so, daß auf seine Fürsprache Kardinal Kajetan nach Rom geschrieben habe, ob Luther nicht in Deutschland zur Untersuchung gezogen werden könnte. Bis die endgiltige Abmachung zwischen Friedrich und Kajetan Luthern übermittelt wurde, vergingen wieder vier Wochen.

In dieser schweren Zeit fand ein reger Austausch statt zwischen Luther und seinen nahen und fernen Freunden.

Luther machte sich auf alles gefaßt. Er war bereit, für die Wahrheit in den Tod zu gehen. So schrieb er am 1. September an Staupitz:

„Zweifelt nicht, ehrwürdiger Vater: meine Freiheit in der Erforschung des Wortes Gottes wird mir niemand nehmen. Auch die Vorladung nach Rom und alle die Drohungen lassen mich unangefochten — ich leide, wie Ihr wißt, unvergleichlich Schlimmeres; das nötigt mich, jene zeitlichen und vorübergehenden Blitze leicht zu nehmen.“

Diese seltsamen Worte verstatten uns einen Blick in die geheimsten Tiefen seines Seelenlebens.

Die schwersten inneren Kämpfe hatte er ja schon im Erfurter Kloster durchgefochten. Gerade Staupitz war Zeuge gewesen von dem heißen Streit und hatte vor anderen zum Siege geholfen. Aber noch kamen dem im Glauben mächtig gereiften Manne zuweilen Anfechtungen, ähnlich denen, die er im Kloster zu erleiden hatte, wo er sich peinigte mit dem Gedanken, ob denn auch er selber ganz und voll das rechte Vertrauen zu Gott habe, das wahre Christentum, das er immer klarer aus der heiligen Schrift schöpfte und immer lauter der Christenheit predigte.

Solche innere Bangigkeit war in der Regel verbunden mit körperlichen Leiden, denen Luther zeitlebens ist unterworfen gewesen. Heftige Gemütsbewegungen wirken ja immer auch auf die Gesundheit des Leibes und Leibeskrankheit auf das Gemüt.

Noch manchmal werden wir Luthern klagen hören, daß schwere Anfechtungen seiner Seele zu schaffen machten; sie kamen, davon war er fest überzeugt, vom Teufel selbst. Und diese Kämpfe stellten seinen Glaubensmut auf eine viel härtere Probe, als die Kämpfe mit den Fürsten und Gewaltigen der Erde. Darum verachtete er von Herzen allen Widerstand, den die Welt gegen ihn aufbringen wollte, verachtete Kerker und Tod. Denn wenn er in heißem Beten und Ringen mit dem Fürsten der Finsternis fertig geworden war, was konnte der Papst und sein Anhang ihm wohl anhaben?

So dienten denn jene inneren Kämpfe nur dazu, ihn nach außen desto fröhlicher, freier und fester zu machen.

In demselben Briefe, worin er seinen alten Beichtvater sich in das tief bewegte Herz hineinschauen läßt, schreibt er in frischem Kampfeseifer mit Bezug auf seine Streitschrift gegen Sylvester Prierias, die er soeben losgelassen:

„Wagt es jener tölpelhafte Schwätzer, mich mit seinem Gewäsch noch einmal zu reizen, so will ich nicht wieder nur spielen, sondern dem

Geist und der Feder freien Lauf lassen und ihm zeigen, daß es in Deutschland Leute giebt, welche die römischen Kniffe kennen. Möchte es nur bald geschehen! Denn schon zu lange äffen uns die Römer mit schamloser Stirn als ihre Hofnarren und Einfaltspinsel durch ihre Schliche und Tücken ohne Maß und Ziel. Und nicht so sehr täuschen sie uns durch ihre Schlauheit, als sie offen und unverschämt uns beschimpfen."

Nachdem er dann seinem Gönner und Freunde über mancherlei Verleumdungen und bittere Erfahrungen berichtet, die er über sich ergehen lassen müsse, ruft er aus:

„Seht, wie ich von Nachstellungen bedroht und von Dornen rings umhegt bin — aber Christus lebt und herrscht gestern und heute und in Ewigkeit! Mein Gewissen sagt mir, daß ich die Wahrheit lehre — und weil ich die Wahrheit rede, darum so viel Haß!"

Endlich zum Schluß die merkwürdigen Worte: „Bittet Ihr für mich, daß ich nicht übermütig werde und allzusehr frohlocke in dieser Anfechtung! Gott möge es jenen nicht behalten, das ist mein Gebet. Auch sie eifern für Gott, aber, das bezeuge ich, mit Unverstand, bis auch sie mit demselben Lichte, das wir haben, Jesus Christus erleuchten mag."

Am meisten kränkt Luthern immer wieder, daß Kurfürst Friedrich so mit in den Streit hineingezogen wird. Es kränkt ihn ebenso um des Kurfürsten, wie um seinetwillen; denn dem Kurfürsten möchte er keine Mißhelligkeiten verursachen, und er will ohne Menschenhilfe und Fürstenschutz den Kampf für die Wahrheit allein durchfechten. Nur vor schnöder Gewaltthat soll der Fürst ihn, wo möglich, sichern. In dem Sinne schreibt er am 2. September nach Augsburg:

„Du schreibst, mein lieber Spalatin, es wären einige, die unsern Durchlauchtigsten Fürsten bei Himmel und Erde anzuschwärzen suchen; Lieber, was für Ungeheuer sind das? Ich wünsche von Herzen, daß dies nicht um meinetwillen geschehe. Wie ich immer gesagt habe, so sage ich noch: ich will nicht, daß unser unschuldigster Fürst hierinnen das Geringste thue, meine Sätze zu verteidigen, sondern daß ich allen dargeboten und vorgeworfen werde, die wider mich handeln oder schreiben wollen. So, hoffe ich, wird er es halten, es sei denn, daß er ohne seine Ungelegenheit Gewalt wider mich verhindern könnte. Kann er das nicht, so soll alle Gefahr mein sein. Ich hoffe, daß ich das, was ich zu verteidigen vorgenommen, wohl verteidigen werde, zu Trotz,

wie ich mit Christi Hilfe rühmen darf, aller Thomisten Meinungen. (Thomisten d. i. Anhänger des heiligen Thomas von Aquinas, dessen Schüler sowohl Prierias war, als auch Kajetan.) Der Gewalt werde ich freilich weichen müssen, aber die Wahrheit soll dabei keinen Schaden leiden.

„Ich bitte Dich, sage es allen, wem Du kannst: Martinus sei es, der über diese Dinge disputiere; wenn jemand dagegen will einen Gang thun oder Besseres zu machen hofft, der wird mich bereit finden, zu belehren oder mich belehren zu lassen. Mit mir also sollen sie sich zu thun machen — was belästigen sie unnötigerweise den Fürsten und andere mit diesen Dingen?

Seine Freunde waren besorgter als er. Staupitz, der damals die Gastfreundschaft des Salzburger Erzbischofs genoß, schrieb am 14. September an Luther in sehr trüber Stimmung:

„Mir scheint, die Welt ist wild worden gegen die Wahrheit. Einst hat sie in solchem Haß Christum gekreuzigt, und ich sehe wohl, daß heute nichts andres auf Dich wartet als das Kreuz. Vor der Thür ist, wenn ich mich nicht täusche, der Urteilsspruch: niemand darf, ohne den Papst zu befragen, in der Schrift forschen — was doch Christus ausdrücklich befohlen hat! Du hast wenig Gönner — und wenn sie sich nur nicht verbergen wollten aus Furcht vor den Widersachern! Meine Meinung ist: Du sollst Wittenberg für jetzt verlassen und zu mir kommen, daß wir zusammen leben und sterben!“

Am 25. September war die Berufung nach Augsburg noch nicht in Wittenberg eingetroffen. An diesem Tage richtete die Universität zu Gunsten ihres Mitgliedes eine Bittschrift an den Papst. Luther selbst hatte darum gebeten, daß man in seiner Sache etwas thun möchte. Denn die sechs Wochen seit Empfang der Citation gingen ihrem Ende zu und der Termin, der ihm gestellt war, kam immer näher. So mochte vielleicht dies ihm zu einer gerechten Behandlung seiner Sache von seiten des päpstlichen Stuhles verhelfen, wenn die Universität öffentlich für ihn eintrat.

Die Bitte ging dahin: der Papst möge dem Bruder Martin Luther, Professor der heiligen Theologie, dem gläubigen und wohlangesehenen Gliede ihrer Universität, mit Rücksicht auf seine Gesundheit und die Gefahren der Reise es erlassen, in Rom zu erscheinen. Es wird ihm bezeugt: „Seine Ansichten sind bisher durchaus nicht mit dem

Makel einer verkehrten oder von dem Glauben der heiligen römischen Kirche abweichenden Lehre behaftet oder befleckt, sondern er hat nur — ohne etwas zu behaupten — nach Brauch und Recht des Disputierens etliche Sätze aufgestellt, vielleicht in freierer Form, als manche seiner Gegner vertragen konnten."

Unterschrieben wurde die Bittschrift von dem Rektor, den Magistern und Doktoren der Wittenberger Universität.

Gleichzeitig ging ein Schreiben der Universität an den sächsischen Landsmann in Rom, den päpstlichen Kammerherrn von Miltitz, worin sie noch viel wärmer für Luther eintraten und um dessen Verwendung baten.

Kaum waren diese Briefe nach Rom abgegangen, so traf vom Kurfürsten die Weisung ein, Luther solle vor dem Kardinallegaten erscheinen.

Das war nicht, was Luther gewollt hatte. Nicht nur, daß die Untersuchung in Deutschland vorgenommen würde, war sein Wunsch gewesen, sondern auch, daß deutsche Richter sie führten. Indessen schwankte er keinen Augenblick darüber, daß er gehorchen müsse.

Seine Freunde suchten ihn nach Kräften zurückzuhalten. Was war von dem wälschen Kardinal zu erwarten? Hatte der Papst ihn bereits ein „Kind der Bosheit" genannt, wo blieb da noch eine Aussicht auf gerechtes Gericht? Und wenn Augsburg auch nicht so weit war wie Rom, so war es doch entfernt genug, daß unterwegs Schwert oder Gift den Ketzer wohl beiseite schaffen konnte. Warum hatte auch der Kurfürst für Luther nicht sogleich kaiserliches Geleit ausgewirkt?

Unbeirrt durch solche Warnungen und Besorgnisse, machte sich Luther gegen Ende September 1518 auf gen Augsburg zum Kardinallegaten.

Zu Fuße trat Luther seinen Weg, an wie damals nach Heidelberg, und derselbe Wittenberger Bruder, der damals in Heidelberg seine Disputationssätze verteidigt hatte, Leonhard Beyer, geleitete ihn.

Aber das war keine sonnige Frühlingsfahrt, wie jene Reise zum Augustinerkapitel! Rauh und herbstlich wehte die Luft, und schwere Wolken drohten vom Himmel.

Die beiden Mönche zogen ihre Straße über Weimar, wohin Kurfürst Friedrich nach seinem Abschiede von Augsburg sein Hoflager ver-

legt hatte. Auch seinen Freund Spalatin traf Luther hier an. Da gab es viel zu besprechen.

Luther kam gerade zurecht, um vor dem Hofe in der Schloßkirche zu Weimar die Michaelispredigt zu halten. Der Text des Feiertages (Matth. 18, 1—11) gab ihm Anlaß den Selbstgerechten und Scheinheiligen ins Gewissen zu reden. Seine damalige Lage berührte er in der Predigt nicht. Etliche waren unzufrieden mit ihm, daß er gar nicht von den Engeln geredet, da doch Michaelistag als das Fest der Engel galt. Aber er wußte wohl warum: ihm lag nichts am Herzen, als Christum den Gekreuzigten zu predigen.

Der Kurfürst selber hat Luthern nicht empfangen, sondern ihm durch Spalatin für seine Begegnung mit Kajetan Verhaltungsmaßregeln mit auf den Weg gegeben. Dazu ließ er ihm Empfehlungsbriefe ausstellen an angesehene Augsburger Bürger und andere Männer von Einfluß, die er dort treffen mußte. Und auch das Nötigste vergaß er nicht, einen Reisepfennig: zwanzig Gulden erhielt Luther aus der kurfürstlichen Kasse.

Dagegen fand er auch hier in Weimar keinen kaiserlichen Geleitsbrief. Kurfürst Friedrich hielt dergleichen nicht für nötig; er vertraute auf das Versprechen, das ihm der Kardinallegat gegeben, und auf den hochherzigen Sinn Kaiser Maximilians, der auch ohne förmliche Zusicherung seines Schutzes frevle Gewaltthat nicht dulden würde.

An freundschaftlichen Warnungen fehlte es auch in Weimar nicht.

Luther hatte bei den Franziskanern seine Einkehr genommen, da es ein Augustinerkloster in Weimar nicht gab. Da wollte ihm einer der Mönche, der Klosterverwalter, bange machen.

„Lieber Herr Doktor," sagte er zu Luther, „die Wälschen sind bei Gott gelehrte Leute! Ich habe Sorge, ihr werdet euere Sache vor ihnen nicht erhalten (verteidigen) können. Sie werden euch darob verbrennen."

„Mit Nesseln ginge es eher," antwortete ihm Luther, „aber mit Feuer wäre es zu heiß. Lieber Freund, bittet unsern lieben Herrgott im Himmel mit einem Vaterunser für mich und für sein liebes Kind Christum, dessen meine Sache ist, daß er dem wolle gnädig sein. Erhält er nur dem die Sache, so ist sie mir schon erhalten; will er's aber dem nicht erhalten, so werd' ich's ihm auch nicht erhalten können, so muß er die Schande tragen."

So ging denn in Gottes Namen die Wanderung weiter.

Durch Nürnberg kam er am 5. Oktober. Den Nürnberger Freunden mochte seine alte abgetragene Mönchskutte doch gar zu schlecht und ärmlich vorkommen; so borgte ihm denn Wenzeslaus Link, der Prior des Nürnberger Augustinerklosters, eine neue. Link ging auch mit nach Augsburg.

Natürlich ließen sich in Nürnberg wieder mitleidige und ängstliche Freunde vernehmen. Luther antwortete: „Auch in Augsburg, auch inmitten seiner Feinde herrscht Jesus Christus; Christus lebe, Martinus sterbe!"

Die Aussicht wurde ihm immer gewisser: „Nu muß ich sterben." Und ob er auch für seinen Herrn Christum gerne brennen wollte, machte es ihm doch zu schaffen, daß der Tod eines Ketzers Schimpf und Schmach brachte über seine Familie — da seufzte er: „Ach wie eine Schande werde ich meinen lieben Eltern sein!"

Sein Körper konnte die Anstrengungen des Marsches und die Spannung der Seele auf die Länge nicht ertragen. Heftige Magenschmerzen überfielen ihn. So mußte drei Meilen vor Augsburg noch ein Wagen genommen werden. Da sei ihm vollends recht heiß geworden, erzählt er später; ein Teufel habe ihn mit vielen argen Gedanken gequält.

So zog er, matt und krank, am 7. Oktober in Augsburg ein.

Auch in Augsburg befand sich kein Augustinerkloster. Aber besser konnte Luther bei seinen Ordensbrüdern nicht aufgehoben sein als bei den Karmelitermönchen, bei denen er Herberge nahm. Der Prior des Klosters, Johann Frosch, hatte in Wittenberg studiert; er that ihm zu Liebe, was er konnte. Unter seiner Pflege genas Luther rasch von den Leibesbeschwerden, die ihn unterwegs befallen hatten.

So nahmen sich auch die Augsburger Herren, an die er vom Kurfürsten empfohlen war, seiner aufs freundlichste an; am eifrigsten der Doktor Konrad Peutinger, ein hochangesehener Mann, zugleich städtischer und kaiserlicher Rat; aber auch die andern ließen es an sich nicht fehlen: der Domherr Christoph Langemantel und der Rechtsgelehrte Doktor Johann Auer.

Die kursächsischen Räte, welche in Augsburg zurückgeblieben waren,

hatten natürlich besondere Weisung, Luthern mit Rat und That zur Seite zu stehen.

Den Staupitz traf Luther noch nicht in Augsburg; dafür aber fand er daselbst einen Brief von ihm vor, worin derselbe ihm schrieb, er werde unverzüglich nach Augsburg kommen, sowie er von Luthers Ankunft sichere Nachricht habe. Daraufhin übernahm es Luthers Reisegefährte, Bruder Leonhard, dem Staupitz selber das Eintreffen Luthers zu melden und ihn herbeizuholen. Denn an seinem Beistande war Luthern begreiflicherweise besonders viel gelegen.

Was Luther in Augsburg sah, war wenig geeignet, ihm guten Mut zu machen.

Die ganze Stadt war in Aufregung über sein Erscheinen. „Mein Name ist in jedermanns Mund," schreibt er nach Wittenberg, „und alle begehren sie den neuen Herostratus zu sehen, der ein solch großes Feuer angezündet hat." Damit spielt er auf den Herostratus an, der in alten Zeiten sich dadurch einen Namen gemacht hat, daß er den berühmten Tempel der Diana zu Ephesus in Brand steckte.

Der Reichstag war so gut wie aufgelöst. Wie Friedrich von Sachsen, so hatten die meisten Fürsten den Abschluß der Verhandlungen ihren Räten überlassen. Den Kaiser selbst fesselten zwar die Geschäfte noch an Augsburg, aber einstweilen war er für etliche Tage in die Berge gegangen zur Jagd.

Der päpstliche Legat dagegen, Kardinal Kajetan, war auf seinem Posten. Er war bereit, Luthern jederzeit zu empfangen. Aber es gingen einige Tage hin, bis die erste Unterredung stattfand.

Zwar ließ sich Luther gleich am Tage seiner Ankunft bei dem Kardinal melden. Auch war er willens, auf dessen alsbaldige Einladung ohne weiteres zu ihm zu gehen.

Aber alle seine deutschen Ratgeber und Freunde waren darin einig, daß er dem Italiener nicht trauen und ohne den kaiserlichen Geleitsbrief in der Tasche nicht vor ihn treten dürfe. Solch ein Geleitsbrief mußte also erst beschaffen werden. Die kaiserlichen Räte machten allerhand Schwierigkeiten, das Gesuch mußte daher an den Kaiser selber gehen, den man vergebens an jedem Tage zurückerwartete.

Kajetan war sehr aufgebracht darüber, daß man seiner Freundlichkeit und seinen ausdrücklichen Zusagen so wenig traute. Er ließ durch seinen Vertrauten, den Italiener Urbanus von Serralonga, Luthern bearbeiten, daß er ohne die Sicherheit des kaiserlichen Geleites zu ihm

käme. Dieser Unterhändler war als Gesandter von Montferrat auch mit dem kurfürstlich sächsischen Hofe in Verbindung getreten, und so hatte Kurfürst Friedrich Luthern auch an ihn gewiesen. Aber Luther merkte bald, daß er von den Ratschlägen dieses Wälschen keinen Gebrauch machen könne.

„Der Kardinal lässet Euch alle Gnaden entbieten," sagte Urbanus, „warum fürchtet Ihr Euch? Er ist ein gar sanftmütiger Vater."

Aber ein besserer Freund flüsterte ihm ins Ohr: „Trau ihm nicht! er hält keinen Glauben."

Am dritten Tage kam Urbanus wieder. „Warum kommt Ihr nicht zum Kardinal? Es ist ja nur um sechs Buchstaben zu thun: Revoca d. i. Widerrufe!" Dabei wies er ihn auf einen früheren Fall hin, wo auch einer auf seinen Widerruf hin den Ketzernamen losgeworden wäre, obwohl er vorher Ketzereien gelehrt habe.

Luther entgegnete, ehe er widerrufen könne, müsse er sich verteidigen und eines Besseren belehrt werden.

„Ei, ei," spottete Urbanus, „wollt Ihr ein Ringelstechen anstellen?" Als ob es sich für Luther dabei nur um ein Spiel gehandelt hätte, nicht um Wahrheit und Gewissen.

Und der Italiener verstieg sich so weit, daß er behauptete: Unwahrheiten dem Volke zu predigen (wie die Ablaßhändler thaten), sei wohl erlaubt, wenn nur gut Geld dabei einkäme. Zuletzt fragte er: „Meinet Ihr etwa, Kurfürst Friedrich würde Euretwegen sein Land in einen Krieg stürzen?"

„Das möchte ich gar nicht," antwortete Luther.

„Wo wollt Ihr dann bleiben?"

„Unter dem Himmel."

In diesen deutschen Ketzer konnte sich der Wälsche nicht finden. So fragte er noch:

„Was würdet denn Ihr thun, wenn Ihr den Papst und die Kardinäle in Eurer Gewalt hättet?"

„Ich würde ihnen alle Ehrfurcht und alles Gute erzeigen."

Da lachte Urbanus, ging weg und kam nicht wieder.

Luther schrieb an Spalatin, die Albernheit dieses Vermittlers habe ihm nicht wenig seine gute Zuversicht gestärkt.

Indessen verhandelten die kaiserlichen Räte mit Kajetan, da sie ohne seine Zustimmung den Geleitsbrief nicht ausstellen wollten. Gereizt antwortete Kajetan: „Thut, was euch beliebt, doch laßt meinen

Namen davon!" Er beschwerte sich nachträglich beim Kurfürsten, daß Luther ihm nicht so vertraut hätte wie der Kurfürst, sei er doch zu ihm geschickt worden „als zu einem Vater".

Nun gleichviel, was Kajetan dazu sagte — am 11. Oktober hatte Luther den kaiserlichen Geleitsbrief in den Händen. So ließ er für den 12. bei dem Kardinal sein Erscheinen anmelden.

Staupitz war noch immer nicht eingetroffen.





Zehntes Kapitel

Luther und Kajetan.

Am 12. Oktober 1518, einem Dienstag, standen sie sich zum ersten Male Auge in Auge gegenüber, der wälsche Kardinal und der deutsche Professor, der Mann mit der päpstlichen Vollmacht, den Ketzer zur Vernunft zu bringen, und der Mann mit der göttlichen Vollmacht, die Kirche zu reformieren.

Kajetan war einer der gelehrtesten und eifrigsten Theologen, welche die römische Kirche damals besaß. Ihn band nicht nur der persönliche Vorteil an das Papsttum, sondern das war seine herzliche Überzeugung, daß die unumschränkte Herrschaft des Papstes über die Kirche der größte Segen für die Christenheit sei. Nicht aus Verzweiflung, nicht gezwungen und gedrungen, sondern aus Neigung war er als sechszehnjähriger Jüngling in den Dominikanerorden eingetreten. Die Scholastiker, die Luther so sehr haßte, liebte und studierte er mit emsigem Fleiß, zumal den heiligen Thomas von Aquinas ließ er seinen Meister sein. Von ihm lernte er auch jene Ansicht von der unumschränkten Obergewalt des Papstes über die Kirche. Seine Gelehrsamkeit und sein tadelloser Wandel verhalfen ihm zu hohem Ansehen bei seinen Ordensbrüdern; als er 38 Jahre alt war, wählten sie ihn zu ihrem General.

Besonders verdient machte sich Kajetan bei dem Laterankonzil um das Papsttum. Schroff und entschieden hatte er da die Unfehlbarkeit des Papstes verteidigt und die völlige Unterwerfung der Kirche unter seinen Willen gefordert (Seite 154). Leo X. belohnte ihn damit, daß

er ihn am 25. Juni 1517 bei der großen Kardinalsernennung unter den Neununddreißig auch mit dem Kardinalshut bedachte.

Einen ergebeneren Vertreter seiner Interessen konnte Leo nicht nach Deutschland schicken.

Erreicht hatte er freilich vom Reichstage nicht viel. Um so mehr hatte er sich angelegen sein lassen, durch sein glänzendes Auftreten den deutschen Fürsten und Ständen einen Begriff beizubringen von der Herrlichkeit des Papsttums, das er vertrat. Solche Ansprüche machte kaum der Kaiser. Sein Zimmer mußte mit rotem Atlas ausgeschlagen, sein Schimmel, ein edles Tier, mit rotem Sammt gezäumt sein. Zu prangen und zu prunken war ihm, wie seinem Herrn Leo X., ein Hauptvergnügen.

Daneben aber fand er immer Zeit zu gelehrten Arbeiten. Eben in der Zeit, wo er mit Luthern zu verhandeln hatte, ließ er mehrere kleinere Schriften erscheinen. So schien er der Mann, die Streitfragen, die Luther aufgeworfen hatte, wissenschaftlich mit ihm zu besprechen. Aber wenn Luther das etwa hoffte, so sollte er gründlich enttäuscht werden. Denn Kajetan beabsichtigte bei der Unterredung von vornherein nichts anderes zu thun, als das „Brüderchen", wie er Luthern geringschätzig nannte, väterlich zu ermahnen und einfachen Widerruf von ihm zu fordern.

Offenbar dachte er sich die Sache viel zu leicht.

Luther hatte sich vor seinem Gange zu dem Kardinallegaten genau von den Kundigen darüber unterrichten lassen, wie er sich bei der Begrüßung des hohen Herrn zu verhalten habe. Denn bisher war er sich mit solch einem großen Kirchenmanne noch nicht begegnet. Da mußte er sich denn beim Eintritte vor Kajetan mit dem Angesicht auf die Erde werfen, durfte sich, als der ihn aufstehen hieß, nur bis auf die Knie erheben, endlich auf einen zweiten Wink stand er völlig auf.

Da stand denn vor ihm in glänzendem Purpurgewande der Vertreter des Papstes, umgeben von einer Schar von Italienern, die neugierig waren, die Demütigung des vielberufenen deutschen Mönches mit anzusehen. Unter ihnen war auch Luthers zweifelhafter Freund Urbanus von Serralonga.

Auch Luther kam nicht allein. Sein Gastfreund, der Karmeliterprior, mit noch zwei anderen Karmelitermönchen, und sein Reisegenosse von Nürnberg her, der Augustinerprior Link, hatten ihm das Geleite gegeben.

Ehrfürchtig bat Luther den Kardinal um Verzeihung, wenn er etwas unbedachtsam geredet oder gethan habe; er sei gern bereit, sich eines Besseren belehren zu lassen.

Das nahm Kajetan väterlich und gütig auf und lobte Luthers demütige Gesinnung. So wollte er denn schnell die Sache beilegen und eröffnete ihm sogleich die drei Forderungen, die er im Namen des Papstes ihm zu stellen habe:

Erstens, er solle in sich gehen und seine Irrtümer widerrufen;

Zweitens, er solle geloben, sich ihrer künftig zu enthalten;

Drittens, er solle sich auch aller anderen Dinge enthalten, welche den Frieden der Kirche stören könnten.

Aber so schnell war Luther nicht zu zwingen. Erstaunt über solche dreifache Zumutung bat er den Kardinal, er möge ihm doch aufzeigen, worin er geirrt habe.

Kajetan ließ sich herbei, ihn zu belehren. Er wies ihn hin auf einen Satz in seinen „Resolutionen". Da hatte Luther gesagt: der Christ, der zum Sakramente gehe, müsse glauben; wenn er nicht glaube, nütze ihm das Sakrament nichts, wenn er aber glaube, d. h. mit herzlichem Vertrauen das Sakrament empfange, sei ihm die Gnade Gottes gewiß. Kajetan erklärte dagegen dies für die rechte Kirchenlehre, daß niemand beim Empfange des Sakramentes der Gnade Gottes sicher und gewiß sein könne, denn niemand könne wissen, ob er zum Empfange des Sakraments würdig sei.

Damit traf Kajetan Luthern ins Herz. Denn damit nahm er ihm die ganze Sicherheit seines Gnadenstandes, die er sich in heißem Beten und Ringen erkämpft hatte. Seine Lehre vom Glauben, der allein uns des Heils versichert, ließ sich Luther ganz und gar nicht anfechten. Und so erklärte er mit aller Entschiedenheit: diese seine Meinung werde er ganz gewiß nicht widerrufen, denn so lehre die heilige Schrift. Er wolle nicht das verleugnen, was ihn zu einem Christen mache.

Die Italiener kicherten und lachten, wenn er so etwas sagte.

Kajetan erwiderte: „Magst du wollen oder nicht, heute noch wirst du widerrufen müssen, sonst werde ich schon um dieses einen Punktes willen deine ganze Lehre verdammen."

Aber noch einen zweiten Irrtum hielt Kajetan Luthern vor. In seiner 58. These hatte Luther gesagt, die Schätze der Kirche, davon der Papst den Ablaß erteilt, seien nicht die Verdienste Jesu Christi. Gerade

das Gegenteil hatte Papst Klemens VI. (1342—1352) in einem Erlaß behauptet. Hier mußte es sich nun zeigen, ob Luther ein gehorsames Kind der Kirche — das heißt nach Kajetans Ansicht: des Papstes — war oder nicht.

Wieder dasselbe Kunststück, das auch Tetzel und Prierias schon gegen Luther gebraucht hatten: sie spielten den Streit auf die Frage hinüber, ob Luther das Recht und die Macht des Papstes anerkenne, durch sein Wort jederzeit zu entscheiden, was in der Kirche gelehrt und geglaubt werden müsse. Und da war nun noch dazu Kajetan bei seinem Lieblingsgegenstande angelangt, bei der päpstlichen Unfehlbarkeit.

Luther kannte jene Bulle Klemens des VI. wohl. Er nannte sie unklar und zweideutig, warf ihr auch vor, sie mißbrauche und verdrehe die heilige Schrift.

Das war dem Kardinal doch zu arg. Er verwies seinem Widerpart so unehrerbietiges Reden wider eine päpstliche Bulle und belehrte ihn, daß der Papst Macht habe über alles, über Schrift, Konzil und Kirche.

Luther war erstaunt, solches aus dem Munde eines päpstlichen Gesandten zu hören. Noch hatte er nicht für möglich gehalten, daß solche Lehre vom römischen Hofe ernstlich vertreten würde.

Er widersprach. Kajetan antwortete gereizt und heftig. Sie waren allmählich in eine richtige Disputation hineingeraten, obwohl sich der Kardinal durchaus nicht dazu hatte herbeilassen wollen. Aber er war zu sehr Theologe, als daß er nicht auf Luthers Einwendungen hätte Bescheid geben sollen. Freilich hantierten die beiden Gegner mit gar verschiedenen Waffen. „Nicht eine Silbe hat er gegen mich vorgebracht aus der Schrift“, so bezeugt ihm Luther, „während ich dagegen viele Schriftstellen für mich anführte. Wohl berief er sich auch auf Konzilsbeschlüsse, die ich gelten ließ und die nicht gegen mich sprachen; jedoch immer wieder verfiel er bei seinen Reden auf die Meinungen der Scholastiker.“

Luther merkte endlich, daß bei diesem Zwiegespräch nichts herauskommen könne. So erbat er sich Bedenkzeit bis zum nächsten Tage. Der Legat bewilligte sie ihm und entließ ihn.

Auf eine Verständigung mit Kajetan konnte Luther sich nach den Erfahrungen dieser ersten Unterredung keine Rechnung machen. Um so

mehr mußte er darauf bedacht sein, daß seine Ansicht klar und unverdreht zur Geltung komme. Darin waren auch die Freunde mit ihm eins, auch Staupitz, der noch am selben Dienstag in Augsburg eintraf.

So ging denn Luther am Mittwoch, den 13. Oktober, bei der zweiten Audienz, die ihm der Kardinal gewährte, ganz anders vor. Es geleiteten ihn diesmal Dr. Peutinger, Staupitz, sächsische und kaiserliche Räte.

Das Erste war, daß er eine feierliche Verwahrung vorlas, an der wohl die Rechtsgelehrten unter seinen Beratern geholfen hatten und die er durch einen Notar förmlich aufnehmen ließ. Darin erklärte er, daß er niemals etwas wider die heilige, römische Kirche sagen wolle noch werde, daß er bereit sei, wenn er geirrt habe, Belehrung und Leitung anzunehmen, daß er auch schriftlich von seinen Aussagen Rechenschaft ablegen und darüber das Urteil der Universitäten von Basel, Freiburg und Löwen hören wolle, wenn das nicht genüge, auch der Pariser.

Kajetan spielte wieder den Liebenswürdigen. Er lächelte über die Einbildung des Mönches, daß man mit ihm so viel Umstände machen werde. Er redete ihm gütig zu, vernünftig zu sein und die Wahrheit anzuerkennen, d. h. zu widerrufen. Dafür wolle er auch Luthern mit dem Papste und mit der Kirche wieder aussöhnen.

Als ob Luther bisher schon mit der Kirche zerfallen und ein offener Ketzer gewesen wäre!

Luther bat den Legaten, er möge ihm gestatten, schriftlich zu antworten; es sei am Tage zuvor genug mit Worten gefochten worden.

Diese Äußerung nahm Kajetan sehr übel. Mit spöttischem Lächeln sagte er:

„Mein Sohn, ich habe nicht mit dir gefochten, will auch gar nicht mit dir fechten, sondern dich ermahnen und in Rücksicht auf den erlauchtesten Fürsten Friedrich dich väterlich und gütig anhören."

Luther schwieg darauf. Da erhob sich Staupitz und legte ein Wort für ihn ein: der Kardinal möge ihm gestatten, sich in einer schriftlichen Eingabe zu verantworten. Nur mit Widerwillen gewährte endlich Kajetan diese Bitte.

Da saß denn nun Luther im Karmeliterkloster und arbeitete eine gründliche und umfassende Schrift aus, worin er insbesondere über die zwei Punkte, an denen ihm Kajetan bei dem ersten Gespräch hatte Irr=

tümer nachweisen wollen, Rede stand. Dabei suchte er die fragliche Bulle des Papstes Klemens nach Kräften so zu deuten, daß sie mit der heiligen Schrift übereinstimmte. So sehr verlangte ihn darnach, den Bruch mit Rom zu vermeiden. Er fleht, man solle ihm doch einen Ausweg zeigen: er wolle ja gerne widerrufen, wenn es nur nicht gegen die Schrift sei und gegen sein Gewissen. Dies die Schlußworte der Eingabe:

„Diese und viele andere Beweisstellen, die so klar und so reichlich vorhanden sind, zwingen mich, nehmen mich gefangen, führen mich zu der Ansicht, die ich ausgesprochen habe.

„Darum, hochwürdigster Vater in Christo, bitte ich demütig, Eure Väterlichkeit wolle milde mit mir handeln, mit meinem Gewissen Mitleid haben, mir ein Licht aufzeigen, in dessen Klarheit ich diese Dinge anders verstehen lerne, und mich nicht nötigen, das zu widerrufen, wovon mein Gewissen mir bezeugt, daß ich ihm notgedrungen zustimmen muß. Und so lange jene Beweisstellen feststehen, kann ich nichts anderes thun; denn man muß Gott mehr gehorchen, als den Menschen.

„Auch wolle Eure ehrwürdige Väterlichkeit bei unserem heiligsten Herrn Leo X. für mich Fürsprache thun, daß er nicht mit so großer Strenge und Ungnade wider mich vorgehe und meine Seele in die Finsternis hinausstoße, die nur das Licht der Wahrheit sucht und ganz bereit ist, alles zurückzunehmen, umzustoßen und zu widerrufen, wenn sie zu besserer Einsicht bekehrt wird. Ich bin ja nicht so anmaßend und nach eitler Ehre begierig, daß ich mich schämen sollte, verkehrte Behauptungen zu widerrufen; vielmehr wird es meine größte Freude sein, wenn die Wahrheit siegt. Nur daß man mich nicht zwinge, etwas wider mein Gewissen zu thun. Denn ich glaube ohne allen Zweifel, daß meine Lehre die Lehre der heiligen Schrift sei.“ —

Donnerstag, den 14. Oktober, that Luther zum dritten Mal den saueren Gang zum Kardinal. Diesmal begleiteten ihn nur zwei kurfürstliche Räte.

Als Luther seine Erklärung überreichte, mochte er wohl fühlen, welch eine Kluft zwischen ihm und den Päpstlichen bestand. Wie gering war die Aussicht, daß dort drüben das, was er mit seinem Herzblute geschrieben hatte, irgendwelches Verständnis finden könnte!

Der Kardinal behandelte das Schriftstück sehr verächtlich. Er nannte es eine thörichte Antwort. Luther habe das Papier mit vielen

Bibelstellen vollgeschrieben, die nicht hergehörten. Übrigens versprach er, die Schrift nach Rom zu schicken. Darauf forderte er aufs neue von Luther den Widerruf; dies sei einmal der Wille des Papstes. Dazu hielt er ihm eine lange Rede voll von scholastischer Weisheit. Die väterliche Milde von früher war einem heftigen und herrischen Tone gewichen. Wohl zehnmal versuchte Luther zu widersprechen — Kajetan donnerte ihn nieder.

Endlich wurde auch Luther warm. Er hub an zu schreien und vergaß sich im Eifer so weit, daß er den hohen Kirchenmann einfach mit „Ihr" anredete. Da rief ihm Kajetan zu:

„Bruder, Bruder, gestern warst du recht gut, heute bist du ganz verkehrt!"

Wieder stritten sie über jene päpstliche Bulle. Dabei brachte Luther den Kardinal durch eine scharfsinnige Auslegung einmal in Verlegenheit. Kajetan wollte gewandt ausweichen und sprang auf einen anderen Punkt über. Aber so leicht ließ ihn Luther nicht los; er fuhr zu:

„Eure Hochwürden glaube nur nicht, daß die Deutschen keine Grammatik verstehen!"

Kajetan legte sich endlich aufs Drohen. Wenn Luther nicht sofort widerrufe oder sich dem römischen Ketzergericht stelle, werde er über ihn und alle, die es mit ihm hielten, den Bannfluch verhängen; dazu habe er vom Papste die Vollmacht.

Das die Antwort auf Luthers wiederholte dringende Bitte, an seinem guten Willen nicht zu zweifeln, daß er sich gerne wolle belehren und bekehren lassen!

Und müde des vergeblich aufgewendeten Eifers erhob sich der Legat. Luther wandte sich zum Gehen. Da rief ihm Kardinal Kajetan noch nach:

„Geh' und komm' mir nicht wieder vor die Augen, außer wenn du widerrufen willst!"

Bald nachher mochte den Legaten seine Heftigkeit gereuen. Sollte dieser Mönch nicht mürbe zu machen sein? Wie, wenn er ihn durch Staupitz bearbeitete?

Nach dem Mittagessen ließ er Staupitz und Link zu sich kommen.

Er war die Freundlichkeit selber, versicherte auch, daß er dem Luther wohlgeneigt sei. Mehrere Stunden verhandelten sie miteinander.

Staupitz wich den Zumutungen aus, die ihm gemacht wurden. er habe Luthern immer zugeredet, sich der Kirche demütig zu unterwerfen, und rede ihm heute noch zu, aber er sei ihm (dem Luther) an Kenntnis der heiligen Schriften und an Geist nicht gewachsen; Kajetan sei der Stellvertreter des Papstes, wichtiger und einflußreicher als er (Staupitz) und die andern alle, Kajetan solle nur selber Luthern überreden.

Aber Kajetan hatte alle Lust verloren, sich noch einmal mit Luther einzulassen. Er vergaß seine schönen Freundschaftsversicherungen, die er eben vorher hatte verlauten lassen und sagte:

„Ich mag nicht weiter mit diesem Tier reden, denn er hat tiefe Augen und wunderliche Gedanken in seinem Kopfe."

Nun Staupitz und Link sahen sich wirklich durch diese Besprechung veranlaßt, noch einmal in Luther zu dringen, daß er, so weit es ihm irgend möglich sei, nachgebe. Aber da er auch gegen sie seine Schriftstellen ins Feld führte, mußten sie von ihrem Vermittelungsversuche schnell abstehen. Denn das konnten und wollten sie ihm nicht zumuten, etwas gegen sein Gewissen zu thun.

Am Abende des ereignisvollen Tages, des 14. Oktobers, schrieb Luther an Spalatin: auf den Kardinal habe er keine Hoffnung und kein Vertrauen mehr; widerrufen werde er auch nicht eine Silbe.

Und nach Wittenberg an Karlstadt schrieb er an demselben Tage:

„Diese drei Tag' über ist meine Sache in einem sehr harten Stand gestanden, also daß ich gar keine Hoffnung hatte, wiederum zu Euch zu kommen und mich nichts Gewisseres, denn des Bannes versah. Denn der Legat wollt' in alle Wege nichts anderes von mir hören, denn dies Wort: „Ich widersprich, ich widerrufe und bekenne, daß ich geirret hab'." Welchs ich nicht habe wollen thun."

Und nachdem er etliches aus seinen Verhandlungen mit Kajetan erzählt, sonderlich von den zwei Irrtümern geredet, die ihm derselbe hatte aufweisen wollen, fährt er fort:

„Auch ist meine Meinung, so der Legat sich unterwindet, mit mir mit Gewalt zu verfahren, meine Antwort über benannte zween Artikel ausgehen zu lassen, damit die ganze Welt seine Ungeschicklichkeit in dieser Sache vermerken möge. Er ist vielleicht ein namhaftiger Thomist (Scholastiker), aber ein undeutlicher, verborgener, unverständiger Theo-

logus oder Christ und derhalben diese Sache zu richten, erkennen und urteilen eben so geschickt, als ein Esel zu der Harfen.

„Derwegen auch meine Sache in solcher Fährlichkeit steht, daß sie solche Richter hat, welche nicht allein Feinde und ergrimmt sind, sondern auch unvermöglich, die Sache zu erkennen und zu verstehen. Aber wie dem allen sei, so regiert und lebt Gott der Herr, welchem ich mich und alles das Meine befehle und zweifle nicht, mir werde durch etlicher gottesfürchtigen Leute Gebet Hilfe widerfahren; wie ich mich schier lasse dünken, als geschehe Gebet für mich.

„Aber ich komme entweder wiederum zu Euch unverletzt, oder aber ich wende mich an einen andern Ort verbannt; so gehabt Euch wohl. Haltet fest und erhöhet Christum getrost und unverzagt.

„Ich habe aller Menschen Gunst und Beifall, allein ausgenommen vielleicht den Haufen, der es mit dem Kardinal hält: wiewohl der Kardinal mich auch stets sein lieben Sohn nennt und meinem Vikario zusagt, daß ich keinen besseren Freund habe, denn ihn. Das weiß ich, daß ich der allerangenehmste und liebste wäre, wenn ich dies einig Wort spräche: revoco, das ist: ich widerrufe. Aber ich will nicht zu einem Ketzer werden mit dem Widerspruch der Meinung, durch welche ich bin zu einem Christen worden; eher will ich sterben, verbrannt, vertrieben und vermaledeiet werden.

„Gehab Dich wohl, mein liebster Herr, und zeige diese meine Schrift unsern Theologis, dem Amsdorf, dem Philippo und den andern, damit Ihr für mich, ja auch für Euch bittet. Denn allhie wird gehandelt Eure Sache, nämlich des Glaubens an den Herrn Jesum Christum und an die Gnade Gottes."





Elftes Kapitel.

Die Flucht von Augsburg.

Böse Gerüchte durchliefen die Stadt und erhielten Luthers Freunde in Aufregung. Es hieß, der Augustinergeneral in Rom habe Befehl gegeben, den verirrten Bruder festzunehmen und, wenn er nicht widerrufe, gefesselt nach Rom zu bringen.

Und hatte nicht auch Kajetan bei seiner dritten und letzten Unterredung mit Luther drohende Worte fallen lassen, daß er Vollmacht habe, im Namen des Papstes Luther zu bannen? Was aber war für eine Gewähr vorhanden, daß den gebannten Ketzer der kaiserliche Geleitsbrief gegen etwaige Gewaltschritte des Kardinals schützen würde? Hatte nicht auch Hus zu Konstanz die kaiserliche Zusage gehabt und war doch verbrannt worden?

Wohl hatte Kajetan den Wenzeslaus Link darüber beruhigt und ihm versichert, er wolle Luthern nicht so bald in den Bann thun, sondern erst weitere Befehle aus Rom abwarten, wohin er schon durch einen expressen Boten über seine Verhandlungen mit dem Ketzer Bericht erstattet hatte.

Jedoch die Deutschen konnten nun einmal ein tiefes Mißtrauen gegen den Italiener und seine freundlichen Worte nicht loswerden. „Wir glauben den Wälschen nicht weiter, denn wir sehen,“ schrieb Luther. Und Luther war im Anfang noch immer der Vertrauensselige unter den Freunden gewesen; je länger je mehr war auch er von dem Mißtrauen der andern angesteckt worden.

Um für alle Fälle sich und Luthern freier zu stellen, entschloß sich Staupitz zu einem seltsamen Schritt. Kraft seines Amtes als General-

vikar entband er Luthern von seinem Ordensgehorsam. Er that es mit den Worten: „Ich spreche dich los von deinem Gehorsam und befehle dich Gott dem Herrn."

Die römische Kirche ist immer stark darin gewesen, daß sie den Menschen eine Menge von Regeln, Gesetzen und Gelübden auferlegte, aber aus mancherlei Gründen, auch um Geld und gute Worte, von den auferlegten Verpflichtungen wieder „dispensierte", d. h. frei und ledig erklärte. So war das Gelübde des Gehorsams gegen die Ordensvorgesetzten ein Hauptstück von den Verpflichtungen, die ein jeder übernahm, wenn er Mönch wurde. Aber auch dieses Gelübde konnte und durfte, wie wir sehen, der Oberste im Orden aufheben. Nun war Luther nicht mehr gebunden, den Geboten seiner Vorgesetzten ohne Widerrede Folge zu leisten, aber auch Staupitz war nun nicht mehr verpflichtet, gegen seinen Freund einzuschreiten, wenn etwa der General in Rom oder der Papst selbst solches von ihm forderte. Luther stand nun den Mächtigen zu Rom gegenüber nicht mehr wie ein Mönch, sondern wie ein jedes Glied der katholischen Kirche.

Aber schon kam die Kunde, man wolle auch dem Staupitz zu Leibe. Staupitz meldete darüber dem Kurfürsten Friedrich: „Doktor Peutinger läßt sich hören, es sei auch wider mich, daß man uns in den Kerker werfen solle, und Gewalt mit uns üben. Gott sei der Beschirmer!"

Staupitz hielt es endlich für das Geratenste, von Augsburg hinwegzueilen. Er ging, ohne sich von dem Kardinallegaten zu verabschieden. Kajetan nahm ihm das sehr übel; aber Staupitz zog seinem Wohlgefallen die Sicherheit vor. Er begab sich nach Nürnberg, wo er einer herzlichen Aufnahme sicher war; mit ihm zugleich kehrte der Nürnberger Augustinerprior Link heim. Das war am Sonnabend, den 16. Oktober.

Luther blieb noch in Augsburg, ob es auch immer unheimlicher wurde. Gar sehr stärkte ihn ein Wort von Staupitz: „Gedenke, mein Bruder, daß du diese Sache im Namen unseres Herrn Jesu Christi angefangen hast." Das war ihm wie eine Stimme vom Himmel.

An demselben Tage, wo Staupitz und Link sich entfernten, wahrscheinlich noch in ihrem Beisein, nahm Luther im Karmeliterkloster eine ernste und wichtige Handlung vor. Mit aller Förmlichkeit legte er vor einem kaiserlichen Notar und zwei bestellten Zeugen Berufung ein von dem übel berichteten Papste an den besser zu berichtenden.

Diese Appellation hatte Luther mit Hilfe des Rechtsgelehrten Doktor Auer ausgearbeitet. Er ging dabei noch immer von der Voraussetzung aus, daß der Papst, wenn er wahrheitsgemäß über seine Lehren und sein ganzes bisheriges Verhalten berichtet würde, ihn durchaus für ein rechtgläubiges und treues Glied der Kirche erkennen würde. Daß man in Rom angefangen hatte, ihn wie einen Ketzer anzusehen und zu behandeln, gab er seinen Feinden schuld, welche den Papst über ihn übel berichtet hätten. Diese Feinde waren in seinen Augen die Ablaßhändler, denen er das Geschäft verdorben hatte, und die Anhänger der alten, scholastischen Theologie. Das Hauptlager seiner Feinde war der Dominikanerorden, welchem Tetzel, Prierias und nun auch Kajetan angehörten. Noch immer hatte Luther so viel Zutrauen zu dem Papste Leo, daß er glaubte, wenn nur nicht immer jene Leute ihm in den Ohren lägen, sondern er selbst einmal zu Worte käme, müßte noch alles gut werden.

So erzählt denn Luther den ganzen zeitherigen Hergang seines Handels, entschuldigt sein Ausbleiben auf die römische Vorladung, indem er auf seine Leibesschwachheit und die Gefahren des weiten Weges hinweist, protestiert gegen Prierias als seinen Richter und bittet um Vernehmung durch „gelehrte, rechtschaffene päpstliche Kommissare an einem sichern Ort". Zum Schluß versicherte er den Papst fast mit denselben Worten, wie er einst in der Widmung seiner Resolutionen an ihn geschrieben (Seite 286) und unter Hinweis auf diese, seiner völligen Unterwürfigkeit.

Der kaiserliche Notar machte die Urkunde durch seine Unterschrift und durch Beisetzung seines Siegels rechtskräftig.

Indessen veröffentlichte Luther die Appellation noch nicht, zögerte auch noch einige Tage, ehe er sie dem Kardinallegaten überreichen ließ.

Immer von dem aufrichtigen Wunsche geleitet, das Äußerste zu vermeiden, schrieb er am Tage darauf, Sonntag, den 17. Oktober, einen demütigen Brief an Kajetan. Er mochte mit sich zu Rate gegangen sein, ob er denn nicht noch in etwas nachgeben könnte. Das letzte Zureden des Staupitz und Link hatte doch Eindruck auf ihn gemacht. Geradezu sagt er dem Kajetan, daß die Vorstellungen der beiden Freunde ihn zu diesem neuen Versuche ermutigten, ob er das Wohlwollen des Kardinals sich etwa doch erhalten möge.

In Wahrheit, es ist ein demütiger Brief. Wie bittet er um Verzeihung für die Heftigkeit, Unschicklichkeit und Unbescheidenheit, womit

er sich möchte vergangen haben, wie verspricht er seine Weise künftig zu bessern!

Aber in der Sache weicht er nicht! Widerrufen will er nicht!

Das ist die Hauptstelle des Briefes:

„Nun, hochwürdigster Vater, ich bekenne, wie ich auch vormals bekannt habe, daß ich mich — wie man sagt — allzusehr unbescheiden, heftig und zu wenig ehrerbietig gegen den Namen des obersten Bischofs (des Papstes) erzeigt habe. Und ob mir wohl große Ursach dazu gegeben, so verstehe ich doch nun, daß mir's wohl angestanden hätte, daß ich meine Sache demütiger, gelinder und mit größerer Ehrerbietung hätte vorgenommen, denn geschehen ist, und nicht also dem Narren geantwortet hätte nach seiner Narrheit, daß ich ihm gleich wäre worden. (Das war nicht gerade höflich gesagt.)

„Welches mir nun recht leid ist und bitte um Gnade; ich will auch auf allen Kanzeln hin und wieder dem Volke solches anzeigen, wie ich bereits nun oft gethan habe. Will mich auch hinfort mit Gottes Hilfe befleißigen, daß ich mich bessere und anders rede. Ja, ich bin aller Dinge bereit ungenötigt zuzusagen, dieses Handels vom Ablaß hinfort mit einigem Worte nicht zu gedenken und, wenn diese Sache hingelegt ist, mich zu Ruhe begeben; allein, daß denen auch ein Maß gesetzt werde zu reden oder zu schweigen, die mich dieses Spiel anzufangen bewegt und große Ursach dazu gegeben haben."

Da täuschte Luther freilich sich selber, wenn er meinte, durch beiderseitiges Schweigen könne der Streit jetzt noch beigelegt werden. Dazu waren die Gegensätze schon zu tief und mächtig geworden.

Auch war auf Seiten des Legaten keine Neigung vorhanden, auf solches Erbieten hin mit Luther sich zu vertragen. Er würdigte den Brief keiner Antwort.

So entschloß sich denn Luther, nunmehr dem Kardinal seine Berufung an den besser zu berichtenden Papst anzukündigen und sich von ihm zu verabschieden. Er that dies in einem zweiten Briefe, den er am 18. Oktober schrieb! Er hebt an:

„So hat Eure Herrlichkeit, hochwürdigster Vater, gesehen und zur Genüge erfahren meinen Gehorsam: trotz des weiten Weges und trotz so vieler Gefahren, trotz meiner Leibesschwachheit und trotz meiner Armut bin ich hierhergekommen, auf das Gebot unsers heiligsten Herrn Leo X. vor Eurer hochwürdigen Väterlichkeit erschienen und habe mich gestellt.

Ich bin mir durchaus nicht bewußt, daß ich etwas unterlassen hätte, was ein gehorsamer Sohn der Kirche schuldig ist.

„Deshalb will ich nicht zwecklos hier meine Zeit hinbringen und kann es nicht, weil mir's auch am Unterhalt fehlt und ich den Karmeliterväter nachgerade lästig fallen möchte. Wozu auch, da Eure Väterlichkeit mir mit eigenem Munde geboten hat: wenn ich nicht widerrufen wolle, solle ich Euch nicht wieder vor die Augen kommen!? Was und inwieweit ich zu widerrufen vermag, habe ich in meinem gestrigen Briefe angezeigt."

So teilt denn Luther dem Kardinal seinen Entschluß mit, Augsburg zu verlassen. Er bittet ihn, die Appellation an den besser zu berichtenden Papst gnädig aufzunehmen. Auf den Rat besserer Leute habe er sich dazu verstanden; wenn es auf ihn selber angekommen wäre, so hätte er lieber das Urteil der Kirche abgewartet. „Wie ich keine Strafe verdiene, so habe ich auch nicht Ursach, mich davor zu fürchten. Durch Gottes Gnade steht es so mit mir, daß ich Strafen weit weniger fürchte, als Irrtum in Glaubenssachen, weil ich weiß, daß Strafen mir nicht schaden, sondern vielmehr nützen, wenn der gesunde Glaube und die Wahrheit mit mir ist."

Der Montag verging, der Dienstag auch — Kajetan hüllte sich in Schweigen. Was sollte man davon halten? Führte der Kardinal Schlimmes im Schilde? Immer schwüler wurde die Augsburger Luft für Luther und seine Freunde.

Endlich wurde man eins: Luther dürfe sich keinen Tag länger in Augsburg verweilen.

In ziemlicher Hast und Überstürzung verhalf man ihm zum Abschied. Mittwoch früh, als es noch finster war, wurde ihm ein kleines Pförtlein der Stadtmauer geöffnet, dadurch entwich er. Der Rat der Stadt gab ihm einen alten Ausreiter mit, der die Wege kannte. Er selber mußte sich auf ein hart trabend Pferd setzen, nur mit der Mönchskutte bekleidet, ohne Hosen, ohne Stiefeln und Sporen, ohne Messer und Wehr.

So ritt er desselben Tages acht Meilen weit, auf Nürnberg zu, bis in das Städtchen Monheim.

Als er des Abends im Stall abstieg, war er so steif vom Reiten und so erschöpft, daß er stracks in die Streu fiel.

So war Luther von Augsburg gegangen, am 20. Oktober 1518. Er hatte seinen Freunden dort noch etwas zu thun übriggelassen. Seine Appellation mußte förmlich dem Kardinal Kajetan überreicht werden. Das geschah durch seinen Wittenberger Reisegefährten, den Bruder Leonhard Beyer, der deshalb in Augsburg zurückgeblieben war. Der kaiserliche Notar und noch ein Zeuge wohnten der Übergabe der Urkunde bei.

Am 22. wurde die Appellation auch noch feierlich an die Thüre des Augsburger Doms angeschlagen. Damit war sie der Öffentlichkeit übergeben.

Wie ein Besiegter war Luther von Augsburg hastig und heimlich weggeritten, daß wir's wohl eine Flucht nennen mögen. Wie ein Sieger wurde er in dem Nürnberger Freundeskreise bewillkommt.

Mit gespannter Aufmerksamkeit hatten die Gesinnungsgenossen hier die Vorgänge in Augsburg verfolgt. Nun waren Staupitz und Link gekommen und berichteten, was sie selber mit erlebt. Man sprach fast nur von Luther. So vertraut war man mit seinen Schriften, daß man ganze Stücke daraus aus dem Gedächtnis hersagen konnte. Jeder war freudig bereit, für ihn einzutreten.

Wie drängte man sich nun um ihn, als er selber in Nürnberg einritt und hier eine kurze Rast nahm!

Aber außer der wohlthuenden Begrüßung der Freunde wartete auf Luther hier in Nürnberg eine besondere Überraschung. Er fand da eine Sendung von Spalatin. Und was enthielt die? Spalatin schickte ihm die Abschrift eines päpstlichen Erlasses zu, der an Kajetan gerichtet war und diesem befahl, den Erzketzer Martinus in seine Gewalt zu bringen und nach Rom einzuliefern. Ferner erhielt Kajetan Vollmacht, alle Anhänger Luthers zu bannen und zu verfluchen, alle Städte und Länder aber, wohin der Ketzer sich etwa wenden möchte, mit dem Interdikt zu belegen — da durfte denn in solchen Orten kein Gottesdienst mehr gehalten, kein Sakrament gespendet, kein Toter kirchlich beerdigt werden.

Dieser Erlaß war von Rom ausgegangen am 23. August, also nur 14 Tage nachdem Luthern die Vorladung vor das Ketzergericht zugegangen war, welche ihm doch einen Termin von sechs Wochen stellte. So eilig hatte man es plötzlich in Rom, den deutschen Mönch zu verdammen.

Dieser Erlaß war es, auf den Kajetan bei der dritten Verhandlung anspielte, als er Drohungen verlauten ließ.

Und gleichzeitig, nämlich am 25. August, ist von Rom ein ganz ähnliches Schriftstück ausgegangen — von dem Augustinergeneral, worin derselbe von Ordens wegen Luthers Verhaftung anbefahl. So war das Gerede hiervon in Augsburg also auch nicht ohne Grund gewesen!

Aber nur der päpstliche Erlaß vom 23. August kam Luthern jetzt zu Gesichte.

Er konnte es nicht glauben, daß man so gegen alles Recht in Rom schon den Stab über ihn gebrochen habe. Er hielt das Schreiben für eine Fälschung.

„Es ist unglaublich," schrieb er an Spalatin, „daß etwas so Ungeheuerliches vom Papste ausgehen sollte, zumal von Leo X. Darum, wer immer der Taugenichts sein mag, der sich hat beikommen lassen, mich mit solchem Erlaß zu schrecken, der soll merken, daß ich auch Possen zu erkennen weiß. Sollte aber der Erlaß vom päpstlichen Hofe ausgegangen sein, dann will ich sie ihre Schamlosigkeit, Ungerechtigkeit und Unwissenheit lehren."

Und obwohl Luther auch fernerhin dabei blieb und den Erlaß so behandelte, als sei er gefälscht, so ist wirklich nicht daran zu zweifeln, daß er aus der päpstlichen Kanzlei stammte. Aus irgend einem Anlaß mochte man es dort für das Beste erkannt haben, kurzen Prozeß mit dem Ketzer zu machen. Im Grunde war Luthern dasselbe Los schon bestimmt, als Papst Leo in seinem Schreiben an Kurfürst Friedrich ihn „Kind der Bosheit" betitelte.

In Nürnberg wird manches Wort über dieses merkwürdige Schriftstück geredet worden sein. Wie war dadurch das Mißtrauen, welches man gegen die Römischen gehegt, und die Flucht Luthers nur zu sehr gerechtfertigt!

Aber in Nürnberg war für Luther des Bleibens nicht. Er mußte wieder zu Pferde steigen und zusehen, daß er Wittenberg bald erreichte.

Unterwegs, in Grafenthal bei Saalfeld, begegnete ihm sein „Landesherr", Graf Albrecht von Mansfeld. Als der den Mönch zu Pferde erkannte, lachte er seiner Reiterei und lud ihn zu Gaste.

Hinter Leipzig geriet Luther noch auf falschen Weg.

Endlich am zwölften Tage erreichte er Wittenberg.

„Heute bin ich gesund hier angekommen," schreibt er an Spala-

tin, „durch Gottes Gnade. Wie lange ich bleiben werde, weiß ich nicht; denn meine Sache steht so, daß ich zugleich fürchte und hoffe."

Bereits kündigt er dem Freunde an, daß er für den Fall, daß seine Berufung an den Papst keinen Erfolg habe, von dem Papst an ein Konzil appellieren werde.

„Ich bin voller Freude und Friede," fährt er fort, „so daß ich mich wundere, wie diese meine Anfechtung vielen wackeren Leuten als etwas Großes erscheinen mag."

So gar nicht niedergeschlagen, sondern dankbar und freudig gedachte er der schweren Tage, die hinter ihm lagen.

Der Tag seiner Heimkehr war der 31. Oktober. Wieder feierte man den Vorabend des Allerheiligenfestes. Ein Jahr war hingegangen seit dem Anschlag der fünfundneunzig Thesen.





Zwölftes Kapitel.

Letzter Waffengang mit Kajetan.

So war denn Luther gegen alles Erwarten seiner Freunde glücklich heimgekehrt nach Wittenberg.

Groß war die Freude unter den Studenten, als sie wieder zu den Füßen des geliebten Lehrers sitzen konnten, groß die Freude der ganzen Gemeinde, als sie in der Stadtkirche wieder aus seinem Munde Gottes Wort vernahm. Und mit allem Eifer ging Luther wieder an sein Tagewerk, das er nur mit Unlust unterbrochen hatte.

Wenn die von Rom ihn schon wie einen Ketzer behandelten, so war in der deutschen Christenheit davon noch ganz und gar nicht die Rede. Er hatte ja seine Feinde, die nicht müde wurden ihn zu schmähen und seine Sache zu verdächtigen, sonderlich die Dominikanermönche und gewisse eifersüchtige Universitätsprofessoren zu Frankfurt, Leipzig, Erfurt und Ingolstadt. Aber wie anders die öffentliche Meinung über ihn urteilte, erfuhr er gerade in Augsburg und unterwegs. In Weimar beherbergten ihn die Franziskaner, in Augsburg die Karmeliter aufs freundlichste. In Nürnberg waren die besten Männer für ihn begeistert. Die deutsche Augustinerkongregation, Staupitz an der Spitze, nahm sich mit aller Offenheit und Entschiedenheit seiner an. Sein Anhang war gerade unter den frommen und ernsten Christen fortwährend im Wachsen.

Wie treu die Wittenberger Universität zu ihm hielt, davon gab sie während seiner Abwesenheit in Augsburg einen deutlichen Beweis. Es traf sich, daß man gerade um diese Zeit, zum Beginn des Winterhalbjahres, den Dekan (Vorsteher) der theologischen Fakultät zu wählen

hatte. Man übertrug das Amt dem Doktor Luther. Das war wie ein Bekenntnis zu ihm und seiner Sache.

Während Luther gleich nach seiner Heimkehr wieder an die gewohnte Arbeit ging, schaute er doch mit seinen Freunden fleißig nach Augsburg und nach Rom aus. Was war von dort zu erwarten? Viel Gutes jedenfalls nicht nach den Erfahrungen, die Luther persönlich mit dem Kardinallegaten gemacht hatte, und nach seinem plötzlichen Abschiede.

Wenn denn Luther darauf gefaßt sein mußte, daß Kajetan nunmehr ohne Schonung einen vernichtenden Schlag gegen ihn führen würde so war er auch darauf bedacht, dem zu begegnen.

Schon am Tage seiner Heimkehr schrieb er an Spalatin, er wolle einen Bericht über die Augsburger Verhandlungen in Druck geben. Noch wartete er damit, bis Bruder Leonhard von dort wiederkäme und ihm von der Überreichung und Anheftung seiner Appellation Bericht erstattete. Der Augustiner traf acht Tage später als Luther in Wittenberg ein, ohne etwas Neues mitzubringen. So schickte denn Luther „die Verhandlungen zu Augsburg“ in die Druckerei. —

Beinahe vier Wochen waren hingegangen seit Luthers Ritt von Augsburg. Da traf am kurfürstlichen Hofe in Grimma ein Schreiben Kajetans ein. Es trug das Datum des 25. Oktober und war bis zum 19. November unterwegs, da Kajetan nicht für nötig gehalten hatte. deshalb einen eigenen Briefträger abzusenden. Es kam auch so immer noch früh genug.

Zwar den Bann schleuderte der Kardinal noch nicht. Aber es war ein Drohbrief gegen den Kurfürsten, der eine ziemlich deutliche Sprache führte.

Vor allen Dingen giebt Kajetan eine Darstellung der Augsburger Verhandlungen, die natürlich nicht zu Luthers Gunsten ausfällt. Schon daß derselbe — wie wir wissen, auf Drängen seiner Berater in Augsburg — nicht ohne kaiserlichen Geleitsbrief vor ihm erschienen sei, macht er ihm zum Vorwurf. Dann bei den Unterredungen habe Luther seine Stellung gänzlich verkannt, und statt sich väterlich belehren zu lassen, mit ihm streiten wollen. Besonders darüber, daß Luther den päpstlichen Erlaß nicht ohne Weiteres anerkannte und sich nicht dadurch für überwunden erklärte, beschwert sich Kajetan. „Auf des Papstes Bulle hat er eine ganz alberne Antwort gegeben und nicht einmal Seine Heiligkeit geschont, sondern behauptet, sie (nämlich Seine Heiligkeit der Papst) mißbrauche die Beweisstellen der heiligen Schrift. Und hat das

Papier mit Bibelsprüchen vollgeschrieben, die gar nicht zur Sache gehören und die er ganz verkehrt verstanden.

„Ich habe darauf nachgewiesen, daß die Bulle und die heilige Schrift nicht so zu verstehen wären, und habe einmal über das andere den Bruder Martinus wie einen Sohn ermahnt und gebeten, er möge doch nicht mehr wissen wollen, als Glaubenspflicht sei, und neue Lehren in der Kirche aufbringen, sondern in sich gehen und seine Seele retten.

„Endlich erhielt ich von dem Bruder Martinus einen Brief, worin er heuchelt, um Verzeihung zu bitten, und doch widerruft er nicht die Schmähungen und Ärgernisse, womit er die katholische Kirche verletzt hat.

„Ich, erlauchtester Fürst, habe mich über die Trügerei des Bruder Martinus und seiner Anhänger nicht nur verwundert, sondern ich bin darüber ganz und gar erschrocken und entsetzt. Denn während ich die größten Hoffnungen hegte für sein Wohl, wurde ich am meisten betrogen. Und ich begreife nicht, auf wen er sein Vertrauen setzt, daß er sich so benimmt.“

Schließlich giebt Kajetan drei Erklärungen ab.

„Zum Ersten, so mögen ja die Behauptungen, die Bruder Martinus in seinen Thesen aufgestellt hat, Disputierens halber, also aufs Ungewisse, ausgesprochen sein, aber in seinen geschriebenen und gedruckten Predigten hat er nicht aufs Ungewisse und nicht nur bedingungsweise geredet, und hat das sogar zu deutsch wiederholt, wie ich höre. Was er da sagt, ist teils gegen die Lehre des apostolischen Stuhles, teils ganz verdammlich. Und glaube mir Euere Durchlauchtigste Fürstlichkeit, daß ich die Wahrheit sage und rede, aus sicherer Kenntnis, nicht aus bloßer Meinung.

„Zum Andern, so ermahne und bitte ich Euere Durchlauchtigste Fürstlichkeit, Eure Ehre und Gewissen wahrzunehmen und entweder den Bruder Martinus nach Rom zu schicken oder ihn aus Euerm Lande zu treiben, da er trotz väterlicher Zurechtweisung seinen Irrtum nicht erkennen und mit der allgemeinen Kirche nicht Eines Glaubens sein will.

„Zum Letzten, so wisse Eure Durchlauchtigste Fürstlichkeit dies, daß dieser schlimme und pestilenzialische Handel durchaus nicht lange hinhangen kann. So werden sie denn zu Rom die Sache weiter verfolgen, da ich meine Hände gewaschen und an unsern heiligsten Herrn Papst die mancherlei Betrügerei berichtet habe.“

Zum Glück war Kurfürst Friedrich nicht der Mann, der sich von

einem päpstlichen Legaten vorschreiben ließ, was er zu thun und zu lassen, was er von der ganzen Sache zu halten habe. Von Augsburg her hatte nicht allein Luther dem Spalatin über den Gang der Dinge geschrieben, sondern auch die kurfürstlichen Räte hatten an den Hof schuldigen Bericht erstattet, und vor allem hatte Staupitz, der nach wie vor bei Friedrich sehr viel galt, sein Urteil in die Wagschale geworfen. Wie aber Staupitz urteilte, ist nicht schwer zu erraten. Er schrieb u. a. von Augsburg an den Kurfürsten: „Der Legat von Rom handelt, wie man — Gott geklagt! — daselbst pflegt, giebt hübsche Worte und dieselbigen leer und eitel. Er sucht hin und her, dies und das, ob er das unschuldige Blut vertilgen möchte und zum Widerruf bringen. Gott wolle der rechte Richter sein und der Wahrheit Beistand." Und durch Spalatin hatte er den Fürsten ermutigen lassen, daß er eine Stätte für die Wahrheit freihalten möge ohne Angst vor dem Brüllen des Löwen (Leo heißt auf Lateinisch Löwe).

So war denn auch der Schrecken über Kajetans Brief in Grimma nicht gar groß.

Das Nächste, was der Kurfürst that, war, daß er das Schreiben sofort Luthern zustellte. Er selbst ließ noch am gleichen 19. November an seinen Rat Pfeffinger, der seine Geschäfte beim kaiserlichen Hofe führte, Anweisung ergehen, derselbe solle bei Kaiser Maximilian in Sachen Luthers vorstellig werden.

Kaiserliche Majestät hatte sich zuvor vernehmen lassen, sie wolle gen Rom schreiben und dazuthun, daß die Sache beigelegt würde. „Nun wissen wir nicht," heißt es in dem Briefe, „was Kaiserliche Majestät in dem gethan hat, und ist derhalben an Dich (den Pfeffinger) unser Begehr, wo Du bei Kaiserlicher Majestät bist oder kommen würdest, Du wollest Ihre Majestät unterthäniglich bitten, den Dingen nochmals Einsehung zu thun, damit die Sache möge beigelegt oder zufriedengestellt oder durch Unverdächtige in Deutschland verhöret werden. In Ansehung, daß sich Doktor Martinus erbeut, wenn er beständiglich berichtet würde, daß er irret, so wolle er sich gerne weisen lassen und als ein christlicher Mann Gehorsam leisten. Aber ohne das ist ihm schwer, einen Widerruf zu thun, wie denn Du und ein jeder Unparteiische ungezweifelt zu achten hat."

Luther war indessen, als er den Brief des Kardinallegaten zu lesen bekam, um eine Antwort auch nicht verlegen. Noch hatte er über die Augsburger Vorgänge nicht unmittelbar und ausführlich an seinen Für-

sten berichtet: jetzt war ihm die schönste Gelegenheit geboten, sich auszusprechen. Er that das umgehend in einem langen Briefe, der ein glänzendes Zeugnis ist für die Beredsamkeit seines guten Gewissens.

Der geneigte Leser sollte ihn eigentlich ganz zu lesen bekommen; aber da er zum großen Teil nur eine Erzählung ist von dem, was Luther in Augsburg erlebt hat, so mag's damit genug sein, daß wir den Schluß hersetzen.

„Nun urteile Eure Kurfürstliche Gnaden selbst, was ich weiter hätte thun sollen oder noch thun soll. Trotz der großen Gefahren für Leben und Gesundheit, wider aller meiner Freunde Rat bin ich (vor dem Legaten) erschienen und noch heute sagen sie, ich wäre nicht verpflichtet gewesen zu erscheinen. Darauf habe ich vor dem hochwürdigsten Legaten Rechenschaft gegeben von meinen Lehren. Mehr als ich nötig hatte, ließ ich mich von ihm ausfragen. Nicht betrogen habe ich ihn, sondern bin aus sehr berechtigter Furcht einer Gewaltthat ausgewichen. Nichts habe ich versäumt, so viel ich sehe, als jene sechs Buchstaben: Revoco d. i. ich widerrufe.

„Nun mögen sie doch verwerfen, lehren, auslegen, der hochwürdigste Herr Legat oder gar der Papst selber — aber nur sollen sie nicht blos sagen: ‚Du hast geirrt', ‚Du hast falsch gelehrt', sondern sollen mir den Irrtum aufzeigen, die falsche Lehre nachweisen, die Gründe, die sie haben, vorlegen, die von mir angeführten Bibelstellen zu nichte machen, sollen mich mit Schriften belehren, wie sie sich rühmen, mich mit ihren Reden belehrt zu haben, sollen mich unterrichten, der ich sehnlich wünsche und darum bitte und darauf warte, unterrichtet zu werden, so daß auch ein Türke mir dies nicht weigern würde. Sowie ich sehen werde, daß etwas anders verstanden werden muß, als ich es verstanden habe, und ich werde dann nicht widerrufen und nicht mich selber verwerfen erlauchtester Fürst — dann sei Eure Gnaden die erste, die mich verfolgt, mich aus dem Lande treibt, dann soll unsere Universität mich verstoßen, ja Himmel und Erde rufe ich gegen mich auf und es vernichte mich mein Herr Jesus Christus! Auch ich rede aus sicherer Kenntnis und nicht aus bloßer Meinung. Ich will verscherzen die Gnade jeglicher Kreatur, wenn ich eines Besseren belehrt, dem Besseren nicht anhangen werde.

„So bitte ich denn wiederum und noch einmal und zum dritten

Mal, Eure Kurfürstliche Gnaden wolle denen nicht glauben, die da sagen, Bruder Martinus habe falsche Lehre — ehe ich gehört und solcher falschen Lehre überwiesen werde. Geirrt hat Petrus, auch nach Empfang des heiligen Geistes; irren kann auch ein Kardinal trotz aller seiner Gelehrsamkeit.

„So wolle denn Euere Kurfürstliche Gnaden ihre Ehre und Gewissen wahrnehmen und mich nicht nach Rom schicken. Denn das kann kein Mensch Eurer Kurfürstlichen Gnaden gebieten, da es unmöglich ist, daß ich sicher bin in Rom. Darum hieße solches nichts anderes, als Eurer Kurfürstlichen Gnaden gebieten, daß sie eines unschuldigen Christen Blut verriete und ein Mörder an mir würde. Denn auch der Papst zu Rom keine Stunde seines Lebens sicher ist. Sie haben Papier, Feder und Tinte zu Rom; auch haben sie unzählig viele Schreiber; es ist leichtlich geschehen, daß sie aufzeichnen und aufs Papier fassen, worin und warum ich geirrt habe. Ich kann ja mit geringeren Unkosten abwesend in Schriften unterrichtet, als gegenwärtig durch Tück und List umgebracht werden.

„Eins thut mir von Herzen wehe, daß der hochwürdige Herr Legat Eure Kurfürstliche Gnaden höhnisch sticht, gleich als verließe ich mich auf Eure Kurfürstliche Gnaden, solches alles anzufangen und vorzunehmen. Wie denn auch etliche Lügner bei uns fälschlich vorgeben, ich habe durch Ermahnung und Rat Eurer Kurfürstlichen Gnaden vom Ablaß zu disputieren vorgenommen; so doch um diese meine Disputation auch keiner meiner allerliebsten Freunde gewußt hat, ausgenommen der hochwürdigste Herr Kardinal und Erzbischof zu Mainz und Magdeburg und Herr Hieronymus, Bischof zu Brandenburg. Denn diese zwei, weil es ihnen von Amtswegen zustand, die lästerlichen Lügen der Ablaßkrämer zu verbieten, ermahnte ich sie ins geheim mit tiefer Demut und Ehrerbietung durch Briefe, ehe ich die Disputation ließ an Tag kommen, daß sie über die Schafe Christi wachen sollten wider jene Wölfe. Ich wußte recht gut, daß solches nicht die weltlichen Fürsten, sondern zunächst die Bischöfe anging. Zum Zeugnis für dies alles ist mein Brief vorhanden, der durch vieler Hände gegangen. Das habe ich gethan.

„Daß nun aber der Hochwürdige Herr Legat Eurer Kurfürstlichen Gnaden und dem ganzen Blut oder Geschlecht des Hochlöblichen Hauses zu Sachsen einen Schandfleck wollte anhängen und

in Abgunst der päpstlichen Heiligkeit bringen, kommt daher, daß die Leute heutigen Tages für gewiß halten, Christus sei begraben, der nicht auch heute noch durch eine Eselin reden könnte und, so die Apostel und ihre Nachfolger schweigen würden, durch Holz und Stein schreien könnte.

„Aber mein Wunsch, Bitten und Verlangen ist dies, daß Eure Kurfürstliche Gnaden in allen Stücken anhange der Kirche und dem Papste, mir dagegen in allen Stücken zuwidersei: nur das Eine wollet für mich — ja für die heilige Wahrheit, für die Ehre der Kirche und des Papstes, auch des hochwürdigsten Herrn Legaten selber, endlich auch für den Ruf Eurer Durchlauchtigkeit — erbitten, daß die Gründe und Beweisstellen einmal zum Vorschein kommen, durch welche ich, wie man erklärt, Irrtums überführt werde. Denn wenn man mich ohne dies verdammt, so wird das weder Eurer Kurfürstlichen Gnaden, noch dem Papste, noch der Kirche noch dem hochwürdigsten Herrn Legaten zu Ehre, gereichen. Es leben gläubige Christen, es lebt Christus; so leben gewiß auch Männer, die urteilen können.

„Darum, daß Eurer Kurfürstlichen Durchlauchtigkeit um meinetwillen nicht etwas Böses begegne, was ich nimmer wollte, siehe so verlasse ich in Gottes Namen Eurer Kurfürstlichen Gnaden Lande; will ziehen, wohin mich der ewige, barmherzige Gott haben will, mich seinem gnädigen göttlichen Willen ergeben, er mach's mit mir, wie er wolle. Will derhalben, Durchlauchtigster Kurfürst, hiemit Eure Kurfürstliche Gnaden mit aller Ehrerbietung gegrüßt und gesegnet und schlecht und gerecht dem ewigen und barmherzigen Gott befohlen, auch für alle ihre Wohlthat, mir bewiesen, in aller Demut unterthäniglich mich bedankt haben. Will auch, an welchem Orte in künftiger Zeit ich werde sein, Eure Kurfürstliche Gnaden in Ewigkeit nicht vergessen, sondern allzeit mit rechtem Ernst und Dankbarkeit für Eure Kurfürstliche Durchlauchtigkeit und der Ihrigen Heil und Wohlfahrt von Herzen bitten.

„Ich bin Gottlob noch zur Zeit von Herzen fröhlich und danke Gott, daß mich armen Sünder sein lieber Sohn Jesus Christus würdig achtet, daß ich in dieser guten heiligen Sache Trübsal und Verfolgung leiden soll. Er wolle Euere Kurfürstliche Gnaden in Ewigkeit erhalten. Amen. Wittenberg, den 29. Nov. Anno 1518.

Ew. Kurfürstl. Gn. unwürdiger Kaplan Bruder Martin Luther."

Auf Luthers Antrag war auch die Universität Wittenberg sofort bereit, sein Begehren durch eine Eingabe an den Kurfürsten zu unterstützen.

Einstimmig erklärten darin die Amtsgenossen Luthers: sie wollten die Ersten sein, die ihm in den Weg treten würden, wenn er den christlichen Glauben antasten sollte; aber Luther leugne ja gar nicht, daß er in Finsternis stecke, er bitte nur um den billigen und christlichen Dienst, daß man ihm ein Licht anzünde und ihm den Weg zur Wahrheit zeige. So möge denn der Kurfürst an den Legaten oder an den Papst selber schreiben und sich dafür verwenden, daß man Luthern seine Irrtümer schriftlich nachweise, nicht aber ihn zwinge, seine Meinungen zu widerrufen, ehe er erkannt habe, daß sie verdammlich seien. Denn solches wäre wider die alte Gewohnheit der Kirche.

Nach alledem werden wir es nicht anders erwarten, als daß Kurfürst Friedrich der Weise dem Kardinal Kajetan eine scharfe und entschiedene Antwort giebt. Und scharf genug ist sie denn auch ausgefallen. Da heißt es:

„Weil denn besagter Martinus in Augsburg vor Euer Hochwürden erschienen ist, wie Wir mit Euer Hochwürden das besprachen, so haben Wir Unserm Versprechen genuggethan. Und Wir hielten uns dessen gewiß, daß Euer Hochwürden, nachdem Sie den Martinus gehört, ihn gemäß Ihrer wiederholten Zusage väterlich und gütig entlassen, nicht aber ohne vorhergehende Untersuchung und genugsame Erörterung seiner Sache, wie Martinus berichtet, ihn zum Widerruf zwingen würden. Denn es sind sehr viele wohl unterrichtete Männer in unserm Fürstentum und auch an auswärtigen Universitäten, von denen Wir bis auf heutigen Tag das bestimmte und feste Zeugnis noch nicht haben erlangen können, daß die Lehre des Martinus gottlos, unchristlich und ketzerisch sei, ausgenommen etliche, die aus Eigennutz gegen ihn als Widersacher aufgestanden sind. Denn wenn Wir irgend festen Grund und Ursach hätten, des Doktor Martin Luther Lehre für gottlos und unhaltbar zu erkennen, so wollten Wir mit Hilfe und Gnade des allmächtigen Gottes Uns selber so belehren, daß Wir keiner Ermahnung noch Erinnerung bedürften. Denn Unser Sinn, Wille und Vorsatz ist in dieser Sache durchaus der, daß Wir die Pflicht eines christlichen Fürsten bedenken und Unsere Ehre und Gewissen mit Gottes Hilfe wohl wahrnehmen wollen.

„Deshalb Wir allewege gehofft haben, Wir würden bei diesem Stande der Dinge solche Bedrohung nicht erfahren, nämlich daß der römische Hof die Sache weiter verfolgen werde und Eure Herrlichkeit Ihre Hände gewaschen habe, ja daß von uns gefordert wird, den Martin Luther entweder nach Rom zu schicken oder aus unseren Landen zu treiben — um keiner anderen Ursache willen, als weil derselbe des Verbrechens der Ketzerei noch nicht überwiesen ist! Er würde vertrieben werden zum Schaden Unserer Universität, welche, wie bis auf diesen Tag bekannt, eine christliche ist und viele wackere, gelehrte und fleißige Männer umfaßt.

„Auch haben Wir nicht unterlassen, dem Doktor Martinus Euer Hochwürden Brief zuzustellen, worauf er Uns die mit beiliegender Abschrift übereinstimmende Antwort übergeben hat.

„Weil denn Doktor Martinus sich erbietet, sich dem Urteil etwelcher Universitäten zu stellen und an einem sicheren Orte zu disputieren, und bereit ist, nach geschehener Untersuchung seiner Sache sich belehren und leiten zu lassen — so halten Wir dafür, daß man ihm solches gewähren oder wenigstens ihm schriftlich seine Irrtümer aufzeigen müsse, damit Wir erfahren, weshalb er doch ein Ketzer sein soll, und wissen, woran Wir sind.

„Das haben Wir Euer Hochwürden nicht verschweigen wollen.

„Gegeben zu Altenburg, den 8. Dezember 1518.“

Mit diesem Briefe hat Kurfürst Friedrich dem Kardinallegaten bezeugt, daß er sein ganzes Verfahren in Sachen Luthers für ein ungeschicktes und ungerechtes ansehen müsse und sein Urteil und seine Beschwerden durchaus nicht anerkennen könne.

Und es scheint, als ob Kajetan selbst es aufgegeben hätte, gegen Luther etwas auszurichten. Wenigstens verlautet nichts davon, daß er noch einmal das Wort ergriffen hätte. Schon war ja auch von Rom her ein Abgesandter unterwegs, der dem Ketzer und seinem Anhang von einer andern Seite beikommen sollte, der päpstliche Kammerherr Karl von Miltitz.

Aber da wir von Kajetan Abschied nehmen müssen, so soll nicht verschwiegen bleiben, daß dieser Mann ehrlich und wahrheitsliebend genug war, um von Luther und den Verhandlungen mit ihm etwas zu lernen. Es ging ihm doch zu Herzen, daß der Ketzer so viel beschlagener und sicherer war in der heiligen Schrift, als er. So hat er sich

denn darangemacht und eifrig in der Bibel geforscht, und ob er dennoch ein Papist geblieben, so hat er sich doch über viele Dinge eine eigene Meinung gebildet, die nicht ganz mit der römischen Kirchenlehre übereinstimmte. Um solcher Abweichungen willen ist er, der Vorkämpfer des Papsttums gegen Luther, hart angefeindet worden — freilich erst nach seinem Tode, denn so lange er lebte, genoß er großes Ansehen in der römischen Kirche.





Dreizehntes Kapitel.

Luther appelliert an ein künftiges Konzil.

Welch eine Freude war es für Luther, als er die Antwort seines Kurfürsten an Kajetan zugeschickt bekam.

„Guter Gott," so schreibt er am 20. Dezember darüber an Spalatin, „wie habe ich sie mit Freuden gelesen und wieder gelesen! Wie ist sie so voll Zuversicht und doch auch so maßvoll!

„Da wird der Legat lernen müssen, daß auch weltliche Gewalt von Gott ist und ihre Ehre nicht darf mit Füßen treten lassen, zumal von einem, der doch nur von einem Menschen (dem Papste) seine Gewalt empfangen hat!"

Aber so herzlich Luther sich über die besonnene und gerechte Haltung des Kurfürsten freute, womit derselbe die unverschämten Forderungen des Kardinals zurückwies, so bitter konnte er immer wieder darüber werden, daß er von vielen nur für einen Schützling Friedrichs und seine Sache für ein Unternehmen im Sinne und Auftrage des Fürsten gehalten wurde.

Und was ist begreiflicher, als daß dieses Gerede bei Hoch und Niedrig nicht verstummen wollte? Wer kannte denn seine Kämpfe im Erfurter Kloster, seine inneren Erfahrungen, seinen Gewissensernst und seinen Eifer im Studium der heiligen Schrift? So wurden die Leute nicht müde, zu fragen: In wessen Schutze thut er das?

Am Hofe des Brandenburger Bischofs, des wackeren Hieronymus Scultetus (zu deutsch: Schulze) kam auch wieder einmal die Rede auf

ihn. Man stritt sich, an wem Luther einen Rückhalt habe, daß er so Großes wage.

Einer meinte, es sei Erasmus, das Haupt der Humanisten, auf den er sich stütze: ein anderer, es sei Fabricius Capito, der Rat und Hofprediger des Erzbischofs Albrecht von Mainz. Auch wurden sonst noch gelehrte Männer genannt, die etwa Luthern ermutigen möchten.

„Nein,“ sagte der Bischof, „die alle wären nichts gegen den Papst; die Universität Wittenberg und der Fürst von Sachsen wiegen mehr!“

Luther ärgerte sich darüber, als ihm diese Rede hinterbracht wurde.

„Möchten sie doch die Universität fürchten, so viel als möglich,“ schreibt er. „Aber dieser Verdacht auf den Fürsten, der wird mich zwingen, auf und davon zu gehen.“

In dem Sinne sprach er sich, wie wir schon gesehen haben, auch gegen Friedrich den Weisen selber aus in dem Briefe, worin er sich gegen Kajetan verantwortete. Da gab er allen Ernstes dem Kurfürsten seinen Willen kund, Wittenberg zu verlassen. Und das war nicht nur ein plötzlicher, schnell vorübergehender Gedanke, sondern monatelang ging er mit diesem Plane um, verhandelte darüber mit seinen Freunden und mit dem kurfürstlichen Hofe.

„Ich erwarte täglich den Bannfluch von Rom,“ schreibt er am 25. November an Spalatin. „Deshalb bringe ich alles in Ordnung, damit ich für den Fall, daß er (der Bannfluch) eintrifft, bereit und gerüstet bin, mit Abraham zu gehen aus meinem Vaterlande; ich weiß nicht, wohin, oder vielmehr, ich weiß es ganz gewiß, wohin — denn Gott ist überall.“

Acht Tage später schreibt er an denselben Spalatin: „Wenn nicht gestern Dein Brief gekommen wäre, so hätte ich mich schon zum Abschied fertig gemacht, mein Spalatin, aber auch jetzt noch bin zu beidem gleich fertig (zum Bleiben und zum Gehen).“

Das sieht aus, als hätte nur ein noch rechtzeitig eintreffender Brief Spalatins Luthern in Wittenberg zurückgehalten.

Der Kurfürst selber schwankte. Eine zeitlang neigte auch er sich dem Plane zu, daß Luther sich in der Fremde eine neue Heimat suchen möge, wo er besseren Schutz fände, als ihm Sachsen auf die Dauer, wenn's zum Äußersten käme, gewähren könnte.

Von allen Ländern kam da Frankreich zuerst in Frage. Dort herrschte König Franz I., ein Gönner der Humanisten. Dort war die

Universität Paris, die eifrige Verfechterin der alten Ansicht, daß ein rechtmäßig zusammengetretenes, allgemeines Konzil über dem Papste stehe. Und soeben erst, am 27. März 1518, hatte die Pariser Universität, voran die Professoren der Theologie, sich gegen einen Eingriff des Papstes Leo in die alten Vorrechte der französischen Kirche einmütig widersetzt und von dem Papste an ein künftiges Konzil Berufung eingelegt. So lag es klar vor aller Augen, daß dort in Paris, wo die berühmteste Theologenschule des ganzen Mittelalters bestand, die neuen Ansichten der Dominikaner und des Laterankonzils von der unumschränkten Herrschaft des Papstes über die Kirche noch nicht Anerkennung gefunden hatten. Und seit jener Appellation der Pariser Universität an ein Konzil war nun schon ein halbes Jahr vergangen, ohne daß der Papst wagte, die Widerspenstigen mit dem Banne zu strafen.

Kein Wunder, daß Luthers Augen nach Frankreich schauten, ob er dort eine Zuflucht finden möchte und die Freiheit, die er brauchte, zu glauben, zu forschen und zu lehren.

Schon in Augsburg hatten ihm die Freunde dazu verhelfen wollen daß er nach Paris entkäme. Als der Kardinal Luthern so rauh entlassen hatte, hielten sie das eine Weile für den einzigen Ausweg. Der Plan scheiterte daran, daß sie das nötige Geld nicht aufbrachten.

Jetzt, im Dezember, verhandelte man zwar noch immer über Bleiben und Fortgehen Luthers. Aber der Kurfürst selber widerriet Luthern, sich nach Frankreich zu wenden. Und so viel ist gewiß, vom französischen Könige hätte er im Falle der Not keinen Schutz zu erwarten gehabt.

Auch andere Pläne tauchten im Freundeskreise auf, wie man besser noch für Luthers Sicherheit sorgen könne. So schreibt Luther in jenen Tagen:

„Groß ist die Sorge unserer Leute um mich, ja größer, als ich es selber ertragen kann. Etliche haben mir mit vielem Ermahnen zugesetzt, ich soll mich unserm Fürsten als Gefangener überliefern und der soll dann mich irgendwo in Gewahrsam halten und dem Herrn Legaten schreiben, ich sei gefangen und würde an einen sichern Ort gebracht werden, um Rede zu stehen."

Dergleichen Vorschläge gingen denn von Wittenberg an den Hof, und Luther selbst berichtete sie wohl, ohne für sich die entscheidende Stimme zu fordern. Doch daß er auswandern müsse, wenn der Papst

mit Bann und Interdikt gegen ihn vorgehe, das hielt er lange fest. So nahm er auch eines Sonntags Abschied von seiner Gemeinde, für den Fall, daß er einmal ohne Abschied davongehen müsse.

„Ich bin ein recht ungewisser und unstäter Prediger," sagte er da von der Kanzel zu seinen Zuhörern, „wie ihr das schon erfahren habt: wie oft bin ich plötzlich fortgegangen, ohne daß ich euch einen Abschiedsgruß sagte. Wenn nun einmal dasselbe wieder geschehen sollte, so will ich euch hiermit Lebewohl gesagt haben, für den Fall, daß ich nicht wiederkehren sollte."

Darauf ermahnte er die Gemeinde, sie sollten sich nicht abschrecken lassen von den Strafen des Papstes, mit denen man gegen ihn wüten möchte, sollten auch deshalb nicht dem Papste oder irgend einem Sterblichen die Schuld anrechnen oder ihm Böses wünschen, sondern die Sache Gott anheimstellen.

So fest und unbeugsam Luthers Wille war, wenn es sich um Glauben und Gewissen handelte, so ließ er sich bei solchen Fragen, die nur seinen eigenen Lebensgang, sein irdisch Glück betrafen, gern von andern beraten und bestimmen. Daher war er weit entfernt, auf dem Entschluß zu bestehen, daß er auswandern wollte, als der Kurfürst wieder anderer Meinung wurde und ihm gebot, zu bleiben. Wenn der Papst den Bann verhängte, dann, meinte man, sei es immer noch Zeit auf den Plan zurückzukommen.

Übrigens beschäftigte Luthern der Gedanke, anderswo eine Freistätte zu suchen, noch aus einem andern Grunde. Indem er dem Kurfürsten alle Mißhelligkeiten ersparte, hoffte er selber unabhängiger zu werden vom Kurfürsten.

Denn Friedrich hinderte ihn zwar nicht in seinem Glauben und Forschen — im Gegenteil, er wußte den Doktor Martinus in seinen Rechten trefflich zu schützen. Aber er war ein zu weiser Staatsmann, als daß er nicht Luthers Geradheit und Ungestüm gerne ein wenig gemäßigt hätte.

So hatte er einstmals vom Reichstage her Luthern entbieten lassen, er möge seine Predigt vom Bann ungedruckt lassen (Seite 307). Der gute Rat kam zu spät, und das war Luthern auch lieber.

Jetzt im Dezember wiederholte sich gleich zweimal hintereinander dasselbe Stück.

Zuerst mit dem Buche über die Augsburger Verhandlungen. Es enthielt einen Bericht von dem ganzen Handel mit Kajetan, die Schrift,

die er in der dritten Audienz dem Kardinal überreicht hatte (Seite 339), den päpstlichen Erlaß an denselben, der ihm in Nürnberg zu Gesichte gekommen war (Seite 348) und den er nun mit scharfen Worten zerzauste, zu dem allen ein längeres Schlußwort.

Nicht mit Unrecht fürchtete Kurfürst Friedrich, daß Luther mit dieser Veröffentlichung seine Feinde nicht günstiger stimmen, sondern nur Öl ins Feuer gießen werde. So beauftragte er denn den Spalatin, die Herausgabe der Schrift zu verhindern. Aber als Spalatins Brief nach Wittenberg kam, war das Büchlein schon in alle Welt hinausgegangen.

Luther hatte noch damit geeilt, denn eben in jenen Tagen (Ende November, Anfang Dezember 1518) war ihm hinterbracht worden, daß ein neuer Abgesandter des Papstes, eben jener Karl von Miltitz, mit nicht weniger als drei gar bedrohlichen Bullen unterwegs sei. Da schien ihm Gefahr im Verzuge, und so beschleunigte er die Veröffentlichung.

Und wenn einmal etwas von Luther die Druckerpresse verlassen hatte, da war kein Haltens. Noch naß wurden die einzelnen Bogen aus der Druckerei geholt und gleich weitergegeben und verschickt. So kam der erste Bogen der Augsburger Verhandlungen für sich allein nach Nürnberg, noch ehe der letzte Bogen der Schrift gedruckt war. Ein italienischer Buchhändler, der sich gerade in Nürnberg aufhielt, nahm ihn mit in seine Heimat. Schnell fand das erste Stück des Büchleins den Weg bis Italien.

So hatte der Kurfürst mit seinem Verbot das Nachsehen. Nur das erreichte er noch, daß ein besonders anstößiger Satz auf den letzten Seiten, da der Schluß noch nicht ausgegeben war, mit Druckerschwärze überzogen und dadurch unleserlich gemacht wurde.

Luther empfand es doch als lästig, daß er um des Kurfürsten willen sich Beschränkungen auferlegen mußte. Da dachte er manchmal: lieber draußen im Elend und in Lebensgefahr, als hier in Wittenberg, gebunden durch tausend Rücksichten. In solcher Stimmung schrieb er an Spalatin:

„Bleibe ich hier, so wird mir die rechte Freiheit fehlen, zu reden und zu schreiben; gehe ich davon, so werde ich alles heraussagen und mein Leben Christo darbieten."

Aber er sollte in Wittenberg bleiben und daselbst zur Genüge die Freiheit finden, die er im Dienste der Wahrheit brauchte.

Um dieselbe Zeit machte Luther Gebrauch von einem Rechtsmittel, das seine Stellung in dem unvermeidlich bevorstehenden Kampfe mit Rom durchaus verbessern und befestigen mußte.

Sein letztes Wort in Augsburg war gewesen, daß er von dem übel berichteten Papste an den besser zu berichtenden appelliert hatte. Damit war eine gründliche Erneuerung des wider ihn eingeleiteten Prozesses gefordert — aber er sah je länger, je deutlicher selbst, daß er von Rom her nichts Gutes zu erhoffen hatte. So ging er denn jetzt einen Schritt weiter und that von dem Papste Berufung an ein künftiges, rechtmäßig versammeltes Konzil.

Nach der neuen, papistischen Lehre war eine solche Appellation nicht statthaft. Denn darnach stand der Papst über dem Konzil, also hatte ein Konzil nichts mehr zu entscheiden, wo bereits von ihm entschieden war. Aber warum sollte ein Wittenberger Doktor der Theologie nicht von demselben Rechte Gebrauch machen, welches erst vor wenigen Monaten die Universität Paris für sich in Anspruch genommen hatte?

So appellierte denn Luther vom Papste an eine allgemeine, christliche Kirchenversammlung. Er that das bereits am 25. November unter Beobachtung aller Rechtsformen vor ordentlich berufenen Zeugen in einer Kapelle, nahe der Wittenberger Pfarrkirche gelegen, der Kapelle zum „Leichnam Christi.“ Sie steht noch heute.

Die Appellation gab er sofort in Druck. Aber nicht war sein Wille, sie sogleich auch zu veröffentlichen. Damit gedachte er zu warten, bis der Papst den Bann wider ihn geschleudert hätte. Bis dahin wollte er die gedruckte Schrift in seiner Zelle bewahren, um sie dann als seine deutliche Antwort sofort ausgehen zu lassen, wenn er Wittenberg verließe. Auch der Kurfürst wollte, daß die Verbreitung einstweilen unterbliebe.

Aber diesmal spielte der Drucker Luthern und dem Kurfürsten einen Streich. Er brach den Vertrag, den er mit Luther geschlossen, daß er nämlich die gesamte Auflage der Schrift ihm in seine Hände liefern wollte, und verkaufte eine große Anzahl Exemplare. So machte er ein gutes Geschäft, und die Appellation kam, ehe sich Luther dessen versah, unter die Leute.

Schließlich konnte Luther zufrieden damit sein, daß seine Berufung aller Welt bekannt wurde. Denn freilich trat damit klar zu Tage, wie tief und böse der Riß zwischen ihm und dem römischen Hofe schon war.

Aber er begegnete zugleich aufs Wirksamste den Schlägen, die Rom etwa gegen ihn zu führen gedachte. Er stand nun auf einem sicheren Rechtsboden: nicht vom Papste, sondern von einem allgemeinen Konzil erwartete er Urteil und Entscheidung. Das war ein berechtigter Standpunkt in den Augen vieler, und nicht der Schlechtesten.

Zugleich mit Luther waren alle, die für ihn und seine Sache eintraten, durch diese Appellation bis auf Weiteres gedeckt — nämlich bis zum Richterspruch einer allgemeinen Kirchenversammlung.

Aber haben wir nicht schon aus Luthers Munde gehört: „auch ein Konzil kann irren"? (Seite 299.)

Wohl war auch ein Konzil für ihn nicht der höchste Bürge der Wahrheit, den hatte er bereits gefunden in der heiligen Schrift. Aber dennoch — im Bewußtsein der guten Sache kann er nicht anders, als zuversichtlich hoffen, ein rechtmäßig aus der ganzen Christenheit versammeltes Konzil werde zu seinen Gunsten, d. i. zu Gunsten der göttlichen Wahrheit entscheiden. Und in dieser Zuversicht appelliert er.

Gern würde der Schreiber dieses Buches dem Leser die ganze Appellation vorlegen. Aber wie das mit den Urkunden wohl geht, an denen die Herren Rechtsgelehrten mitarbeiten, sonderlich in alten Tagen, es sind vorn und hinten der langen, umständlichen Sätze und schwerfälligen Formeln zu viele. Luther hielt sich da fast wörtlich an die vielerwähnte Appellation der Universität Paris.

Da wird denn ausdrücklich erklärt, daß ein im heiligen Geiste versammeltes Konzil, in welchem die allgemeine christliche Kirche vertreten und dargestellt sei, über dem Papste stehe; der Papst sei ein Mensch, „uns ähnlich, von Menschen erwählt, selber von Schwachheit umgeben, er kann irren, sündigen, lügen, zu Schanden werden, wie denn Sankt Petrus, der erste und heiligste von allen Päpsten, auch nicht frei gewesen ist von solcher Schwachheit."

Wie es Luthern bisher ergangen, das wird in scharfen Zügen vorgetragen, insonderheit betont, daß Luther nichts anderes von seinen Widersachern begehrt habe, als daß man ihm seine Irrtümer aufweise, — dann wolle er sicherlich widerrufen. Aber statt dessen machen ihm seine Richter den Prozeß, sehen nicht an all sein Gehorchen und Erbieten, verachten sein demütig Flehen, bringen mit eitel Gewalt auf Wi-

derruf und wollen ihn von dem wahren, gesunden, christlichem Glauben hinweg zu nichtigen und trügerischen Menschenmeinungen zwingen.

„Deshalb appelliere ich hiermit von unserm heiligsten Herrn Papst Leo, als der nicht recht beraten ist, und von den über mich bestellten Richtern, von ihrer Vorladung und von ihrem Gerichtsverfahren, und von allem, was dorther erfolgt ist und künftig erfolgen mag, für mich und für alle und jede, die mir anhangen und anhangen wollen, an ein künftiges Konzil, das rechtmäßig versammelt ist und an einem sichern Orte, wo ich oder mein Sachwalter freien Zutritt haben kann."

In dieser Appellation lief doch manches Wort unter, was auch den Pariser Professoren trotz ihres Widerstandes gegen päpstliche Ansprüche nicht in den Sinn gekommen wären. Während sie ausdrücklich anerkannten, daß der Papst seine Gewalt als Stellvertreter Gottes auf Erden von Gott unmittelbar empfangen habe, ist der Papst nach Luthers Erklärung zu seiner hohen Stellung von Menschen erhoben worden.

Aber damit wir ganz klar sehen, wie Luther damals zum Papsttum und zur römischen Kirche stand, müssen wir noch einen Blick thun in das Schlußwort zu seinen „Augsburger Verhandlungen".

Da verwahrt sich Luther dagegen, daß es scheinen könnte, als sei er innerlich seiner Sache nicht ganz gewiß, wenn er immer wieder Menschen um ihr Urteil angehe. „Auch die Wahrheit, sagt er, muß man mit Demut und Furcht behaupten". Aber „die göttliche Wahrheit ist eine Herrin auch über den Papst".

Was die päpstliche Bulle anlangt, (über die er mit Kajetan zusammengeraten war), „so bist du kein schlechter Christ, ob du sie kennst oder nicht kennst; wenn du aber den Glauben an das Wort Christi verleugnest, so bist du nichts andres als ein Ketzer. Dabei will ich dir (Luther redet den Leser an) das Eine nicht verschweigen, daß es sich bei diesem Streite einzig und allein handelt um das lautere Verständnis der heiligen Schrift. Das verderben uns an vielen Stellen jene sogenannten heiligen Bullen (des Papstes), oder verdunkeln es doch wenigstens durch Verdrehung und Mißhandlung der Worte."

Nun beweist Luther an etlichen Bibelstellen, daß die Päpste der heiligen Schrift in ihren Erlassen Gewalt angethan haben. Und da konnte er ein gefährlicheres Beispiel nicht finden, als das Wort Matth. 16,18: „Du bist Petrus u. s. w." (Seite 67.) Papst Pelagius hat

daraus den Anspruch der römischen Kirche begründet, daß sie das Haupt sei aller übrigen Kirchen auf Erden. Diese Erklärung macht ihm Luther mit aller Sicherheit streitig. Denn es steht geschrieben: Das Reich Gottes kommt nicht mit äußerlichen Geberden (Luk. 17,20); wie kann also die äußerliche Gewaltherrschaft des Papstes zum Wesen der christlichen Kirche gehören? Nur die Thorheit alberner Menschen kann die Schrift so auslegen.

„Es giebt Leute, die da frei rühmen, der Papst könne nicht irren und stehe über der Schrift. Wenn solche Ungeheuerlichkeiten zugelassen werden, ist es aus mit der Schrift, folglich auch mit der Kirche und nichts wird übrig bleiben, als das Wort eines Menschen in der Kirche." Das ist wie eine Weissagung auf die heutige römisch-katholische Kirche.

„Deshalb erkläre ich vor dir, lieber Leser," so schließt Luther sein Buch, „daß ich der römischen Kirche in allem ehrerbietig folgen will, aber jenen widerstehe ich, die darauf hinarbeiten, unter dem Namen der römischen Kirche ein Babylonien (eine Fremd- und Zwingherrschaft) über uns aufzurichten, die da meinen, wenn nur sie die Zunge regen und „römische Kirche" sagen, so müsse das gleich für das Urteil der römischen Kirche hingenommen werden. Als ob es keine heilige Schrift gäbe, nach welcher wir, wie Augustin sagt, über alles urteilen und gegen welche ohne Zweifel die römische Kirche nie etwas lehrt oder anordnet."

Wie redet Luther da von einer römischen Kirche ohne Rom, ohne den Papst und ohne die Papisten? Denn frisch und frei kämpft er gegen die Irrtümer, die zu Rom am päpstlichen Hofe gehegt wurden und will doch ein treuer Sohn bleiben der wahren, römischen Kirche? War das nicht ein Traum?

Es war die gewisse Ahnung davon, daß er ein Christ, ein Glied der Kirche blieb, auch wenn Rom und der Papst ihn von sich stießen.

In ihm gährte es mächtig. Wie hing er mit allen Fasern seiner Seele an der Kirche, in der er aufgewachsen war und beten gelernt hatte! Und nun sollte er kein Recht und keine Stätte in dieser Kirche haben, gerade da er der göttlichen Wahrheit näher als je gekommen war?

Ja, was drängte ihn denn hinaus aus der Kirche?

Was anders als Rom und wieder Rom mit seinen Ansprüchen, wovon die Bibel, wovon die gesamte alte Kirche nichts wußte?

Wenn er so den Thatsachen ins Auge sah, da mochte er selbst er-

schrecken vor den Gedanken, die ihm kamen. Schon scheut er sich nicht, es auszusprechen, wenn auch nur im Briefe an einen Freund, daß der Papst der Antichrist sei. Am 11. Dezember schreibt er nach Nürnberg an Link:

„Ich schicke dir meinen Bericht über die Augsburger Verhandlungen; er ist schärfer ausgefallen, als der Legat sich vermuten wird. Aber schon will meine Feder weit Größeres gebären — ich weiß nicht, woher mir solche Gedanken kommen: aber dieser Handel, achte ich, hat noch kaum seinen Anfang genommen, geschweige daß er vor dem Ende wäre, wie die großen Hansen in Rom hoffen. Sieh zu, ob ich recht habe mit meiner Ahnung, daß der leibhaftige Antichrist, von dem Paulus redet, am Hofe zu Rom seinen Thron hat; daß Rom heutzutage schlimmer ist als die Türken, getraue ich mir zu beweisen.“

Was ist aber das mit dem Antichrist?

Paulus redet davon 2. Thess. 2. Es ist die Macht der Lüge und Bosheit, die unter der Maske der Heiligkeit und Gottseligkeit in der Kirche ihren Thron aufschlägt — „der Mensch der Sünde, der sich setzet in den Tempel Gottes als ein Gott und giebt sich vor, er sei Gott“.





Vierzehntes Kapitel.

Melanchthon wird Professor in Wittenberg.

Wenn Luther in jenen entscheidungsvollen Zeiten mit dem Gedanken umging, Wittenberg zu verlassen, so soll niemand glauben, daß ihm dieser Entschluß leicht geworden wäre! Sein ganzes Herz hing an Wittenberg.

Unter Professoren und Studenten wurde immer mehr ein Geist lebendig, der den alten Irrtümern und Thorheiten des Universitätsstudiums den Krieg erklärte und ernstlich einen neuen Betrieb der Wissenschaften ins Auge faßte. Fort mit Aristoteles! Fort mit den Scholastikern! Aus ihnen lernt man weder die göttlichen Dinge, noch die irdischen recht begreifen. Warum soll man die christliche Erkenntnis nicht gleich aus der Quelle der Offenbarung, aus der heiligen Schrift selbst schöpfen? Warum über den Schriften der mittelalterlichen Mönche die Dichter, Geschichtsschreiber und Naturgelehrten der alten Griechen und Römer verachten, aus denen eine bessere Kenntnis der Welt und des Lebens, vor allem aber eine bessere Kenntnis der alten Sprachen zu gewinnen ist?

Trotzdem fuhren die Herren Professoren zum Teil noch fort, die althergebrachten Vorlesungen zu halten. Denn gleich den ganzen Lehrplan umzuändern, dazu war solch eine Universität ein viel zu schwerfälliges Wesen. Erst im Jahre 1533 ist es zu einem ganz neuen Lehrplan für die Universität Wittenberg gekommen.

Aber der neue Geist machte sich doch merklich fühlbar. Wenn ein

Professor über die Scholastiker las, so fehlte es ihm an Zuhörern. Wer dagegen über ein biblisches Buch las, oder etwa über die Schriften des Augustinus, der konnte darauf rechnen, daß ihm die Studenten zuströmten.

„Unsere jungen Leute," schreibt Luther am 2. September 1518, „haben einen wunderbaren Eifer für die heilige Schrift und für die lautere Theologie."

So ließ man denn altgewohnte Vorlesungen fallen und lehrte dafür allerhand nicht dagewesene Dinge. Und was man in Wittenberg nicht mehr lehrte und hörte, das konnte auch von den Studenten beim Examen nicht mehr verlangt werden — so mußte man auch an der Prüfungsordnung ändern.

Immer neue Vorschläge gingen deshalb an Kurfürst Friedrich. Und immer fanden sie dessen bereitwillige Zustimmung, denn er sah es ja deutlich, daß das neue Leben seine liebe Universität förderte und immer mehr wissensdurstige Jünglinge herbeizog (Seite 254).

Wie hätte nun Luther diese Stätte frischen Forschens und Strebens, Lehrens und Lernens so leichten Herzens verlassen können? Was war für die Universität Wittenberg zu erwarten, wenn er ging? Hatte er doch den viel verheißenden Umschwung durch die überlegene Macht seines Geistes zustande gebracht. Schon ehe er anfing, die Kirche zu reformieren, hatte er hier mit grundsätzlichen Neuerungen begonnen. Und wenn ihm von den Römischen sein Wirken in Wittenberg unmöglich gemacht wurde und er sonstwo auf Erden eine Freistatt suchen mußte — ganz abgesehen davon, ob er für sich eine solche Freistatt fand, so mußte er sich sagen, daß es dann auch in Wittenberg mit der neuen, freien, evangelischen Wissenschaft vorbei war.

So schreibt er denn am 19. November an Spalatin um Nachricht, ob Friedrich sich beim Papste für ihn verwenden wolle, und läßt den Freund hineinblicken in das bekümmerte Herz, aus dem dieses Verlangen kommt:

„Nicht, als ob ich viel sorgte nur um mich; denn mich betrübt, daß ich Elender nicht wert bin, das Allerschlimmste für die Wahrheit zu leiden, habe ich doch bei meiner Reise (nach Augsburg) fast bis zum Gottversuchen Not und Gefahren aufgesucht — aber um unsere Universität trage ich Sorge. Ich möchte nicht, daß die Studien unserer wackeren Jünglinge, die wunderbar begeistert sind für die heilige Schrift, im Keime erstickt werden. Bin ich erst beiseite gebracht, so ist

die Thür offen wider Doktor Karlstadt und unsere ganze Theologenzunft, und so wird, fürchte ich, unsere kaum erst recht erblühende Universität plötzlich zu Grunde gerichtet werden."

Und wie innig Luther der Wittenberger Universität mit seinem Herzen zugethan war, dem Freundeskreise, und dem wissenschaftlichen Leben dort, das sehen wir aus einem Briefe, den er von Augsburg in den bewegten Tagen seiner Verhandlungen mit Kajetan nach Wittenberg schrieb.

Da schaut er ergeben einem ungewissen, drohenden Geschick entgegen: aber während er bereit ist, alles zu leiden, thut es ihm bitter weh, daß er Wittenberg und die lieben Genossen nicht wiedersehen soll. Und er ruft dem Freunde zu:

„Du stelle Deinen Mann, wie Du denn auch thust, und lehre die Jugend, was recht ist: ich gehe hin, für sie und Euch zu sterben, wenn es Gott gefällt. Denn ich will lieber untergehen und, was mir schwerer wird als alles, Eure liebe Gemeinschaft für immer entbehren, als daß ich die Wahrheit widerrufen und damit zur Vernichtung unserer trefflichen Studien den Anstoß geben sollte."

Und wer war der Freund, an den Luther diese Worte schrieb? Philipp Melanchthon.

Das haben wir dem Leser bisher verschwiegen, ob's auch wahrlich nicht die unwichtigste Begebenheit war des fünfzehnhundertundachtzehner Jahres, daß am 25. August Philipp Melanchthon als Professor in Wittenberg seinen Einzug gehalten hat. So hatte Gott gerade in der schweren Zeit, wo die Vorladung nach Rom Luthern von seinem Arbeitsfelde für immer abrufen wollte, ihm den besten und größten Genossen seiner Lebensarbeit zugeführt.

Auch sonst mag ein denkender Geist das Walten des Weltregenten in der Weltgeschichte wohl verspüren, sonderlich in der Geschichte der Reformation. Hier muß selbst ein blödes Auge die Hand eines Höheren erkennen, wie sie ins Leben eingreift und mitten in dem Streiten und Streben der Menschen das Beste thut.

Als Melanchthon dem Rufe nach Wittenberg folgte, ahnte niemand, auch er selbst nicht, auch Luther nicht, daß er Luthern bei dem Werke der Reformation als ein ebenbürtiger Mitarbeiter zur Seite stehen sollte.

Weder hat Luther den Melanchthon zuvor schon gekannt und begehrt, noch ist Melanchthon zuvor schon für Luther erwärmt gewesen,

und dadurch gen Wittenberg getrieben worden. Recht zufällig und geschäftlich ging's bei dieser Berufung zu.

Wer war Melanchthon, als er nach Wittenberg kam, und wie geschah das?

Melanchthon war ein Humanist und zwar einer von den berühmteren und hoffnungsvollsten.

Daraus folgte aber nichts weniger, als daß er Luthern und seiner Sache zugethan sein mußte. Denn Luther und die Humanisten, das wissen wir schon, hatten bisher keineswegs gemeinsame Sache gemacht. Und sie konnten das nicht, denn sie waren nicht Eines Geistes Kinder.

Luther hatte von den Humanisten gelernt und wollte noch von ihnen lernen. Als Student hatte er mit jungen Leuten dieser Richtung Freundschaft gehalten (Seite 15). Aber was er an den Humanisten vermißte und darum sich immer mehr von ihnen abgestoßen fühlte, das war dies. Er vermißte an ihnen das rechte, ernste Mitleiden mit dem Jammer der Christenheit, den Gewissenseifer um das Eine, was notthut (Seite 194 f.).

Und so benahmen sich auch die Humanisten sehr verschieden, als Luther den Ablaßstreit begann. Weil er ein Mönch war, mußte er ihnen von vornherein verächtlich sein, und wenn er sich des armen, verführten Volkes annahm, so war ihnen dies im Grunde herzlich gleichgiltig. Sie waren zu vornehm, sich um die Sache ernsthaft zu bekümmern.

Was konnte auch für die Bildung, für den Ruhm der Gelehrten und Poeten bei einem Unternehmen herauskommen, das, wenn es Erfolg hatte, in die bestehenden Verhältnisse tief einschneiden und das ganze Volk in Aufruhr bringen mußte?

Viele Humanisten waren den hohen Kirchenfürsten verbunden und verpflichtet, welche Luther unsanft um ihrer Pflichtvergessenheit willen angriff, dem Erzbischof Albrecht von Mainz und dem Papste Leo, denn an beiden hatten sie freigebige Gönner. Wie man in diesen Kreisen Luthers Auftreten ansah, das soll uns ein Brief Ulrichs von Hutten zeigen, des Ritters und Poeten, der damals in Diensten Albrechts stand. An Gelegenheit, sich über den Ablaßstreit zu unterrichten, hat es ihm

in dieser Stellung nicht gefehlt. Da schreibt er nun zu Anfang April 1519 an einen Freund:

„Zu Wittenberg in Sachsen ist, was Ihr vielleicht noch nicht wißt, eine Partei gegen die Gewalt des Papstes aufgetreten, während die andere den päpstlichen Ablaß verteidigt. Von beiden Seiten nimmt man einen gewaltigen Anlauf und bietet viel Kraft auf. Mönche stehen an der Spitze der Kämpfenden. Die Heerführer sind rasch und hitzig, voll Mut und Eifer; bald rufen sie und schreien; bald jammern sie und klagen das Schicksal an. Neuestens haben sie sich auch an das Schreiben gemacht. Die Buchdrucker bekommen zu thun. Es werden Streitsätze und Erklärungen, Schlüsse und Artikel verkauft. Das ist manchem schon übel bekommen.

„So, hoffe ich, werden sie sich gegenseitig zu Grunde richten. Ich selbst habe neulich einem Mönche, der mir davon berichtete, zur Antwort gegeben: „Fresset einander, damit ihr von einander gefressen werdet!“ Mein Wunsch ist nämlich, daß unsere Feinde (die Mönche und Theologen) so viel als möglich in Zwietracht leben und nicht ablassen mögen, sich unter einander aufzureiben. Ja gebe Gott, daß alle zu Grunde gehen und aussterben, welche der aufkeimenden Bildung hinderlich sind!“

Derselbe Hutten, der im Anfang so blind war für das, was in Wittenberg vorging, wird bald als ein ritterlicher Kämpfer an Luthers Seite fechten!

Aber bereits sind etliche andere Humanisten, lauter junge Leute, von Luther für seine Sache gewonnen. Wie oft schon haben wir Johann Lang von Erfurt genannt und den Georg Spalatin, die waren einst auch von dieser Richtung. Humanistisch gesinnt war auch der Nürnberger Kreis, mit dem Luther in Briefwechsel stand. Bei den süddeutschen Humanisten kam durch seine Heidelberger Reise eine günstigere Ansicht über ihn auf, wie er denn in Heidelberg einige begabte Jünglinge zu seinen begeisterten Anhängern machte.

Aber Melanchthon war nicht unter denen, die sich zu Luther hingezogen fühlten.

Philipp Melanchthon war vierzehn Jahre jünger als Luther. Am 16. Februar 1497 erblickte er das Licht der Welt zu Bretten, einem Städtchen in der Unterpfalz, heute zum Großherzogtum Baden gehörig.

Seine Eltern waren ehrenwerte und fromme, dazu nicht unvermögende Leute. Der Vater, Georg Schwarzerd oder Schwarzert — denn Melanchthon hat sich der Sohn erst später geheißen — hatte einen weiten Ruf als Waffenschmied, und wie seine Kunst ihn lobte, so auch sein Christentum: ein strenger, gewissenhafter, wahrheitsliebender Sinn gewann ihm die Achtung seiner Mitbürger und Geschäftsfreunde. Und die Mutter, Elisabeth, war eine treffliche Mutter und Hausfrau, sparsam, klug, gottesfürchtig und wohlthätig.

So wuchs der Knabe Philipp heran, wohlgeborgen im Elternhause. Aber leider verlor er schon in seinem zehnten Lebensjahre den Vater. Der ermahnte noch auf seinem Sterbebette seinen Sohn zu einem frommen Leben und zu treuem Gehorsam gegen die Kirche, und diese letzten Worte des Vaters hat Melanchthon nicht vergessen können, sie blieben ihm ein teures Vermächtnis.

Verwandte nahmen sich des Verwaisten an. Daß er das Zeug dazu hatte, ein großer Gelehrter zu werden, hatte man wohl gemerkt, und schon in Bretten war ihm ein guter Unterricht erteilt worden. Jetzt nun, im Herbst 1507, kam er nach Pforzheim zu seiner Großmutter mütterlicherseits, der Schwester des berühmten Humanisten Reuchlin.

Dieser bekümmerte sich selber um die Ausbildung seines Großneffen, denn er sah wohl, daß aus ihm etwas werden konnte. Er war es, welcher den Knaben umtaufte, indem er ihm seinen ehrlichen, deutschen Namen nach damaliger Gelehrtensitte, oder vielmehr -Unsitte ins Griechische übersetzte und aus dem Philipp Schwarzerd einen Philipp Melanchthon machte. Damit war der Knabe zum Humanisten geweiht.

In Pforzheim machte Melanchthon solche Fortschritte, daß man es für das Beste hielt, ihn alsbald auf die Universität zu schicken. Noch nicht dreizehn Jahre alt, wurde er Student in Heidelberg, Oktober 1509.

Wiewohl er in einem christlichen Hause aufgewachsen war, so hatte er doch durchaus keine besondere Neigung zur Theologie, und auch seine Verwandten thaten nichts, um ihn für dieses Studium zu bestimmen. Er trieb zunächst die allgemeinen Wissenschaften, mit denen jeder Student sich vertraut machen mußte, und brachte es darin so weit, daß er schon im Jahre 1511 das erste Examen mit Ehren bestand und ein Bakkalaureus der Philosophie wurde (Seite 18).

Der Ehrgeiz des jungen Gelehrten wurde dadurch mächtig erregt;

er studierte fleißig weiter und bewarb sich schon das Jahr darauf um die nächsthöhere Würde eines Magisters der Philosophie. Aber das ging den Herren Professoren doch zu schnell, einen fünfzehnjährigen Magister wollten sie nicht haben. So wurde Melanchthon, bei aller Anerkennung seiner Tüchtigkeit wegen zu großer Jugend nicht zum Magisterexamen zugelassen.

Später hat Melanchthon anerkannt, daß die Heidelberger Professoren damit ihm nur einen guten Dienst thaten, aber damals kränkte ihn die Zurückweisung, und so kehrte er dem schönen Heidelberg den Rücken und ging nach Tübingen. Im September 1512 wurde er hier als Student eingeschrieben.

Alles Mögliche studierte er, von heißem Wissensdurst beseelt: vor allem die alten Sprachen und die Philosophie, aber auch die Rechtswissenschaft, Mathematik und Sternkunde. Ja sogar Medizin hat er zeitweilig getrieben.

Im Jahre 1514 erreichte er denn auch das nächste Ziel seiner Wünsche und gewann mit Auszeichnung die Magisterwürde, siebzehn Jahre alt.

Nun galt es, einem Fachstudium sich zuzuwenden. Er entschloß sich zur Theologie und warf sich alsbald mit dem ihm eigenen Eifer auf diese Wissenschaft. Aber die hohle, spitzfindige Gelehrsamkeit, welche die scholastischen Professoren in Tübingen für die rechte Theologie ausgaben, konnte nur abstoßend auf ihn wirken. Ein Glück, daß seine frommen Eltern einen so christlichen Sinn in ihn gepflanzt hatten, daß er deshalb an der Theologie doch nicht ganz irre wurde. Und wie die göttlichen Dinge reiner und richtiger könnten erkannt werden, darüber erhielt er Fingerzeige von seinem Großoheim Reuchlin und anderen Humanisten. Der große Humanist Erasmus, das Haupt der ganzen Richtung, ging eben damals mit dem rühmenswerten Werke um, das neue Testament in der Ursprache herauszugeben, in der griechischen. So wurde denn Melanchthon in diesem Kreise dessen inne, daß man das wahre Evangeliu mnirgendswoher besser kennen lernen könne, als aus der heiligen Schrift. Die studierte er eifrig und fand dabei bald heraus, daß das Christentum der Bibel eine sehr verschiedene Sache sei von dem, was die mittelalterlichen Scholastiker dafür ausgaben.

Noch mußte er mit der Vulgata, der lateinischen Übersetzung der Bibel, bei seinen Studien fürlieb nehmen. Er hatte sich eine handliche Ausgabe davon verschafft. Die trug er immer mit sich herum, nahm

sie auch mit in die Kirche und las darin während des Gottesdienstes. Weil das Buch anders aussah, als die gewöhnlichen Gebetbücher, brachte ihn das in üble Nachrede; man warf ihm vor, er lese während des Gottesdienstes weltliche Bücher, die nicht in die Kirche gehörten.

War nun auch dieser Verdacht falsch und sein Christentum über alle Zweifel erhaben, so verlor er doch zu dem herrschenden Betriebe der Theologie alle Lust. Er las die Bibel für sich, aber mit seinen Vorlesungen und Arbeiten wandte er sich ganz dem Humanismus zu.

Seit er Magister geworden, also seit 1514, unterrichtete er im Auftrage der Universität jüngere Studenten und hielt Vorträge über Beredsamkeit und Weltgeschichte. Eine ordentliche Professur bekam er noch nicht übertragen. Dagegen schrieb er nun gelehrte Bücher: 1516 gab er einen lateinischen Dichter in Druck und 1518 eine griechische Sprachlehre, die lange Jahrzehnte hindurch auf unseren hohen Schulen in Gebrauch geblieben ist. Auch um das Verständnis des von Luther so übel angefochtenen Philosophen Aristoteles wollte er sich verdient machen.

So war er ein rechter Humanist, einer von denen, die zu fromm waren, um sich von der Kirche abzuwenden, aber für die damals allein berechtigte kirchliche Theologie keine Neigung in sich verspürten.

Luthers Schriften fanden ihren Weg auch nach Tübingen. Aber da ist nicht die leiseste Spur, daß Melanchthon auf die Vorgänge in Wittenberg wäre aufmerksam geworden. Geschweige denn, daß er irgend zu Luthern sich hingezogen fühlte. Erst in Wittenberg hat er Luthern kennen gelernt, und da ist er denn schnell sein gelehriger Schüler und treuer Bundesgenosse geworden. Ohne den Ruf nach Wittenberg wäre er wohl einer von den Humanisten geblieben, die abseits von dem Kampfplatze, worauf Luther und die Papisten ihren Streit ausfochten, still und vornehm ihre Gelehrtenarbeit thaten. Aber Gott hatte es anders beschlossen.

Mit der Berufung Melanchthons nach Wittenberg ging es aber so zu.

Luthers Hauptsorge für die Universität Wittenberg war die, daß ein ordentlicher Lehrer des Griechischen und des Hebräischen gewonnen werden möchte. Denn ehe die Studenten nicht die biblischen Sprachen verstanden, war aller Eifer um die heilige Schrift halb verloren. Und er für sich brauchte solch einen Sprachenmeister auch. Hebräisch ver-

stand er zwar nun einigermaßen, dank den Büchern Reuchlins, aber im Griechischen hatte er es noch nicht weit gebracht.

So wandte sich denn der Kurfürst Friedrich an den berühmten Reuchlin mit dem Ersuchen, er möge ihm für seine Universität einen Lehrer des Griechischen vorschlagen. Reuchlin empfahl den Melanchthon. Und soeben hatte sich dieser durch seine griechische Sprachlehre als den rechten Mann ausgewiesen, wie die Wittenberger ihn brauchten.

Als Melanchthon den Ruf erhielt, entschloß er sich, zu folgen, hauptsächlich deshalb, weil ihm seine Stellung in Tübingen durch mancherlei üble Umstände verleidet war. In Wittenberg konnte er hoffen, ungehindert seinen humanistischen Neigungen nach schreiben und lehren zu dürfen. Als ein Sprachenmeister ging er nach Wittenberg — ein Reformator ist er dort geworden.

Beinahe hätte man ihn unterwegs noch festgehalten. Die Leipziger machten Anstrengungen, ihn für sich zu gewinnen. Aber er kam glücklich am 25. August 1518 nach der Stadt, die ihn festhalten sollte bis zu seinem Tode.

Als der einundzwanzigjährige Jüngling in den Kreis der Wittenberger Professoren eintrat, zart und unscheinbar in seinem äußeren Auftreten, da mochte wohl manchem ein Bedenken kommen, ob dies der rechte Mann sei, den sie brauchten. Aber rasch überwand Melanchthon alles Mißtrauen. Am 29. August hielt er vor den versammelten Professoren und Studenten seine Antrittsrede. Da war freilich noch nichts von Lutherscher Theologie drin, aber offen kündigte auch er der alten scholastischen Gelehrsamkeit den Krieg an. Nicht von einer notwendigen Erneuerung der Kirche sprach er, wohl aber von einer notwendigen Erneuerung der *Wissenschaft*. Würde man hier Hand anlegen und die gelehrten Studien in vernünftigere Bahnen lenken, so würde dem Verfall der Kirche am besten gewehrt werden.

Nun, es enthielt diese Rede genug, was Luthern und dem gleichgesinnten Kreise herzlich wohlgefiel. Denn ihnen allen war es auch um eine Neugeburt der Wissenschaften zu thun. Luther selbst erkannte mit schnellem Blick, was für einen Schatz er an dem jungen Gelehrten gefunden.

„Vorgestern hat Melanchthon eine ganz ausgezeichnete Rede gehalten," schrieb er an Spalatin, „alle sind so für ihn eingenommen und

voll von Bewunderung, daß Du Dir gar nicht mehr Mühe zu geben brauchst, ihn uns zu empfehlen. Schnell haben wir unser Vorurteil gegen sein Äußeres und seine Person fahren lassen, freuen und wundern uns über das, was er uns bietet, und sagen dem durchlauchtigsten Fürsten, wie auch Dir für Deine Dienste unseren Dank. Nun laß vielmehr Deine Sorge sein, daß Du ihn unserm Fürsten aufs angelegentlichste empfiehlst.

„Ich für meinen Teil verlange, wenn er uns bleibt, keinen andern Lehrer im Griechischen. Nur fürchte ich, daß seine zarte Gesundheit unser Klima nicht vertragen wird, und dann, daß bei dem geringen Gehalte, für den man ihn gewonnen hat, die Leipziger ihn uns nur zu bald entführen werden, wie sie sich denn schon dieser Hoffnung rühmen. Ich hege Verdacht, und viele andere mit mir, gegen den Doktor Pfeffinger, daß er nach seiner Art auch hier wieder ein allzu gewissenhafter Haushalter über den Geldbeutel des Fürsten gewesen ist.

„Also, mein lieber Spalatin, seht zu, daß Ihr seine Person und seine Jugend nicht verachtet. Denn ich möchte nicht, daß wir und unsere Universität uns eine Blöße gäben und unsern Nebenbuhlern zum Gespötte würden."

Von ähnlichen Stellen sind nun die Briefe voll, die Luther in den nächsten Wochen an die Freunde schreibt. Er war glücklich über die Errungenschaft, die er und seine Universität an dem jungen Professor gemacht hatten.

„Nun haben bei uns Vorlesungen über das Griechische angefangen," heißt es in einem Briefe an Staupitz vom 1. September. „Wir treiben alle Griechisch, um die Bibel zu verstehen. Auch einen hebräischen Lehrer erwarten wir und ist darauf jetzt des Fürsten Sorge gerichtet."

Am Tage darauf schließt er einen Brief an Spalatin:

„Leb wohl in dem Herrn und laß Dir unsern griechischen Philippus bestens empfohlen sein. Er hat den Saal voll von Zuhörern; besonders alle Theologen, Professoren und Studenten, regt er zum Studium des Griechischen an."

Nicht so schnell bekehrte sich Melanchthon zu Luthers Theologie. Er mußte sie jetzt erst kennen lernen. Aber es hätte ja seltsam zugehen müssen, wenn dieses Jünglings bildsame Seele nicht bald von der geistigen Übermacht des um 14 Jahre älteren Reformators wäre gewonnen worden. In einem Briefe vom September nennt er Luthern einen

trefflichen und gelehrten Mann. Bald hatte er ganz andere Lobeserhebungen für ihn. In einem griechischen Gedicht feierte er ihn als den „Diener und Vorkämpfer der Wahrheit", den „treuen und wachsamen Hirten".

Und vielleicht geschah auch dieses schon auf Wunsch und Anregung Luthers, daß Melanchthon seine Vorlesungen an der Universität mit der Auslegung des Briefes Sankt Pauli an den Titus eröffnete.

Dabei hatte er mit einer nicht geringen Schwierigkeit zu kämpfen. Nicht einmal er selber besaß ein vollständiges griechisches Testament. Er schrieb nach Nürnberg, daß man ihm eines schicke. War doch im Jahre 1516 die erste Ausgabe des neuen Testamentes, von Erasmus besorgt, herausgekommen. Aber der beste Buchhändler in Nürnberg hatte von dieser Ausgabe nur ein einziges Exemplar, und für das verlangte er nicht weniger als 8 Goldgulden (über 150 Mark).

Um den Studenten die Schrift, die er in der Grundsprache erklärte, in die Hände geben zu können, mußte Melanchthon jedes biblische Buch, über das er las, einzeln drucken lassen.

Inmitten des regen Strebens, das die Wittenberger Theologen erfüllte, erwachte auch in Melanchthon immer lebhafter die Lust zur Theologie und schon am 15. Oktober 1518 spricht er in einem Briefe die Zuversicht aus, daß er mit Gottes Hilfe auch in der Theologie noch einmal etwas Tüchtiges leisten werde.





Fünfzehntes Kapitel.

Luther lehrt seinen Widerparten das Vaterunser.

Wir sind so fleißig wie die Ameisen". So schrieb Luther am 11. Dezember von sich und seinen Mitarbeitern nach Nürnberg. Er selber war der allerfleißigste. Während er sich gerüstet hielt, Wittenberg zu verlassen, und jeder Tag den drohenden Bannfluch über seinem Haupte entladen konnte, hielt er ruhig seine Vorlesungen, predigte und schrieb Bücher.

Und zwar schickte er nicht nur Streitschriften in die Druckerei wie den Bericht über die Augsburger Verhandlungen oder die Appellation an ein künftiges Konzil — immer wieder schlug bei ihm das Verlangen durch, dem Volke mit seinen Gaben zu dienen.

So ließ er denn noch vor Ende des Jahres 1518 für die einfältigen Laien eine ausführliche Auslegung des Vaterunsers erscheinen.

Er hatte dazu eine besondere Veranlassung. „Von seiner Schüler Einem", dem Johannes Schneider aus Eisleben, der sich auf Lateinisch Agricola nannte, war im Jahre 1517 eine Nachschrift seiner Predigten über das Vaterunser in Druck gegeben worden (Seite 114). Kurz hinter einander erschienen davon in Leipzig drei Ausgaben, so groß war die Nachfrage. Aber Luther konnte keine Freude daran haben; denn Agricola hatte es wohl gut gemeint und für seinen „unvergleichlichen Lehrer" Martin Luther ein begeistertes Zeugnis abgelegt, aber allerhand eigene Zusätze in Luthers Predigten eingefügt, so daß dieser die Auslegung nicht als sein Eigentum anerkennen konnte. So entschloß er sich

denn, selber eine Erklärung des Vaterunsers für die Ungelehrten herauszugeben.

Er schickte ein kurzes Vorwort voraus; das lautet:

„Es wäre nicht not, daß man meine Predigten und Worte auf dem Lande irre führte; es sind wohl andere Bücher vorhanden, die würdig und nützlich wären, daß man sie dem Volke predigte. Weiß nicht, wie durch Gottes Geschick ich ins Spiel komme, daß etliche aus Freundschaft, etliche auch aus Feindschaft meine Worte auffangen und treiben. Dadurch bin ich veranlaßt, dies Vaterunser, vorhin durch meinen guten Freund ausgegangen, wiederum auszulassen, auf daß ich mich weiter erkläre, und, wenn es möglich wäre, auch meinen Widerparten möchte einen Dienst erzeigen. Denn mein Sinn ist, daß ich jedermann nützlich, niemandem schädlich wäre."

So will denn Luther auch seinen Widerparten das Vaterunser lehren. Das war mehr als ein Scherz von ihm. Er ging nicht aus aufs Streiten und Einreißen, er wollte die Kirche Christi bauen und jedermann gerne zur Seligkeit helfen.

Und heute noch mögen wir uns an der Schrift erbauen. Darum soll sie — zwar nicht vollständig, sondern nur im Auszuge — hier eine Stelle finden.

Nur zwei Anmerkungen dazu im voraus. Wenn der geneigte Leser diese Erklärung des Vaterunsers vergleichen wird mit der wohlbekannten, die Luther gute zehn Jahre später im Kleinen Katechismus gegeben, so wird ihm auffallen die verschiedene Auslegung der vierten Bitte. Die versteht Luther später nach dem einfachen Wortverstande von dem leiblichen Brot und leiblicher Nahrung und Notdurft, jetzt aber von dem himmlischen, geistlichen Brote, dem Worte Gottes. Der Doktor Luther hat eben in der Zwischenzeit weiter darüber nachgedacht und ist nicht gewesen wie die Leute, die sich schämen, von einer einmal ausgesprochenen Meinung nach besserer Erkenntnis zu weichen.

Zum Andern soll sich niemand wundern, wenn der Beschluß des Vaterunsers, wie wir ihn mitzubeten gewohnt sind, nicht mit erklärt wird. So schön und christlich er ist, so gehört er doch genau genommen nicht mit zum Gebete des Herrn. Es ist erst seit dem vierten Jahrhundert aufgekommen, daß die Gemeinde im Gottesdienst auf das vom Geistlichen gebetete Vaterunser mit den Worten einfiel: „Denn Dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit".

Nun aber wollen wir Luthern selber zu Worte kommen lassen, daß

er heute uns, wie einstmals seinen Widerparten und Freunden einen Dienst leiste mit seiner

Auslegung des Vaterunsers (1518).

Aus dem Vaterunser lernen wir beides, Wort und Weise, d. h. wie und was wir beten sollen.

Zum Ersten die Weise: Die ist, daß man wenig Worte mache, aber viel und tiefe Meinung oder Sinn. Je weniger Worte, je besser Gebet: je mehr Worte, je weniger Gebet. Wenig Wort und viel Meinung ist christlich; viel Wort und wenig Meinung ist heidnisch. — Drum spricht Er Joh. 4,24 zu dem heidnischen Weiblein: „Wer Gott will anbeten, der muß ihn in dem Geist und in der Wahrheit anbeten" Denn nur ein Gebet im Schein und leiblich ist das äußerliche Murmeln und Plappern mit dem Mund, ohne alle Acht; aber das geistliche und wahrhaftige Gebet ist die innerliche Begierde, Seufzen und Verlangen aus Herzens Grund. Das erste macht Heuchler und sichere Geister; das andere macht Heilige und furchtsame Kinder Gottes.

Die Worte sind: „Vater unser u. s. w." Dieweil nun dies Gebet von unserm Herrn seinen Ursprung hat, wird es ohne Zweifel das höchste, edelste und beste Gebet sein. Denn — hätte er ein besseres gewußt, der fromme, treue Schulmeister, er würde es uns auch gelehrt haben. Das soll man so verstehen: nicht daß alle andern Gebete bös seien, welche diese Worte nicht haben, sondern daß alle andern Gebete verdächtig sein sollen, die nicht dieses Gebetes Inhalt und Meinung voraushaben und umfassen. Denn, die Psalmen sind auch gute Gebete, obwohl sie nicht so klar dieses Gebetes Eigenschaft ausdrücken, doch aber ganz in sich schließen.

„Vater unser, der Du bist in dem Himmel."

Der beste Anfang und Vorrede ist, daß man recht wisse, wie man den nennen, ehren und behandeln soll, den man bitten will. Nun ist kein Name unter allen Namen, der uns Gott gegenüber geschickter macht, als: „Vater"! das ist gar eine freundliche, süße, tiefe und herzliche Rede. Es wäre nicht so lieblich oder tröstlich, wenn wir „Herr" sagten, oder „Gott", oder „Richter", denn keine lieblichere Stimme giebt es, als die des Kindes zum Vater.

Wer aber anhebt zu bitten: „Unser Vater, der Du bist in dem Himmel", und thut das aus Herzensgrund, der bekennt, daß er einen

Vater hat und diesen im Himmel, sich aber erkennt er im Elend und verlassen auf Erden. Daraus muß dann ein herzliches Sehnen erfolgen, wie bei einem Kind, das fern von seines Vaters Land unter fremden Leuten in Elend und Jammer lebt, so als ob es spräche: Ach, Vater, Du bist im Himmel, ich, Dein elend Kind auf Erden, weit von Dir, in allen Fährlichkeiten, in Jammer und Not, unter den Teufeln und böseſten Feinden und mancherlei Trübseligkeiten!

So sollen nun dies Gebet beten alle Leute, und selbst die, die nicht (recht) wissen, was die Worte bedeuten. Das halte ich für das beste Gebet, denn da redet das Herz mehr als der Mund. Derweilen steht ein anderer in der Kirche und wendet die Blätter um, zählt die Paternosterkörner (am Rosenkranze) und klappert sehr damit, und ist mit dem Herzen weit von dem, was er mit dem Munde bekennt. Das heißt nicht gebetet. Also findet man auch einen Teil Priester und Geistliche, die ihre Horen (Gebetsstunden) ohne alle inwendige Begierde überhinschlappern und dürfen darnach ohne Scham sagen: Ei, nun bin ich froh; ich hab unseren Herrn nun bezahlt — meinen, sie haben Gott also genug gethan!

Jetzt setzen wir unseren Trost und unsere Zuversicht in viel Geplärr, Geschrei und Gesang: was doch Christus verboten hat, als er (Matth. 6,7) sagt: „Niemand wird durch viel Wortmachen erhört.“

Möchte wohl Einer sagen: „Steht doch geschrieben (Luk. 18,1): „Ihr sollt ohne Unterlaß beten!“ Antworte ich: Sieh' die Worte recht an! Er spricht nicht: Ihr sollt ohne Unterlaß beten, Blätter umwenden, Paternosterringlein ziehen, viele Worte machen u. dergl. So sind Ketzer gewesen, die hießen Euchiten, d. i. Beter; die wollten das Wort Christi halten und beteten, d. h. sie plapperten mit dem Munde Tag und Nacht, und thaten sonst nichts, und erkannten nicht ihre Thorheit, wenn sie aßen, tranken oder schliefen und so das Gebet unterlassen mußten. Darum ist das Wort Christi vom geistigen Gebet gemeint, das mag ohne Unterlaß geschehen, auch bei leiblicher Arbeit, wiewohl das niemand gänzlich vollbringt. Denn wer mag allzeit sein Herz zu Gott erheben? Darum ist uns dieses Wort auch dazu gesetzt, daß wenn wir sehen, daß wir es nicht thun, uns erkennen als schwache, gebrechliche Menschen, und gedemütigt werden und um Gnade bitten!

Also bekennen alle Lehrer der Schrift: das Wesen und die Natur des Gebetes sei nichts anderes, als eine Erhebung des Gemütes oder Herzens zu Gott. Ist aber die Rede des Gebetes des Herzens Er-

hebung, so folgt, daß alles andere, was keine Erhebung des Herzens ist, kein Gebet ist. Darum ist Gesang, Reden, Pfeifen (Orgeln), wenn die herzliche Erhebung nicht da ist, geradeso ein Gebet, wie die Butzen (Vogelscheuchen) in den Gärten Menschen sind.

Doch soll sich niemand so auf sein Herz verlassen, daß er ohne Worte beten wollte, er sei denn wohl geübt im Geist und habe Erfahrung, die fremden Gedanken auszuschlagen. Darum soll man sich an die Worte halten und an denselben aufsteigen, so lange bis daß die Federn wachsen, daß man fliegen mag ohne Worte.

Zuletzt ist zu merken, wie gar ordentlich Christus dieses Gebet gesetzt. Denn er läßt nicht zu, daß ein jeglicher für sich allein bitte, sondern für die Gesamtheit aller Menschen. Denn er lehrt uns nicht sagen: „Mein Vater", sondern „Vater unser". Das Gebet ist ein geistlich, gemeinsam Gut, darum soll man niemand des berauben, auch nicht die Feinde. Denn so er unser aller Vater ist, will er, daß wir unter einander Brüder sein sollen, freundlich leben und für einander bitten, gleichwie für uns selbst.

Erste Bitte: Geheiliget werde Dein Name.

Es ist unter den sieben Bitten nichts Größeres, als daß wir bitten: Dein Name werde geheiligt! Merke aber, daß Gottes Name von selbst heilig ist, und nicht von uns geheiligt wird, vielmehr alle Dinge und auch uns heiligt; sondern das ist's, wie Sankt Cyprianus sagt, daß er in uns geheiligt werden soll.

Um aber zu sehen, wie Gottes Namen in uns geheiligt werde, wollen wir vorher sehen, wie er in uns verunheiligt und verunehrt wird; nämlich durch den Mißbrauch, wie, wenn wir ihn brauchen nicht zum Frommen unserer Seele, sondern zum Vollbringen der Sünde und zum Schaden unserer Seele: Also geschieht mit Zauberei, Lügen, Schwören, Fluchen, Trügen, wie denn das zweite Gebot sagt: du sollst den Namen deines Gottes nicht unnütz anführen.

Gott ist gerecht, rein, wahrhaftig u. s. w. und dies sind alles Gottesnamen, die alle eingeschlossen werden in dem Wörtlein: Dein Name; denn aller Tugend Namen sind Gottesnamen. Da wir nun in diese Namen getauft, und durch sie geweiht und geheiligt, und sie jetzt unsere Namen geworden sind, folgt, daß alle Gotteskinder heißen und sein sollen: gütig, barmherzig, keusch, gerecht, wahrhaftig, einfältig, freundlich, friedsam, eines süßen Herzens zu einem jeglichen Menschen

auch zu seinen Feinden. Wer aber zornig, unfriedsam, neidisch, bitter, ungütig, unbarmherzig, unkeusch ist und flucht, lügt, schwört, trügt und afterredet, der thut Unehr, lästert und verunheiligt den göttlichen Namen, in welchem er gebenedeit und getauft oder berufen ist und unter die Christen gezählt und unter Gottes Volk versammelt, denn derselbe ehret unter dem Titel des göttlichen Namens des Teufels Namen; denn dieser ist ein Lügner, unrein, Afterreder u. s. w.

Aber siehe, auch solcher schädlicher, frevelhafter, ungottesfürchtiger Geister ist jetzt die Welt voll, die durch ihr gutes Leben Gottes Namen lästerlicher verunheiligen, als alle andern mit ihrem bösen Leben. Damit meine ich die hoffärtigen Heiligen und des Teufels Märtyrer, die nicht sind, wie andere Leute, gleich wie die Gleißner im Evangelium (Luk. 18,11). Diese, gerade als wären sie nicht auch Sünder und bös, wollen die Bösen und Ungerechten nicht leiden noch mit ihnen zu schaffen haben, daß man nicht sage: „O! geht der mit solchen um? Ich hätt' ihn für frömmer gehalten!" Erkennen nicht, daß Gott ihnen vor andern hat mehr Gnade gegeben, daß sie mit diesen Gnadengaben dienen sollten und wuchern.

So sprichst du nun: Wenn das alles wahr ist, so folgt, daß niemand auf Erden Gottes Namen genug heiligt! Antworte ich: Darum habe ich oben gesagt, daß die erste Bitte überschwänglich ist, und die allergrößte und die andern alle in ihr begriffen sind. Denn so jemand wäre, der Gottes Namen genugsam heiligte, der brauchte nicht mehr das Vaterunser beten; und wer so rein wäre, daß er sich kein Ding, keine Ehre selbstsüchtig aneignete, der wäre ganz rein, und der Name Gottes ganz vollkommen geheiligt in ihm. Das gehört aber nicht in dies Leben, sondern in den Himmel.

Zweite Bitte: Zu uns komme Dein Reich!

Dieses zweite Gebet thut, wie die andern, zwei Dinge: es erniedrigt und erhebt uns.

Zum Ersten demütigt es uns, daß wir öffentlich bekennen, daß Gottes Reich noch nicht gekommen sei zu uns, welches, so es mit Ernst bedacht wird und gründlich gebetet, erschrecklich ist, und ein jegliches fromme Herz billig betrüben und gar kümmerlich bewegen soll. Denn daraus folgt, daß wir noch verstoßen, im Elend und unter grausamen Feinden sind, beraubt des allerliebsten Vaterlandes; welches denn zwei leidige klägliche Schaden sind: der erste, daß Gott, der Vater, beraubt

ist seines Reiches in uns und so der, der ein Herr in allen Dingen ist und sein soll, allein durch uns solcher seiner Gewalt und Titel verhindert ist. Daß muß wehe thun allen, die Gott lieben und ihm Gutes gönnen; dazu ist es schrecklich, daß wir diejenigen sind, die Gottes Reich ringern und hindern, die er, wenn er wollte gestrenglich richten, billig möchte als seines Reiches Feinde und Räuber verdammen. Der andere Schaden ist der unsere: daß wir im Elend, in fremden Landen unter so großen Feinden gefangen liegen und allerlei Fährlichkeit des Leibes und der Seele, zuletzt auch den ewigen Tod alle Augenblicke erwarten müssen.

Zum Andern folgt dann die Tröstung und lehrt uns der freundliche Meister, unser Herr Christus, daß wir sollen bitten und begehren aus dem Elend zu kommen und nicht verzweifeln. Das zu verstehen, ist zu wissen, daß zwei Reiche sind.

Das erste ist ein Reich des Teufels; den nennt der Herr im Evangelium (Joh. 16,11) einen Fürsten oder König dieser Welt, das heißt eines Reiches der Sünde und des Ungehorsams. Nun sind wir alle in diesem Reiche so lange, bis das Reich Gottes kommt. Doch mit Unterschied. Denn die Frommen sind also darin, daß sie täglich mit den Sünden fechten, und des Fleisches Lust, der Welt Reiz, des Teufels Eingebung stetig und festiglich widerstreben. Die andern sind aber also darin, daß sie Lust dazu haben, und folgen allen Begierden des Fleisches, der Welt, des Teufels; wollten auch, so es auf sie käme, immer darin bleiben.

Das andere ist Gottes Reich; das ist ein Reich der Gerechtigkeit und Wahrheit, davon Christus sagt (Matth. 6,33): suchet vor allen Dingen das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit. So als spräche nun Gott zu uns: Christus hat euch getauft durch sich selbst, darum sollt ihr sein sein, und ihn lassen in euch leben und regieren. Das geschieht aber, wenn keine Sünde in uns regiert, sondern allein Christus mit seinen Gnaden. Also ist Gottes Reich nichts anderes als Friede, Zucht, Demütigkeit, Keuschheit, Liebe und allerlei Tugend; und daß nicht da sei Zorn, Haß, Bitterkeit, Unkeuschheit und desgleichen alles.

Nun beten wir nicht also: Lieber Vater, laß uns kommen zu Deinem Reich, als sollten wir darnach laufen; sondern: Dein Reich komme zu uns! Denn Gottes Gnade und sein Reich mit allen Tugenden muß zu uns kommen, gleichwie Christus zu uns vom Himmel auf die Erde

gekommen ist, und nicht wir von der Erde zu ihm hinaufgestiegen sind in den Himmel.

Die dritte Bitte: Dein Wille geschehe, als im Himmel, auch auf Erden.

Auch diese Bitte erniedrigt und erhebt.

Zum Ersten richten wir uns selber und verklagen uns mit unsern eigenen Worten, daß wir Gott ungehorsam sind und seinen Willen nicht thun. Denn wenn es so um uns stände, daß wir Gottes Willen thäten, so wäre dies Gebet umsonst (unnötig). Weil wir nun bis ans Ende dieses Gebet beten müssen, so folgt, daß wir auch bis an unser End' erfunden und beschuldigt werden als solche, die Gottes Willen ungehorsam sind.

Zum Andern aber holen wir in dieser Bitte Zuflucht zu Gottes Gnade, daß wir ihm fest vertrauen und ihn bitten, er wolle uns erlösen von dem Ungehorsam und dem, daß wir seinen Willen nicht thun.

Sprichst du aber also: Wer kann das hohe Gebot halten, daß er alle Dinge lasse und in keinem seinen Willen habe, sondern spreche „Dein Wille geschehe"? Antworte ich: darum lerne wie groß und notwendig es sei, und mit welchem Ernst und Herzen dieses Gebet will gebetet sein, und wie wichtig es sei, daß unser Wille getötet werde und Gottes Wille geschehe. Das merke an Christus unserm Herrn, da er im Garten seinen himmlischen Vater bat, daß er von ihm nähme den Kelch. Darnach sagt er (Luk. 22,42) „nicht mein, sondern Dein Wille geschehe". Mußte Christi Willen ausgehen, der doch ohne Zweifel gut, ja der allerbeste allzeit gewesen ist, auf daß der göttliche Wille geschehe: was wollen wir armen Würmlein prangen mit unserm Willen, der doch nimmer ohne Bösheit ist und allzeit würdig, daß er verhindert werde?

Das zu verstehen, merke, daß auf zweierlei Weise unser Willen böse ist. Zum Ersten offenbarlich, ohne allen guten Schein, als z. B. wenn wir geneigt sind zu thun, was von jedermann für bös angesehen wird. Zum Andern aber auch heimlich und unter einem guten Schein, wie Sankt Johannes und Jakobus Luk. 9,54 ff. wider die Samariter sprachen: „Herr, willst du, so wollen wir gebieten, daß Feuer vom Himmel falle und verbrenne sie." Dieser Art sind alle, die angesichts der Ungerechtigkeit oder Thorheit, die ihnen selbst oder andern widerfährt, mit dem Kopf hindurchwollen. Und he-

ben an und klagen: ei, ich meinte es so herzlich gut — ei, ich wollt einer ganzen Stadt geholfen haben — so aber will's der Teufel nicht leiden! und meinen, sie thuen recht daran, daß sie zürnen und wunderlich werden, sich und andere Leute dadurch verunfrieden, und gleich einen Rumor daraus machen, daß ihr guter Wille verhindert ist. Und wenn sie es bei Tage ansähen, so würden sie finden, daß es ein lauterer Schein gewesen und sie in dem „guten Willen" nichts anderes als ihren Nutzen oder Ehre oder den eigenen Willen und Gutdünken gesucht haben. Denn es ist nicht möglich, daß ein guter Wille, so er anders wahrhaftig gut ist, zornig oder unfriedlich werde, wenn man ihn verhindert. Ja, merke darauf: Es ist ein gewisses Zeichen eines bösen Willens, wenn er seine Verhinderung nicht leiden mag. Die Ungeduld ist die Frucht, an der du den falschen „guten Willen" erkennen sollst. Denn ein grundguter Wille, wenn er verhindert wird, spricht also: „Ach Gott, ich meinte, es solle so gut sein; so es aber nicht soll sein, bin ich zufrieden: es geschehe Dein Wille."

Siehe, daher kommen die Wölfe unter den Schafskleidern (Matth. 7,15), die hoffärtigen Heiligen, die allerschädlichsten Menschen auf Erden. Daher kommt es, daß ein Bischof wider den andern, eine Kirche wider die andere, Pfaffen, Mönche, Nonnen fechten, hadern, kriegen und an allen Orten Unfrieden ist, und doch jegliche Partei spricht, sie habe einen guten Willen, rechte Meinung, göttlichen Vorsatz, und sie also Gott zu Lob und Ehren eitel teuflische Werke treiben.

Da also ist allererst ein „guter Wille", wo kein Wille ist. Denn wo kein Wille ist, da ist allein Gottes Wille, der allerbeste. — So spricht man: Ei, hat uns doch Gott einen freien Willen gegeben! Antworte ich: Ja freilich hat er dir einen „freien" Willen gegeben; warum willst du ihn denn machen zu einem „eigenen" Willen und lässest ihn nicht frei bleiben? (Damit spielt Luther an auf die Leib-Eigenschaft jener Zeit. „Eigene Leute" sind Leibeigene, also unfreie Leute.) Ein freier Wille ist, der nichts Eigenes will, sondern allein auf Gott schaut, dadurch er dann auch frei bleibt und niemand anhangt und anklebt.

Also: Gott heißt uns in dieser Bitte wider uns selbst bitten, wobei er uns lehret, daß wir keinen böseren Feind haben, als uns selber. Denn unser Wille ist das Größte in uns, und wider denselben müssen wir bitten. Solches Gebet thut der Natur gar wehe, denn der eigene Wille ist das allertiefste und größte Übel in uns. Darum, wenn es die eigenwilligen Menschen recht bedächten, wie sie wider allen

ihren Willen bitten, würden sie diesem Gebet feind werden oder je darob erschrecken.

Die vierte Bitte: Unser täglich Brot gieb uns heut.

Du sollst sprechen: O Vater, gieb uns unser tägliches Brot; das ist: O Vater, tröste und stärke mich armen leidenden Menschen mit Deinem göttlichen Wort. Wir sagen „unser Brot“: das drückt aus, daß wir nicht um das gemeine Brot bitten, das auch die Heiden essen und Gott allen Menschen ungebeten giebt, sondern unser Brot, die wir Kinder des himmlischen Vaters sind. Von einem himmlischen, geistlichen Vater bitten wir ein himmlisches, geistliches Brot für uns, seine himmlischen Kinder.

Das Wörtlein „täglich“ heißt in griechischer Zunge „epiousion“, d. h. überwesentlich, also ein übernatürliches, unsterbliches Brot; es heißt auch auserwählt, ein sonderliches, eigenes Brot. Hebräisch aber heißt es „morgendlich“. Nun hat die hebräische Zunge die Art: das eben, was wir Deutsche „täglich“ nennen, das heißen sie „morgendlich“: also daß wir das Wort Gottes zu Hand und Vorrat haben, wenn die Not und Leiden, die wir täglich erwarten müssen, daher fallen, damit wir nicht verzagen.

Damit lehrt uns Gott bitten für alle geistlichen Prälaten, die uns Gottes Wort geben sollen. Denn es wird ihnen nicht gegeben, wir seien's denn würdig und bitten Gott darum. Darum wenn du ungelehrte und ungeschickte Bischöfe, Pfaffen oder Mönche siehst, sollst du nicht fluchen, richten oder spotten, sondern sie nicht anders ansehen, denn als eine gemeinsame Plage Gottes, damit er dich und uns alle straft, darum, daß wir das Vaterunser nicht gebetet und nicht recht um unser täglich Brot gebetet haben. Die Schuld ist mehr die unsere, als die ihre. Darum sollen wir keine Lust daran haben, sie zu verachten und zu verspotten, sondern mit Blutstropfen weinen, daß Gott uns eine solche schwere, ernstliche Plage zugefügt.

Das Brot also bedeutet das Wort Gottes; denn dieses hat viele Namen in der Schrift um seiner unzähligen Tugenden und Wirkungen willen. Es heißt ein geistliches Schwert, ein Licht, ein Morgenregen, ein Abendregen, ein himmlischer Thau, Gold, Silber, Arznei, Kleid, Schmuck und dergleichen viel, so auch ein Brot, weil die Seele davon gespeist, gestärkt, groß und fest wird. Das Brot ist aber niemand als Jesus Christus selbst: Joh. 6,35. 51. Den zu erkennen sind

alle Bücher zu wenig, alle Lehren zu gering, alle Vernunft zu stumpf: allein der Vater muß ihn offenbaren und uns geben, wie er sagt Joh. 6,44: „Niemand kommt zu mir, es sei denn, daß ihn ziehe der Vater, der mich gesandt hat."

Nun wird uns Christus unser Brot, in zweierlei Weise gegeben.

Zum Ersten äußerlich durch Menschen, als durch die Priester und Lehrer. Und das geschieht auf zweierlei Weise: einmal durch's Wort, zum andern im Sakrament am Altar. Da wäre viel davon zu reden. Kürzlich: es ist eine große Gnade, wo Gott giebt, daß man Christum predigt und lehrt.

In dem Sakrament empfängt man Christum, aber das wäre ganz umsonst, wenn man nicht daneben ihn zerteilte und anrichtete mit dem Wort. Denn das „Wort" bringt Christum ins Volk und macht ihn bekannt in ihren Herzen, was sie aus dem Sakrament nimmermehr verstünden. Darum ist es ein schweres Wesen zu unseren Zeiten, daß man viel Messen hält und nur zu den Messen eilt und leider! das fürnehmste, darum die Messen sind eingesetzt, dahintenbleibt: das ist das Predigen, da doch Christus gebeut: so oft ihr das thut, sollt ihr's thun, mein zu gedenken.

Zum Andern innerlich durch Gottes eigenes Lehren. Und das muß bei dem Äußerlichen sein, oder das Äußerliche ist auch umsonst. Wenn aber das Äußerliche recht geht, so bleibt das Innerliche nicht aus. Dein Gott läßt sein Wort nimmermehr ohne Frucht ausgehen; er ist dabei und lehrt innerlich selbst, das er äußerlich giebt durch den Priester, wie er durch Jesajas spricht (55,10. 11.): „Mein Wort, das von meinem Munde ausgeht, wird nicht leer wiederkommen; sondern wie der Regen die Erde begießt und fruchtbar macht, so wird mein Wort für sich gehen und alles ausrichten, dazu ich es sende."

Bei dem Wörtein „uns" gedenke und merke aber, daß Christus nicht umsonst gelehrt hat, daß niemand beten soll „mein" Vater, sondern „unser" Vater, also auch nicht „mein täglich Brot", sondern „unser täglich Brot": er will den Haufen hören, nicht mich, noch dich oder einen ausläuftigen, abgesonderten Pharisäer.

Und wir bitten, daß Gott nicht lange sein Wort spare, sondern daß er es uns jetzt gebe „heute" und „alle Tage".

Bitten wir denn nicht auch um unser leiblich Brot?

Ja, es mag wohl auch hierinnen das leibliche Brot verstanden

werden, aber fürnehmlich das geistliche. Denn so lehrt er uns, daß wir nicht voll Sorgen sein sollen um leibliche Speise und Kleider und sagt (Matth. 6,34): „laßt die Sorge eines Tages genug sein, und sorget nicht heute auch für den Morgen; denn der Morgen wird seine eigene Sorge mitbringen". Es wäre wohl eine gute Übung des Glaubens, wer nur um das heutige Brot lernte bitten und dem großen Gott vertraute. Nicht, daß man nicht arbeiten soll um zeitlich Gut und Nahrung, sondern daß man nicht sorgenvoll sei, als könnten wir nicht gespeist werden, wir sorgten denn und ängstigten uns also; und daß die Arbeit mehr geschehe, Gott darin zu dienen und Müssiggang zu meiden, als daß man sorge und sich ängstige, wie wir ernährt werden.

Die fünfte Bitte: Und erlaß uns unsere Schuld, als wir erlassen unseren Schuldigern.

Es muß wahrlich eine ernstliche, ja viel ernstlichere Schuld da sein, als die ein Ablaß hinwegnimmt! Deshalben wird Ablaß und dies Gebet nicht wohl eins sein. Ist alle Schuld durch Ablaß abgelassen, so lösche dies Gebet aus, und bitte vor Gottes Augen nicht für falsche Schuld, damit du sein nicht spottest. Ist aber dies Gebet wahr, so helfe Gott dem armen Ablaß, daß er noch solche große Schuld daläßt, daß Gott den Menschen billig darum verdammet, so er nicht um Gnade gebeten wird. Doch rede ich nicht zu viel; denn ich kenne die subtile Glosse (Auslegung) wohl, damit man pflegt aus der heiligen Schrift eine wächserne Nase zu machen.

Nun wollen wir sehen den allerkräftigsten Ablaßbrief, der je auf Erden kam und dazu nicht um Geld verkauft, sondern jedermann umsonst gegeben wird. Andere Lehrer setzen uns die Genugthuung in den Beutel und Kasten; aber Christus setzt sie in das Herz, daß sie nicht näher gesetzt mag werden und du nicht brauchst nach Rom oder Jerusalem zu laufen um Ablaß. Und den kann ebenso lösen der Arme als der Reiche, der Kranke als der Gesunde, der Laie als der Priester, der Knecht als der Herr. Und der Ablaßbrief lautet auf deutsch also: „Wenn ihr vergebet euern Schuldigern, so wird auch mein Vater euch vergeben."

Dieser Brief, mit Christi Wunden selbst besiegelt und durch seinen Tod bestätigt, ist gar verblichen und verwest durch die großen Platzregen des römischen Ablasses. Aber Christus spricht nicht: Du sollst für deine Sünden so viel fasten, so viel beten, so viel geben, dies oder

das thun, sondern: thue nicht mehr, als wandle dein Herz und sei hold dem, der dich beleidigt hat! Vergieb nur du, so ist alles recht.

Warum predigt man solchen Ablaß nicht auch? Ja, solcher Ablaß würde nicht Sankt Peters Kirche, die der Teufel wohl leiden mag, sondern Christi Kirche bauen, die der Teufel gar nicht leiden mag. Nicht, daß ich den römischen Ablaß verwerfe, sondern daß ich möchte, daß ein jegliches Ding in seiner Würde gehalten werde: und wo man gut Gold umsonst haben kann, man Kupfer nicht teuerer achte, als das Gold wert ist.

Zweierlei Menschen mögen diese Bitte nicht beten und diesen großen Ablaß nicht lösen.

Die ersten, die ihrer Schuld vergessen, und ihres Nächsten Schuld so groß machen, daß sie auch unverschämt sagen dürfen: Ich will und kann ihm das nimmer vergeben. Die tragen den Balken, ja viele Balken in ihren Augen und sehen ihn nicht, aber den kleinen Stecken in ihres Bruders Augen mögen sie nicht vergessen. Darum wird demselben diese Bitte zur Sünde, dadurch er sich selbst vermaledeit.

Die andern sind subtiler, die geistlich beleidigt werden. Die kennt man daran, daß sie alles, was ein anderer thut, bereden, richten, verurteilen. Die heißt man auf Deutsch Afterreder, auf Griechisch Teufel, auf Lateinisch Schmäher, auf Hebräisch Satanas. Aber freilich, sie sprechen: Ja, ich red' ihm das nicht zum Schaden, noch in böser Meinung; ich gönn' ihm alles Gute.

Siehe da, wie weich Haar hat das Kätzlein; wer dächt's, daß so scharfe Klauen und Zungen in der glatten Haut steckten? O du Gleißner und falscher Mensch! Wenn du sein Freund wärst, würdest du schweigen und dein Mißfallen wandeln in Jammer und Barmherzigkeit, ihn zu entschuldigen, für ihn Gott bitten, ihn brüderlich warnen und aufrichten. Willst du etwas thun, so halte die christliche Regel Christi Matth. 18,15: „So dein Bruder etwas sündigt, das dir zuwider ist, so gehe hin und strafe ihn zwischen dir und ihm allein." Willst du es ihm nicht sagen allein: so halte deinen Mund, laß dir's im Herzen begraben sein, denn es wird dir ja der Bauch nicht davon aufbrechen, wie der Prediger Salomo sagt.

So kommen sie aber, und malen ihnen den Teufel über die Thür, brennen sich weiß, und sagen: Ei, ist es doch wahr, warum sollt ich's nicht sagen, wenn es so ist?

Antwort: Ist es doch auch wahr, daß du gesündigt hast; warum

sagst du denn nicht auch deine Bösheit, so dir alle Wahrheit zu sagen befohlen ist? Willst du aber deine verschweigen, so thue einem andern dasselbe.

Die sechste Bitte: Und nit einführ uns in die Versuchung oder Anfechtung.

In diesem Gebet lernen wir, wie ein elend Leben auf Erden sei, da es lauter Anfechtung ist. Wer hier Frieden und Sicherheit sucht, wird es nimmer dazu bringen. Darum sprechen wir nicht: nimm von mir die Anfechtung, sondern: führe uns nicht hinein, daß wir nicht darein willigen. Also ist dies Leben ein stetiger Hader und Streit wider die Sünde.

Niemand kann der Anfechtung überhoben sein, man kann sich aber wohl wehren und Gottes Hilfe anrufen.

So liest man im Altväterbuch, daß ein junger Klosterbruder begehrte seiner Gedanken ledig zu sein. Da sprach der Altvater: Lieber Bruder, daß die Vögel in der Luft dir über dein Haupt fliegen, kannst du nicht wehren; kannst aber wohl wehren, daß sie dir in den Haaren kein Nest machen!

Die siebente Bitte: Sondern erlöse uns von dem Übel. Amen.

Ein rechtbeschaffener Mensch spricht also: Lieber Vater, das Übel und die Pein drückt mich, und ich leide viel Unglück und Beschwerde, und fürchte mich vor der Hölle. Erlöse mich davon, doch nicht anders, als wie es Dir zu Lob und Ehre gereicht, und Dein göttlicher Wille ist. Wo nicht, so geschehe nicht mein, sondern Dein Wille. Denn mir ist Deine göttliche Ehre und Willen lieber, als alle meine Ruhe und Wohlergehen, zeitlich und ewig. Siehe, das ist ein gottgefällig Gebet und wird gewißlich erhört im Himmel, und so es anders gebetet und gemeint ist, so wird es unangenehm und nicht erhört.

Von dem Wörtlein: Amen.

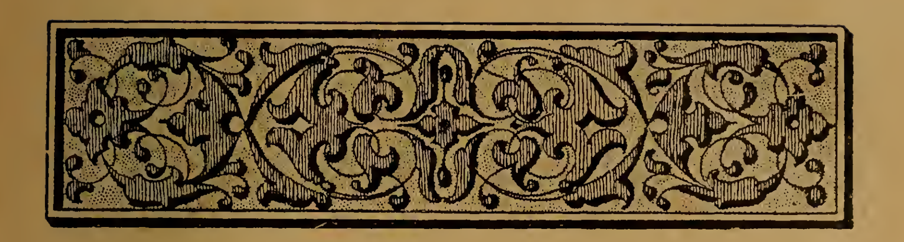
Das Wörtlein „Amen“ ist hebräische oder jüdische Sprache und heißt auf deutsch „fürwahr“ oder „wahrlich“.

Also soll ein Mensch, der da bitten will, sich prüfen und erforschen, ob er auch glaube, oder zweifle, ob er erhört werde. Findet er sich, daß er daran zweifelt, oder setzt es ungewiß und wagt es auf Abenteuer: so ist das Gebet nichts. Denn er hält nicht sein Herz still (Jakob. 1,6), darum kann Gott nichts Gewisses darein geben; ebenso wenig als du einem Menschen etwas geben kannst, wenn er die Hand nicht

stillhält. Gedenk' doch, wie wollt' es dir gefallen, wenn dich jemand hätte fleißig gebeten, und am Ende spräch' er zu dir: ich glaube aber nicht, daß du mir es gebest — und du hättest es ihm doch zuvor gewiß versprochen? Du würdest dies Gebet für Spott nehmen, und alles widerrufen, was du versprochen hättest.

Darum ist das Wort Amen, als sprächest du: O Gott Vater! Diese Dinge, um die ich gebetet habe, zweifle ich nicht, daß sie gewiß wahr sind und werden geschehen: nicht darum, daß ich um sie gebeten habe, sondern daß du sie hast bitten heißen und gewißlich zugesagt.





Sechzehntes Kapitel.

Miltitzens Sendung.

Das Jahr 1518 verging, und Rom zögerte noch immer mit dem Bannfluch.

War etwa eine mildere Strömung am päpstlichen Hofe mächtig geworden? Wollte man auf Luthers Beschwerden und Bitten eingehen, die von ihm angefochtenen Mißstände abstellen, oder ihm wenigstens eine gründliche Belehrung über seine Irrtümer gewähren?

O nein! Es war noch immer dasselbe unbußfertige, gewaltthätige Rom. Hätte man gekonnt, wie man gerne wollte — Luther war schon gebannt und verbrannt. Aber die päpstlichen Räte waren zu vorsichtig, um jetzt schon mit dem Bannstrahl dreinzufahren; denn sie hatten keine Sicherheit, wie das wirken würde.

Da war vor allen Dingen ein Mann, mit dem sie es aus guten Gründen der Staatsklugheit nicht verderben wollten: Kurfürst Friedrich von Sachsen. Konnten sie Luthern vernichten, ohne diesen seinen Landesherrn und Schutzherrn zu verletzen? Daß Friedrich ein Anhänger der Lutherschen Ketzerei wäre, das glaubte man im Ernste wohl auch zu Rom nicht; aber das hatte man aus den Berichten Kajetans deutlich ersehen, daß Friedrich nicht willens war, Luthern ungehört und unüberwiesen verdammen zu lassen. Da war nun der Staatskunst des päpstlichen Hofes ein Meisterstück aufgegeben: es galt Mittel und Wege zu finden, daß der Kurfürst sich bestimmen lasse, seine Hand von Luthern abzuziehen. War man des Kurfürsten Herr geworden, so hatte man gegen Luther gewonnenes Spiel.

Noch wußte man zu Rom nichts von Friedrichs entschiedener Antwort auf Kajetans letzte Zumutungen in der Lutherschen Sache (Seite 358). Nur die Eingaben, die Luther zu Augsburg an den Kardinallegaten gemacht, hatten ihren Weg nach Rom gefunden. Die Erwiderung darauf war eine päpstliche Bulle, worin der Papst feststellte, daß die von Luther bekämpfte Ablaßlehre die alte, überlieferte Lehre der Kirche sei. Jeden, der da anders lehre, bedrohte er mit dem Bann.

Das ging deutlich genug auf Luthers immer wiederholte Behauptung, daß durch die kirchliche Überlieferung bisher eine genaue Ablaßlehre noch nicht aufgestellt sei und daß er als Doktor der Theologie darum ein gutes Recht habe, über diesen streitigen Punkt zu disputieren. Aber Luthers Name blieb ungenannt!

Diese Zurückhaltung erklärt sich allein durch die Rücksicht auf den Kurfürsten.

Die Bulle ging von Rom aus am 9. November 1518. Kardinal Kajetan veröffentlichte sie für Deutschland am 13. Dezember. Erst vier Wochen später hörte Luther davon und bekam sie noch im Januar 1519 selber zu Gesicht.

Um dieselbe Zeit kam in besonderer Sendung der schon mehrfach erwähnte Herr Karl von Miltitz von Rom nach Deutschland. Seine Aufgabe war, Friedrich den Weisen für die Wünsche des päpstlichen Stuhles zu gewinnen und dann mit Luther kurzen Prozeß zu machen.

Karl von Miltitz gehörte einem altmeißnischen Adelsgeschlechte an, das aus Miltitz bei Meißen stammt. Schon in der Heimat hatte er es zu ansehnlichen geistlichen Pfründen gebracht, indem er Domherr von Meißen und Mainz geworden war. Mehr erreichte er in Rom, wohin er noch in seinen jungen Jahren sich wandte. Da trat er als päpstlicher Kämmerling in des Papstes Hofgesinde ein, wurde also einer von den vielen „Kurtisanen," auf welche Luther und die gesamte deutsche Nation so schlecht zu sprechen war. Daß sie immer darauf ausgingen, in allen Ländern der Christenheit die besten Stellen zu erjagen, haben wir ja erst jüngst als eine der Hauptbeschwerden des Augsburger Reichstags kennen gelernt (Seite 320). So wartete auch Miltitz in Rom darauf, ob ihm ein günstiges Geschick ein einträgliches höheres Kirchenamt zuwenden möchte.

Die höheren Weihen hatte er noch nicht empfangen und noch keine Messe gelesen. Er zog es vor, dem priesterlichen Stande „nicht also hart verbunden" zu sein; so konnte er sein Leben doch noch besser genießen.

Jung genug war er dazu; nämlich jetzt, wo er in Luthers Geschichte eingreift, stand er im dreißigsten Jahre. Er liebte die Geselligkeit und einen guten Trunk.

An Gaben fehlte es ihm nicht. Gewandt und geschmeidig im Verkehr mit Menschen, wußte er wohl etwas durchzusetzen; doch machte ihn sein großes Selbstvertrauen allzu sorglos und zuversichtlich.

Dieser junge Mann, Geistlicher und Weltmann, Deutscher und Wälscher, Beamter des Papstes und Unterthan des sächsischen Kurfürsten zugleich, schien die rechte Mittelsperson, um die Verständigung zwischen Papst und Kurfürst herbeizuführen. Hatte doch der Kurfürst, wie auch sonst seine sächsischen Landsleute, bisher schon sich gern an ihn gewandt, wenn es in Rom etwas zu erreichen galt. Jetzt ging er denn umgekehrt mit Aufträgen des Papstes nach der Heimat.

Sein Hauptauftrag war, als besonders dazu bestellter apostolischer Nuntius (Bote) dem Kurfürsten von Sachsen die geweihte goldene Rose zu überreichen. Durch solche köstliche Gnadengabe hoffte man Friedrich den Weisen zu einem ergebenen Diener des päpstlichen Stuhles zu machen. Hatte er sich doch selber durch Miltitz gewissermaßen darum beworben. Und schon im September konnte Miltitz ihm gute Botschaft senden, daß sein Wunsch beim Papste Gehör gefunden habe (Seite 323).

Wie konnte dem weisen Fürsten an der goldenen Rose so viel liegen? Und was für eine Bewandtnis hatte es überhaupt mit der goldenen Rose?

Die goldene Rose sollte Jesum Christum bedeuten, die aus der Wurzel Isai oder Jesse entsproßene Blume, nach Jesaias 11,1 und 53,2. So singt von Jesu das liebliche Weihnachtslied aus dem fünfzehnten Jahrhundert:

Es ist ein' Ros' entsprungen
Aus einer Wurzel zart,
Wie uns die Alten sungen,
Von Jesse kam die Art . . . .

In der Passionszeit am Sonntage Lätare pflegte der Papst eigenhändig eine solche goldene Rose zu weihen, und erhielt dieselbe ein angesehener Mann in der Christenheit, der sich durch frommen Eifer ausgezeichnet und als ein würdiges Glied des wahren Israels erwiesen hatte, zum besonderen Gnadenzeichen. Die Päpste verliehen das fromme Sinnbild des Heilandes damals freilich vor allem nach Maßgabe

der Politik, etwa wie heutzutage die Fürsten einen hohen Orden verleihen.

Miltitz sollte die Rose persönlich dem Kurfürsten überreichen. An den Bischof aber, der bei dieser feierlichen Handlung die Messe lesen würde, erging die Anweisung, die heiligen Gebräuche dabei sorgfältig zu beobachten, damit nicht nur der Fürst, sondern auch die Gläubigen durch solche Gnadenerzeigung getröstet und erbauet würden. Wer mit frommem Herzen der Feierlichkeit beiwohnen, den Segen des Bischofs empfangen und für das Heil des Papstes wie des Kurfürsten, für das Wohl der römischen Kirche und für die Ausbreitung des christlichen Namens fünf Vaterunser und fünf Ave Maria beten würde, sollte vollkommene Vergebung aller Sünden und vollkommenen Ablaß haben. Welch eine Gnade also nicht für den Fürsten nur, sondern auch für sein Land!

Aber freilich war man in Rom klug genug, daß man eine so kostbare Auszeichnung nicht hingeben wollte, ohne etwas Ansehnliches dafür zu gewinnen. Darum sollte Miltitz nicht ohne Weiteres an den kurfürstlich sächsischen Hof gehen und die Rose überreichen, sondern Friedrich sollte sich erst den Wünschen des Papstes gefügig zeigen, ehe er sie ausgehändigt erhielt. Und die Entscheidung darüber, wann der rechte Zeitpunkt gekommen sein würde, den Kurfürsten zu beglücken, sollte nicht der Nuntius Miltitz in der Hand haben, sondern der Legat Kajetan. An den war Miltitz durch seine Bestellungsurkunde aufs strengste gebunden, so daß er ohne dessen Wissen und Willen nichts Entscheidendes vornehmen durfte.

Als Miltitz im November über die Alpen kam, traf er den Kardinal in Augsburg nicht mehr an. Der war mit Kaiser Maximilian nach Österreich gegangen.

So gab Miltitz den kostbaren Schatz, die goldene Rose, einstweilen dem Fuggerschen Bankhause in Augsburg in sichere Verwahrung, und hatte Zeit, das Feld seiner Thätigkeit etwas genauer in Augenschein zu nehmen und sich zu überzeugen, wie in Deutschland die Dinge standen.

Luthern wurde bald nach Miltitzens Ankunft auf deutschem Boden von den Nürnberger Freunden berichtet, daß dies der Bote mit der päpstlichen Bannbulle sei (Seite 365). Und in der That war der letzte Zweck seiner Sendung, daß Miltitz den Ketzer von Wittenberg gefangen nach Rom brächte. Daß er dies geschehen ließe, sollte der Preis sein, den Friedrich für die goldene Rose zahlte. In dem Schreiben an den

Kurfürsten zog der Papst heftig los gegen den Sohn der Bosheit, vom Satan gesendet, der gerade in den kurfürstlich sächsischen Landen offenbare Ketzereien und äußerst strafwürdige Dinge predige. Da sollte nun der Kurfürst, „mit so köstlicher Gabe geschmückt, voll vom lieblichen Duft der Rose", dem Miltitz bei seinem Vorgehen gegen Luther behilflich sein und, was der Nuntius im Auftrage des Papstes begehre, ansehen, als handle der Papst selber mit ihm.

Ungezwungener sprach sich der Papst in anderen Schreiben aus, die seinem Abgesandten die Wege ebnen sollten, an sächsische Beamte, Behörden, einflußreiche Männer geistlichen und weltlichen Standes. Der Domherr Große zu Naumburg, der beim Kurfürsten sehr viel galt, wird in einem solchen Briefe ermahnt, seinen Einfluß auf Friedrich in den Dienst Miltitzens und damit des päpstlichen Interesses zu stellen; da heißt es: „Erwäge, wie verabscheuungswürdig die allzu große Frechheit des Einigen Teufelskindes, Bruder Martin Luthers, ist, und hilf dem Miltitz, daß es gelingen möge, solch giftiges Unkraut aus dem Acker des Herrn auszureuten."

Ähnliche Briefe haben wir noch an Pfeffinger, an Spalatin, an den kurfürstlichen Befehlshaber von Wittenberg und den Stadtrat daselbst. Luther wußte von 70 Briefen zu erzählen, die von der päpstlichen Kanzlei mitgegeben worden, damit Miltitz überall willige Herzen und hilfreiche Hände finde; diese Zahl wurde ihm von Männern am kurfürstlichen Hofe genannt. Mögen's immerhin etliche weniger gewesen sein — jedenfalls waren von Rom aus alle möglichen Vorkehrungen getroffen, um dem Nuntius ein glückliches Vollbringen seiner Aufgabe zu sichern.

Wie nun aber Karl von Miltitz wieder deutsche Luft atmete und aufmerkte, wie im lieben Vaterlande der Wind wehte, da spürte er schnell, daß er keine leichte Arbeit haben würde, um zum Ziele zu kommen. Schnell erkannte er, daß es geradezu ein unausführbares Vornehmen war, Luthern gewaltsam nach Rom zu führen.

Gleich in Augsburg, wie fand er da die Stimmung des Volkes so ganz für Luther! Unter fünf Menschen waren kaum zwei, drei, die zu Rom hielten. Das hat Miltitz bald darauf Luthern ins Angesicht gestanden.

Von Augsburg begab sich Miltitz zu dem kurfürstlichen Rat Pfeffinger, der gerade auf seinen bairischen Gütern weilte. Der war nichts weniger als ein begeisterter Anhänger Luthers, aber ein nüchter-

ner Staatsmann, der mit den wirklichen Verhältnissen rechnete. Er klärte den Miltitz gründlich darüber auf, daß Luthers Name bereits eine Macht sei in Deutschland und ein großer Teil des Volkes ihm anhänge.

Miltitz sah sich genötigt, einen anderen Plan zu fassen.

Zunächst entschloß er sich, als einfacher Privatmann nach Kursachsen zu gehen und dort zuzusehen, was sich machen ließe.

Unterwegs kehrte er in Nürnberg ein. Da kam er an den rechten Ort, wenn er die Begeisterung der Besten für Luther kennen lernen wollte. Nächst Wittenberg war Nürnberg wohl die Stadt, wo Luther die allereifrigsten Anhänger hatte. Da sammelten sie sich um das Augustinerkloster, dem Luthers Freund Link vorstand, wackere Männer, Rechtsgelehrte und Sprachkundige, Kaufleute und Künstler, auch der größte Maler, den Deutschland damals, ja den es jemals hatte, Albrecht Dürer darunter, Geistliche und Weltliche, und sie alle waren eins darin, daß sie in Luther den Vorkämpfer erkannten für ein besseres Christentum, als das hergebrachte der Kirche war. Link predigte ihnen in Luthers Sinne das Evangelium. In Luthers Sinne waren sie des Abends im Refektorium (Speisesaale) des Klosters beisammen und besprachen die Lage der Kirche und des Reichs. Ein Brief von Luther oder eine Schrift von ihm war eine Freude für den ganzen Kreis.

Und in dieser Gesellschaft brachte nun der päpstliche Kammerherr zwei bis drei Tage zu. Bis in die tiefe Nacht hinein saß er mit ihnen zusammen; der Mittelpunkt des Gesprächs war Luther und immer wieder Luther. Den er gefangen nach Rom schleppen sollte, über den hörte er hier nichts als Lobreden.

Miltitz war ein gewandter und freundschaftlicher Herr. Er wußte auch zur Unterhaltung beizutragen, was den „Martinianern" gefiel. Manches Geschichtchen erzählte er vom päpstlichen Hofe, das nicht eben geeignet war, die Achtung davor zu erhöhen.

Den Prierias gab er gar preis. Er berichtete, wie unzufrieden Leo X. selber mit seiner Streitschrift gegen Luther gewesen sei: „statt drei Tage hätte er lieber drei Monate darauf verwenden sollen" — das waren Leos eigene Worte. Seitdem sei der alte Prierias ein Spott geworden für den ganzen päpstlichen Hof.

Seine eigene Sendung stellte er so dar, als sei er gekommen, auszugleichen und zu versöhnen, ein Freund Luthers und des Friedens.

Wirklich ging Miltitz von Nürnberg nach Sachsen mit der Absicht, Luthern mit Güte und Freundlichkeit wieder zur Unterwerfung unter das Ansehen des Papstes zu bringen. Und weil er sich überzeugt hatte, daß die allgemeine Entrüstung über den Ablaßunfug und über die sonstigen Mißstände in der Kirche ein Opfer haben mußte, gedachte er zugleich mit dem Tetzel streng ins Gericht zu gehen und ihn preiszugeben.

In Altenburg gedachte er sowohl mit Tetzel, als auch mit Luther zu verhandeln. Ende Dezember 1519 traf er hier ein und lud sofort die Gegner beide vor sich.

Tetzel war damals in Leipzig. Er folgte der Vorladung nicht, sondern schrieb an Miltitz einen Entschuldigungsbrief, der merkwürdig genug ist, um die Hauptstellen hierherzusetzen. Er hebt an:

„Euer Ehrwürd ermahnt mich, da Sie mir doch zu gebieten haben, zu Ihnen gen Altenburg zu kommen, von Ihnen etwas Sonderliches zu hören. Nun sollt' mich solcher Arbeit und Reise nicht verdrießen, Eur Ehrwürd zu willfahren, wenn ich mich ohne meines Lebens Nachteil dürft' aus Leipzig begeben; denn Martinus Luther hat die Mächtigen nicht allein schier in allen deutschen Landen, sondern in den Königreichen zu Böhmen, Ungarn und Polen also wider mich erregt und bewegt, daß ich nirgend sicher bin."

Weiter schreibt er:

„Berührter Bruder Martinus mißt mir nämlich zu, als sollt ich Ketzerei und Gotteslästerung gepredigt haben, aller Menschen Gemüt wider mich unversöhnlich zu bewegen und mir widerwärtig zu machen, von welchen etliche, wenn ich zuweilen vom Predigtstuhl steige, mir mit Anzeigung der Augen drohen. So bin ich auch von vielen tapfern und glaubwürdigen Leuten verwarnt worden, ich soll mich aufs allerfleißigste vorsehen, denn mir haben viele von des Martins Anhang den Tod geschworen.

„Deshalb kann ich zu Eur Ehrwürd, die ich lieber denn einen Engel sehen wollt', aus meines Lebens Fahr nicht kommen. Darum wolle mich Eur Ehrwürd um Gotteswillen und von wegen meiner allergrößten Furcht entschuldigt haben.

„Hab' ich doch bis anher den heiligen päpstlichen Stuhl alle Zeit geliebt und will ihn, dieweil ich lebe, lieben; seine Freiheit oder Privilegien zu verteidigen und zu beschirmen hab' ich seit vielen Jahren und sonderlich jetzt, weil Martinus auf seinem Vorhaben besteht, unzählige

Fährlichkeit des Lebens, des Gerüchts und Gutes von gemeinem Volk, von der Geistlichkeit und anderen erlitten und werde von desselben päpstlichen Stuhls wegen mit unendlichen Betrübnissen und Schaden angefochten. Aber dies hintenangesetzt, will ich die Ehre des päpstlichen Stuhls bis an mein Ende wider alle seine Widersacher unermüdlich verfechten.

„Derhalb gebiet' mir Eur Hochwürd, wie ich thun soll, so will ich Eures Befehls geleben, wenn ich's allein ohne meines Lebens Fahr thun kann.

„Gegeben Leipzig am letzten Tage des Dezembers 1518.

Bruder Tetzel."

Dieses Schreiben Tetzels giebt zu einer doppelten Betrachtung Anlaß.

Einmal ist es ein Beweis, wie groß Luthers Anhang im Volke damals schon war, daß der Ablaßprediger sich nicht aus Leipzigs Mauern herauswagte. Wie hatte er noch vor Jahr und Tag zu Frankfurt so gewaltig gegen Luther donnern und blitzen können!

Zum Andern fällt der große Unterschied in die Augen zwischen Tetzels und Luthers Sinnesart. Mutig und getrost hatte Luther wenige Wochen zuvor den weiten Weg von Wittenberg nach Augsburg zurückgelegt, ohne Geleit, mit der bangen Ahnung, daß er nicht wieder heimkehren werde, trotz der Warnungen seiner Freunde und aller Versuche, ihn zurückzuhalten — im Bewußtsein seiner guten Sache hatte er's gewagt. Und Tetzel, sein Widerpart, getraute sich nicht die paar Stunden weit von Leipzig bis Altenburg — so lieb war ihm sein Leben.

Nun denn, wenn Tetzel ausblieb auf die Einladung des Nuntius, so wird doch Luther kommen?





Siebzehntes Kapitel.

Luthers Zusammenkunft mit Miltitz in Altenburg.

Ehe Luther die Aufforderung Miltitzens erhielt, zu ihm nach Altenburg zu kommen, hatten ihn schon die Nürnberger Freunde über die friedlichen und versöhnlichen Absichten des päpstlichen Gnadenboten unterrichtet und ihn inständig gebeten, nun seinerseits auch nachzugeben und die Hand zum Frieden zu bieten.

Auf des Kurfürsten Wunsch leistete denn Luther der Einladung Folge. Melanchthon begleitete ihn bis Leipzig. In Altenburg traf er mit Spalatin zusammen. Miltitz rühmte sich besonderer Freundschaft mit diesem.

In der ersten Woche des Januars 1519 fand die Zusammenkunft statt. Der Unterredung wohnte außer Spalatin noch ein kurfürstlicher Rat bei.

Miltitz machte in aller Freundlichkeit und Güte Luthern ernstliche Vorstellungen über das, was er angerichtet habe. Alle Welt habe er an sich gezogen und dem Papste abtrünnig gemacht; er möge doch der römischen Kirche wiedergeben, was er ihr geraubt, und durch einen Widerruf seiner Irrlehren ihre Ehre wiederherstellen.

Luther stellte die alte Bitte an den Nuntius, man möge ihm die Irrtümer anzeigen, die er zu widerrufen habe.

Hierauf beschuldigte ihn Miltitz, daß er unrechte Meinungen über den Ablaß unter das Volk gebracht.

Als Luther nun den Tetzel anklagt, daß der mit seiner Ablaßpredig' ihm Ursache gegeben habe zu seinem Vorgehen, da hat Miltitz kein

Wort der Entschuldigung für Tetzel, hört sich's auch ruhig mit an, als Luther die schwerste Schuld an dem ganzen Unfug dem Papste selber beimißt, der mit dem Erzbischof Albrecht von Mainz einen so schmählichen Handel über das Pallium abgeschlossen habe. Der Papst selber habe den Erzbischof „genötigt und verursacht, durch den Ablaß Geld zu markten, und auf diese Weise den Ablaßpredigern Ursach gegeben, das Volk Christi aufs schändlichste (durch den Ablaßkram) zu schinden."

„In dieser Not," so redete Luther weiter, „nämlich in der Geldnot, worein ihn der Kauf des Palliums gebracht, ist der Bischof verursacht worden, nach einem solchen Gesellen, als Johann Tetzel war, zu trachten, so das Handwerk, Geld zusammen zu scharren und zu kratzen und dem Volke Haut und Haar abzuziehen, viele Jahre getrieben und derhalben des ein guter Meister war, doch sonst zu nichts anderem tüchtig. Da hat denn derselbe Johann Tetzel, da er des Erzbischofs Hoffnung und Begehr genugthun und seiner auch dabei nicht vergessen wollte, des Ablaß Kraft so rein geschäumet und geläutert, d. i. so groß und hoch gelobt und erhoben, daß nun hin und wieder alle Welt einen Gräuel davor hat. Da ward ich erstlich ungeduldig über die jämmerlichen Verführungen, großen Schatzungen und Beschwerungen des armen Volks, vielmehr aber über der Florentiner Geiz, die des Papstes gut einfältig Herz, wohin und wozu sie wollten, beredeten, ja in allerlei Unglück und höchste Fahr trieben. Denn die Erfahrung giebt's, daß ihr schändlicher Geiz und Geldsucht weniger zu sättigen ist, denn die Hölle."

Luther machte seinem Herzen Luft. Niemanden anders als den Papst hielt er für den ganzen Schaden verantwortlich, und doch nicht die Person des Papstes Leo, sondern vielmehr seine Räte und Amtleute, die ihn, den Wohlgesinnten und Unschuldigen, beredet und sein Ansehen mißbraucht hätten. Wie denn Luther Leo des X. Person nicht aufgehört hat zu entschuldigen bis an dessen Ende.

Trotzdem waren es starke Sachen, die Luther dem Miltitz ins Angesicht sagte. Aber Miltitz war kein Kajetan. Er blieb freundlich und liebenswürdig. Von dem Wörtlein „widerrufen" redete er gar nicht mehr, bat nur und beschwor Luthern, er möge ein Einsehen haben und der argen Verwirrung, die er über die Christenheit gebracht, ein Ende machen. Seit hundert Jahren, versicherte er, habe keine Sache den Kardinälen so viel zu schaffen gemacht; sie würden lieber 10000 Dukaten drangeben, als die Sache so fortgehen lassen.

So faßte er Luthern bei seiner Gutmütigkeit und Gewissenhaftigkeit.

Lag es dem doch sonst schon schwer genug auf der Seele, wie Großes er unternommen habe.

Selbst Thränen sparte Miltitz nicht, um Luthers Sinn zu erweichen.

So kamen denn in der That Luther und Miltitz endlich in einigen Punkten überein, die gleichsam den ersten Entwurf bilden sollten zu einem förmlichen Friedensvertrage. Wir werden sie sogleich kennen lernen aus einem Briefe Luthers an den Kurfürsten, worin er demselben das Ergebnis der Altenburger Verhandlungen meldet.

Indessen spielte Miltitz seine Freundesrolle bei heiterem Male nach der Unterredung weiter. Zum Abschied umarmte er Luthern und küßte ihn.

Luther war nicht so thöricht, daß er den „Wälschheiten und Falschheiten" des päpstlichen Kammerherrn nicht mißtraut hätte. Seinen Kuß nennt er einen Judaskuß und seine Thränen Krokodilsthränen. Indessen that er seinerseits, als merke er nichts von Heuchelei.

Mit sehr gemischten Gefühlen mag Luther wieder gen Wittenberg heimgekehrt sein. Schon am 7. Januar kam er wieder durch Leipzig. Einige Zeit nachher schreibt er an einen Freund:

„Karl von Miltitz ist vom Papste abgesandt worden, mich lebendig und gebunden nach Rom zu bringen, nach dem mordlustigen Jerusalem; aber unterwegs vom Herrn überwunden, d. i. durch die Größe meines Anhangs erschreckt, hat er sein Wüten in eine gar täuschend erheuchelte Güte verwandelt."

So klar durchschaute Luther die Gedanken des Nuntius.

Aber wie, wenn Miltitz mit seiner erheuchelten Freundlichkeit doch seinen Zweck erreicht hatte? Er war ganz zufrieden mit dem Erfolge der Unterredung und schrieb einen Bericht davon nach Rom, daß der Papst ernstlich glauben durfte, Luther sei schon auf dem bestem Wege, einzulenken, zu widerrufen und als reumütiger Sünder Gnade und Vergebung zu erflehen.

Welches waren denn die Abmachungen, in denen Luther sich so willfährig gezeigt hatte?

Das ersehen wir am besten aus dem Bericht, den Luther gleich von Altenburg aus am Tage nach der Besprechung mit Miltitz seinem Kurfürsten erstattet hat. Hier ist der ganze Brief:

„Durchlauchtigster Hochgeborner Fürst, gnädigster Herr. Es ist mir zu viel, daß Ew. Kurf. Gnaden so weit in meine Sachen

und Müh' gezogen wird; dieweil aber die Not und Gott es so fügt, bitt ich, Ew. Kurf. Gnaden wollte mir's zu Gnaden vor gut haben.

„Es hat Herr Karolus von Miltitz gestern hoch angezogen die Unehr' und Frevel, so durch mich der römischen Kirche ist zugefügt und ich mich aufs allerdemütigste hab' erboten zu thun, was ich vermag zu Erstattung. Nun bitt' ich, Ew. Kurf. Gnaden wollt' mein Bedenken beschauen, das ich hiemit zu erkennen gebe.

„Zum Ersten wollt' ich verheißen, dieser Materien hinfürder stille zu stehen und die Sache sich selbst zu Tod bluten zu lassen, sofern der Widerpart auch schweige; denn ich's dafür acht', hätt' man mein Schreiben lassen frei gehen, es wär' längst alles geschwiegen und ausgesungen und ein jeglicher des Liedleins müde worden. Besorge auch, so diesem Mittel nicht Folge geschieht und ich weiter werde angefochten mit Gewalt oder Worten, so wird das Ding allererst recht herausfahren und aus dem Schimpf ein Ernst werden. Denn ich meinen Vorrat noch ganz habe. Darum ich's das Beste achte, so man möchte stille stehen in der Sache.

„Zum Andern wollt' ich päpstlicher Heiligkeit schreiben und mich ganz demütig unterwerfen, bekennen, wie ich zu hitzig und zu scharf gewesen, doch nicht vermeinet der heiligen römischen Kirche damit zu nahe zu sein, und anzeigen die Ursache, daß ich als ein treu Kind der Kirche widerfochten hätte der lästerlichen Predigt, davon groß Spott, Nachreden und Unehr' und Ärgernis des Volks gegen die römische Kirche erwachsen ist.

„Zum Dritten wollt' ich einen Zettel ausgehen lassen, einen jeden zu vermahnen, der römischen Kirche zu folgen, gehorsam und ehrerbietig zu sein und meine Schriften nicht zur Schmach, sondern zur Ehre der heiligen, römischen Kirche zu verstehen, auch bekennen, daß ich die Wahrheit allzu hitzig und vielleicht unzeitig an Tag gebracht habe.

„Zum Vierten hat Magister Spalatinus vorgeschlagen, daß die Sache befohlen werde dem hochwürdigen Erzbischof von Salzburg, desselben Urteil, so mit gelehrten, unverdächtigen Leuten beschlossen, ich halten (anerkennen) sollte oder zu meiner Appellation (an den besser zu berichtenden Papst) wiederkehren, so mir's nicht zu halten wär'. Möchte also vielleicht die Sache anhängig werden und in ihr selbst vergehen. Aber ich sorg', der

Papst will nicht leiden einen Richter, so werd' ich des Papstes Urteil auch nicht leiden. Darum so das erste Mittel nicht vor sich geht, wird sich das Spiel machen, daß der Papst den Text wird machen und ich ihn glossieren (auslegen) — das wäre nicht gut.

„Ich hab's auch mit Herrn Karol geredet, der meint, es wäre nicht genug, und doch fordert er nicht die Widerrufung, sondern sind auf Bedenken von einander gangen.

„Weiß Eure Kurfürstliche Gnaden, ob ich etwas mehr thun möchte, wollt' mir um Gottes willen Ew. Kurf. Gnaden gnädiglich mitteilen. Ich will gerne alles thun, alles leiden, daß ich nur nicht weiter aufzustechen verursacht werde. Denn aus der Revokation (Widerrufung) wird nichts.

Ew. Kurf. Gnaden

unterthänigster Kaplan Doktor Martinus."

In dem ersten der vier Punkte war Luther so weit als möglich entgegengekommen. Er verpflichtete sich, die ganze Streitsache ruhen zu lassen und zu schweigen, wofern nun auch die Gegner schwiegen. Das Zugeständnis mochte ihm schwer genug geworden sein, denn er wußte zu gut, daß er für das Recht der Wahrheit und des Evangeliums stritt. Aber nicht umsonst hatte Miltitz ihn bei seiner Friedensliebe angefaßt.

Auch die zweite Abmachung war ein Erfolg Miltitzens, wenigstens scheinbar. Luther wollte den Papst um Vergebung bitten, daß er zu scharf und hitzig geworden sei zum Schaden der römischen Kirche. Daß er in der Sache selber aufgetreten sei als ein treuer Sohn der römischen Kirche, dabei blieb er jetzt noch — so weit entfernt war er von dem erwünschten Widerruf.

So verpflichtete sich Luther zum Dritten, das Volk in einer Schrift zum Gehorsam gegen die römische Kirche zu ermahnen und damit wieder gut zu machen, daß durch ihn viele wider die römische Kirche erregt worden waren. Wir werden ja sehen, wie er dieses Versprechen einlösen wird.

Das vierte Stück des Vertrages ist nun aber ein entschiedener Sieg Luthers. Denn da erhält er von dem päpstlichen Nuntius die Zusage, daß seine Sache von deutschen Kirchenfürsten und unverdächtigen Gelehrten untersucht und entschieden werden solle. Das war's ja, was er von Anfang an begehrt und was auch Kurfürst Friedrich immer als eine billige Forderung erkannt und unterstützt hatte. Übrigens sind

es drei Bischöfe, die Luther als unverdächtige und erwünschte Richter schon dem Miltitz nannte und immer wieder in Vorschlag brachte: der Erzbischof Richard von Trier, der Erzbischof Matthäus von Salzburg und der Bischof Philipp von Freising und Naumburg.

Wie konnte Miltitz glauben, daß man in Rom diese Übereinkunft gut heißen würde, zumal hinsichtlich der Bewilligung eines unverdächtigen, deutschen Gerichtshofes, nachdem man den Prozeß gegen Luther doch schon viel weiter geführt hatte? Nun, Miltitz war seines Erfolges sehr sicher. Bald verhandelte er lebhaft mit dem Erzbischof von Trier, zu dem Luther von allen das größte Zutrauen hatte, damit dieser die Untersuchung der Lutherschen Angelegenheit in die Hand nehme.

Miltitz konnte aber freilich jetzt darauf rechnen, daß der päpstliche Stuhl, was er konnte, dem Kurfürsten Friedrich zu Liebe thun werde. Kurz nach der Altenburger Begegnung, am 12. Januar 1519, starb unerwartet Kaiser Maximilian.

Kurfürst Friedrich gewann dadurch eine noch einflußreichere und wichtigere Stellung als zuvor. Er trat nicht nur mit dem Ableben des Kaisers als Reichsverweser an die Spitze von Norddeutschland, sondern in seiner Hand lag auch vor allen Dingen die Entscheidung der bevorstehenden Kaiserwahl. Und da war denn jetzt das Ziel der viel wechselnden päpstlichen Staatskunst, Maximilians Enkel Karl um die Kaiserkrone zu bringen und dieselbe dem Könige von Frankreich zuzuwenden, der sich auch darum bewarb. Dies zu erreichen, brauchte man Friedrichs Freundschaft, und darum durfte man ihm auch in Sachen Luthers nicht zu nahe treten.

Luther für seine Person konnte den Bemühungen Miltitzens sehr ruhig zusehen.

Er war entschlossen, zu halten, was er dem Nuntius versprochen hatte; aber fast gereute es ihn, daß er sich verbunden hatte stille zu schweigen, denn wie vieles hätte er gerne noch vorgebracht! Lernte er doch täglich besser kennen, wie unhaltbar der damalige Zustand der Kirche war.

So bekam er Ende Januar 1519 jene päpstliche Bulle vom 9. November 1518 in die Hände, welche verkündete, welches die althergebrachte Ablaßlehre der Kirche sein sollte. Miltitz verlangte von ihm, daß er diesem klaren Ausspruch des Oberhauptes der Kirche sich unterwerfe und ihm damit das Versöhnungswerk wieder um ein merkliches erleichtere.

Darüber schreibt Luther in einem Briefe, worin er auch über die andern „Artikel und Mittel, hinzulegen den schweren Handel zwischen ihm und dem päpstlichen Ablaß", seine Meinung und Gutdünken ausspricht, an den Kurfürsten:

„Die neue Bulle über den Ablaß, itzt zu Rom ausgangen, ist mir für meine Augen sehr wunderlich. Zum Ersten, daß sie nichts neues aufbringt . . . . Zum Vierten, und das das Allergrößte ist, daß sie nicht, wie alle anderen (kirchlichen) Gesetze pflegen, einführt einigen Spruch der Schrift, der Lehrer oder der (kirchlichen) Gesetze, keine Ursach', sondern allein bloße Worte hersetzt, darin ich gar nichts auf mein Schreiben und Bitten gelehret werde.

„Und dieweil die Kirche schuldig ist, Ursach' ihrer Lehrer zu geben, wie Sankt Peter (1. Br. 3,15) gebeut und verboten ist mannichfaltig, daß man nichts annehmen soll, es sei denn probiert, als Sankt Paulus sagt (1. Thess. 5,21) — so mag ich solche Bulle nicht erkennen als eine rechtschaffene und genugsame Lehre der heiligen Kirche und muß mehr Gottes Geboten und Verboten gehorchen. Doch will ich sie nicht verwerfen, will sie aber auch nicht anbeten.

„Ich fürchte auch, gnädigster Herr, daß, dieweil zu unsern Zeiten die Schrift und alten Lehrer wieder herfürdringen und man nun in aller Welt anhebt zu fragen, nicht was? sondern warum dies oder das gesagt ist? — ob ich schon solche bloße Worte aufnähme und einen Widerruf thäte, so würde es nicht allein unglaubwürdig, sondern auch für einen Spott angesehen und eine öffentliche Unehre der römischen Kirche. Denn was sie ohne Grund sagt und handelt, das wird durch mein Widerrufen nicht Grund überkommen."

So schrieb Luther drei Wochen nach dem Altenburger Gespräch an den Kurfürsten. Wie wird da seine Schrift ausfallen, worin er die Christen zum Gehorsam gegen Rom ermahnen soll, und sein Brief an den Papst?





Achtzehntes Kapitel.

Tetzels Ende.

Schneller als mit Luther wurde Miltitz mit Tetzel fertig. Die Verhandlungen in Altenburg hatten ihn noch völliger davon überzeugt, daß man den Tetzel fallen lassen müsse, wenn der Luthersche Handel sollte ausgeglichen und der Friede wiederhergestellt werden. So ging er denn von Altenburg nach Leipzig mit dem Vorsatz, an Tetzel ein Strafgericht zu vollziehen.

In Leipzig angekommen — Mitte Januar 1519 – lud er den Ablaßprediger vor sich. Der erschien in Begleitung seines Beschützers, des Dominikanerprovinzials Hermann Rab, seines Ordensoberen. Schon brieflich hatte sich der Provinzial seiner angenommen und bei Miltitz ein gutes Wort für ihn eingelegt.

Wie trug dem Tetzel sein Eifer für Rom so üblen Lohn ein! Die Hoheit des Papstes und der bedingungslose Gehorsam gegen ihn, das war's, was er in Frankfurt als die oberste christliche Wahrheit verteidigt und was er auch am Neujahrstage von der Kanzel der Paulinerkirche zu Leipzig gepredigt hatte. Und wir dürfen annehmen, daß ihm dieses sein Glaubensbekenntnis von Herzen gegangen ist.

Auch Miltitz konnte nicht ernstlich daran zweifeln, daß Tetzel der allertreueste Diener des Papstes war. Aber er hatte Unglück gehabt. Sein Unglück war, daß an ihm sich der christliche Wahrheitssinn Luthers gestoßen und gegen ihn die ersten Schläge geführt hatte. Der allergeschickteste und wirksamste unter den Ablaßpredigern konnte sich bald nirgends mehr sehen und hören lassen vor Schmach und Spott. Ob-

wohl die „Konzession“ Erzbischof Albrechts zu dem Ablaßkram längst noch nicht abgelaufen war — sie ging auf acht Jahre. vom 1. April 1515 bis dahin 1523 — so blieb nichts anderes übrig, als das Geschäft einzustellen, von wegen der Ungunst der Zeiten. Tetzels Stern hatte sich noch einmal hell und hoch erhoben, als er zu Frankfurt an der Oder ein Doktor der Theologie wurde; dann war er schnell gesunken und sollte bald ganz und gar erlöschen. Er fand eine Zuflucht in seinem Kloster zu Leipzig.

Sein Unglück konnte ihm Miltitz nicht zum Vorwurf machen. Aber weil er denn willens war, ihn dem Versöhnungswerke, das er zustande zu bringen hoffte, zu opfern, so suchte und fand er Schuld an ihm.

Er nahm den Ablaßkrämer förmlich ins Verhör. Schlimme Dinge habe er von ihm gehört.

Die schlimmste Beschuldigung war, daß er als Ablaßvogt allzusehr dem eigenen Beutel zu Vorteil gewirtschaftet habe. Alle Monden 80 Gulden für seine Mühe und 10 Gulden für seine Diener, dazu freie Kost, einen Wagen, drei Pferde u. s. w. Ganz abgesehen noch von dem, was er sonst gestohlen und vergeudet.

Die Klage über zu großen Aufwand der Ablaßprediger hören wir nicht zum ersten Male. Daß die Verwaltungskosten den Ertrag des Geschäfts allzu sehr schädigten, hatte ja längst schon der Papst mißbilligend den Mainzer Erzbischof wissen lassen, und war von diesem darnach Befehl ergangen, solchen Übelstand abzustellen (Seite 244 f.). Jetzt beschuldigte Miltitz den Tetzel persönlich, daß er von dem anvertrauten Handel sich einen unerlaubten Gewinn gemacht habe.

Solche Beschuldigung zu erhärten, war der Vertreter des Fuggerschen Hauses zur Stelle. Die Fugger hatten ja ihren Anteil an dem Geschäft gehabt und waren gewissermaßen mit der Aufsicht über die Einnahmen betraut gewesen. Durch den Leipziger Faktor der Fugger, der das Ablaßgeld eingenommen, wurde nun Tetzel der Unterschlagung von Ablaßgeldern überwiesen.

Auch sein unkeusches Leben wurde ihm von Miltitz vorgehalten, sowie mancherlei Lügen und Schalkheit, die ihm, dem Nuntius, zu Ohren gekommen seien und für die er „genugsam Gezeugnis“ ihm unter die Augen bringen konnte.

Es war ein gräuliches Sündenregister, das Miltitz so dem er-

schreckten Mönche vorhielt. Von guten Diensten, die Tetzel etwa der römischen Kirche geleistet habe, wollte er gar nichts wissen.

„Möget Ihr denken," so schrieb Miltitz bald nach dem Verhör an Pfeffinger am Schlusse seines Berichtes darüber, „möget Ihr denken, was er von der Gnade gepredigt hat und ob er der heiligen römischen Kirchen gedient oder meinem gnädigsten Herrn von Mainz."

So bedrohte denn Miltitz den Schuldigbefundenen und ließ ihn hart an: alles werde er an päpstliche Heiligkeit berichten, und solle Tetzel seines Urteils von dort warten.

Tetzel ging von dem Nuntius als ein gebrochener Mann. Mochte er noch so viel Werg am Rocken haben — wie er von dem römischen Nuntius behandelt wurde, so war der Undank größer, als die Gerechtigkeit.

Und der unparteiische Geschichtsschreiber mag gutthun, an das Sprichwort zu erinnern: „Die kleinen Diebe hängt man, die großen läßt man laufen". Ja mehr als das: Tetzel fiel in Ungnade, Erzbischof Albrecht war Kardinal geworden.

So mochte auch Luther die Sache ansehen, als er davon hörte, wie hart Miltitz mit seinem Widersacher verfahren sei. Wie heftig er den Ablaßprediger und Ketzermeister gescholten hatte, da er noch in Macht und Ansehen stand, so leid that es ihm, daß dessen Schande nun so schonungslos aufgedeckt worden war.

„Mir ist leid," schrieb er am 12. Februar an Spalatin, „daß Tetzel in solche Not gekommen ist und seine Sachen so offenkundig werden; ich wollte viel lieber, wenn es möglich wäre, daß man ihn mit Ehren hielte und ihn mit einer Rüge davonkommen ließe. Seine Schmach bringt mir keinen Gewinn, wie mir nichts abgegangen ist durch seinen Ruhm. Nicht genug wundern kann ich mich, daß er gewagt hat, aus armer Leute Tasche einen solchen Reichtum an sich zu ziehen; davon könnte ein Bischof leben, ja ein Apostel."

Wenige Tage später, am 20. Februar, berichtet Luther an Staupitz von derselben Sache. Da schreibt er:

„Und nun ist derselbe Tetzel verschwunden, niemand weiß, wo er hingekommen ist, außer wohl seine Väter."

Wirklich war Tetzel verschwunden, nämlich vom Schauplatze der Geschichte. Er kam nicht mehr hervor aus den Mauern seines Klosters. Wenige Monate, und er weilte nicht mehr unter den Lebenden.

Der Sturz war zu tief, als daß ihn Tetzel hätte überwinden können. Was für eine Stellung hatte er gehabt als Kommissar des Erz-

bischofs, was für einen Ruf und Zulauf als Ablaßprediger, was für eine Gewalt als Ketzermeister! Wie hatte er sich noch zuletzt gefühlt als Vorkämpfer der Kirche!

Und nun ist er vor dem Papste angeklagt, den Lutherschen Streit verschuldet zu haben, ist der Veruntreuung von Ablaßgeldern und eines unsittlichen Lebenswandels überwiesen. Er war ein ruinierter Mann. Bei Jahren war er auch schon, nämlich schon in die Sechzig vorgerückt. Und sein rastloses Umherziehen, sein eifriges Predigen mochte den ehemals rüstigen Körper doch so geschwächt haben, daß die Aufregung über die letzten Ereignisse seine Kraft völlig brach. Er erkrankte, und zwar zum Tode.

Kurz vor seinem Ableben hörte Luther von seinem jämmerlichen Zustande. So wenig hegte er persönlichen Groll gegen den Mann, daß er ihm einen Trostbrief schrieb. Die römischen Freunde, für die er sein Leben lang gearbeitet, ließen ihn ungerührt verderben — Luther, sein Feind, schrieb ihm einen Trostbrief!

Leider besitzen wir diesen Brief nicht mehr. Nur Eins ist uns überliefert. Luther tröstete ihn unter anderm mit den Worten: „er solle sich unbekümmert lassen, denn die Sache sei von seinet (Tetzels) wegen nicht angefangen, sondern das Kind habe einen viel anderen Vater."

Das ist dasselbe, was Luther auch dem Miltitz in Altenburg erklärte: nicht Tetzel trug die Schuld an dem Ablaßunfug, der war nur ein geschicktes oder auch ungeschicktes Werkzeug — der wahrhaft Schuldige saß zu Rom.

Ob Tetzel solchen Trost hat gelten lassen?

Er starb am 9. Juli 1519.





Neunzehntes Kapitel.

Luthers zweiter Brief an den Papst.

Gegen Luther blies indessen Miltitz weiter die Friedensschalmei. Er konnte jetzt auf die Maßregelung Tetzels hinzeigen als auf einen Beweis, daß es ihm um eine billige und gerechte Beilegung des Streites Ernst sei.

Vom kurfürstlichen Hofe, von Freunden Luthers, wie Spalatin, Staupitz und die Nürnberger, wurde Miltitz warm unterstützt. Jetzt konnte noch alles in ein gutes Geleis kommen, meinten sie. Mißlang der Versöhnungsversuch Miltitzens, so war nicht abzusehen, wie groß der Schade werden mußte, für die Kirche sowohl, als für Luther.

Was Wunder, daß auch der wackere Bischof Hieronymus von Brandenburg von Wohlwollen und Besorgnis getrieben, selber nach Wittenberg kam, um ihn zur Demut und Nachgiebigkeit zu ermahnen.

„Mit vielen Worten und doch gar freundlich hat er mich zur Rede gesetzt," schreibt Luther davon an Spalatin, „daß ich so Großes wage. Ich merke, die Bischöfe kommen endlich zur Einsicht; ihre Pflicht wäre gewesen, was ich gethan habe, und so schämen sie sich ein wenig. Sie nennen mich hochfahrend und kühn — nichts von dem will ich in Abrede stellen, aber sie sind nicht die Leute darnach, daß sie wüßten, was Gott ist und was wir sind."

Von seiner Friedensliebe hatte Luther unmittelbar nach seiner Besprechung mit Miltitz einen Beweis gegeben. Auf dem Rückwege von Altenburg nach Wittenberg war ihm über Nürnberg eine neue Schrift seines alten Widersachers Prierias in Rom zugegangen. Der wollte

die Scharte auswetzen und Luthers Antwort auf seine erste Schrift nicht unerwidert lassen. Das Büchlein aber, was er jetzt von sich gab, war auch nicht besser, als das erste.

Luther wußte erst nicht, sollte er darauf antworten oder schweigen. Die Freunde werden das Ihre dazu gethan haben, daß er die Feder ruhen ließe. Denn saftig würde die Erwiderung ausgefallen sein. Nun Luther entschied sich denn auch dafür, den Prierias mit Verachtung zu strafen: es sei doch nur Kinder- und Weibergeschwätz, ja das Klagegeschrei des Getroffenen.

Aber Luther sollte, nach seinem Übereinkommen mit Miltitz, nicht nur schweigen, er sollte auch schreiben, und zwar einen Brief an den Papst und ein Büchlein, woran der Papst seine Freude haben könnte. Und diese doppelte Zusage hat Luther erfüllt.

Der Brief an Papst Leo X., den Luther unter dem 3. März 1519 geschrieben hat, ist kürzer, als jener erste Brief vom 30. Mai 1518. Und kühler und gemessener redet Luther diesmal; man merkt's ihm fast an, daß er nur mit Unlust die Feder führt. Gar ehrerbietig tritt er auch jetzt vor den Papst und wirft sich ihm zu Füßen, aber das frische, fröhliche Zutrauen, daß sein Auftreten doch noch das rechte Verständnis finden müsse in Rom, wie es ihn vor einem Jahre noch beseelte, das war gewichen. Vom Widerrufen ist nicht die Rede, oder vielmehr es ist wohl die Rede davon, aber Luther will's nicht thun. In der Sache weicht er keinen Schritt zurück; die Art und Weise, wie er sie geführt, giebt er preis. Nichts im Himmel und auf Erden soll ihm gehen über der Kirche Gewalt — außer Jesus Christus, der Herr über alles! Das aber war eben der Kern des Streites: Rom verlangte Anerkennung seiner Gewalt — auch über Jesum Christum!

Der Brief wird gewiß von Luthers Freunden, von den kurfürstlichen Räten, ja vielleicht vom Kurfürsten selber, gewiß auch von Miltitz begutachtet worden sein. Miltitz muß doch geglaubt haben, daß er zur Verständigung helfen könne. Jedenfalls sah er, daß, wie die Dinge lagen und wie er Luthern kennen gelernt hatte, vor der Hand nicht mehr von ihm zu erreichen war.

Nun urteile der Leser selber, ob der Papst damit zufriedengestellt sein konnte.

„Allerheiligster Vater!

Es zwingt mich abermal die Not, daß ich, der unwerteste und verachtetste Mensch und Staub der Erden, an Ew. Heiligkeit und

hohe Majestät schreiben muß. Derhalben wolle Ew. Heiligkeit ihre väterlichen Ohren, an Christi Statt dies mein Antragen zu hören, mir, Eurem armen Schäflein, gnädiglich darreichen, und dies mein Blöken huldreich vernehmen.

„Es ist allhier bei uns gewesen der ehrenwerte Herr Karol von Miltitz, Ew. Heiligkeit Kämmerer, welcher im Namen Ew. Heiligkeit vor dem Durchlauchtigsten Fürsten Herzog Friedrich heftig geklagt über meine Dummkühnheit und Frevel wider die römische Kirche und Ew. Heiligkeit; hat derhalben von mir begehrt, dafür Genugthuung zu leisten.

„Da ich solches hörte, that mir's sehr wehe, daß mein herzlich treuer Dienst so übel angekommen wäre, daß, was ich unternommen hatte, der römischen Kirche Ehre zu wahren, mir selbst beim Oberhaupte dieser Kirche als Frevel und größte Bosheit ausgelegt würde.

„Aber, was soll ich thun, heiligster Vater? Ich weiß gar keinen Rat mehr zu dieser Sache. Die Macht des Zorns Ew. Heiligkeit vermag ich nicht zu tragen, und weiß doch nicht, wie ich davon erledigt werde.

„Man fordert von mir, ich soll meine Thesen widerrufen. So mein Widerruf das ausrichten könnte, was dadurch gesucht wird, wollte ich ohne einen Verzug solchem Befehl Folge thun. Weil aber meine Schriften durch Widerstand und Unterdrückung meiner Gegner weiter ausgekommen sind, denn ich hätte dürfen hoffen, und in vieler Herzen tiefer eingewurzelt, denn daß sie widerrufen könnten werden; ja, weil unsre deutsche Nation heutzutage viele feine, gelehrte und geschickte Leute hat, so diese Sache wohl verstehen, fein davon reden und urteilen können — muß ich mich des am meisten fleißigen, daß ich in keinem Wege etwas widerrufe, so ich anders die römische Kirche will hoch und in Ehren halten. Denn solcher Widerruf würde nichts anders schaffen, denn daß dadurch die römische Kirche je länger je mehr in ein böses Geschrei käme und jedermann der Mund aufgethan würde, über sie zu klagen.

„Die, o heiligster Vater! eben die haben der römischen Kirche den größten Schaden, ja Schande angethan bei uns in Deutschland, welchen ich widerstanden habe, das ist, die mit ihrem ungeschickten, thörichten Predigen, unter Ew. Heiligkeit Namen, allein den schändlichen Geiz gesucht und das Heiligtum besudelt und zum

Gräuel gemacht haben; wollen auch über das — als wäre der Sünde und des Unrats, so hier geschieht, zu wenig — mich, der ich ihrem gottlosen Vornehmen gewehrt habe, als Urheber ihrer Dummkühnheit bei Ew. Heiligkeit beschuldigen.

„Nun, allerheiligster Vater, ich bezeuge vor Gott und allen seinen Kreaturen, daß ich nie willens gewesen, noch heutigen Tages bin, der römischen Kirche und Ew. Heiligkeit Gewalt auf einigerlei Weise anzugreifen, oder mit irgend einer List zu beschädigen. Ja, ich bekenne frei, daß dieser Kirchen Gewalt über alles sei und ihr nichts, weder im Himmel, noch auf Erden, könne vorgezogen werden, denn allein Jesus Christus, der Herr über alles. Derhalb wolle Ew. Heiligkeit bösen, falschen Lästermäulern nicht Glauben geben, die vom Luther anders dichten und sagen.

„Eins nur kann ich in dieser Sache thun: ich will gern Ew. Heiligkeit zusagen, daß ich künftig diese Materien vom Ablaß will fahren und beruhen lassen und allerding stillschweigen; allein, daß auch meine Widersacher mit ihren aufgeblasenen und nichtigen Reden inne halten.

„Zudem will ich durch eine öffentliche Schrift das Volk vermahnen, daraus sie verstehen und bewegt werden, die römische Kirche mit rechtem Ernst zu ehren und jener Frevel ihr nicht zuzumessen; auch meine Schärfe nicht nachahmen, der ich wider die römische Kirche gebraucht, ja mißbraucht habe, und ihr zuviel gethan, da ich die unnützen Wäscher so hart angetastet; ob doch noch einmal, durch Gottes Gnade, oder durch diesen Fleiß und Mittel, die erregte Zwietracht und Spaltung wiederum gestillt und hingelegt möchte werden.

„Denn das hab' ich allein gesucht, daß nicht durch Schande fremden Geizes die römische Kirche, unsere Mutter, befleckt würde, noch das Volk zu solchem Irrtum verführt, daß es die Liebe lernete geringer achten, denn den Ablaß. Das andre alles, weil es weder nützt noch schadet, achte ich geringer.

„So ich aber merke, daß ich etwas mehr in dieser Sache kann thun, will ich ohne Zweifel ganz willig und bereit dazu sein.

„Der Herr Christus wolle Ew. Heiligkeit bewahren in Ewigkeit. Zu Altenburg, am 3. März 1519.

Bruder Martin Luther, Doktor.

Um dieselbe Zeit erschien die versprochene Schrift, worin Luther zum Gehorsam gegen die römische Kirche mahnen sollte. Sie war nur ein paar Blätter stark und führte den Titel: „Unterricht auf etliche Artikel, die ihm von seinen Abgönnern aufgelegt und zugemessen werden."

Diese Überschrift erklärt sich leicht aus den ersten Worten der Vorrede, die also lauten:

„Allen, die diesen Brief sehen, hören und lesen, entbeut ich, Martinus Luther, Augustiner zu Wittenberg, meinen unterthänigen Dienst und armes Gebet.

„Es ist vor mich kommen, daß etliche Menschen meine Schriften, sonderlich die ich mit den Gelehrten nach der Schärfe gehandelt, dem einfältigen Volk fälschlich einbilden und mich in etlichen Artikeln verdächtig machen. Reden auch etliche, so im Glauben baufällig, durch solche Einbildung verursacht, schimpflich von der lieben Heiligen Fürbitte, vom Fegefeuer, von guten Werken, Fasten, Beten, von der römischen Kirchen Gewalt, als sollt' das alles nichts sein.

„Derhalben ich, soviel mir möglich, denselbigen schädlichen Zungen begegnen und mich erklären muß. Bitt' einen jeglichen frommen Christenmenschen, er wolle mich recht vernehmen und denselben meinen ungebetenen Dolmetschern nicht mehr denn mir selbst glauben."

Was nun folgt, ist deshalb so merkwürdig, weil es uns genau anzeigt, inwieweit Luther damals — im Februar, März 1519 — mit den Lehren der mittelalterlichen Kirche noch übereinstimmte. Über manches freilich waren ihm im Innern schon Zweifel aufgestiegen, was er doch noch nicht öffentlich verwerfen wollte. Hier geht er in der Anerkennung des Bestehenden bis zur äußersten Grenze — so weit, als irgend sein Gewissen ihm zu gehen erlaubte.

Aber so wenig wie sein Brief an den Papst konnten diese Erklärungen den Riß verdecken, der bereits zwischen seinem Glauben und dem Glauben der Papstkirche klaffte.

Da heißt es:

„Von der lieben Heiligen Fürbitt'

sag' ich und halte fest mit der ganzen Christenheit, daß man die lieben Heiligen *ehren und anrufen* soll. Denn wer mag doch dem widersprechen, daß noch heutiges Tages sichtlich bei der lieben Heiligen Körpern und Gräbern Gott durch seinen heiligen Namen Wunder thut.

„Das ist aber wahr und hab's gesagt, daß man *geistliche* Not=

durft nicht mehr oder fleißiger, denn die leibliche, bei den lieben Heiligen sucht.

„Wo findet man jetzt einen Heiligen, der um Geduld, Glauben, Liebe, Keuschheit und andere geistliche Güter wird angerufen? Nicht vielmehr Sankt Anna um Reichtum, Sankt Lorenz für das Feuer, der um ein böses Bein, der um dies, der andre um das?

„Darüber sind etliche so närrisch, daß sie meinen, die Heiligen haben eine Macht oder Gewalt, solches zu thun, da sie doch nur Fürbitter sind und alles durch Gott allein gethan wird. Darum soll man sie so anrufen und ehren, daß man Gott durch sie anrufe und ehre.

„Vom Fegefeuer

soll man fest glauben, und ich weiß, daß wahr ist, daß die armen Seelen unsägliche Pein leiden und man ihnen zu helfen schuldig ist mit Beten, Fasten, Almosen und was man vermag.

„Was aber die Pein von Art sei und wozu sie diene, weiß ich nicht und sage noch, daß das niemand genugsam weiß. Darum soll man das Gott befehlen und nicht kläffen und ausschreien, als wäre man dessen gewiß.

„Auch daß man mit Ablaß ins Fegefeuer rauschen will und also mit Gewalt in Gottes Gericht heimlich fallen, hab' ich nicht Wissen, noch weiß ich's zu erhalten oder zu bewähren. Glaub's, wer da will, ich will's nicht glauben, es werde denn besser beweiset! Dadurch hab' ich, ob Gott will, das Fegefeuer nicht verleugnet.

„Von dem Ablaß

ist genug einem gemeinen Manne zu wissen, daß Ablaß sei Entledigung der Genugthuung für die Sünde, so doch, daß es gar viel geringer ist (als die guten Werke der Genugthuung); denn gute Werke sind geboten, und wir schuldig, sie zu thun.

„Ablaß ist frei und willkürlich; sündiget niemand, der ihn nicht löset, verdienet auch nichts, der ihn löset. Drum so jemand einem armen Menschen nicht giebt oder seinem Nächsten nicht hilft und doch meinet Ablaß zu lösen, der thut nichts andres, denn daß er Gott und sich selber spottet.

„Von den Geboten der heiligen Kirche.

„Gottes Gebot soll man über der Kirche Gebot achten, wie das Gold und Edelgestein über das Holz und Stroh, und soll doch keines verachten. Darum wenn du siehst, daß einer schwöret, fluchet, afterredet oder seinem Nächsten nicht hilft, so sollst du gedenken

und wissen, daß derselbe viel ärger ist, denn der Fleisch am Freitage isset und die gebotenen Fasten bricht.

„Also hab' ich gesagt, daß eine große Verkehrung itzt in der Welt ist, daß man Gottes Gebot ganz verachtet und derweil sich mit menschlichen Rechten und Werken deckt und nun den Papst und sein Wort weit mehr fürchtet, denn Gott und Gottes Wort. Und wenn ich das sage, so spricht man, ich widerstrebe dem Papst und geistlichen Recht; wollen aber nicht hören, daß sie Gott selbst und seinem Recht unverschämt widerstreben.

„Darum sag' ich noch, man soll beiderlei Gebot halten, doch mit großem Fleiß unterscheiden. Denn obschon kein Gebot der Kirche wäre, könnte man doch wohl fromm sein durch Gottes Gebot; wenn aber Gottes Gebot nachbleibt, so ist der Kirche Gebot nichts anders denn ein schädlicher Schanddeckel und macht außen einen guten Schein, da inwendig nichts Gutes ist.

„Derhalben ist auch mein Rat, daß man von der Kirche Geboten einen Teil abthue in einem Konzilio, auf daß man Gottes Gebot auch einmal scheinen und leuchten ließe. Denn mit den Lichtern vieler Gebote hat man dem Tag göttlichen Gebots beinahe die Augen ausgeleuchtet.

„Von den guten Werken

hab' ich gesagt und sage noch, daß niemand kann fromm sein und wohlthun, es mache ihn denn Gottes Gnade zuvor fromm. Und durch Werke niemand fromm wird, sondern gute Werke geschehen allein durch den, der fromm ist. Gleichwie die Früchte machen nicht den Baum, sondern der Baum bringt die Frucht.

„Das hab' ich gepredigt wider die, die allein des äußeren Werkes Schein angesehen, das gut nennen, das gar oft bös ist vor Gott; denn Gott richtet nach dem Herzen, nicht nach dem Scheine der Werke. Die Werke und das Leben, die aus furchtsamem, demütigen Herzen geschehen, sind gut und nicht die, die auswendig scheinen gut, wie groß, viel und wunderlich sie sind, aber ohn' solchen Grund und Meinung geschehen. Alle guten Werke sind böse Werke, wo die Gnade und Furcht Gottes nicht ist.

„Von der römischen Kirche.

„Daß die römische Kirche von Gott vor allen andern geehret sei, ist kein Zweifel, denn daselbst Sankt Peter und Paul, sechsundvierzig Päpste, dazu viel hundert tausend Märtyrer ihr Blut vergossen, die

Höll' und Welt überwunden, daß man wohl greifen mag, wie gar einen besonderen Augen-Blick Gott auf dieselbe Kirche habe.

„Ob nun leider es zu Rom also steht, daß es wohl besser stehen möchte, so ist doch diese und keine Ursache so groß, noch mag sie so groß werden, daß man sich von derselben Kirche reißen oder scheiden mag. Ja, je übler es da zugehet, je mehr man zulaufen und anhangen soll; denn durch Abreißen oder Verachten wird es nicht besser. Auch soll man Gott um's Teufels willen nicht lassen, noch die übrigen Frommen um des bösen Haufens willen meiden. Ja, um keinerlei Sünde oder Übel, das man gedenken oder nennen mag, soll man die Liebe zertrennen und die geistliche Einigkeit teilen. Denn die Liebe vermag alle Dinge, und der Einigkeit ist nichts zu schwer. Es ist eine schlechte Liebe und Einigkeit, die sich läßt durch fremde Sünde zerteilen.

„Was aber die Gewalt und Obrigkeit des römischen Stuhles vermag und wie ferne sich dieselbe streckt, laß die Gelehrten ausfechten. Denn daran ist der Seelen Seligkeit gar nicht gelegen, und Christus seine Kirche nicht auf die äußerliche, scheinbare Gewalt und Obrigkeit oder sonstige zeitliche Dinge, die der Welt und Weltlichen gelassen sind, sondern in die inwendige Liebe, Demut und Einigkeit gesetzt und gegründet hat. Darum, die Gewalt sei, wie sie sei, groß oder klein, ganz überall oder nur über ein Teil, so soll sie uns gefallen und wir zufrieden sein, wie sie Gott austeilet; gleichwie wir zufrieden sein sollen, wie er andre zeitliche Güter, Ehre, Reichtum, Gunst, Kunst u. s. w. austeilet. Allein der Einigkeit sollen wir Acht nehmen und beileibe nicht widerstreben päpstlichen Geboten."

Zum Schluß:

„Siehe, nun hoff' ich, es sei offenbar, daß ich der römischen Kirche nichts nehmen will, wie mich meine lieben Freunde schelten. Daß ich mir aber etliche Heuchler nicht gefallen lasse, dünkt mich, ich thue recht daran und solle mich nicht vor Wasserblasen zu Tod fürchten. Den heiligen römischen Stuhl soll man in allen Dingen fürchten, doch keinem Heuchler nimmermehr glauben."

In diesem Schriftchen, das Luther wohl seine „Verteidigung" nannte, hat er sich zu katholischen Lehren bekannt, die er bald darnach offen verwarf. Jetzt, in dieser Zeit des Streites und der Gährung,

war er nicht geschickt, ein Glaubensbekenntnis abzulegen, an dem er hätte festhalten können bis an sein Ende. Wie viel sollte er noch lernen!

Seinen bisher gewonnenen freien, evangelischen Überzeugungen hat er nirgends etwas vergeben. Man lese nur, was er über den Ablaß sagt.

Der Hauptpunkt, auf den es nach seiner Verabredung mit Miltitz ankam, war der „von der römischen Kirche". Den Gedanken, von ihr sich trennen zu wollen, weist er weit von sich. Alle Sünde in der Christenheit muß mit Liebe getragen werden, so auch die Sünde Roms. So wenig dachte er damals dran, eine besondere Kirchengemeinschaft zu gründen, und wir werden ja sehen, wie lange es gedauert hat, bis die Anhänger der Reformation sich gezwungen sahen, das Band mit der römischen Kirche zu lösen und eine Kirche für sich zu bilden.

Aber wenn Luther mit Ernst und Wärme verkündigt, daß die Einigkeit der Kirche muß unzertrennt bleiben und darum niemand sich sondern darf von der Gemeinschaft mit Rom — von Gewalt und Obrigkeit des römischen Stuhles weiß er auch jetzt nichts Sonderliches und Großes zu sagen. Über Ursprung, Art und Ausdehnung päpstlicher Hoheit mögen die Gelehrten streiten — was liegt daran? Gott hat sie aufkommen lassen, darum sollen wir damit zufrieden sein, wie mit anderm, was Gott fügt und zuläßt in der Welt. Das ist kein Glaubensartikel! — Aber nach Ansicht der Papisten war das gerade der alleroberste und heiligste Glaubensartikel.

Nun denn, Luther hatte dem Miltitz den Willen gethan. Dieser „Unterricht" sollte sein letztes Wort sein in dem Handel, der sich zwischen ihm und dem Papste zu Rom angehoben hatte von des Ablasses wegen.

Wie er selbst nun ernstlich entschlossen war, an sich zu halten, das werden wir am sichersten aus einem vertrauten Briefe entnehmen.

Spalatin, der vor andern um das Zustandekommen des Friedens besorgt war, hatte ihm allerhand gute Ratschläge und Mahnungen für eine Schrift zukommen lassen. Zu spät, denn das Büchlein war schon gedruckt. Da antwortet ihm Luther, am 5. März:

„Ich glaube, daß, was ich geschrieben habe, nach Deinen Wünschen sein wird. Niemals ist es mir in den Sinn gekommen, vom apostolischen römischen Stuhle abzufallen; bin's ja auch zufrieden, daß er ein Herr über alle genannt werde und auch sei. Was kümmert mich das? Weiß ich doch, daß selbst der Türke geehrt und getragen werden muß, wenn er Obrigkeit und Gewalt über uns hat. Denn ich bin ge-

wiß, daß jegliche Gewalt nur Bestand hat, wie Petrus sagt, durch den Willen Gottes (1. Petr. 2,13). Aber das ist mein Begehren und Ziel, kraft meines Glaubens an Christum, daß sie sein Wort nicht nach Belieben drehen und schänden.

„Mögen mir die römischen Bullen nur das Evangelium unangetastet lassen und alles andere an sich reißen, dann will ich durchaus kein Härlein bewegen. Was kann ich mehr thun oder zu thun schuldig sein? Derhalben will ich gerne auf dem Vertrage bestehen und nichts Neues anfahen."

Aber schon war dafür gesorgt, daß sich die begonnene Reformation nicht so „zu Tode blutete".





Zwanzigstes Kapitel.

Ecks Herausforderung.

Zu derselben Zeit, wo Luther ein Übriges that für den Frieden, um sein dem Miltitz gegebenes Versprechen einzulösen, war er bereits in verdrießliche Auseinandersetzungen verwickelt, welche dem noch kaum geschlossenen Frieden ein schnelles Ende bereiten sollten.

Der Mann, welcher den Streit zu neuer Heftigkeit entflammte und es Luthern unmöglich machte, sich mit dem damaligen Zustande der Kirche zu vertragen, war Doktor Johann Eck, Professor zu Ingolstadt. Wahrscheinlich ahnte er nichts von dem neuen Wege, den Miltitz eingeschlagen hatte, Luthern den Mund zu schließen und die Hände zu binden; sonst hätte er sich vielleicht doch bedacht, diesem sein klug berechnetes und halb gewonnenes Spiel so gründlich zu verderben.

Es lag zunächst für Eck gar keine Nötigung vor, wieder mit Luther anzubinden. Der Streit, den er vor einem Jahre vom Zaune gebrochen hatte, war längst ausgeglichen. Er war kaum in die Öffentlichkeit gedrungen, da weder Ecks „Spießchen“, noch Luthers „Sternchen“ durch den Druck verbreitet wurden. Eck hatte sich entschuldigt und Luther seine Entschuldigung gelten lassen. (Seite 260 bis 262.)

Dagegen schwebte seit jenen Tagen der Streit zwischen Eck und Karlstadt.

Doktor Karlstadt, einstmals Luthers entschiedener Gegner unter den Wittenberger Professoren, jetzt sein ebenso entschiedener Freund und Gesinnungsgenosse, hat Luthern durch seine Freundschaft mehr geschadet, als genützt, bis er endlich wieder sein heftiger Widersacher wurde. Es

war in diesem Manne etwas Unruhiges und Unberechenbares; hatte er eine neue Wahrheit erfaßt, so gefährdete er sie leicht durch ungestümen Eifer und Übertreibung; was aber das Schlimmste: mit Eck hatte er den bösen Fehler gemein, daß er nach eitler Ehre geizte und sich durchaus auch vor den Besten hervorthun wollte.

Obwohl Ecks Schmähschrift gegen Luther nur durch Abschriften in kleinem Kreise bekannt geworden war, ließ Karlstadt eine öffentliche Erwiderung darauf im Druck erscheinen, während Luther zum Augustinerkapitel in Heidelberg abwesend war, ohne dessen Wissen und Wollen. In nicht weniger als 406 Sätzen verteidigte er die in Luthers Person angegriffene Wittenberger Theologie.

Da waren nun die richtigen Kampfhähne aneinander geraten. Streitschrift folgte auf Streitschrift. Karlstadt gab auch ein Bild heraus; das stellte zwei Wagen dar, deren einer den rechten Weg zum Himmel fuhr, während der andere den falschen Weg der Scholastiker einschlug, man kann sich leicht denken, wohin. Beigeschriebene Verschen ließen über die Deutung keinen Zweifel aufkommen. Nicht mit Unrecht fühlte sich Eck davon getroffen, daß Karlstadt ihn zu denen zählte, die sich auf falscher Fährte befanden.

Beide Gegner wurden endlich darin eins, daß ihr Streit auf keine andre Weise zur Entscheidung gebracht werden könnte, als durch eine ordentliche Disputation.

Als nun Luther auf Kajetans Forderung nach Augsburg ging, nahm er von Karlstadt die Vollmacht mit, das Nähere wegen solcher Disputation mit Eck zu besprechen. Ingolstadt liegt ja von Augsburg nur wenige Meilen weit, und Eck verband sogar mit seinem Amt als Professor zu Ingolstadt ein Predigtamt zu Augsburg.

So trafen sich denn die beiden, Luther und Eck, in Augsburg. Sie verhandelten mit einander als Freunde. Luther lud den Eck ein, nach Wittenberg zu kommen, um dort mit Karlstadt zu disputieren. Aber Eck verspürte keine Lust, sich in das feindliche Lager zu wagen. Auch war ihm vielleicht die Universität Wittenberg nicht groß und berühmt genug, um da sein Licht leuchten zu lassen. Er schlug Köln, Paris oder Rom vor: an solchen Orten gelüstete es ihn eher, Ruhm zu erwerben. Endlich kam Luther mit ihm überein, daß die Disputation in Leipzig oder Erfurt stattfinden solle.

Karlstadt überließ in höflicher Zuvorkommenheit seinem Gegner die Wahl zwischen diesen beiden Universitäten. Eck entschied sich für Leipzig.

Die Begegnung Luthers mit Eck in Augsburg hatte die beiden nicht eben näher gebracht; aber auch von Ecks feindseliger Gesinnung gegen ihn hatte Luther nichts gemerkt. Und doch mag Eck nicht umsonst damals mit dem Kardinal Kajetan verkehrt haben. Manches von dem, was Kajetan gegen Luther vorbrachte, klingt ganz, als hätte es ihm Eck eingeflüstert. Dafür hat vielleicht Kajetan ihn mitbestimmt, Luthern die Freundschaft wieder zu kündigen und denselben, da er sich nichts weniger vermutete, zu ernstlichem Kampfe herauszufordern.

Unter dem 29. Dezember 1518 ließ Eck zwölf Thesen für die Disputation mit Karlstadt ausgehen, noch ehe es sicher feststand, wann und wo sie stattfinden würde.

Streitsätze gegen Karlstadt sollten es sein; aber sonderbar! von dem, was Karlstadt behauptet hatte, war so gut wie gar nicht darin die Rede. Der hatte gehandelt von der heiligen Schrift als der einzigen Quelle und Richtschnur des Glaubens, von der alleinigen Wirksamkeit der Gnade und der Unfreiheit des menschlichen Willens. Hierauf und auf das, was Karlstadt sonst noch vorgebracht hatte, erwiderte Eck nichts.

Dagegen gab er in seinen zwölf Sätzen Erklärungen ab über die Buße, den Ablaß, das Fegefeuer und die Gewalt des Papstes. Diese richteten ihre Spitze unverkennbar gegen Luther, an dessen Schriften sie wörtlich anklingen.

So kümmerte sich also Eck gar nicht mehr um Karlstadt, mit dem der Streit eigentlich anhängig war. Er betrachtete diesen nur als den „Vorkämpfer Luthers“, und indem er mit ihm stritt, gedachte er Luthern zu besiegen.

Es war gut, daß Luther, dem Eck selber seine Sätze zuschickte, sie nicht vor den Altenburger Verhandlungen zu Gesichte bekam. Sonst hätte Miltitz wahrscheinlich noch härtere Arbeit mit ihm gehabt. Denn es empörte ihn im Innersten, als er sich von Eck so hinterrücks angegriffen sah. Alle seine Briefe an die Freunde sind voll von Entrüstung über Ecks Treulosigkeit.

„Unser Eck, das Ruhmestierlein, hat einen Zettel ausgehen lassen, darüber er in Leipzig nach Ostern wider Karlstadt disputieren will. Und mit abgeschmackter Zweideutigkeit bricht der Mensch, um seiner längst gegen mich gefaßten Mißgunst Genüge zu thun, gegen mich und meine Schriften los: den einen nennt er seinen Widerpart und wider den andern geht in Wahrheit der Handel. Mir mißfällt des Menschen

tückische Heuchelei. Vielleicht wird Eck der Anlaß sein, daß diese Sache, die bisher nur spielend behandelt worden ist, endlich mit Ernst angegriffen wird und für die römische Tyrannei unglücklich abläuft.“

So schrieb Luther am 7. Februar an Spalatin. Um dieselbe Zeit richtete er einen offenen Brief an Karlstadt, worin er Ecks unedles Vorgehen scharf kennzeichnete. Da heißt es im Eingange:

„Und das hatte ich mit ihm gehandelt in Augsburg, ob etwa Euer Streit durch ein freundlich und vertraut Gespräch beigelegt werden könnte. Aber sieh da, wie hat der Mensch ein so gut Gedächtnis und ist so beständig! Nachdem er Dich schändlich geschmähet, verspricht er's zwar Dir, aber auf mich läßt er seine Frösche und Mücken los.“

Dann wendet er sich in dem Briefe gegen Eck selber: Nun so solle denn Eck sein Schwert um die Lenden gürten. Der ihm als Friedensstifter nicht genehm gewesen (Luther — in Augsburg), der werde ihm nun vielleicht als Gegner im bevorstehenden Redekampf willkommen sein. Nach seinen Siegen in Österreich, in Italien und in Baiern, deren er bisher sich rühme, möge er neue Triumphe in Sachsen und Meißen gewinnen!

Indessen benachrichtigte Eck selber Luthern, als den bisherigen Vermittler zwischen ihm und Karlstadt: am 27. Juni solle die Disputation eröffnet werden. „Weil aber Karlstadt Euer Vorkämpfer ist, Ihr selber aber der Mann seid, der diese neuen Lehren in Deutschland ausgesät hat, die ich für falsch und irrig erkläre, so müßt Ihr auch nach Leipzig kommen, das Eure zu vertreten oder auch das Meine zu widerlegen. Doch was wollte ich mehr, als daß Ihr andern Sinnes würdet, dem apostolischen Stuhle Euch unterwürfet, auf Leo X., den Stellvertreter Christi, hörtet, und nichts Besonderes suchtet, sondern der allgemeinen Ansicht der Doktoren Euch unterordnetet. Denn ich bin gewiß, daß Christus seine Kirche nicht, wie Ihr behauptet, schon nach vierhundert Jahren in solche Irrtümer hat geraten lassen.“

So bekannte sich Eck wenigstens nachträglich zu dem wahren Sinn seiner Sätze und forderte Luthern offen auf, selbst als Gegner bei der verabredeten Disputation sich ihm gegenüberzustellen. Was bewog ihn dazu, Luthers Person so ohne alle besondere Ursache noch nachträglich auf den Kampfplatz zu rufen?

Mochte er von Rom her, etwa durch Kajetan, dazu ermuntert worden sein — eine ganz genügende Erklärung seines Verhaltens haben wir schon in seiner maßlosen Eitelkeit und Ruhmbegierde. Ein „Ruh-

mestierlein" nannte ihn Luther. Nun da war es ihm eine zu geringe Ehre, über einen Mann zweiten Ranges, wie Karlstadt, zu siegen. Luthern, das Haupt der neuen Bewegung, durch die Gewalt seiner Gelehrsamkeit und Beredsamkeit zu Boden zu werfen, das war der Triumph, nach dem er lechzte.

Und während Luther gewissenhaft an dem Friedensbüchlein und an dem Friedensbriefe schrieb, die er dem Miltitz versprochen, wurde er selbst immer kampflustiger und fühlte schon mit innerer Erregung, daß Ecks Herausforderung ihn erst recht in den entscheidenden Kampf mit Rom hineintreiben werde.

Man sollte meinen, der päpstliche Kammerherr und apostolische Nuntius Karl von Miltitz, der eifrige Friedensstifter hätte, das Äußerste thun müssen, um das Zustandekommen der Disputation zu verhindern oder wenigstens Luthern die Teilnahme daran unmöglich zu machen. Denn es gehörte nicht viel dazu, um zu merken, daß über dem Kampfe Luthers mit Eck die Altenburger Abmachungen gründlich in die Brüche gehen mußten.

Miltitz ließ den Dingen freien Lauf. Fast scheint es, als sei er des Gelingens seiner Sache allzu gewiß gewesen. Wie leicht hätte er als päpstlicher Nuntius auf Eck einwirken können, daß dieser davon abließe, Luthern zu reizen! Statt dessen überschickte er dem Kurfürsten Friedrich ein Schreiben, worin er diesen bat, Luthern Schweigen anzubefehlen.

Der Kurfürst ließ das Schreiben des Nuntius durch die Hand Spalatins Luthern zugehen. Dieser erwiderte darauf am 13. März 1519, wie folgt:

„Mein armes unterthäniges Gebet für Eure Kurfürstliche Gnaden allezeit!

„Durchlauchtigster, Hochgeborener Fürst, gnädigster Herr!

„Es sind mir zugeschickt durch Ew. Kurf. Gnaden Kaplan Herrn Magister Spalatin etliche Punkte, so der ehrwürdige Herr Karolus von Miltitz, päpstlicher Heiligkeit Kommissarius, an Ew. Kurf. Gnaden mich belangend hat gesonnen, nämlich, daß ich hinfürder stille stehen sollt' und nicht Neues anfahen, wie wir denn zu Altenburg beschlossen.

„Nun weiß Gott, daß mein ganzer Ernst gewesen und froh

war, daß das Spiel also sollt' ein Ende haben, so viel an mir gelegen, und ich mich desselben Pakts so steif gehalten, daß ich Herrn Sylvester Prierias Antwort habe lassen fahren, wiewohl ich darinnen große Ursach, dazu vieler meiner Widersacher trotzigen Spott, verachtet, auch wider meiner Freunde Rat geschwiegen habe. so doch unser Beschluß, wie Herr Karol wohl weiß, also gestanden ist, daß ich schweigen wollt' *sofern mein Widerpart auch schwiege.*

„Nun aber Doktor Eck unverwarnter Sach' mich also angreift, daß er nicht meine, sondern der ganzen Kurfürstlichen Universität zu Wittenberg Schand' und Unehr' sucht und viel tapfere Leute achten, er sei zu der Sachen erkauft — hat mir solche wetterwendische, hinterlistige Griffe nicht wollen gebühren zu verachten, noch die Wahrheit in solchem Spotte stecken zu lassen. Denn sollt' man mir das Maul zubinden und einem jeglichen andern aufthun, so kann Kurf. Gnaden wohl ermessen, daß dann auch der wohl mich anfallen würde, der sonst vielleicht mich nicht ansehen dürfte.

„Nun bin ich noch von Herzen geneigt, Ew. Kurf. Gnaden treuem Rat gehorsamlich zu folgen und aller Weg stille zu stehen, so sie auch stille stehen; denn ich wohl mehr zu schaffen habe und meine Lust darin nicht gesucht wird. Wo aber nicht, bitt ich Ew. Kurf. Gnaden gar unterthäniglich, wollt mir's nicht fürungnaden; denn ich's auch im Gewissen nicht weiß zu tragen, die Wahrheit zu lassen. Denn wiewohl die Disputation päpstliche Heiligkeit trifft, hab' ich doch müssen, wie der Disputation Weise fordert, das Widerspiel halten, allzeit mit Vorbehalt aller Unterthänigkeit und Gehorsam des heiligen römischen Stuhls.

„Gott erhalt' Ew. Kurf. Gnaden seliglich. Amen.

„Gegeben zu Wittenberg am Sonntag Invocavit (13. März) 1519.

Ew. Kurf. Gnaden unterthäniger Kaplan

Dr. Martinus Luther, Augustiner."

Einen ernstlicheren Versuch, die Disputation zu hindern, machte Miltitz nicht. Dagegen arbeitete er unverdrossen daran, in Deutschland den rechten Mann zu gewinnen, der die Untersuchung der Lutherschen Angelegenheit in die Hand nähme. Der Erzbischof Richard von Trier war es, den Luther vor andern sich zum Richter gewünscht hatte und der auch insonderheit dem Kurfürsten Friedrich genehm war. Zu ihm

begab sich Miltitz, nachdem er sich lange in Süddeutschland aufgehalten hatte. Er traf am erzbischöflichen Hofe mit dem Kardinallegaten Kajetan zusammen. Anfang Mai hatte er mit seinen Bemühungen das erreicht, daß der Erzbischof sich bereit finden ließ, Luthern anzuhören. So schrieb denn Miltitz an Luther und lud ihn ein, nach Koblenz zu kommen, wo Erzbischof Richard damals sich aufhielt, und sich seinem Urteil zu stellen.

Aber diese Einladung konnte für Luther nichts Verlockendes haben.

Warum nicht? Hatte er nicht selber den Erzbischof von Trier als einen unverdächtigen Richter genannt, zu dessen Gerechtigkeit er Zutrauen habe?

Aber Miltitzens Einladung hatte einen großen Haken. Es fehlte dem ganzen Versöhnungswerke, das Miltitz eingefädelt hatte, die Zustimmung von Rom. Was nützte es Luthern, sich einem Richter zu stellen, der vom Papste noch gar nicht anerkannt war?

Auch waren die Ereignisse unterdessen immer weiter gediehen. Luther rüstete sich auf die Leipziger Disputation. Da war einmal eine Gelegenheit, wo er seine Meinungen vor einem auserlesenen Kreise gelehrter Theologen in ausführlichem Redekampfe darlegen konnte. Wäre er aber dem Rufe nach Koblenz gefolgt, so wäre ihm die Teilnahme an der Leipziger Disputation wohl gar unmöglich geworden.

Unter diesen Umständen fand Luther Miltitzens Ansinnen geradezu lächerlich. Auch Kajetans Anwesenheit in Koblenz konnte ihn nicht locken.

So schrieb er dem Miltitz einen höflichen Brief und lehnte seine Einladung ab (17. Mai).

„Auch wenn es meine Pflicht und Schuldigkeit wäre zu kommen,“ sagt er da unter anderm, „so könnt Ihr Euch selber denken, was für einen Thoren mich jedermann nennen wird, der von der Sache hört, wenn ich käme, wo doch noch kein Befehl aus Rom eingetroffen ist, wie Ihr schreibt, wo auch der Erzbischof mich nicht kraft desselben päpstlichen Befehles beruft, wo ich nicht einmal Gewißheit habe, ob ein solcher Erlaß unterwegs ist und eintreffen wird. Wie soll ich mich in eine so zweifelhafte Lage begeben, bei so viel Gefahren und so großen Kosten? Woher soll ich Ärmster das Geld zur Reise nehmen? Ich habe bisher in dieser Sache schon so viel verbraucht, daß meine Gönner müde geworden sind und ich mich schäme, immer wieder von ihnen zu fordern.

„Dazu kommt, daß nun die feierliche Disputation, die mir der

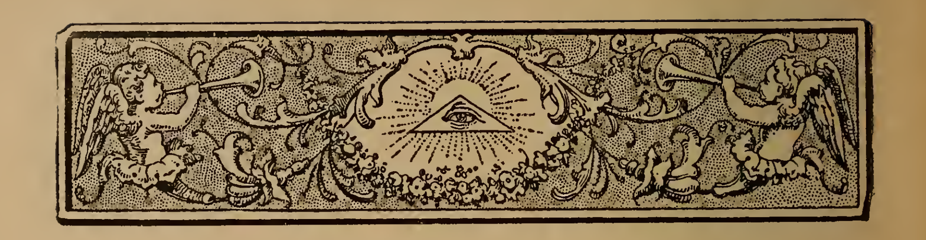
hochwürdigste Herr Kardinal in Augsburg versagte, in Leipzig zustande kommt, auf Betreiben des Johann Eck. Wenn ich mich ihr entziehen wollte, sei's auch aus noch so gerechter Ursache, das würde mir und allen Freunden, ja auch unserm durchlauchtigsten Fürsten, meinem ganzen Orden und der Universität Wittenberg unauslöschliche Schande bringen.

„Endlich kann meine Sache bei dieser Gelegenheit vor so vielen gelehrten Männern und in so scharfer Disputation gründlicher und vollständiger geprüft werden, als selbst vor dem Erzbischof und Kardinal. Derhalben ist es besser, daß alles andere liegen bleibt, als daß diese Disputation gehindert werde."

Damit giebt Luther dem Miltitz in aller Freundlichkeit den Abschied. Dieser Mann war nicht imstande, mit seinen kleinen Künsten das Aufeinanderplatzen der Geister zu verhindern.

Eck aber hatte wider seinen Willen Luthern und der Sache der Reformation einen großen Dienst geleistet. Denn durch seine Herausforderung war Luther des gelobten Stillschweigens entbunden.





Einundzwanzigstes Kapitel.

Rüstung zur Leipziger Disputation.

Am 29. Dezember 1518 schrieb Eck seine Thesen nieder, die er in Leipzig verfechten wollte. Am 27. Juni 1519, also ein halbes Jahr später, wurde die Disputation eröffnet.

Als Eck seine Thesen losließ, war noch nicht einmal von der Universität Leipzig darein gewilligt, daß unter ihrem Schutz und Namen der Streit ausgekämpft werden dürfe. Anfang Dezember hatten Eck und Karlstadt gemeinsam bei den Leipziger Professoren darum nachgesucht, daß man ihnen behufs der Disputation Gastfreundschaft gewähre. Aber wider Erwarten machten die Herren Schwierigkeiten.

Daß der berühmte Disputator Eck einmal den Wittenbergern gründlich und öffentlich heimleuchten wollte, damit waren die Leipziger ohne Zweifel einverstanden. Waren sie doch höchst eifersüchtig und feindselig gegen Wittenberg gesinnt. Einer von ihren Theologen, Düngersheim, stritt schon seit Monaten brieflich mit Luthern über das göttliche und menschliche Recht des Papsttums ganz in dem nämlichen Sinne, wie Eck die Sache gegen Luther zu führen gedachte. Warum also weigerten sie sich, durch Zulassung der kampflustigen Gegner (Eck und Karlstadt, um die allein es sich zunächst handelte) den Wittenbergern zu einer Niederlage zu verhelfen?

Herzog Georg, der auch ein Wort mit drein zu reden hatte, wenn an seiner Landesuniversität eine so große Disputation stattfinden sollte, war dem Plane von Anfang durchaus zugeneigt. Nicht daß er für Luther und die Wittenberger eine größere Vorliebe gehabt hätte, als

die Leipziger Professoren — aber ihm schien das eine große Ehre für seine Universität, daß sie der Schauplatz einer solchen Disputation werden sollte, welche allgemeines Aufsehen erregen mußte. Er gab in einem Schreiben an Eck vom 31. Dezember 1518 seine Einwilligung zu erkennen. Den Herren Theologen seiner hohen Schule aber ließ er die Weisung zugehen: „Ihr wollet den angezeigten Doktoren (Eck und Karlstadt) zu ihrer Disputation, wie sie gebeten, Platz geben, damit der Universität Lob und Ruf gefördert werde. In dem thut Ihr unsre wohlgefällige Meinung."

Aber es dauerte noch eine Weile, ehe die Leipziger Theologenzunft sich fügte. Herzog Georg, den auch Kurfürst Friedrich, sein Vetter, in seiner Ansicht befestigte, mußte sehr deutsch mit seinen Professoren reden, bis er sie endlich gefügig machte. Sie hatten einen Rückhalt an dem Bischof von Merseburg, der über Leipzig die geistliche Oberaufsicht übte, wie der Brandenburger Bischof über Wittenberg. Ärgerlich schrieb Herzog Georg an diesen: die Leipziger Herren sollten sich vielmehr freuen, wenn die göttliche Wahrheit an den Tag komme, statt daß sie lieber der Ruhe und des Genusses pflegten; die Disputation sei eine gute Übung für sie; wollten sie die nicht, so sei ihm ein Kind lieber an ihrer Statt. Dazu sehr deutliche Anspielungen auf ihre glänzenden Frühstücke und dergleichen.

In Wahrheit bangte den Leipziger Gottesgelehrten davor, daß sie mit dem gefährlichen Streit zu thun bekommen sollten. Sie stellten dem Herzoge vor, daß die Disputation neuen Lärm machen, auch Unfrieden zwischen ihm und dem Kurfürsten, Luthers Landesherrn, erregen werde; Eck möge sich an die päpstlichen Beamten wenden, die mit der Untersuchung der Lutherschen Sache betraut seien.

Wenn sie aber schon von dem Kampfspiele zwischen Eck und Karlstadt nichts wissen wollten, wie viel spröder mußten sie nun werden, als Luther selber sich anschickte, als Kämpfer auf den Plan zu treten?

Und diesmal war auch Herzog Georg nicht willens, sie zu zwingen. Denn ob er auch noch keinen so bittern Haß gegen Luther hegte, wie später gerade infolge der Leipziger Disputation, so sah er doch schon damals in ihm einen bedenklichen Unruhestifter.

In einer Eingabe vom 19. Februar stellte ihm Luther vor: „Dieweil Doktor Johannes Eck ausruft wider Doktor Karlstadt zu disputieren und doch desselben Artikel wenig angefochten hat, dagegen mit ganzem Ernst in meine Sätze fällt, so will mir ziemen, meine Sätze zu

vertreten oder mich das Bessere lehren zu lassen. Ist derhalben an Ew. Fürstliche Gnaden meine unterthänige Bitte, Ew. Fürstliche Gnaden wolle der Wahrheit zu Liebe solche Disputation gnädiglich vergönnen."

Herzog Georg gab ihm den Bescheid, daß er nur dann in Luthers Zulassung willigen wolle, wenn Eck bei ihm darum nachsuche.

Luther schrieb deshalb an Eck, wartete aber vergebens auf Antwort von diesem. Da Eck selber mit Luther zu kämpfen wünschte, mögen vielleicht die mangelhaften Postverhältnisse jener Zeit daran schuld sein, daß Eck nichts verlauten ließ.

Luther wandte sich noch einmal an Herzog Georg am 28. April, nachdem Eck Luthern offen in die Schranken gefordert hatte. Er erreichte keinen bessern Bescheid.

So wagte er am 16. Mai eine dritte, dringende Bitte an den Herzog.

„Mein unterthäniges, armes Gebet ist Ew. Fürstlichen Gnaden allezeit bevor.

„Gnädigster, Hochgeborener Fürst und Herr!

„Ich bitt' demütiglich und um Gottes willen, Ew. Fürstliche Gnaden wollt' mir nicht verungnaden, daß ich abermals wiederum schreib'. Es verursacht mich Ew. Fürstliche Gnaden nächste, schriftliche Antwort, die mich sehr betrübt und entsetzt. Denn ich besorge oder mich dünkt, ich habe mich etwa gegen Ew. Fürstliche Gnaden verwirkt und mir einen ungnädigen Herrn verdienet. Das mir doch unbewußt und ganz leid ist.

„Denn dieweil Ew. Fürstliche Gnaden Doktor Ecken zugesagt und die Disputation zu halten vergönnt ohne Ersuchung des Doktor Karlstadt (d. h. ohne daß Karlstadt erst für Eck nachsuchen mußte) oder seines Verwilligens Anzeigung, und mir dasselbe nicht vergnaden will ohn' ein Schreiben Doktor Ecks, so doch derselbe mich schriftlich zur Disputation beruft und in einem öffentlichen, gedruckten Zettel mich nötiget, als ich vormals Ew. Fürstlichen Gnaden geschrieben, weiß ich nicht mehr zu thun und mag nicht anders denken, denn daß ich in Ungnaden sei.

„Nun, mein gnädigster Herr, ich weiß wohl, daß vor mir und nach mir die Welt ohn' mein Disputieren blieben ist und bleiben wird, ich mich auch nicht dazu genötiget habe, sondern durch Doktor Eck gedrungen. Bitt' ich doch um

Gottes willen, Ew. Fürstliche Gnaden wollt' mir gnädiglich verzeihen oder doch verkünden, womit ich mich verschuldigt habe. Denn ich's gar willig abzustehen bereit bin. Denn daß Doktor Eck solches (das verlangte Ersuchen) an Ew. Fürstliche Gnaden um meinetwillen schreibe, kann ich nicht auszwingen. Will aber noch einmal drum schreiben und ihn darum bitten.

„Ew. Fürstliche Gnaden wollt' mir gnädiglich alles verzeihen. Gott lasse Ew. Fürstl. Gnaden seliglich ihm befohlen sein.

„Zu Wittenberg am Montag nach Jubilate 1519.

Ew. Fürstl. Gnaden unterthäniger Kaplan

Doktor Martinus Luther, Augustiner zu Wittenberg."

Wie viel Luthern daran lag, selber in Leipzig gegen Eck zu Worte zu kommen, geht aus jeder Zeile dieses Briefes an Herzog Georg deutlich hervor. Doch vergingen drei, vier Wochen, und die ersehnte Zusage vom Herzog kam noch immer nicht. Ohne diese war aber von den Leipziger Professoren erst recht kein Entgegenkommen zu erwarten.

Endlich erhielt Karlstadt von Herzog Georg einen vom 10. Juni ausgestellten Geleitsbrief. Darin war auch denjenigen, „die er mit sich bringen werde", freies Geleit zugesichert. So mochte Luther wenigstens als ein Begleiter Karlstadts ungefährdet mit nach Leipzig gehen.

Unterdessen gab es schon einen kleinen Schriftenwechsel als Vorspiel der Disputation. Hatte Luther Anfang Februar in jenem Briefe an Karlstadt Ecks hinterlistigen Angriff gekennzeichnet, so blieb Eck ihm die Antwort nicht schuldig. Er rechtfertigte sich mit der Ausflucht, daß er unter seinen Thesen gerade die, welche deutlich und scharf gegen Karlstadts Behauptungen sich wende, aus Versehen weggelassen habe. Jetzt machte er sein Versehen gut und druckte seine Thesen wieder ab, vermehrt um eine, die zuvor vergessene These gegen Karlstadts Lehre von der Freiheit und Gnade, so daß es nunmehr dreizehn waren statt zwölf.

Im Übrigen wußte er einen sehr bescheidenen und maßvollen Ton anzuschlagen, um so Luthern ins Unrecht zu bringen, der seinen Empfindungen gerne freien Lauf ließ. „Ich hätte unter der schwarzen Kutte," giebt ihm Eck zu hören, „mehr Nüchternheit und Geduld zu finden gehofft."

So Eck um Mitte März. Bald nachdem Luther seine Erklärun-

gen gelesen, schrieb derselbe eine Erwiderung darauf. Sie erschien Ende April.

Ecks Mahnung zur Mäßigung und Geduld weist er ganz und gar zurück. „Das Eine ist meine Sorge, daß niemand mir meinen Christennamen raube (Eck hatte ihn einen Ketzer und Böhmen genannt) und darüber die reine Lehre Christi Schaden leide. Hier soll niemand von mir Geduld erwarten, hier soll Eck weder unter der schwarzen, noch unter der weißen Kutte Bescheidenheit zu finden hoffte. Verflucht sei der Ruhm jener gottlosen Milde, mit der Ahab Benhadad, den Feind Israels, schonte (1. Könige 20). Hier möchte ich nicht nur das Beißen gründlich verstehn — worüber Eck sich kränkt — sondern ein Held sein auch im Verschlingen, daß ich die Sylvester, Kajetane, Ecke und alle die übrigen Feinde des christlichen Glaubens auf einmal verschlingen könnte."

Den dreizehn Thesen Ecks setzt Luther seinerseits dreizehn Thesen entgegen.

Von den Streitpunkten, über welche die beiden Gegner immer heftiger aneinander gerieten, war der wichtigste und verhängnisvollste der letzte. Eck erklärte in seiner dreizehnten These:

„Die römische Kirche hat über allen andern Kirchen gestanden schon vor den Zeiten Papst Sylvesters (314 bis 335), und ist derjenige, der den Stuhl und den Glauben des seligsten Petrus innehatte, jederzeit als Nachfolger Petri und Stellvertreter Christi anerkannt worden."

Mit diesem Satze hatte Eck wieder einmal die Ansprüche des Papsttums in den Streit gezogen und Luther herausgefordert, aufs neue seinen Widerspruch gegen die Lieblingslehre seiner Gegner kundzugeben.

Es war besonders diese letzte unter Ecks Thesen, welche den Karlstadt gar nichts anging, sondern ganz gegen Luther gemünzt war. Denn Karlstadt war weit entfernt, die Hoheit des Papstes in irgend einem Stücke in Frage zu stellen. Er besaß als Stiftsherr und Archidiakonus an der Wittenberger Allerheiligenkirche eine päpstliche Pfründe, die ihm der Papst bei unbotmäßigem Verhalten ohne Weiteres hätte entziehen können. Darum wurde er ängstlich, als Eck diesen Streitpunkt vorschob.

Eck hatte denn auch mit jenem Satze eine Äußerung Luthers ins Auge gefaßt, welche diesem beiläufig in seinen „Resolutionen" entfallen war. Da hatte nämlich Luther von einer Zeit geredet, wo die römische

Kirche noch keine Oberhoheit besaß über die andern Kirchen (vergl. Seite 287).

Nun war Luther nicht derjenige, der eine Behauptung darum zurückzog, weil ein Gegner sich daran stieß. Er wußte, daß die Geschichte ihm Recht gab, wenn er das Papsttum jüngeren Ursprungs achtete, als das Christentum. Und was er in den „Resolutionen" nur beiläufig und bescheidentlich ausgesprochen hatte, das hielt er jetzt gegen Ecks Widerspruch aufrecht in einer viel schrofferen Form. Seine dreizehnte und letzte These lautete:

„Daß die römische Kirche über allen andern stehe, kann man nur aus den frostigen Bullen, welche die Päpste in den letzten vierhundert Jahren erlassen haben, beweisen; gegen dieselben zeugt die beglaubigte Geschichte von 1100 Jahren, der Text der heiligen Schrift und der Beschluß des nicänischen Konzils (325), des heiligsten von allen."

Das war nun freilich eine unerhörte Behauptung. Das Papsttum erst vierhundert Jahre alt! So etwas hatte vor Luther noch kein guter Christ gedacht, geschweige denn öffentlich vertreten.

Wenn wir die heutigen Geschichtsforscher fragen, so werden sie uns dahin berichten, daß das Papsttum und die Oberhoheit der römischen Kirche über die Kirchen der anderen Länder in Wirklichkeit älteren Ursprungs gewesen ist, als Luther annahm (Seite 69—72). Aber in der Hauptsache hatte er recht, nämlich darin, daß das Papsttum erst im Laufe der Jahrhunderte aufgekommen war und seine Macht immer mehr ausgebreitet hatte, darin also, daß das Papsttum nicht von Christo eingesetzt, sondern zeitlichen, weltlichen Ursprungs war.

Eck war selbst schuld daran, daß Luther eifriger und genauer als je über die Geschichte des Papsttums nachforschte. Nichts ist mehr geeignet, die Begeisterung und Ehrfurcht vor dem Papsttum abzukühlen, als wenn man seine Geschichte kennt.

Jetzt mußte Luther sich zu der Disputation rüsten. Da las er nun in der heiligen Schrift, ob sie etwas von dem römischen Papst wisse. Sie weiß nichts davon. Er liest weiter in den alten Kirchenvätern, in den Schriften der frommen Lehrer der ersten Jahrhunderte, morgenländischen und abendländischen. Sie wissen auch nichts vom Papst. Da liest er endlich die Sammlung der päpstlichen Bullen, Erlasse und Entscheidungen. Ja, da findet er freilich bald die Ansprüche des römischen Stuhls, wie sie, unbegründet durch Schrift und Geschichte,

doch immer lebhafter, rücksichtsloser und umfassender von den jeweiligen Inhabern der römischen Bischofskrone geltend gemacht wurden. Und eine solche Stellung, wie sie der Papst jetzt einnahm — so schien es ihm bei seinen Forschungen — die besaß er erst seit vier Jahrhunderten.

Luther erschrak, als er das päpstliche Rechtsbuch, die Sammlung der päpstlichen Erlasse, jetzt gründlicher studierte. Hier fand er das Nest, aus dem alle die Mißbräuche in der Kirche hevorgekrochen waren. Immer schon hatte er halb gefürchtet, halb gewünscht, daß einmal Klarheit geschafft werden möge über die Berechtigung des päpstlichen (kanonischen) Rechts, auf welchem die Ansprüche des Papsttums beruhten. So sah er es denn als eine Schickung Gottes an, daß Eck durch seine letzte These den Streit gerade auf diesen Punkt gelenkt hatte. In dem Sinne schrieb er schon am 20. Februar nach Nürnberg:

„Die Sache wendet sich gegen die heiligen Kanones (Satzungen), d. i. gegen die gottlosen Entstellungen der heiligen Schrift. Das habe ich schon lange gewünscht und habe doch nicht ohne Nötigung darauf hindrängen wollen. Der Herr zieht mich, und ich folge nicht ungern.

„Wenn der römische Hof schon darüber traurig ist, daß die Ablässe in den letzten Zügen liegen, was wird er machen, wenn es — so Gott will — seinen Bullen ans Leben geht?

„Nicht als ob ich im Vertrauen auf meine Kräfte vor dem Siege triumphieren möchte. Aber ich vertraue auf Gottes Barmherzigkeit, welche wider die menschlichen Überlieferungen zürnt. Ich will ja festhalten und bekennen die Macht und Majestät des Papstes, aber die Entstellung der heiligen Schrift will ich nicht so hinnehmen.“

Nachdem er dann weitere drei Wochen das päpstliche Rechtsbuch studiert hatte, war er noch schlechter darauf zu sprechen. Am 13. März vertraute er dem Spalatin seine Gedanken darüber an.

„Ich wälze auch die Erlasse der Päpste, für meine Disputation, und — das sage ich Dir ins Ohr — ich weiß nicht, ob der Papst der Antichrist selber ist oder sein Apostel: so elend wird Christus von ihm in seinen Bullen — es ist die Wahrheit — entstellt und gekreuzigt. Es macht mir unsägliche Pein, daß das Volk Christi so genarrt wird, unter dem Scheine des Rechts und des Christennamens. Ich werde Dir einmal einen Vorrat zukommen lassen von meinen Anmerkungen zu den Bullen, damit auch Du erkennst, wie man

das macht, Gesetze zu erlassen unter Hintansetzung der Schrift aus bloßer Liebe zu der begehrten Tyrannei; zu geschweigen, was sonst der römische Hof noch alles losläßt, das ganz nach den Werken des Antichrists aussieht. Täglich stütze und gründe ich mich fester auf die heilige Schrift."

In der That wurde es ihm gerade bei seiner Beschäftigung mit der Papstfrage immer klarer, daß auf die kirchlichen Überlieferungen kein Verlaß sei, daß man die Entscheidung in Sachen des christlichen Glaubens allein holen dürfe aus der Bibel. So schrieb er an jenen Leipziger Professor Düngersheim, mit dem er auch über die göttliche Einsetzung des Papstes stritt: nicht einmal auf das Konzil von Nicäa wolle er so viel geben, obgleich dieses Eine alle Beweise seiner Gegner zu nichte mache. „Aber," fährt er fort, „ich stütze mich auf die Worte des Evangeliums."

Damit war ein Grundsatz ausgesprochen, welcher der damaligen Kirche fremd war und der römischen Kirche heute noch fremd ist, der aber durch die Reformation für uns evangelische Christen maßgebend geworden ist, daß alles, was christlich ist, sich bewähren muß an der heiligen Schrift.

Dieses Fortschreiten von Klarheit zu Klarheit machte Luthern immer fester und freudiger. „Ich habe es oft gesagt, daß ich bisher nur gescherzt — nun aber wird es gegen den römischen Papst und römischen Hochmut Ernst werden." Daß Eck den Bann des Schweigens, den er sich hatte von Miltitz auflegen lassen, mutwillig gebrochen hatte, erschien ihm als Gottes eigenstes Werk.

Aber nicht nur Karlstadt wurde ängstlich, wenn es galt, den unchristlichen Ansprüchen des Papsttums entgegenzutreten, auch den andern Freunden war Luther viel zu kühn.

„Sie alle fürchten für mich," schrieb Luther am 13. April an Lang in Erfurt, „daß. ich bei der letzten These einen schweren Stand haben werde. Nun, ich mache mir zwar keine Hoffnung, den glatten Wortfechter und übermütigen Schreier zu fangen, will aber doch, so Christus gnädig ist, meine Behauptung vertreten. Denn sie ist darum so aufgestellt, daß mir Gelegenheit werde, die Possen der thörichten und gottlosen Bullen einmal ans Tageslicht zu ziehen, davor wir Christen ohne Not erschrecken, denn sie sind voll von Lügen, trotzdem sie unter dem Namen der römischen Kirche gehen. Christus wird ihre Heuchelei aufdecken."

Vor allen muß er den ängstlichen Spalatin trösten:

„Heil! Ich bitte Dich, mein lieber Spalatin, höre doch auf, Dich so sehr zu fürchten und mit menschlichen Gedanken das Herz zu verzehren. Du weißt, wenn nicht Christus mich und meine Sache führte, so wäre ich längst verloren um der ersten Disputation vom Ablaß willen und dann durch den deutschen Sermon und meine Antwort an Sylvester, und endlich durch das, was kürzlich gehandelt ist, und zumeist durch die Reise nach Augsburg. Denn welcher Sterbliche hätte nicht fürchten oder hoffen müssen, daß jedes hiervon mir den Tod bringen werde? So hat mir neulich Olsnitzer, der Kanzler unsres Herzogs von Pommern (der junge Herzog Barnim von Pommern studierte damals in Wittenberg), aus Rom geschrieben, ich habe ganz Rom mit meinen Resolutionen und Dialogus dergestalt verwirrt, daß sie nicht wissen, wie sie es stillen sollen. Doch sei es ihr fester Vorsatz, nicht auf dem Wege Rechtens, sondern mit römischen Praktiken — wie seine Worte lauten — mich anzugreifen; ich verstehe wohl, das heißt: mit Gift und Meuchelmord.

„Ich halte viel zurück um des Kurfürsten und unserer Universität willen, was ich anderswo ausschütten würde wider die Verwüsterin der Schrift und der Kirche, Rom, oder besser: Babel. Es läßt sich die Wahrheit der Schrift und der Kirche nicht handeln, man erzürne denn dieses Tier. Darum hofft nicht, daß ich ruhig und ungekränkt bleiben werde, außer Du willst, daß ich mich gar der Theologie begebe. Laß darum die guten Freunde denken, ich sei närrisch worden. Diese Sache, wo sie aus Gott ist, wird kein Ende haben, es verlassen mich denn, wie Christum seine Jünger und Freunde, alle meine Freunde; dann wird die Wahrheit allein bleiben und sie wird sich helfen mit eigener Hand, nicht durch meine, nicht durch Deine, nicht durch irgend eines Menschen Hand; und diese Stunde habe ich von Anfang an kommen sehen.

„Wenn ich zu Grunde gehe, wird von der Welt darum nichts verloren gehen. Die Wittenberger haben, Gott Lob! schon so viel gelernt, daß sie meiner nicht mehr bedürfen. Was willst Du also? Ich Armer fürchte nur, daß ich nicht wert bin, um solcher Sachen willen zu leiden und getötet zu werden: für solch Glück werden bessere Leute sein müssen, als ein so schändlicher Sünder.

„Ich habe Dir oft gesagt, daß ich bereit sei, diesen Ort zu verlassen, wenn es schiene, daß der Kurfürst aus meinem Hiersein einige Gefahr hätte. Es muß doch einmal gestorben sein. Ich habe freilich neulich in meiner Verteidigungsschrift, die zu deutsch ausgegangen ist (Unterricht" u. s. w. Seite 420—424), gerade genug geschmeichelt der römischen Kirche und dem Papst; aber das wird mir schwerlich etwas helfen.

„Leb wohl. Eiligst." (Mai 1519.)

In diesem Briefe erinnert uns Luther selber an die Friedensschrift, die er auf Miltitzens Betreiben mitten in seinen Studien über das Recht des Papsttums geschrieben hat. Er sagt selber, daß er darin dem Papste und der römischen Kirche geschmeichelt habe.

So konnte also Luther schmeicheln und heucheln? Von dieser Seite haben wir ihn noch nicht kennen gelernt.

Nun Luther hatte freilich in jener Friedensschrift dem Papste gleichsam ein gut Wort gegeben, hatte ihm so viel Ehre vergönnt, als er imstande war.

Aber auch jetzt dachte er keineswegs dem Papste den Gehorsam aufzusagen und sich von der römischen Kirche zu trennen. Noch immer glaubte er die zwei Sätze vereinigen zu können:

1. Man muß dem Papste gehorchen.

2. Des Papstes Macht hat keinen besseren Grund, als sonst weltliche Macht auf Erden.

Es war ja eine Täuschung, wenn er meinte, mit dieser Ansicht vom Papsttum in der römischen Kirche bleiben zu können. Aber wenn ihn sein Wahrheitssinn, sein christliches Gewissen immer tiefer hineintrieb in den Kampf gegen Roms unberechtigte Ansprüche, so hielt ihn vom gänzlichen Bruch mit Rom die Liebe zu der Kirche zurück, der er doch nun einmal von der heiligen Taufe her angehörte, und daß ihm die Einigkeit der Kirche über alles ging. Wie ärgerlich das Treiben Roms ihm war, er blieb dabei, daß man sich von der Kirche nicht reißen oder scheiden soll, „denn durch Abreißen oder Verachten wird es nicht besser."

Aber disputieren wollte er von Rom und den Gräuel der päpstlichen Lügen aufdecken. Am Ende mußte doch die Wahrheit siegen über alle die finstern Mächte, die in der Kirche ihr Wesen trieben.

So war ihm auch gar nicht bange, daß er seine letzte These gegen

Eck mit Erfolg verfechten werde. Dem Spalatin, der trotz jenes Trostbriefes noch immer sich sorgte, vertraute Luther auf sein Fragen an, was für Geschütz er gegen Eck ins Feld zu führen gedenke, wenn er ihn gerade an diesem Punkte angreife. Und das war ja mit Gewißheit vorauszusehen, daß um die letzte These der Hauptkampf entbrennen würde.

So entschloß sich Luther sogar dazu, noch kurz vor der Disputation eine umfangreiche lateinische Schrift „über die Gewalt des Papstes" niederzuschreiben und in Druck zu geben.

In dieser Schrift stehen gar bedeutsame, gut evangelische und protestantische Sätze. Schon lehrt Luther eine Gemeinschaft der Heiligen, d. h. eine wahre, christliche Kirche, die überall da zu finden sei, wo das Wort Gottes gepredigt wird. Denn wo das Wort Gottes gepredigt wird, da ist auch Glaube; wo aber Glaube vorhanden ist, da ist auch die Kirche. Nicht nur der Papst, sondern ein jeder Gläubige hat die Schlüssel, die Sakramente, die Gewalt und alles andere, denn das bringt der Glaube mit.

Mag immerhin der Papst herrschen — doch thut er's nicht kraft göttlicher Einsetzung. Darum „wenn die Oberhoheit des römischen Bischofs der Kirche zum Schaden ausschlagen will, muß sie aus der Kirche beseitigt werden. Denn menschliche Rechte und Gewohnheiten sollen der Kirche zum Besten dienen, nicht aber wider sie streiten."

Ein Papst hat gar behauptet, daß dem Petrus die Rechte der himmlischen und der irdischen Herrschaft übertragen worden seien. Darüber ruft Luther aus:

„Ist's nicht aller Thränen wert, daß man uns zwingen will, dies nicht nur zu lesen, sondern auch wie ein Orakel zu glauben, ja uns zwingen will unter Androhung des Feuertodes? Und da träumen wir noch von einem guten Zustande der Kirche und erkennen nicht den Antichrist mitten im Tempel?"

Hier wendet Luther zum ersten Mal in einer öffentlichen Schrift die Weissagung vom Antichrist ziemlich unverblümt auf das Papsttum an.

„Zum Schluß sage ich, daß ich nicht weiß, ob der christliche Glaube es dulden kann, daß auf Erden ein anderes Haupt der allgemeinen Kirche aufgestellt werde außer Christus!"

Wenn das die Gedanken waren, zu welchen Luthern seine Vorstudien für die Leipziger Disputation geführt hatten, so mußte das Kampfspiel ernst und bedeutungsvoll werden.

Eck mochte manchen guten Gelehrten durch seine Disputierkunst überwunden haben — so wohl gerüstet war ihm noch keiner entgegengetreten.





Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Eröffnung der Leipziger Disputation.

Freitag, den 24. Juni 1519, den Tag nach Frohnleichnam, zogen die Wittenberger, die zur Disputation kamen, durch das Grimmaische Thor in Leipzig ein.

Es war ein stattlicher Zug. Voran auf offenem Rollwagen der Doktor Karlstadt, der bisher noch allein ein Anrecht darauf hatte, gegen Eck zu disputieren. Auf dem zweiten Wagen saßen Luther und Melanchthon. Es folgten noch eine Anzahl Wittenberger Doktoren und Magister, darunter Doktor Nikolaus von Amsdorf und Magister Johann Agricola von Eisleben. Ferner der junge Herzog Barnim von Pommern, der damals in Wittenberg studierte und den die Wittenberger — wie das an den Universitäten damals Sitte war, wenn fürstliche Personen daselbst ihre Studien machten — damit geehrt hatten, daß sie ihn zum Rektor, d. i. zum Oberhaupte der Universität, erwählten. Auch Luthers Freund Johann Lang, der Prior und Professor von Erfurt, hatte sich den Wittenbergern angeschlossen.

Neben den Wagen, worauf diese gelehrten Herren saßen, liefen an zweihundert Wittenberger Studenten daher, mit Spießen und Hellebarden, ihnen das Ehrengeleit zu geben, doch auch bereit, wenn es gälte, für ihre Lehrer und Genossen die Waffen zu gebrauchen.

Wie sie nun kaum durch das Thor in die Stadt gezogen waren unter großem Zulauf des Volks, geschah dem Doktor Karlstadt beim Eingang in den Paulinerkirchhof ein Unfall von böser Vorbedeutung. Sein Wagen zerbrach so übel, daß er herabfiel in den Kot. Da fuhr

denn Luthers Wagen an ihm vorüber. Sagten die Leute, die dabeistanden und zusahen:

„Dieser wird obliegen und jener wird unterliegen“. Wie es denn auch geschehen ist.

Sonst gab's wohl einen feierlichen Empfang, wenn eine Universität zur andern zu Gaste kam; aber die Leipziger boten den Wittenbergern keinen Willkommengruß. Wäre nicht Herzog Georg dahinter gewesen, so hätte es wohl übel gestanden um Herberge und Unterkunft. Das Einzige, was die Leipziger thaten, weil es die Sitte forderte, war dies, daß sie ihren Gästen eine Ehrengabe Weines zukommen ließen.

Ganz anders war Doktor Eck empfangen worden, der sich zwei Tage zuvor eingefunden hatte, nur von einem Diener begleitet. Den feierten die Leipziger Herren auf alle mögliche Weise, überhäuften ihn mit Geschenken, ehrten ihn mit Einladungen, ritten mit ihm spazieren, kurz, sie zeichneten ihn allewege aus als ihren willkommenen, hochgeschätzten Gast. So war auch Eck am Tage nach seiner Ankunft, am Frohnleichnamsfeste, bei der glänzenden Prozession, die man da abhielt, im Meßgewande unter den theologischen Professoren mit einhergezogen.

Etliche Freunde hatten Luther und die Wittenberger wohl auch in Leipzig. Aber es waren wenige, die den Mut hatten, sich offen zu ihnen zu halten. Sie kamen etwa heimlich in ihre Herberge. Nur zwei wagten es, Luthern und seine Freunde zu sich einzuladen, der Doktor Auerbach und ein junger Professor, Pistor.

Die Leipziger Bürgerschaft und Studentenschaft war vorher von ihren Predigern und Professoren bearbeitet worden, daß sie ja nicht von dem Gift der Lutherschen Ketzerei sich anstecken lassen möchten. Kein Wunder, daß auch die Ungelehrten feindselig gestimmt waren gegen die Wittenberger. Wie dieselben sich dessen wohl versehen hatten, das bekamen sie nun gründlich zu fühlen, daß sie mitten ins feindliche Lager geraten waren.

Ein Glück, daß Herzog Georg, der selber in der Stadt zugegen war, umsichtig und ehrlich dafür sorgte, daß die öffentliche Ordnung unverletzt blieb.

Die zum Waffendienste verflichteten Bürger wurden mobil gemacht. In jeder Herberge, wo Wittenberger Studenten waren, mußte der Wirt einen von der Bürgerwache, mit der Hellebarde bewaffnet, vor dem Tisch postieren, damit er auf Frieden hielte. Unter seiner Aufsicht und sei-

nem Schutze mochten dann die Leipziger Studenten mit den Wittenbergern zusammenkommen und mit einander disputieren. Das war eine gute Vorsicht.

Von allen Seiten strömten die Leute herbei, die Disputation mit anzuhören: Äbte und Mönche von allen Orden, Ritter und Grafen, Studierte und allerlei Volk. Die Leipziger Bürgerwehr mag wacker zu thun gehabt haben, daß alles in gutem Frieden abging, weil denn die Geister zuweilen sich nicht wenig erhitzten.

Auch darauf war Herzog Georg bedacht, daß die Disputation selber ihren ordentlichen Gang nehme. Er berief die Vorsteher für dieselbe und verordnete zwei seiner Räte zu Beisitzern. Und weil auch der geräumigste Hörsal der Leipziger Universität nicht imstande war, die Menge der gelehrten Zuhörer zu fassen, öffnete er sein Schloß, die alte Pleißenburg, und ließ den größten Raum darin, die „Hofstuben", ausräumen und für die Disputation aufs schönste zurichten mit Kathedern (Rednerpulten), Bänken und Tischen.

So kam die Disputation zustande, trotz des erneuten Widerspruchs des Bischofs Adolf von Merseburg. Um dieselbe Stunde, wo der Zug der Wittenberger in Leipzig eintraf, hatte derselbe ein förmliches Verbot der Disputation an die Kirchthüre anheften lassen, zugleich auch den jüngsten Erlaß des Papstes über den Ablaß vom 9. November 1518, worin die Ablaßlehre ein für alle mal entschieden worden war, „damit künftig niemand mehr Unbekanntheit mit der Lehre der römischen Kirche und mit des Ablasses Kraft vorschützen und dadurch sich entschuldigen könne." Hatte Rom gesprochen, was gab es denn da noch zu disputieren? Und doch sollte die Disputation gerade auch vom Ablaß handeln. So war das Verbot des Bischofs wohl erklärlich. Und mag vielleicht auch Miltitz dahintergesteckt haben.

Weil aber Herzog Georg die Disputation wollte, so half dem Bischof sein Widersprechen nicht. Der Mann, der seinen Erlaß angeschlagen hatte, wurde sogar eingesteckt, darum, daß er es ohne Vorwissen der Universität gethan.

Noch aber gingen der Eröffnung der Disputation allerhand notwendige Verhandlungen voraus.

Luther war auf gut Glück mitgekommen, „unter Karlstadts Fittigen", wie er selber sagte, nämlich geschützt durch den Geleitsbrief Karlstadts, der alle mit einschloß, „welche er mit sich bringen werde". Jetzt war nun Eck zugegen und konnte thun, was er bisher versäumt hatte

und was Herzog Georg nun einmal verlangte: er suchte bei dem Herzoge darum nach, daß auch Luther zur Disputation zugelassen und ihm dafür noch insbesondere freies Geleit bewilligt werde, was denn der Herzog nunmehr auch gnädiglich gewährte.

Karlstadt blieb doch zunächst noch neben Eck die Hauptperson bei der Disputation. Er selbst wachte eifersüchtig darüber, daß ihm, als dem Urheber derselben, der Vorrang gelassen würde, und die Gegner waren ganz damit einverstanden, daß Luther gleichsam im Hintergrunde bleiben sollte. Gleichwohl wußte ganz Leipzig darüber Bescheid, wer von beiden der Größere sei, Karlstadt oder Luther.

Sonntag, den 26. Juni, wurde Karlstadt früh morgens vor den vom Herzoge bestellten Ausschuß gerufen, damit die Bedingungen für das am Tage darauf zu eröffnende Kampfspiel festgestellt würden.

Schon bei den früheren Verhandlungen über die Disputation hatten Luther und Karlstadt gefordert, daß zu derselben verpflichtete Notare zugezogen werden sollten, um die geführten Reden und Gegenreden genau aufzuzeichnen. Das mußte freilich den Gang der Disputation verlangsamen; denn Stenographen, die so rasch nachschrieben, wie die Redner sprachen, gab es damals noch nicht. Aber Luther und Karlstadt mußten vor Eck auf der Hut sein, daß er nicht in seiner gewandten und schlagfertigen Art ihnen die Worte im Munde verdrehte.

Eck hatte sich dieser Forderung gefügt. Aber jetzt reute ihn sein Zugeständnis. So setzte man denn dem Karlstadt zu, er möge von der getroffenen Verabredung absehen. Aber der wußte zu gut, wie die Sicherheit seiner Stellung in der Disputation davon abhing, daß er an einem getreuen und unzweifelhaften Protokoll einen Rückhalt hätte — er blieb fest und erreichte von der herzoglichen Kommission, daß vier Schreiber zugezogen wurden.

Dagegen gab er in einem andern Stücke nach. Luther und Karlstadt hatten ferner mit Eck vorläufig festgesetzt, daß die Akten der Disputation nachher durch den Druck veröffentlicht werden sollten. Dann konnte jedermann sich ein Urteil darüber bilden. Eck aber wollte nicht die ganze Gelehrtenwelt, die ganze Christenheit zu Richtern haben. Ihn verlangte darnach, daß eine bestimmte Behörde oder Universität nachträglich feierlich seinen Sieg verkündigen möge. So stellte er dem Karlstadt jetzt die Bedingung: die Niederschrift der Disputation solle nicht eher veröffentlicht werden, als bis gewisse, späterhin zu erwählende,

theologische Schiedsrichter einen förmlichen Urteilsspruch darüber gefällt haben würden. Karlstadt ließ sich bestimmen, darein zu willigen.

Luther wurde zu diesem Vortrage zunächst nicht mit herangezogen. Erst am Morgen des andern Tages, des 27. Juni, wo die Disputation ihren Anfang nehmen sollte, lud auch ihn der leitende Ausschuß vor sich und forderte von ihm, er solle die gleichen Bedingungen annehmen.

Da war es nun Luthern höchst zuwider, daß die Disputationsakten nicht einfach dem Urteile der Öffentlichkeit, sondern einem besonderen Schiedsgericht von Theologen vorgelegt werden sollten. Ihn dünkte es nicht anders, als wollte man ihn in eine Falle locken. Wo waren denn die Schiedsrichter, von denen er ein billiges Urteil erhoffen konnte? Denn wenn es ihm auch nicht an Anhang fehlte im deutschen Vaterlande und drüber hinaus, so war von den theologischen Fakultäten keine einzige ihm günstig gestimmt. Und wie, wenn gar Rom selber den Richterspruch fällte? Die Sache war ihm zu verdächtig, und so lehnte er es ab, dem Vertrage beizutreten.

Damit war es wieder gänzlich in Frage gestellt, ob er selbst mit disputieren würde. Der Kampf begann und wurde Tage lang geführt, zwischen Eck und Karlstadt, ohne daß die Aussichten auf Luthers Zulassung sich besserten.

Das gab ein Gerede in Leipzig! Luthers Gegner verfehlten nicht auszusprengen, Luther sei aus Furcht und Feigheit zurückgetreten. Seine Freunde thaten das Ihre, ihn zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Doktor Auerbach bat ihn dringend, er möge nicht die Ungnade des Herzogs auf sich laden.

Lange blieb Luther bei seinem Widerstreben. Endlich, vor Thoresschluß, als die Reihe des Disputierens nun an ihn kommen sollte, am Morgen des vierten Juli, erklärte er sich mit den gestellten Bedingungen einverstanden. Doch behielt er sich vor, daß seine Berufung an ein Konzil ihre Rechtskraft dadurch nicht verlieren sollte, gleichviel wie das Urteil der noch zu bestimmenden Schiedsrichter ausfallen würde.

An dem vom Herzog Georg festgesetzten Tage, Montag, den 27. Juni 1519, wurde die Leipziger Disputation eröffnet. Das war nicht eine von den gewöhlichen Disputionen, wie sie allwöchentlich an den Universitäten stattfanden und ein, zwei Tage dauerten — das war ein Ereignis für die Gelehrtenwelt, für die Kirche. Überaus wichtige Gegensätze sollten hier ausgefochten werden. Beide Teile machten den Anspruch, daß sie die wahre Wissenschaft und das wahre Christentum ver-

träten. Und schon war der Streit so tief eingedrungen ins Volk und hatte so weite Kreise ergriffen, daß man mit allgemeiner Spannung dem entgegensah, wie die berufenen Wortführer in persönlichem Kampfe sich messen würden. Wie lange die Verhandlungen dauern sollten, das war zum voraus nicht so genau bestimmt; drei Wochen mochten jedenfalls darüber hingehen.

Ein so außerordentliches und wichtiges Unternehmen mußte auch mit einer außerordentlichen Feier eingeleitet werden.

Die Professoren von Leipzig und die fremden versammelten sich früh in der Aula, dem Festsaale der Universität. Der Professor der Rechte, Simon Pistoris, begrüßte hier in lateinischer Rede die Gäste namens der Leipziger Hochschule.

Von da zog man in die Thomaskirche zu einer feierlichen Messe. Einen zwölfstimmigen Gesang, „desgleichen vorhin nie gehört war“, brachte dabei der Kantor Georg Rhau zur Aufführung.

Aus der Kirche ging's wieder im Zuge nach der nahen Pleißenburg. Hier hatten sechsundsiebzig Leipziger Bürger in bester Rüstung, mit Harnisch, Trommeln und Fähnlein, die Wache bezogen. Sie hatten vor allen Dingen dem Zudrange des Volkes zu wehren, daß nicht Unbefugte sich mit ins Schloß hineindrängten. Während der ganzen Dauer der Disputation blieben sie daselbst auf Posten zum Schutze der Ordnung und des Friedens.

Indessen nahm der festlich mit Teppichen geschmückte Schloßsaal die gelehrten Herren auf.

Für die beiden Kämpfer standen zwei Katheder einander gegenüber aufgerichtet, jedes mit einem Teppich behangen. Auf dem Teppiche, der Ecks Katheder schmückte, sah man das Bild Sankt Georgs, auf dem für Karlstadt das Sankt Martins. So hatte jeder seinen streitbaren Heiligen zur Seite.

An den Tischen nahmen die Schreiber Platz. Außer den vier Notaren, welche die Universität bestellt hatte, waren noch mehr als 30 Personen fleißig dabei, die Reden nachzuschreiben.

Aber nicht so gleich thaten die beiden Streiter ihren ersten Gang. Ein junger gefeierter Humanist, Peter Schade, der sich aber nach der beliebten Weise Petrus Mosellanus genannt hatte, weil er von der Mosel stammte, hatte den Auftrag überkommen, mit einer sinnigen Eröffnungsrede das Kampfspiel einzuleiten. Er hatte denn auch einen feinen Vortrag ausgearbeitet „über die rechte Weise des Disputierens“. Das

war ein zeitgemäßer Gegenstand. Damit aber seine Worte noch tiefer rühren möchten, sollte ein Knabe sie frei vortragen. Er sollte dabei die kindlich reine Theologie vorstellen. In diesem Sinne war die Rede verfaßt. Aber leider war sie viel zu lang ausgefallen, als daß der Knabe sie hätte behalten und hersagen können.

So mußte der Verfasser den Vortrag selbst übernehmen. Aber dadurch wurde die Rede nicht kürzer. Zwei Wasseruhren liefen ab, und er kam noch immer nicht zu Ende. Noch dazu sprach er, vor kurzem erst von einer heftigen Krankheit genesen, mit leiser Stimme. Und auch dem Inhalt nach wurde er der ernsten Bedeutung des Redekampfes, den er eröffnete, nicht gerecht, sondern hielt sich mehr auf der Oberfläche. Während er Eck und Karlstadt mit rühmenden Worten begrüßte, erwähnte er Luther nicht — dessen Teilnahme an der Disputation war ja noch ungewiß.

Als Mosellanus endlich ein Ende gefunden, war der Kantor Georg Rhau wieder da mit seinen Sängern und Pfeifern. Sie sangen dreimal das „Komm, heiliger Geist", wobei die Versammelten andächtig niederknieeten.

Nun aber war's an der Zeit, zum Mittagessen zu eilen, denn auch der Magen forderte sein Recht. So entließ der Herold die Versammlung und lud sie ein, nach der Mahlzeit sich wieder einzufinden.

Nachmittags um 2 Uhr traten Eck und Karlstadt zum ersten Male einander gegenüber.





Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Die erste Woche: Eck und Karlstadt.

Ehe die beiden Gegner die Streitfrage feststellten, über die sie disputieren wollten, gab ein jeder die ausdrückliche Erklärung ab, daß er nichts gegen die Lehre der allgemeinen Kirche lehren wolle. Karlstadt fügte hinzu, daß er ohne die heilige Schrift nichts behaupten und nichts annehmen wolle.

Der Gegenstand ihrer Verhandlungen war die Lehre vom freien Willen des Menschen und von der Gnade Gottes. Eck behauptete, daß bei einem jeden guten Werke vor allen Dingen der gute Wille des Menschen wirksam sei, wenn auch die Gnade Gottes mitwirke. Karlstadt dagegen lehrte mit dem Kirchenvater Augustinus, daß ein jedes gute Werk eine Wirkung der Gnade Gottes sei, wenn auch der Wille des Menschen dabei mitwirke.

Wie die beiden Männer die Sache anfaßten, kam es auf lauter theologische Spitzfindigkeiten hinaus. Die Spannung, mit der man ihrem Auftreten entgegengesehen hatte, ließ denn auch schnell nach. Eine ganze Woche hindurch währte die Disputation zwischen den beiden über besagte Lehre, vom 27. Juni bis zum 3. Juli, freilich in Wahrheit waren das nur vier Tage: Montag, Dienstag, Freitag und Sonntag, da man an den übrigen Tagen um kirchlicher Feste willen die Waffen mußte ruhen lassen. Die regelmäßigen Disputationsstunden waren aber vormittags von 7 bis 9 und nachmittags von 2 bis 5 Uhr.

Die Leipziger Professoren hörten fleißig zu und setzten sich dann gerne auf die Seite Ecks, um diesem ihre Freundschaft zu beweisen.

Aber so aufmerksame Zuhörer waren sie, daß mancher über dem Disputieren in einen sanften Schlummer fiel, und mußten gemeiniglich aufgeweckt werden, wenn man die Sitzung aufhob, damit sie ihre Mahlzeit nicht versäumten.

Eine regere Teilnahme zollten die Wittenberger den Verhandlungen; galt es doch bei dem Streite die Ehre ihrer Universität und das Recht der neuen, bei ihnen herrschenden Richtung.

Auch sonst folgten etliche, zumal jüngere Gelehrte, dem Gang des Streites mit aller Aufmerksamkeit. Unter denen, die ab- und zugingen, war auch Herzog Georg, der seine Freude daran hatte, daß seine Universität der Schauplatz eines so seltenen Kampfes war.

Den Doktor Eck hat uns jener Petrus Mosellanus, der bei der Eröffnnng der Disputation die lange lateinische Rede hielt, mit diesen Worten beschrieben:

„Eck ist ein Mann von mächtiger Gestalt, starken und vierschrötigen Leibes; er hat eine laute und volle Stimme, recht wie die Deutschen haben, und eine kräftige Brust, so daß er wohl eines Schauspielers, ja eines Herolds Amt verrichten könnte, doch spricht er mehr rauh als deutlich. Mund und Augen, ja sein ganzes Gesicht ist derart, daß man ihn eher für einen Fleischer oder Landsknecht, als für einen Theologen ansehen mag. Was seine Geistesgaben anlangt, so steht ihm ein ausgezeichnetes Gedächtnis zu Gebote. Wäre das einem ebenso ausgezeichneten Verstande zugefallen, so fehlte ihm nichts zur Vollkommenheit. Aber ihm geht die schnelle Fassungskraft ab, die Schärfe des Urteils, ohne welche die andern Gaben nichts vermögen. So hilft er sich denn damit, daß er beim Disputieren eine Menge von Beweisstellen, Bibelsprüchen und Worten der Kirchenlehrer ohne alle Auswahl aufeinanderhäuft und merkt dabei nicht, wie frostig und nichtssagend die meisten davon sind und, wenn man sie richtig versteht, in ihrem Zusammenhange, gar nichts für ihn beweisen, ja wie sie gar auf bloße Spiegelfechterei hinauslaufen. Ja er geht darauf aus, mit vielem Wust die Zuhörer zu verblüffen und ihnen einen blauen Dunst vorzumachen und so vor ihnen als Sieger dazustehen. Dazu nun sein unglaubliche Dreistigkeit, die er mit wunderbarer Schlauheit zu verdecken weiß. Wenn er merkt, daß er sich in einer vom Gegner gestellten Falle gefangen hat, so weiß er unvermerkt der Disputation eine andere Wendung zu geben. Ja zuweilen nimmt er sogar die Meinung des Gegners auf, als wäre

es von Anfang die seine gewesen, und schiebt mit einer erstaunlichen Schlauheit seine eigene thörichte Meinung dem Gegner unter."

Nun ja, Eck verstand sich meisterhaft auf die mancherlei Fechterkünste, wodurch einer beim Disputieren seinen Gegner ins Unrecht bringen und sich in den Augen der Zuhörer den Schein des Sieges erobern konnte. Besonders war er darin stark, mit einem großen Schwall gelehrter Sprüche, die ihm sein vortreffliches Gedächtnis wie aus einem unerschöpflichen Schatze darreichte, den Gegner gleichsam zu überfluten und mit seiner gewaltigen Stimme jeden Widerspruch niederzuschreien.

Da war es nun ein Glück für Karlstadt, daß der Wechsel von Rede und Gegenrede nicht wenig gehemmt und verlangsamt wurde durch jene Bestimmung des vor Beginn der Disputation abgeschlossenen Vertrags, daß alles Vorgetragene von den Schreibern zu Papier gebracht werden mußte. Da konnte Eck nicht so drauf los donnern und blitzen, und Karlstadt fand Zeit, sich zu fassen, zu sammeln und auf eine Antwort zu besinnen.

Jener selbe Humanist giebt uns auch von Karlstadt eine Schilderung. Darnach war er ein untersetzter Mann mit bräunlichem, sonneverbranntem Gesicht — seine Stimme undeutlich und von unangenehmen Klang. Leicht wurde er heftig und hitzig.

Vor allem brachte ihn sein schwaches Gedächtnis in großen Nachteil gegenüber seinem schlagfertigen Gegner. Da half er sich denn damit, daß er eine Menge Bücher mit in den Saal brachte: darin suchte und wälzte er, um die Beweisstellen zu finden und wortgetreu vorzuführen, mit denen er den Feind aus dem Felde zu schlagen gedachte. Das war wohl gründlicher und für die Erkenntnis der Wahrheit dienlicher, als Ecks Verfahren, hielt aber allzusehr auf und machte auf den oberflächlichen Beobachter den Eindruck, als wäre er selber seiner Sache nicht recht gewiß und müßte noch eben suchen und forschen.

Eck, der in diesem Stücke seinen Vorteil wohl ersah, stellte denn auch den Antrag, es möge dem Karlstadt die Benutzung von Büchern untersagt werden. In Italien, sagte er, disputiere man frei.

Es gab darüber lebhafte Erörterungen. Endlich entschied die Kommission der Beschwerde Ecks gemäß gegen Karlstadt.

Nachdem denn die beiden Gelehrten über den Sinn einzelner Bibelstellen und etlicher Aussprüche von Kirchenvätern vier Tage lang hin- und hergestritten hatten, waren sie schließlich auf dem Punkte angelangt, daß ein jeder von ihnen behauptete, den Gegner auf seine Seite

herübergezogen zu haben. Zu einer Entscheidung des Streites war es nicht gekommen, ja nicht einmal zu einer klaren Scheidung und Darlegung ihres beiderseitigen Standpunktes.

Der Eindruck von dem ganzen Waffengange zwischen Eck und Karlstadt, nicht nur bei den Leipzigern, sondern auch bei den unbefangen urteilenden Wittenbergern war doch der, daß Eck als Sieger daraus hervorgegangen sei.

Eck selbst, mit den Lorbeeren, die er an Karlstadt verdient, wenig zufrieden, lechzte darnach, mit dem größeren Gegner sich zu messen, dem Doktor Luther.

Es mag Luthern schwer genug geworden sein, den Disputierenden so lange zuzuhören.

Denn wie ganz anders hätte er reden wollen von der Alleinwirksamkeit der göttlichen Gnade, und wie der menschliche Wille ein nichtig, ohnmächtig Ding sei, ohne die Gnade! Das war ihm ja recht eigentlich die Haupt- und Lieblingslehre, die er studiert hatte in schweren Todesängsten im Erfurter Kloster und die er nimmermehr lassen konnte, so lieb ihm seiner Seelen Seligkeit war.

Diese innern Erfahrungen fehlten Karlstadt. Der hatte seine Ansichten teils von Luther, teils aus Büchern, sonderlich aus den Schriften Sankt Augustins. Auch die Bibel war für ihn zu sehr Buch und Buchstabe. In Sachen des Glaubens thut's eben schließlich nicht die Wissenschaft und Gelehrsamkeit, auch nicht die Schriftgelehrsamkeit, sondern die Erfahrung des Herzens.

Einmal durfte doch Luther auch den Mund aufthun in dieser ersten Disputationswoche und von den Gedanken zeugen, die ihm das Herz bewegten. Am 29. Juni, als am Peter-Paulstage, predigte er.

Es hielt schwer genug, für ihn eine Kanzel zu finden. Dem Eck öffneten die Leipziger mit Freuden ihre Kirchen. Er predigte während der Disputation viermal. Luther wäre gar nicht zu Worte gekommen, wenn nicht der junge Rektor von Wittenberg, Herzog Barnim von Pommern, ausdrücklich gewünscht hätte, daß Luther predige. Dem fürstlichen Begehren entgegenkommend stellte Herzog Georg seine Schloßkapelle für den Peter Paulstag Luthern zur Verfügung.

Wie die Geistlichen und Mönche in Leipzig vor Haß und Abscheu gegen den Wittenberger Ketzer halb toll waren, das lehrt vor allem ein

Vorfall aus jenen ersten Tagen. Als einmal Luther von ungefähr in die Paulinerkirche trat, hielten die Dominikaner soeben daselbst ihre Messe und hatten das Allerheiligste (die Hostie, den „Leichnam Christi") in der Monstranz auf dem Altar stehen. Kaum wurden sie aber dessen gewahr, daß Luther hereingekommen, packten sie das Meßgerät zusammen und trugen das Allerheiligste schnell in das Sakramentshaus, verschlossen's und verwahrten's, damit es von dem Ketzer ja nicht vergiftet würde.

Läßt sich denken, daß man einen solchen gefährlichen und verruchten Menschen nicht auf den Predigtstuhl ließ. Herzog Georg aber war noch immer gegen Luther billiger gesinnt.

Wie nun in Leipzig bekannt wurde, daß Luther in der herzoglichen Kapelle predigen würde, da gab's einen großen Zulauf nach der Pleißenburg. Viele kamen aus redlichem Verlangen, zu hören, was seine Meinung sei, etliche von seinen Feinden bestellt, ob sie eine Ursach' wider ihn fänden, die meisten aus Neugier.

Die Schloßkapelle konnte die Menge nicht fassen. So befahl der Herzog, daß Luther in dem großen Disputationssaale predigen möge.

Das Evangelium des Festtages bot Luthern Gelegenheit, seine Zuhörer über die großen Gegenstände, mit denen die Disputation es zu thun hatte, zu verständigen. Es war die Stelle Matth. 16, 13—19: das Bekenntnis des Petrus zu Christo und seine Begabung mit der Schlüsselgewalt.

Einen zeitgemäßeren Text konnte Luther gar nicht finden. Da war erst das Bekenntnis Petri: „Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes." Hatte das Petrus von sich selber gefunden? Kam es auf Rechnung des freien Willens? Oder sagte nicht Jesus ausdrücklich, daß es vom Vater im Himmel ihm sei offenbart worden, also auf Rechnung der Gnade Gottes komme? Das führte ja mitten hinein in die Frage, um welche der Streit ging zwischen Karlstadt und Eck. Und so handelte davon der Predigt erster Teil.

Dann aber erzählte das Evangelium, wie Christus dem Petrus die Schlüssel des Himmelreichs gegeben und wie sein Binden und Lösen gelten sollte vor Gott im Himmel. Hatte Christus damit den Petrus gesetzt zum Herrn über alle andern Apostel und die Päpste zu Rom, Petri Nachfolger, zu Herren über die ganze Christenheit? Sollte nicht vielmehr die Schlüsselgewalt eine Wohlthat sein für jeden Christen-

menschen, der sich mühte und ängstete in seinen Sünden, daß er möchte, durch den Priester volle Vergebung seiner Sünden empfangen?

Das aber war der Hauptpunkt von dem, worüber Luther mit Eck stritt, die göttliche Einsetzung der Papstgewalt, von der Luther nichts wissen wollte und behauptete, die Schrift wisse auch nichts davon, nicht einmal das Evangelium vom Peter-Paulstage.

So sagte denn Luther in seiner Predigt dem Volke über diese Dinge seine Meinung, ohne sich Zwang aufzulegen. Die Zuhörer werden gut aufgemerkt haben.

Seine Feinde nahmen ihm die Predigt gewaltig übel. Eck donnerte nun seinerseits von den Kanzeln der Stadtkirchen gegen Luther.

Der herzoglich sächsische Kanzler, Cäsar Pflug, der ein Mitglied des Disputationsausschusses war, hatte gerade auswärts Geschäfte gehabt, als Herzog Georg Luthern die Predigt erlaubte. Wie er nun heimkehrte und hörte, was in seiner Abwesenheit geschehen war, versicherte er, daß er es würde verhindert haben, und rief aus: „Ich wollte, Doktor Martinus hätte seine Predigt gen Wittenberg gespart!"

Nun, Luther möchte gerne auch an dem geneigten Leser einen andächtigen Zuhörer gewinnen, darum soll die Predigt hier abgedruckt werden. Und zwar so, wie er selber sie herausgegeben hat bald nach der Disputation und zuletzt in seiner Kirchenpostille. Da hat er freilich gelindert, was den Feinden allzu verdrießlich gewesen und ist, wie er in dem Vorwort sagt, „weiter in den gründlichen Verstand gangen."

Sermon, gepredigt zu Leipzig auf dem Schloß, am Tage Petri und Pauli im 19. Jahr.

Evangelium: Matth. 16, V. 13—19.

Dies Evangelium begreift alle Materien der ganzen Disputation. Denn es von zweierlei Sachen fürnehmlich redet: Zum Ersten, von der Gnade Gottes und unserm freien Willen; zum Andern, von der Gewalt Sankt Peters und der Schlüssel.

Der erste Teil von der Gnade Gottes und unserm freien Willen.

Das Erste greift an die Großen, Weisen und Heiligen, will sie gar zu nichte machen, so sie doch meinen, durch ihre Kunst und Werke alle Dinge auszurichten. Aber hier lehret der Herr, daß alles umsonst sei, was Fleisch und Blut ist oder vermag. Denn Christum mag niemand erkennen (geschweige denn folgen) aus Fleisch und Blut;

sondern der Vater im Himmel muß ihm offenbaren, wie hier Sankt Peter ist geschehen. Das zeigt auch an, da er fraget, was die Leute von ihm sagten, und keine gewisse beständige Antwort gegeben ward, sondern mancherlei und wankelbare Meinung und Wahn des Volkes erzählet. Damit angezeiget wird, daß ohne Gnade Gottes man hin und herwanke und unbeständigen Wahn von Christo hat, bis daß der Vater offenbaret; da erkennet der Mensch erst, was Christus sei.

Daraus folget, daß der freie Wille des Menschen, man lob' und erheb' ihn, wie man will, gar nichts vermag aus ihm selbst, und nicht in seiner Willkür frei steht, Gutes zu erkennen und zu thun, sondern allein in der Gnade Gottes, die ihn frei machet, ohne welche er in Sünden und Irrtum gefangen liegt, und nicht von ihm selbst herauskommen mag. Als wie auch Christus sagt im Johanne (8,32): „Die Wahrheit wird euch frei machen, so seid ihr recht frei," und bald hiernach (v. 34 ff.): „Wer Sünde thut, der ist der Sünden Knecht, der Knecht aber bleibet nicht ewiglich im Hause, der Sohn bleibet ewiglich. So euch nun der Sohn frei machet, seid ihr recht frei." Also sagt auch Sankt Paulus zu den Römern (3,23): „Es ist kein Unterschied, sie sind allzumal Sünder und mangeln des Ruhms, den sie in Gott haben sollten," und zuvor sagt er (v. 10 u. 11) aus dem Psalm (14,3 und 53,4): „Da ist nicht, der da gerechtfertigt sei, auch nicht Einer; da ist nicht, der verständig sei; da ist nicht, der nach Gott frage; sie sind alle abgewichen, und allesamt untüchtig worden; da ist nicht, der Gutes thue, auch nicht Einer."

Auch so wir von uns selbst Gutes anfahen möchten, warum heißt uns denn Christus bitten um Gnade, und lehret uns im Vaterunser sagen: Dein Wille geschehe, als im Himmel, auch auf Erden? damit bewähret wird, daß wir Gottes Willen nicht mögen thun, aus unserem freien Willen.

Weiter folgt, daß man den freien Willen nimmer recht nennt oder versteht, er sei denn mit Gottes Gnade gezieret, ohne welche er mehr ein eigener (d. i. leibeigener — vgl. S. 390), denn freier Wille heißen soll: denn ohne Gottes Gnade thut er nicht Gottes Willen, sondern seinen eigenen Willen, der nimmer gut ist. Er ist wohl frei gewesen in Adam, aber nun durch seinen Fall verderbet und in Sünden gefangen, hat doch den Namen des freien Willens behalten, darum daß er frei gewesen, und durch Gnade wieder frei werden soll.

Wenn man nun begehrt zu wissen, wie man fromm werden

und gut thun soll, welches denn die gemeine Frage ist, habe ich gesagt, daß das erste und fürnehmste sei, daß einer wisse, wie er von ihm selbst nicht kann fromm werden oder gutthun. Darum müsse er an ihm selbst verzweifeln, Hände und Füße gehen lassen, sich als einen untüchtigen Menschen für Gottes Augen anklagen, und allda seine göttliche Gnade anrufen, auf welche er festiglich vertrauen soll.

Wer einen andern Anfang lehrt oder sucht, denn nach dieser Weise, der irrt und verführt sich und andere. Wie denn thun, die da sagen: „Ei, du hast einen freien Willen; thu', so viel in dir ist, Gott wird das Seine thun," und meinen, man solle die Leute nicht verzweifeln heißen. Ja freilich soll man nicht verzweifeln heißen, aber das Verzweifeln müßte man recht ausstreichen. An Gottes Gnade soll niemand verzweifeln, sondern wider alle Welt und alle Sünde festiglich auf Gottes Hilfe sich verlassen; aber an sich selbst soll man gar verzagen, und in keinen Weg sich verlassen auf seinen freien Willen, auch das allerwenigste Werklein zu thun.

Darum spricht wohl Hieronymus über dies Evangelium, daß zu merken sei, wie Christus seine Jünger fragt, was die Menschen von ihm sagen, und darnach, was sie von ihm sagten, gleich als wären sie nicht Menschen. Denn wahr ist es, daß der Mensch, mit Gnaden beholfen, mehr ist, denn ein Mensch, ja die Gnade Gottes macht ihn gottförmig (gottähnlich) und vergottet ihn, daß ihn auch die Schrift Gottes Kind heißt.

Also muß der Mensch über Fleisch und Blut ausgezogen, und mehr denn Mensch werden, soll er fromm werden. Das hebt nun damit an, wenn der Mensch das erkennt als ihm selbst unmöglich und demütiglich die Gnade Gottes dazu suchet und an ihm selbst gar verzweifelt. Darnach allererst folgen die guten Werke. Wenn die Gnade also erlangt ist, dann hast du einen freien Willen; dann thue, was in dir ist.

Es ist nicht möglich, daß Gott einem Menschen seine Gnade versage, der dermaßen aus ganzen Herzen erkennt sein Unvermögen, und an sich selbst lauter (gänzlich) verzagt. Das ist die beste und nächste Bereitung zur Gnade, wie die Mutter Gottes in ihrem Lobgesange lehrt und sagt: „Die Hungrigen füllet er mit Gütern und läßt die Reichen leer" (Luk. 1,53). Das sollt' man predigen, und die Leute zuvor ledig machen von ihrem eigenen falschen Vertrauen, und dann füllen mit guten Werken. So lehren sie uns viel gute Werke

thun, und gar wenig, wie wir das anfangen sollen, gute Werke zu thun, da doch mehr angelegen ist, denn an den guten Werken; denn wo der Anfang nicht gut ist, wird selten ein Ende folgen; wo aber die Gnade Gottes erlangt ist, werden Werke genug von ihm selber folgen.

Dies Verzweifeln oder Gnadesuchen soll nicht eine Stunde oder eine Zeit währen und dann aufhören, sondern alle unsre Werke, Worte und Gedanken sollen, dieweil wir hier leben, nicht anders gerichtet sein, denn dahin, daß man allezeit in sich selbst verzweifle und in Gottes Gnade, Begierde und Sehnen bleibe, wie der Prophet sagt im Psalm (42, 2 f.): „Wie der Hirsch schreit nach frischem Wasser, so schreiet meine Seele, Gott, zu Dir. Meine Seele dürstet nach Gott, nach dem lebendigen Gott. Wenn werde ich dahin kommen, daß ich Gottes Angesicht schaue?"

Solches Verlangen nach Gott und fromm zu sein, damit hebt die Gnade an und währt bis in den Tod. Darum so muß auch daneben währen das Verzagen an ihm selbst und wegbleiben falsches, eigenes Vertrauen.

Der andere Teil von der Gewalt Sankt Peters.

Es ist dem gemeinen Manne nicht not viel zu disputieren von Sankt Peters oder päpstlicher Gewalt — da liegt mehr an, daß man wisse, wie man derselben seliglich brauchen soll.

Es ist wahr, die Schlüssel sind Sankt Peter gegeben, aber nicht ihm, als seiner Person, sondern in seiner Person der christlichen Kirche, und sind eben so mir und dir gegeben zu Trost unserer Gewissen. Sankt Peter oder ein Priester ist ein Diener an den Schlüsseln; die Kirche ist die Frau und Braut, der er soll dienen mit der Schlüsselgewalt. Als wir denn sehen in täglichem Brauch, daß die Sakramente gereicht werden allen, die sie von den Priestern begehren.

Nun, daß man vernehme, wie man der Schlüssel seliglich brauche, hab' ich droben gesagt: wenn man fromm zu sein begehret, und durch unsers Vermögens Verzicht uns der Gnade empfänglich gemacht. So liegt nun alles daran, daß man wisse, ob man Gottes Gnade erlanget habe oder nicht. Denn man muß wissen, wie man mit Gott dran sei soll, anders das Gewissen fröhlich sein und bestehen; denn so jemand daran zweifelt, und nicht fest dafür hält, er habe einen gnädigen Gott, der hat ihn auch

nicht. Wie er glaubt, so hat er. Darum so mag niemand wissen, daß er in Gnaden sei, und Gott ihm günstig sei, denn durch den Glauben. Glaubt er es, so ist er selig, glaubt er es nicht, so ist er verdammt. Denn eine solche Zuversicht und gut Gewissen ist der rechte, grundgute Glaube, der Gottes Gnade in uns wirket.

Siehe, hierzu dienen dir die Schlüssel, dazu sind die Priester eingesetzt. Wenn du fühlst dein Herz, daß es wankt oder zweifelt, du seist nicht in Gnaden vor Gottes Augen, da ist's hohe Zeit, daß du zum Priester gehest, und begehrest eine Absolution über deine Sünde und suchest also die Gewalt und Trost der Schlüssel. Wenn nun der Priester schleußt ein Urteil und absolviert dich, so ist es alsoviel gesagt, als wenn er sagte: „Deine Sünden sind dir vergeben, du hast einen gnädigen Gott." Das ist eine tröstliche Rede und sind Worte Gottes, der sich dahin verbunden, er will's lassen los sein im Himmel, wenn der Priester los giebt.

So siehe denn zu, daß du ja nicht zweifelst, es sei also, und solltest ehe vielmal sterben, ehe du solltest zweifeln an des Priesters Urteil; denn es ist Christi und Gottes Urteil.

Kannst du das also glauben, so muß dein Herz für Freuden lachen und die Gewalt des Priesters lieb haben und Gott loben und danken, daß er durch Menschen also dein Gewissen tröstet. Kannst du aber nicht glauben, und meinest, du seiest nicht würdig solchen Vergebens, so hast du nicht genug gethan, so bitte Gott um denselben Glauben. Denn den mußt du haben, oder mußt ewiglich verderben, und ist gewiß ein Zeichen, daß du zu wenig unterrichtet bist im Glauben, und zu viel in den Werken. Tausendmal mehr liegt daran, wie du festiglich glaubest dem Urteil des Priesters, denn wie du würdig seist und genug thust. Ja derselbe Glaube macht dich würdig, und hilft dir eine rechte Genugthuung machen.

Also hilft die Gewalt der Schlüssel nicht den Priestern als Priestern, sondern allein den sündlichen und blöden Gewissen, die da Gnade durch den Glauben empfahen, und ihr Herz zu Frieden und guter Zuversicht gegen Gott gesetzt wird. Daraus folget dann, daß alles Leben und Leiden leicht wird und der Mensch mit Freuden seinem gnädigen Gott dienen kann, der sonst vor Unruhe seines Herzens nimmer kein rechtes Werk thut. Das heißt dann die süße Bürde unsers Herrn Jesu Christi, davon er sagt im Matthäo (11,30): „Mein Joch ist sanft und meine Last ist leicht." Das sei von diesem Evangelio genug. Amen.



Vierundzwanzigstes Kapitel.

Die zweite Woche: Eck und Luther.

Am vierten Juli, Montags, trat Luther in die Disputation ein, nachdem er erst am selben Morgen sich übermocht hatte, die gestellten Bedingungen anzunehmen. Es war der nämliche Tag, wo nicht weit von der Pleißenburg im Dominikanerkloster sein Gegner Tetzel in Schande und Verlassenheit sein ruhmloses Leben beschloß.

Als Luther auftrat, da füllte sich auf einmal wieder der herzogliche Hofsaal mit einer gespannten, für und wider erregten Zuhörerschaft. Jetzt wurde der Kampf erst sehens- und hörenswert.

Was Luthers Erscheinung damals für einen Eindruck machte, dafür haben wir wieder das Zeugnis des Petrus Mosellanus.

„Martinus ist von mittlerer Größe; sein Leib ist schmächtig, fast aufgerieben durch Sorgen und Studien, so daß man beinahe die Knochen zählen kann; seine Stimme hat einen scharfen und hellen Klang. Er steht im besten Mannesalter.“

Durch fließendere Rede und durch ein noch reichhaltigeres Gedächtnis blieb auch ihm gegenüber Eck im Vorteil, aber sonst bewährte sich Luther vor aller Augen als ein ebenbürtiger Kämpfer. Hören wir, was Mosellanus weiter von ihm zu sagen hat.

„Es ist eine bewundernswerte Gelehrsamkeit und Schriftkenntnis in ihm, so daß er fast alles in Bereitschaft hat. Griechisch und Hebräisch versteht er so weit, daß er über die Auslegungen ein selbständi-

ges Urteil besitzt. Immer weiß er, was er zu sagen hat; ein unerschöpflicher Vorrat von Gedanken und Worten steht ihm zu Gebote.

„Sonst im Leben und Umgang ist er höflich und freundlich, hat nichts Hoffärtiges und Eingebildetes. Er weiß, was sich für jede Stunde schickt. In Gesellschaft ist er immer launig, angenehm, lustig und heiter, stets fröhlichen Angesichts, mögen ihn seine Widersacher noch so arg bedrohen, so daß man nicht glauben kann, daß der Mann so Schweres ohne den Beistand der Gottheit unternimmt.

„Aber einen Fehler freilich machen ihm die meisten zum Vorwurf, nämlich daß er im Tadeln unbescheidener und bissiger ist, als einem, der in Glaubenssachen Neues aufstellt, ratsam ist und überhaupt für einen Theologen sich ziemt. Den Fehler hat er wohl mit allen gemein, die erst spät zur Gelehrsamkeit gelangen."

Einen Blumenstrauß in der Hand, bestieg Luther das Katheder. Manchmal während der Disputation besah er sich die Blumen und roch daran.

Abergläubischen Leuten, die davon überzeugt waren, daß er mit dem Teufel im Bunde stehe, kam das verdächtig vor. Ja, was hatten die nicht alles zu bemerken und zu bereden! Sie erzählten sich, Luther führe den Teufel in einem Büchschen bei sich. Das hat zwar Eck selber nicht zu behaupten gewagt, aber auch er hat Luthern doch nachgesagt, daß er an einem Fädlein und silbernen Ringlein etwas getragen habe, was nicht so ohne gewesen sei.

Nun außer dem lieben Gott hatte er noch zwei Gehilfen zur Seite. Melanchthon war der eine, der mußte Luthern mit seinen Sprachkenntnissen zu Hilfe kommen — zwar nicht beim Disputieren selber, aber wenn er sich dazu rüstete, in der Herberge. Dagegen war der Magister Agricola während der Verhandlungen Luthers rechte Hand und machte für ihn die nötigen Aufzeichnungen, wie auch Eck solch einen Gehilfen bei sich hatte.

Der erste Gegenstand, worüber Luther mit Eck disputierte, war der allerwichtigste, nämlich die Frage nach Recht und Herkommen päpstlicher Gewalt. Luther zwar achtete ihn nicht für den allerwichtigsten. Ihm lag von Gewissens wegen gar nichts daran, den Nebelglanz zu zerstreuen, den das Papsttum um sich gebreitet. Er hatte dem Papst den Gehorsam nicht gekündigt nnd wollte es auch nicht. Andere Fragen, wie die nach der wahren Gerechtigkeit und dem wahren Frieden,

lagen ihm seit seiner Klosterzeit viel mehr am Herzen. Aber dafür hatten seine Gegner von Anfang an kein Verständnis gehabt. Sie wurden nicht müde, ihn auf seine Stellung zum Papsttum anzufassen. Darüber sollte er Rede stehen, daran zu Grunde gehen.

Nun war Luther nicht der Mann, der einer Frage ausgewichen wäre, die man ihm stellte. Eck sollte seinen Willen haben, er wollte mit ihm über das Papsttum disputieren. Und immer wieder, noch in seiner Predigt am Peter=Paulstage, betonte er, daß dem gemeinen Mann nicht not sei, zu fragen und zu wissen, ob des Papstes Gewalt auf besonderer göttlicher Einsetzung beruhe oder ob sie nur in demselben Sinne von Gott geordnet sei, wie andere weltliche Obrigkeit auch. Das hielt er eben für eine Gelehrtenfrage, über die man wohl streiten und verschiedener Meinung sein möge, ohne daß die Wahrheit der christlichen Lehre in Gefahr sei.

Diese Ansicht mußte doch auch Herzog Georg teilen, unter dessen Augen die Disputation stattfand. Denn dieser gut kirchlich gesinnte Fürst würde eine Disputation über das göttliche oder menschliche Recht der Papstgewalt nicht zugelassen haben, wenn er die Frage nicht für eine unverfängliche gehalten hätte. So sagte er denn auch einmal zu Eck und Luther, als die beiden bei ihm zur Tafel geladen waren: „Aus göttlichem oder aus menschlichem Recht — der Papst ist und bleibt Papst.“

Das war ganz nach Luthers Sinne geredet. Und darum achtete er diese Verhandlungen für durchaus unnütz und unnötig. Später hat er die Sache anders angesehen.

Als denn Luther seinen Stand eingenommen hatte, gab er die Erklärung ab. daß er aus Ehrfurcht vor dem römischen Stuhl es lieber gesehen hätte, wenn dieser gefährliche und gehässige Gegenstand nicht unnötigerweise in den Streit gezogen worden wäre. Zugleich sprach er sein Bedauern aus, daß die Urheber des ganzen Handels nicht zur Stelle wären, die ihn so oft einen Ketzer gescholten, die Ketzermeister (nämlich die Dominikaner, zu denen Tetzel, Sylvester, Kajetan gehörten), damit sie durch die Disputation endlich Belehrung empfingen.

Darauf eröffnete Eck, wie verabredet war, das Gespräch über die beiderseitige letzte These (Seite 438).

Eck mußte begründen, daß zu allen Zeiten der Kirche der Papst das anerkannte Oberhaupt der Christenheit gewesen sei. Da war denn

dies sein erster Beweis: „Die triumphierende Kirche im Himmel hat ein Haupt. Nun ist die streitende Kirche das Abbild der himmlischen, folglich muß sie auch ein Haupt haben. Und das ist der Papst."

Luther gab zu, daß die Kirche auf Erden ein Haupt haben müsse, „aber," sagte er, „das kann kein sterblicher Mensch sein, sondern niemand anders, als Christus. Der ist das Haupt beider Kirchen, der triumphierenden im Himmel und auch der streitenden auf Erden. Wäre der Papst das Haupt der Kirche, so müßte ja die Kirche, so oft ein Papst stürbe, ohne Haupt sein!" Diese Bemerkung fand Eck gemein, konnte sie aber nicht umstoßen.

Natürlich stritten sie viel über die berühmte Stelle Matth. 16,18: von dem Felsen, darauf Christus seine Kirche bauen will. „Der Fels ist Petrus," erklärte Eck. Luther dagegen: „Unter dem Felsen ist der Glaube an den Sohn Gottes zu verstehen, welchen Petrus damals bekannt hat."

Im Ganzen hatte Luther festen Boden unter den Füßen, solange man die heilige Schrift befragte. Denn daß die nichts vom Papste weiß, ist das allergewisseste von der Welt.

Zwar wies ihm Eck nach, daß auch der heilige Bernhard von Clairvaux (1091—1153), den Luther als einen treuen Zeugen der christlichen Wahrheit hochhielt, das göttliche Recht des Papsttums aus der heiligen Schrift hergeleitet habe.

Aber Luther ließ sich durch das Ansehen dieses Kirchenlehrers nicht bewegen, etwas in die Schrift hineinzulesen, was er nicht darin finden konnte. Er ließ nur gelten, was er mit frommem Fleiße als den wahren Sinn der Schrift erforscht hatte. Und so erwiderte er: „Ich verehre den Bernhard; aber beim Streiten muß man den echten, eigentlichen, allein stichhaltigen Sinn der Schriftworte annehmen. Gottes Wort steht über allen Menschenworten."

Aber wenn Luther die Bibel ohne Zweifel ganz und gar für sich hatte — wie stand es mit der Weltgeschichte? Konnte er wirklich seinen Satz aufrecht erhalten, daß das Papsttum nur vierhundert Jahre alt sei?

Damit hatte er in Wahrheit zu viel behauptet. Wenigstens im Abendlande haben schon im vierten und fünften Jahrhundert die berühmtesten Kirchenlehrer dem römischen Bischof, als dem Nachfolger Petri, die erste Stelle zuerkannt. Das wußte denn auch Eck unter reichlicher Anführung von Stellen aus ihren Schriften wohl nachzuweisen.

Aber Luther hatte auch seine Belegstellen bereit. Jene Kirchenlehrer schrieben zwar dem römischen Bischof einen Vorrang an Ehren zu, aber nicht eine Oberhoheit der Gewalt. Der Papst war damals wohl der oberste Bischof im Abendlande, aber nicht der Oberste über die Bischöfe.

Und wie sah es nun erst im Morgenlande aus! Dort, wo die ältesten christlichen Kirchen sich befanden, wo eine herrliche Schar berühmter Kirchenlehrer gelebt und geschrieben hatte, wo das ruhmvolle Konzil von Nicäa abgehalten worden war! Die morgenländischen Väter haben von einer Herrschaft des römischen Bischofs über die Christenheit nichts gelehrt und nichts gewußt. So hat auch die hochwürdige Kirchenversammlung von Nicäa dem römischen Bischof eine solche Oberhoheit nicht zuerkannt.

In diesen älteren Zeiten der Kirche war Luther besser zu Hause, als Eck. Gerade in den letzten Monaten hatte er ihre Geschichte eifrig durchforscht. So brachte er seinen Gegner, der dafür in der späteren Geschichte der Kirche besser beschlagen war, in nicht geringe Verlegenheit.

Einen besonderen Wert legte Luther aber darauf, daß noch gegenwärtig eine große Kirchengemeinschaft im Morgenlande bestehe, welche nicht dem Papste unterworfen sei und doch zur Kirche gehöre: die morgenländische Kirche oder, wie wir sie heute nennen, die griechisch-katholische.

Luther kannte dieselbe durchaus nicht näher. Er ist auch zeitlebens nie zu ihr in Beziehung getreten. Aber die Thatsache, daß sie bestand, zog eben in der Zeit, wo er mit Eck über die Ansprüche des Papsttums stritt, seine ganze Aufmerksamkeit auf sich. Mußten die Tausende und Abertausende von morgenländischen Christen, welche dem Papste nicht gehorchten, deshalb zur Hölle fahren? Wenn aber nicht, dann war der Glaube an die göttliche Gewalt des Papsttums kein wesentliches Stück des Christenglaubens, dann konnte man auch ohne ihn selig werden.

Die morgenländische oder griechisch-katholische Kirche hat in Wirklichkeit niemals die Oberhoheit des römischen Stuhles so, wie es dieser beanspruchte, anerkannt. In den ersten Jahrhunderten waren die Bischöfe von Alexandrien, Jerusalem, Antiochia und von andern ehrwürdigen Stätten der frühesten christlichen Verkündigung völlig unabhängig von Rom. Seit der Gründung von Konstantinopel durch Kaiser Konstantin und der Erhebung dieser Stadt zur kaiserlichen Residenz (im

Jahre 330) war es besonders der Bischof von Konstantinopel, der auf eine gleiche Rangstellung im Morgenlande hinarbeitete, wie sie der Bischof von Rom im Abendlande immer mehr gewann und befestigte. Die griechischen Kaiser unterstützten natürlich die Ansprüche der Bischöfe von Konstantinopel. Die Gemeinschaft, die damals noch zwischen Morgenland und Abendland bestand, hatte für die römischen Bischöfe zwei Seiten: manche von ihnen übten auch im Osten großen Einfluß aus, andere wurden von den griechischen Kaisern dienstbar gemacht und mißhandelt.

Obwohl denn also die allgemeinen Kirchenversammlungen in den ersten Jahrhunderten sowohl vom Morgenlande als auch vom Abendlande beschickt und anerkannt wurden, hat es an Streit zwischen beiden selten gefehlt. Endlich kam es zur völligen Trennung.

Dazu trug der Muhammedanismus bei, welcher im siebenten Jahrhundert aufkam und die meisten Länder des christlichen Morgenlandes in seine Gewalt bekam. Unter muhammedanischer Herrschaft wohnten viele Tausende von Christen, die jeden Zusammenhang mit Rom verloren hatten.

Der Teil der morgenländischen Kirche, welcher allein noch von dem Eroberungsstурme der Ungläubigen verschont geblieben waren, die griechische Kirche auf der Balkanhalbinsel und in Rußland, wurde gerade durch die Ansprüche der Päpste dem Abendlande immermehr entfremdet, und nach manchen heftigen Streitigkeiten kam es endlich im Jahre 1054 zur Trennung der beiden Kirchen. Seitdem bestehen die römisch-katholische und die griechisch-katholische Kirche unabhängig neben einander. Sie sind in ihrem Gottesdienst, in der Verfassung, in der ganzen Art ihrer Frömmigkeit sehr verschieden; worin sie vor allem auseinandergehen, ist dies, daß die Griechen von einem Papst nichts wissen wollen. An diesem Punkte vornehmlich sind auch die Verhandlungen zur Vereinigung beider Kirchen, wie sie schon vor Luthers Zeiten vielfach geführt worden sind, immer wieder gescheitert.

Seit der Eroberung von Konstantinopel (1453) war nun auch die griechische Kirche völlig unter das Joch der Türken geraten, und damit die ganze morgenländische Christenheit bis auf Weiteres der Herrschaft Roms ganz und gar entrückt. Das Papsttum war und blieb eine abendländische Einrichtung.

Nach alledem mußte Luther eine ganz andere Ansicht von der christlichen Kirche haben, wenn er die morgenländischen oder griechisch-

katholischen Christen mit hinzurechnete, als Eck, wenn er die Grenzen der christlichen Kirche nicht weiter zog, als die Herrschaft des Papstes reichte.

Aber Eck war ein so toller Papist, daß er zur Ehre des römischen Stuhles die Tausende von morgenländischen Christen kalten Blutes der ewigen Verdammnis überlieferte. Er erklärte, die Griechen seien Ketzer und nur einige wenige möchten selig werden, die auch dort dem Papste Gehorsam leisteten.

Dagegen Luther: Wie? die ganze griechische Kirche wolle Eck verdammen, welche die besten Väter hervorgebracht und so viel tausend Heilige, von denen freilich kein einziger etwas vom römischen Papsttum wußte? Sollte Gregor von Nazianz, Basilius der Große, und wie die andern großen Lehrer der Kirche alle heißen, nicht selig geworden sein? Oder wolle der Papst mit seinen Schmeichlern sie aus dem Himmel stoßen?

Da war nun freilich keine Verständigung möglich. Ob Eck sich noch so sehr sträubte, das anzuerkennen, so hatte Luther aus der Geschichte der Kirche bewiesen, daß es in den alten, guten Zeiten gelehrte, fromme, heilige Christen gegeben habe, die nicht an den Papst glaubten, ja daß es bis auf diesen Tag Tausende gäbe, die ohne diesen Glauben Christen wären.

Das alles war am ersten Tage verhandelt worden.

Noch lebhafter und bedeutsamer sollte der Streit am zweiten Tage werden, Dienstag, den 5. Juli.

Da führte Eck einen Hieb gegen Luther, der diesen tötlich treffen mußte. Er erklärte nämlich, daß die von Luther verteidigten Sätze — daß der Glaube an die Oberhoheit des Papstes nicht zur Seligkeit notwendig sei, daß die Kirche auf Erden eines sichtbaren Hauptes nicht bedürfe u. s. w. — unter die pestilenzialischen Irrtümer des Hus und anderer Ketzer gehörten und vom Konstanzer Konzil verdammt worden seien. Mit andern Worten: Eck behauptete, Luther führe hussitische Lehre.

Etwas Schlimmeres aber konnte er ihm nicht leicht schuldgeben. Denn in der deutschen Christenheit gab es keinen verhaßteren Namen, als den des Hus. Das allerschwerste Schimpfwort war es, wenn man jemanden einen „Böhmen“ schalt. Und nun in Sachsen zumal! Wie

hatte dieses Land so unsäglich gelitten unter dem Brennen und Morden der hussitischen Haufen! Wie hatten die Vorfahren desselben Herzogs, der diese Wendung der Disputation mit Spannung verfolgte, hart gerungen mit dem Ketzervolke, bis es endlich Frieden halten mußte!

Und wiederum in Sachsen — wo war da ein Ort, der mehr darauf hingewiesen war, dem Eindringen des hussitischen Giftes zu wehren, als Leipzig? Hundert und zehn Jahre bestand nun die Leipziger Universität, aber noch unvergessen war der Anlaß ihrer Gründung. Der Böhme Hus hatte es den Deutschen unmöglich gemacht, ferner in Prag zu bleiben; da waren denn Professoren und Studenten deutscher Nation von Prag ausgewandert. Und daß Friedrich der Streitbare ihnen in Leipzig eine neue Heimat eröffnete, das war der Anfang der Leipziger Universität!

Luther merkte sogleich die Falle, die ihm Eck stellte. Er war nicht unempfindlich gegen die Schmach, die ihm drohte, wenn er als ein Genosse der verhaßten Hussiten erkannt wurde. Mit diesen Ketzern wollte er nichts zu thun haben.

So erwiderte er heftig auf Ecks Verdächtigung: „Eck möge ihn mit solchem Schimpf verschonen, daß er ihn zu einem Böhmen mache. Denn immer seien ihm die verhaßt gewesen, weil sie sich von der Kirche getrennt und damit gegen die Pflicht der Liebe und Einigkeit versündigt hätten.“

Während der nun eintretenden Mittagspause hatte Luther Zeit, über diesen wohlberechneten Meisterzug Ecks mit sich zu Rate zu gehen. Und wenn es ihm bisher noch nicht gelungen war, den Abscheu vor Hus zu überwinden, der schon mit dem Glauben seiner frühesten Kindheit verwachsen war — in dem Augenblick, wo ein Bekenntnis zu Hus ihm und seiner Sache gar verhängnisvoll werden mußte, brach er die Banden des langgehegten Vorurteils und trat ein für den verhaßtesten der Ketzer. Es wurde ihm klar, daß ein Satz dennoch wahr und christlich sein könne, auch wenn Hus ihn gelehrt habe und vom Konstanzer Konzil deshalb verbannt worden sei.

Darum kam Luther am Nachmittage von selber auf den gefährlichen Punkt zurück. Er gab nunmehr die Erklärung ab, daß unter den Sätzen des Hus und der Böhmen viele durchaus christliche und evangelische Sätze seien.

Da fluchte Herzog Georg laut, daß man's über den ganzen Saal

hörte: „Das walt' die Sucht!" Von dem Augenblicke an hatte Luther all sein Zutrauen verloren.

Im ganzen Saale war die Bewegung groß.

Luther aber fuhr fort und gab einige Lehren des Hus an, welche die Kirche nimmermehr verdammen könne, weil sie echt christlich seien; z. B. daß es nur Eine allgemeine Kirche gebe, ferner: daß es nicht zur Seligkeit notwendig sei, an die Oberhoheit der römischen Kirche über die andern Kirchen zu glauben. Diese Sätze seien wahr, gleichviel ob Hus oder sonst ein Ketzer sie auch gelehrt habe.

Eck war nun des Sieges gewiß, da er sah, daß Luther ihm so unvorsichtig ins Netz ging. Hatte er seinen Gegner so weit, daß er sich zu husitischen Sätzen bekannte, so mochte er ihn wohl auch dahin bringen, daß er folgerichtig das Konstanzer Konzil verwarf. Was aber konnte dann an seinem Christentume sein, wenn er sich von dieser in Deutschland hochangesehenen Kirchenversammlung lossagte und die eigene Meinung über die Beschlüsse der dort vereinigten Väter setzte!

So gab denn Eck Luthern zu hören, daß er nun doch ein Böhme, ja ein rechter Beschützer der Böhmen geworden sei. „Da werden nun die verdammten Husiten, auf Euern Schutz, ehrwürdiger Vater, sich stützend, ohne Zweifel sagen: „Hat das Konzil in jenen zwei allerchristlichsten Artikeln geirrt, so ist sein Ansehen und seine Entscheidung auch in allen andern Artikeln hinfällig." Wodurch soll denn entschieden werden, ob etwas eine Ketzerei sei, wenn nicht durch ein Konzil oder durch den Papst?"

Luther wollte es nicht Wort haben, daß seine vorigen Erklärungen das Ansehen des Konstanzer Konzils nach allen seinen Entscheidungen ins Wanken brächten. Es ist, als wäre er erschrocken vor der Kluft, die da zwischen ihm und zwischen den damals in der Kirche geltenden Ansichten sich aufthat. Mehr als einmal unterbrach er Ecks Rede mit heftigen Widerspruch; noch sah er darin nicht klar, wie die Kirche wohl bestehen könne auch ohne Konzile; noch wußte er auch nicht zu sagen, wie weit die bindende Macht der Konzilsbeschlüsse reiche. Lange schon war er bis zu der Behauptung vorgedrungen, daß ein Konzil irren könne; aber es war viel leichter, ins Allgemeine hin diese Möglichkeit zu behaupten, als von einem bestimmten, angesehenen Konzil, wie dem Konstanzer, zu sagen: es hat geirrt.

Aber auch in dieser Sache ging Luther schließlich doch keinen Schritt zurück. Am dritten Tage, Mittwoch, den 6. Juli, bekannte er

sich mit klaren Worten zu der heiligen Schrift als dem alleinigen Schiedsrichter im Streit über christliche Glaubenslehren.

„Die Schrift allein ist unfehlbar," sagte er, „auch Konzile können irren."

Er verlangte von Eck, derselbe solle ihm beweisen, daß ein Konzil nicht irren könne, nicht geirrt habe, nicht wirklich irre. Der aber suchte nicht lange nach Beweisen. Kurz und deutlich erwiderte er ihm:

„Wenn Ihr glaubt, daß ein ordentlich berufenes Konzil irren könne oder geirrt habe, so seid Ihr mir wie ein Zöllner oder ein Heide."

Da waren die beiden Streiter wieder an einem Punkte, wo eine Verständigung sich als unmöglich erwies. Luther hielt sich in seinem Wesen gebunden allein an das klare Wort Gottes, Eck pochte auf die Konzile und den Papst.

Vier Tage lang handelte man so über das Papsttum. Mit großer Erregung verfolgten die Zuhörer den Gang des Kampfes. Schnell drang auch ins Volk, was doch nur die Lateinverständigen im Saale verstehen konnten. Luther sah sich denn auch veranlaßt, dem falschen Gerede, das durch die Stadt ging, noch am vierten Tage damit entgegenzutreten, daß er seine lateinische Rede einmal unterbrach und zu den Ungelehrten, die gegenwärtig waren, auf deutsch sagte:

„Ich bekämpfe nicht die Oberhoheit der römischen Kirche. Wohl behaupte ich, daß die römische Kirche nicht göttlichen Rechtes ist. Aber so wenig die kaiserliche Gewalt bei den Deutschen verworfen werden darf, ob wohl sie nicht in der heiligen Schrift begründet ist, so wenig ist das Papsttum deshalb verwerflich, weil es nicht in der Schrift begründet ist."

Kein Wunder natürlich, wenn die Papisten mit dieser Erklärung nicht zufrieden waren. Ohne Anerkennung ihres göttlichen Rechts blieb ja die päpstliche Gewalt etwas Irdisches und Vergängliches, da konnte sie wohl auch einmal abgeschafft werden, ohne daß die Christenheit etwas Wesentliches damit verlöre. Solche gefährliche Ansichten konnten nimmermehr geduldet werden.

Am Freitag, den 7. Juli, Nachmittag, brach man die Verhandlungen über dieses Thema ab.

Noch blieben Eck und Luther einige Tage auf dem Kampfplatz.

Sie redeten über den Ablaß, über das Fegefeuer und über die Buße. So wichtig, wie die vorhergehenden, waren diese Auseinandersetzungen nicht.

Den Ablaß sehr hoch zu erheben, hütete sich Eck weislich. Luthers Vorgehen gegen das Unwesen, das man damit getrieben hatte, war doch schon von so mächtiger Wirkung gewesen, daß auch ein Eck behutsam sein mußte in seiner Verteidigung. Luther schrieb darüber in einem Briefe:

„Über den Ablaß stimmten wir beinahe überein. Das war fast lächerlich. Ja, Eck hat sogar dem Volke gepredigt, der Ablaß sei zwar nicht zu verachten, aber man dürfe sich doch nicht darauf verlassen. Wenn das die Ablaßkrämer immer gepredigt hätten, dann würde wahrscheinlich niemand heute Luthers Namen kennen; aber der Ablaßhandel wäre auch in sich selber zusammengesunken und die Kommissare wären Hungers gestorben, wenn das Volk gewußt hätte, daß man sich nicht darauf verlassen darf."

Die Kampfweise beider blieb bis zuletzt dieselbe, und so konnte keiner den andern überzeugen: Ecks Waffe die Kirchenväter, Luthers Waffe die Schrift.

Darum schloß Luther am 14. Juli, wo er nur noch früh von 7 bis 8 mit Eck disputierte, bis zuletzt unter großem Andrang von Zuhörern, mit einem scharfen Worte.

„Ich bedaure," sagte er, „daß der Herr Doktor Eck so tief in die Schrift eindringt, wie die Wasserspinnen ins Wasser, ja es scheint, daß er sie flieht, wie der Teufel das Kreuz. Deshalb halte ich mich, bei aller Ehrfurcht vor den Vätern, doch lieber an die Schrift, und will solches den künftigen Richtern empfohlen haben."





Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Schluß und Ergebnis der Leipziger Disputation.

Die Disputation war noch nicht zu Ende, als Luther am 14. Juli vormittags 8 Uhr von seinem Katheder abtrat. Sofort bestieg es Karlstadt wieder und nahm den alten Streit über Glauben und Werke wieder auf.

Eck und Karlstadt disputierten doch nur zwei Tage noch, am 14. und 15. Juli. Sie hätten's wohl noch länger getrieben, aber Herzog Georg brauchte seine „Hofstuben", weil er einen hohen Gast erwartete. Das war Kurfürst Joachim von Brandenburg, der von Frankfurt am Main herkam. Dort hatte er sein wichtiges Kuramt verwaltet und dem deutschen Reiche mit zu einem neuen Kaiser verholfen. Am 28. Juni, also am zweiten Tage der Disputation, war Karl V. von den Kurfürsten einstimmig erwählt worden. Davon wird's bei nächster Gelegenheit mehr zu erzählen geben.

Diesen fürstlichen Besuch fürstlich zu bewirten, mußte Herzog Georg seine Pleißenburg für sich haben. Es blieb also den Herren Gelehrten nichts übrig, als ihrem Turnier ein Ende zu machen und die Akten zu schließen.

Sonntag, den 16. Juli, fand der feierliche Schluß der Disputation statt. Der Leipziger Professor Lange aus Lemberg hielt den Beteiligten eine Dank- und Lobrede, und der Kantor Georg Rhau führte mit seinem Chore das Tedeum auf („Herr Gott, Dich loben wir").

Luther hat diese Feier nicht abgewartet. Als es für ihn nichts

mehr zu sagen, oder zu thun gab, reiste er ab. Er ging nach Grimma, um mit Staupitz zusammenzutreffen, der gerade das dortige Kloster visitierte.

Zuvor war man noch über die Schiedsrichter übereingekommen. Denn es gehörte ja zu den Bedingungen des Disputationsvertrages, daß das Protokoll der Verhandlungen nicht alsbald veröffentlicht, sondern dem Urteilsspruche bestimmter Personen oder Universitäten unterbreitet werden sollte. Jetzt vereinbarte man, daß die Universitäten Paris und Erfurt angegangen werden sollten, das Schiedsgericht zu übernehmen. Eck machte dabei zur Bedingung, daß in Erfurt diejenigen Professoren, welche dem Augustinerorden angehörten, nicht mitreden dürften. Dagegen verlangte Luther den Ausschluß der Professoren vom Dominikaner- und Franziskanerorden.

Hierüber einigte man sich. Aber mit einer anderen Forderung drang Luther nicht durch. Er wollte, daß nicht nur die Theologen, sondern auch die Laienprofessoren an den erwählten Universitäten mitstimmen und urteilen sollten. Darin wollte er seinem Grundsatze Geltung verschaffen, den er auch in der Disputation ausgesprochen hatte, daß „man mehr einem Laien sollte glauben, der Schrift hat, denn dem Papst und Konzilio ohne Schrift". Und was hatte er von den Theologen zu erwarten, da er eben die herrschende Theologie verwarf und bekämpfte? Da mochten eher noch die Nichttheologen einen offenen Sinn haben für die unverhüllte christliche Wahrheit, wie er sie an den Tag brachte.

„Die Zeit giebt's also," erklärte Luther, „daß nach göttlicher Ordnung alles, was da gleißet und scheinet, in allen Ständen verdächtig ist. Und ist fast dahin kommen, daß die nicht Theologen sind, die Theologen zu sein vermeinen, und die Gelehrten die Verkehrten, die Geistlichen weltlich sind, und umgekehrt."

Aber Herzog Georg, dem man die Sache vortrug, wollte nichts wissen von neuem Brauch, daß die Laienchristen mithineinreden sollten in Fragen christlichen Glaubens, und verwarf Luthers Verlangen.

So wurde denn das beglaubigte Protokoll der Leipziger Verhandlungen an die theologischen Fakultäten zu Paris und Erfurt geschickt, damit sie entscheiden möchten, wer den Sieg, das Recht und die Wahrheit auf seiner Seite habe, Eck oder die Wittenberger.

Selbstverständlich wartete aber niemand von denen, die Augen= und Ohrenzeugen der Disputation gewesen waren, mit seinem Urteil auf die Entscheidung der Pariser und Erfurter. Sie hatten längst ihre Ansicht fertig. Und wenn da einer am Schluß bei den Beteiligten und Unbeteiligten herumgefragt hätte, wer denn aus dem Kampfe als Sie=ger hervorgegangen sei — da würden die Antworten sehr verschieden gelautet haben.

Zwar die Leipziger waren im Grunde einstimmig. Sie erkannten die Siegespalme unbedingt ihrem gefeierten Freunde Eck zu. Hatte er nicht glänzend die Sache der römischen Kirche verteidigt und die böh=mische Ketzerei der Wittenberger aufgedeckt? War er nicht seinen Geg=nern weit überlegen gewesen an unerschöpflicher Gelehrsamkeit und an überwältigender Macht der Rede?

Eck ließ sich's denn auch wohlsein auf seinen Lorbeeren. Neun Tage noch blieb er in Leipzig, wie ein Sieger auf dem Schlachtfelde. Für ihn, der so stark, wie im Disputieren, auch im Trinken war, und der auch eine Schwäche hatte für das schöne Geschlecht, war das leicht=lebige Leipzig ein angenehmer Ort. Wie sollte er auch nicht die Früchte seiner Arbeit genießen? Hatte er doch gefunden, was er gesucht: den äußeren Schein des Sieges.

In Wahrheit wird niemand dem Eck den Ruhm nehmen wollen, daß er auch in Leipzig als ein Meister im Disputieren sich bewährt hat. Und zwar allein hat er drei Wochen lang zweien Gegnern Stand gehalten. Fünfzehn Tage wurde disputiert; davon kamen, wenn wir den 14. Juli dem Karlstadt zuschreiben, neun auf Luther, sechs auf Karl=stadt; Eck mußte immer auf dem Plan sein.

Nun, Eck befand sich beim Disputieren recht in seinem Elemente. Karlstadts Gegnerschaft achtete er gering; mit Luther zu streiten machte ihm mehr Vergnügen. „Wenn ein Geometer mit einem Geometer dis=putiert," sagte Eck, „giebt's eine gute Disputation. Luther versteht's doch; wiewohl, wenn es wider ihn ist, kann er auch dissimulieren (thun als verstünde er's nicht."

Aber auch an solchen fehlte es nicht, welche den Wittenbergern den Sieg zuschrieben. Sogar in Leipzig ließen sich einige Stim=men derart vernehmen. Luther hatte sich bei vielen Achtung ver=schafft und, wie einst in Heidelberg, etliche junge Leute gewonnen.

Jener Humanist Petrus Mosellanus, dem wir die Schilderung der drei Helden der Disputation verdanken, hatte den Verhandlungen mit

geringer Erwartung entgegensehen. Wie so viele Humanisten, war er der Meinung gewesen, der Kampf mit den Wittenbergern laufe doch auf lächerliche Mönchshändel hinaus. Was er aber in Leipzig erlebte, lehrte ihn die Wittenberger mit anderen Augen ansehen. So macht er denn am Schlusse seines Berichtes über die Disputation an einen Freund die Bemerkung:

„Eck triumphiert bei allen, die von der Sache so viel verstehen, wie der Esel von der Musik, oder aus irgend einem Grunde den Wittenbergern übelwollen. Martins und Karlstadts Sieg ist weniger gefeiert, weil es wenige giebt, die ein Urteil haben.

Dieses Zeugnis war für den Kreis der Humanisten von großem Gewicht.

Wem es freilich bei der ganzen Verhandlung um einen hellen und klaren Sieg der Wahrheit zu thun war, der konnte an dem Gang der Dinge keine Freude haben. Dem zarten Sinne Melanchthons war die ganze Art des Streitens zuwider: mit Christus habe sie nichts zu schaffen, meinte er. Wohl sei bei jenem Schauspiel viel Geist und Gelehrsamkeit zur Schau gestellt, aber die Frömmigkeit leider nicht dadurch gefördert worden.

Viel wurde in den folgenden Wochen für und wider hin und her geredet und geschrieben. Waren auch die beglaubigten Akten für eine Weile noch der Öffentlichkeit entzogen, so kamen Berichte über die Leipziger Tage von mancherlei Art unter die Leute. Hatten doch mehr als dreißig Personen sich während der Disputation ihre Aufzeichnungen gemacht. So war also dafür gesorgt, daß trotz dem Vertrage, trotz Paris und Erfurt, die öffentliche Meinung Anlaß und Gelegenheit fand, über die Verhandlungen ein Urteil zu bilden.

Karlstadt kehrte sehr unzufrieden heim. Wenn er sich's auch nicht gestehen mochte, so fühlte er doch, daß er keine glänzende Rolle gespielt hatte in Leipzig. Dem Eck war er durchaus nicht gewachsen im Disputieren. „Wo der Handel nicht in die Federn wäre gegeben worden, so wäre er mit großer Beschwerung davongegangen." Dazu verletzte es seine Eitelkeit, daß er, der doch der Haupturheber der Disputation war, in Leipzig von vornherein und je länger je mehr in den Hintergrund getreten war neben Luther, dem die allgemeine Aufmerksamkeit sich zuwandte und den auch Eck als den allein ebenbürtigen Gegner behandelte.

Wie sah es aber in Luthers Seele aus?

Mit Betrübnis und fast mit Bitterkeit sah er zurück auf die Disputation, von der er so Großes gehofft hatte.

Gegen das feindselige Verhalten der Universität und der Stadt Leipzig war er doch nicht unempfindlich gewesen. Er schüttet dem Freunde Spalatin sein Herz darüber aus. „Summa Summarum: Mißgunst und Neid habe ich so manchmal erfahren, aber nie eine so unverschämte Gehässigkeit, wie dort."

Von dem Herzog Georg nur weiß er anzuerkennen, daß er ihm die schuldige Gastfreundschaft gewährt habe. Dreimal erhielt er Einladung zur fürstlichen Tafel. Aber auch den Herzog hatte man geflissentlich wider ihn eingenommen. Das merkte Luther bei einer Audienz, zu der er allein berufen wurde. Da machte ihm der Fürst Vorstellungen wegen seiner Schriften, zumal wegen der Auslegung des Vaterunsers (Seite 384): damit hätte er in vielen Gewissen Verwirrungen angerichtet; denn viele meinten, wenn Luther recht hätte, so dürften sie in vier Tagen kaum Ein Vaterunser beten. Auch hielt Herr Georg ihm vor, daß die Böhmen auf ihn große Hoffnung setzten.

Luther beklagte es von Herzen, daß dieser beste und frömmste Fürst fremden Einflüssen so willig und zugänglich sei; denn „wenn er seine eigenen Ansichten aussprach, da wußte er, wie ich's selber erfahren habe, recht fürstlich zu reden."

Kaum konnte sich Luther darüber täuschen, daß er den Herzog, an dessen Achtung und guter Meinung ihm gelegen sein mußte, weil er selbst ihn achtete, durch sein Eintreten für die Lehren des Hus und sein Antasten des Konstanzer Konzils völlig vor den Kopf gestoßen hatte. Und wie der Herzog, so war mancher sonst, der vielleicht bisher noch nicht zu Luthers Feinden gehörte, durch solche Kühnheit erschreckt, geärgert und zurückgestoßen worden.

Aber der kennt Luthern schlecht, der nun etwa mutmaßen wollte, daß Luther bereut habe, im Eifer des Gefechts so weit gegangen zu sein. Mochte Eck triumphieren, daß Luther, durch seine schlaue Kampfesweise gezwungen, sich solch eine Blöße gegeben und mit Hus gemeinschaftliche Sache gemacht habe gegen das Konstanzer Konzil — Luther war sich wohl bewußt, daß er in diesem Stücke die Wahrheit verfochten habe, und gedachte darin auch ferner nicht einen Schritt zu weichen. Darum sieht er gerade auf die Behandlung jener gefährlichen dreizehnten These vom göttlichen und menschlichen Rechte des Papsttums mit Genugthuung zurück.

„Fast nichts ist bei jener Disputation einigermaßen würdig verhandelt worden, außer meiner dreizehnten These." So schreibt er am 20. Juli an Spalatin.

Aber das tröstet ihn nicht über den Verlauf des Ganzen.

„Weil bei der Disputation," heißt es am Schlusse desselben Briefes, „Eck und die Leipziger ihren eigenen Ruhm suchten und nicht die Wahrheit, so ist's kein Wunder, wenn die Sache übel anfing und noch übler ausging. Denn während man hätte hoffen sollen, daß Eintracht hergestellt würde zwischen den Wittenbergern und Leipzigern, haben sie es, fürcht' ich, durch ihre Gehässigkeit dahin gebracht, daß erst recht Zwietracht und Mißgunst daraus erwachsen. Denn das ist die Frucht des Menschenruhmes.

„Ich zügle wohl meinen Zorn; aber ich kann nicht den Unwillen ganz loswerden, weil ich Fleisch habe und mehr als zu viel unverschämter Neid und böswillige Ungerechtigkeit sich zeigte in so heiliger und göttlicher Sache."

In der That folgte den heißen Kämpfen in der Pleißenburg kein Friedensschluß. Vielmehr war dies die Wirkung davon, daß der Streit immer heftiger entbrannte und weiter um sich griff. Und wenn zwischen den Kämpfenden von Zeit zu Zeit noch einmal Miltitz, der Friedensstifter, auftaucht und die wilden Wogen zu stillen sich bemüht, so ist das ein fast lächerliches, fruchtloses Bemühen. Eck hatte mit seiner Herausforderung den Frieden zwischen Luther und Rom für immer unmöglich gemacht.

Das mußte Eck selber bald merken, daß er trotz seines und seiner Freunde Siegesgeschrei Luthern keinen tötlichen Streich versetzt hatte. Um so mehr schwur er dem verhaßten Ketzer unversöhnliche Feindschaft.

Trotz alledem hat die Leipziger Disputation der Reformation guten Dienst gethan.

Luther hatte erreicht, was er vom Kardinal vergebens erbeten, daß er in freier Wechselrede vor den Gelehrten, ja, vor der ganzen Welt seine Ansichten aussprechen, begründen und verteidigen konnte. Freilich hatte er kämpfen müssen auf dem allerungünstigsten Boden, in dem feindlichen Leipzig. Aber ob ihn dort niemand ermutigte durch lauten Beifall, durch Gunst und Gaben — er hatte sich doch behauptet und war keinen Schritt zurückgewichen! Er hatte sich behauptet gegen den allergewandtesten und berühmtesten Kämpfer, den die Gegenpartei aufzuweisen hatte; denn wo war noch ein zweiter Disputator, wie Eck?

Blieb er von diesem unüberwunden, was hatte er da für seine Sache zu fürchten?

Und nicht nur Stand gehalten hatte er und brachte die Gedanken, die ihn trieben und beseelten, unversehrt wieder mit heim nach Wittenberg: er hatte auch etwas gelernt in Leipzig. Gefördert zu neuer Klarheit, kehrte er zurück.

Denn war das nicht ein Fortschritt, daß er mitten im Streit in Johann Hus einen Mitstreiter und Zeugen seines Glaubens erkannte? Daß er der Wahrheit zu Liebe selbst dem hochberühmten Konzil von Konstanz zu trotzen wagte? Daß er so deutlich wie noch nie den neuen Grundsatz evangelischer Erkenntnis erfaßte und anwandte: „Die christliche Wahrheit lehrt uns die Schrift allein, und was die Schrift sagt, dagegen gelten alle Kirchenlehrer, Päpste und Konzilien nichts“?

Da mochte Herzog Georg erschrecken und denken: Was will das werden? Da muß ja die ganze Kirche einfallen, wenn ein jeder selber in der Schrift forschen will und sie nach eigener Willkür auslegen! Wie noch heute ängstliche Gemüter sich nicht darein finden wollen, daß ein jeder Christenmensch berechtigt und gebunden ist, gewissenhaft selber die Schrift zu fragen nach der ursprünglichen und eigentlichen christlichen Wahrheit, meinen, es müßte durchaus noch eine irdische Gewalt dasein, die Christen zu lehren und zu zwingen.

Luther wußte nichts von solcher Furcht. Er selber hatte zu sehr erfahren die zwingende Gewalt des Gottesgeistes in der Schrift, als daß es ihm hätte einfallen können, menschliche Willkür möchte dessen Herr werden. Wenn er sagte: „Es steht geschrieben“, da fühlte er's, wie er sich stellte auf Felsengrund.

Und wenn er jedermann aufforderte, auch so die heilige Schrift allein zu lesen, anzuerkennen und darnach sich zu richten, so traute er den Menschen Eines freilich zu, nämlich daß sie einen Sinn für die Wahrheit und ein Gewissen haben.





Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Luthers Anhang wächst.

Im Januar des Jahres 1519 machte der Nürnberger Rechtsgelehrte Christoph Scheurl, dessen schon manchmal ist Erwähnung gethan worden, eine Reise an den Rhein. Er war erstaunt, welch einen großen Kreis von „Martinianern" er dort fand, gerade auch unter den Geistlichen der großen rheinischen Bistümer.

„Ganz wunderbar ist ihre Zuneigung zu Luther," berichtete er davon. „Für seine Lehre arbeiten sie mit Händen und Füßen; sie wird von ihnen unterschrieben, beklatscht, gesegnet. Über alles Maß sind die zu Speier dem Martinus ergeben; er ist ihr ganzer Liebling; selbst beim Essen lesen sie aus seinen Schriften vor und schreiben des Nachts daraus ab. Dort zuerst kam mir die in Basel gedruckte Ausgabe von Luthers Werken zu Gesichte. Freilich habe ich mit Betrübnis die Aufschrift von Karlstadts Schrift gegen Eck gelesen, „den spitzfindigen Schwätzer" — so nennen sie den Eck. Dagegen viel Spaß machten mir, das gestehe ich, die höchst witzigen Anmerkungen, mit denen sie den „verrückten Prierias" dem Gelächter preisgeben. Den Martinus erheben sie ganz öffentlich als einen zweiten Daniel, gesendet von Christus, der endlich seines Volkes sich erbarmt."

So schrieb Scheurl am 18. Februar an keinen andern als an Eck selber, der noch immer mit dem Nürnberger Kreise Fühlung zu halten wußte. Durch die Leipziger Disputation und sein weiteres Benehmen erholte sich Eck freilich eine bittere Zurechtweisung von den Nürnbergern.

Aber was war das mit der in Basel gedruckten Ausgabe von Luthers Werken, die Scheurl zum ersten Male in Basel sah?

Der Buchhändler Johann Froben zu Basel, „in ganz Deutschland der Erste unter seinen Zunftgenossen“, hatte im Jahre 1518 eine Sammlung Lutherscher Schriften veranstaltet. Sie war vom Witze gelehrter Herausgeber mit beißenden Anmerkungen gegen Luthers Widersacher ausgestattet worden. Den Prierias hießen sie nicht einen magistrum sacri palatii, sondern einen magirum, nicht einen „Lehrer“, sondern einen „Koch des päpstlichen Palastes“.

Bald war die erste Auflage vergriffen; so veranstaltete Froben im Jahre 1519 zwei neue Ausgaben. Er schrieb an Luther, nie habe er ein so gutes Geschäft gemacht. In alle Länder seien die Bücher gegangen: nach Italien, Spanien, England, Frankreich und Brabant. Pariser Freunde hätten ihm geschrieben, daß die Schriften vielen Beifall fänden und von den Theologen der Sorbonne (der berühmten Pariser Theologenschule) eifrig gelesen würden. Der Bischof von Basel sei Luthern äußerst günstig gesinnt. Und noch andre Freunde habe er unter den Kirchenfürsten. „Als ich dem Kardinal von Sitten Eure Arbeiten überbrachte, sagte er sogleich: ‚Luther, du bist wahrhaftig ein Luther‘ (Eleutherius, d. i. der Freigesinnte). Demselben schickte neulich irgendwer Ecks Thesen und versprach dabei, seinerzeit unverzüglich von dem Siege zu berichten, den Eck zu Leipzig über die neue Lehre davontragen würde. Da hat ihm der Kardinal geantwortet: ‚Mag Eck disputieren, wie viel er will — Luther schreibt die Wahrheit.‘“

So war Luthers Name schon weit über die Grenzen der Heimat hinaus, in allen Ländern des christlichen Abendlandes, eine Macht, und überall fand er Anklang und Anhang. Unter den Pariser Gelehrten wurden Stimmen laut: „solche Freiheit hätte man schon längst an denen vermißt, welche die heiligen Schriften trieben.“

Eck hatte sich denn auch gründlich verrechnet, wenn er von der Pariser Fakultät ein Verdammungsurteil über Luther auf Grund der Leipziger Akten erhoffte. Zwar davon war keine Rede, daß Luthers Lehre in Paris zu durchschlagendem Siege gelangt wäre. Sie that nur auf einzelne Männer eine entscheidende Wirkung. Paris war und blieb ein Hauptsitz der Scholastik. Noch weniger aber konnte man sich entschließen, Luther zu verurteilen. Denn gerade der Punkt, über den Luther und Eck am heftigsten an einander geraten waren, galt auch den Parisern für sehr zweifelhaft. Hielten sie doch selber noch an der An-

sicht fest, daß ein Konzil über dem Papst stehe, und konnten deshalb Ecks Ansicht von der göttlichen Hoheit des Papsttums nicht teilen (Seite 363). Gegen Eck zu entscheiden, mochten sie aber auch für bedenklich und gefährlich ansehen, und so hielten sie es für das Klügste — zu schweigen.

Auch Erfurt schwieg sich aus. Zwar lebte dort noch der Doktor Trutvetter, der seinem Schüler Luther so hart zürnte wegen seiner neuen Theolozie; aber schon war seine Kraft gebrochen, in wenigen Monaten (November 1519) starb er. Unter den Jüngeren war die Stimmung Luthern günstig. Schließlich behielt Luther Recht, wenn er (am 3. September 1519) an Freund Lang schrieb:

„Ich denke, die Erfurter werden so klug sein und sich in diesen gehässigen Handel, der sie nichts angeht, nicht mischen."

Lang setzte es durch, daß die Akten dem Herzog Georg zurückgeschickt wurden ohne Urteilsspruch (November 1519). In einem Schreiben an denselben erklärten Rektor, Magister und Doktoren von Erfurt, daß ihnen, „die Gezänke, so zwischen den obgemeldeten Doktoren stehen und in der gehabten Disputation furbracht seien, zu entscheiden nicht gebühren wolle."

Luther freute sich sehr darüber; in der That war diese Zurückhaltung der Erfurter ein Sieg seiner Sache. Wenige Monate, noch und Erfurt war so Wittenbergisch, wie nur Wittenberg selber.

Von größter Bedeutung für Luthers Werk war es, daß in jener entscheidungsvollen Zeit die streitbare Schar der deutschen Humanisten immer offener und lebhafter für ihn Partei nahm. Viele junge, talentvolle und strebsame Männer gingen in der Begeisterung für ihn mit Sang und Klang aus dem Lager des Humanismus in das Lager seiner neuen Theologie über, sagten der Poeterei Lebewohl und wurden Reformatoren. Andere blieben wohl bei ihren weltlichen Studien unterstützten aber die neue Bewegung mit lautem Beifall oder stillem Wohlwollen.

Luther war kein Humanist und wollte keiner sein. Es hat auch die Freundschaft mit den Humanisten sich nicht für alle Zeiten ungetrübt erhalten — wir werden später noch von seinen Kämpfen mit dem Haupte des deutschen Humanismus, mit Erasmus, hören. Aber zu der Zeit, in der wir uns jetzt befinden, war es ihm selber darum zu thun, Ver-

bindung mit den angesehenen Vertretern einer Richtung zu gewinnen, welche doch vieles mit ihm gemein hatte. Melanchthon, selber ein Humanist, wußte ihn mehr als bisher mit dem Humanismus zu befreunden.

Auf Melanchthons Raten und Zureden schrieb Luther im Dezember 1518 einen Brief an den Vater der deutschen Humanisten, Melanchthons Großoheim, den ehrwürdigen Reuchlin.

Reuchlin hatte in seinem Leben viel zu leiden gehabt von der Beschränktheit und Verketzerungssucht der Scholastiker und Mönche, namentlich der Dominikanern. Die Bemühungen der „Dunkelmänner", von Rom ein Verdammungsurteil über ihn zu erlangen, waren zwar bisher ohne den gewünschten Erfolg gewesen, ruhten aber noch immer nicht. Diesem Manne fühlte sich Luther verwandt, weil auch er sich von denselben Leuten verfolgt sah.

So nennt sich denn Luther in seinem Briefe an Reuchlin geradezu seinen Nachfolger. „Jetzt wenden diese Ungeheuer ihre Zähne gegen mich, ob sie etwa die Schande, die sie an Euch erfahren, einigermaßen an mir wieder auswetzen möchten. Ich begegne ihnen freilich mit viel geringeren Kräften des Geistes und der Bildung, aber mit nicht geringerer Zuversicht der Seele. Auch haben diese Stiere sich ihre Hörner an Eurer Festigkeit nicht wenig abgestoßen."

Reuchlin war zu alt und durch bittere Erfahrungen zu vorsichtig gemacht, als daß er dem feurigen Geiste Luthers, der in höherem Sinne seine Erbschaft übernahm, sich öffentlich hätte zuwenden können. Doch war schon ein freundlicher Gruß von ihm für Luther eine Freude. Und in Ingolstadt, wo er gerade vom Jahre 1519 bis 1521 als Professor lebte, wußte er seinen Einfluß insofern zu Luthers Gunsten geltend zu machen, daß die Universität nicht ganz und gar von dem Hasse Ecks sich fortreißen ließ.

Wichtiger noch war, wie Erasmus sich zu Luther stellen würde. Auf sein Urteil warteten viele mit Spannung. Freunde ermahnten Luthern, er möge auch dem Erasmus in einem Briefe den Zoll seiner Verehrung darbringen.

So schrieb denn Luther im März 1519 an Erasmus und bat ihn um seine Gunst und Freundschaft. Wußte er auch, daß er bei dem großen Humanisten für die tiefsten Fragen des Glaubens, die sein Herz bewegten, kaum ein Verständnis hoffen durfte, so konnte er doch mit

Dank anerkennen, wie viel Erasmus für die Kenntnis der heiligen Schrift und für die Erneuerung der Wissenschaft gethan hatte.

Erasmus antwortete freundlich und entgegenkommend. Er schrieb auch an Melanchthon, an Kurfürst Friedrich von Sachsen, ja sogar an den Erzbischof Albrecht von Mainz über Luther in einer Weise, die dieser nur zu seinen Gunsten auslegen konnte und die auch andere so verstanden. Zwar wollte Erasmus mit dem ungestümen Theologen nicht gemeinsame Sache machen. Er fürchtete, daß über dem entbrannten Kampfe die friedlichen Studien, die seine Freude und sein Leben waren, leiden möchten. Es war ihm unheimlich, daß die Bewegung so ins Volk ging. Auch wollte er sich den Rücken decken und es mit Rom nicht verderben. So bekannte er denn, er habe Luthers Schriften noch gar nicht gelesen; die Zeit habe ihm dazu gefehlt! In Wahrheit hatte er doch ein wenig hineingeschaut.

Wenn er nun doch Luthers Frömmigkeit und Rechtschaffenheit rühmte und ihn gegen die leidenschaftliche Feindseligkeit seiner urteilslosen Gegner in Schutz nahm, so ließen sich viele an diesem Zeugnis genügen und wandten sich um so freudiger Luthern zu, der auch das Lob des großen Erasmus für sich hatte.

So begrüßten denn alle die jugendlich strebenden Humanisten, die Kämpfer für Licht, Wahrheit und Freiheit, immer begeisterter Luthern als ihren Helden und Führer. Aus weiter Ferne liefen ermunternde Briefe und Grüße in Wittenberg ein.

Und als nach der Leipziger Disputation sich Luther in neue Kämpfe verwickelt sah, da stand er schon nicht mehr allein — andere Federn rührten sich für ihn und machten sich über seine Gegner her.

Ein Freund Luthers von seiner Studentenzeit her, Crotus Rubianus, der scharfe und witzige Hauptverfasser der „Dunkelmännerbriefe“ (Seite 194), wurde jetzt wieder ein eifriger Genosse Luthers, nachdem er sich lange nicht um ihn gekümmert hatte. Er weilte seit dem Frühjahr 1517 in Italien. Aber auch in Italien wurde er bald auf den Kampf aufmerksam, der in der Heimat zwischen dem Jugendfreunde und den Dunkelmännern ausgebrochen war. Mit heller Freude begrüßte er Luthers Auftreten. Ihm ergab er sich mit Herz und Hand. Tag und Nacht beschäftigte ihn, wie er selbst sagt, Luthers Angelegenheit. Von ihm träumte er, nur an ihn dachte er. Schon fing er an, in Italien selbst Anhänger für ihn zu werben. Heimlich schickte er Luthers Schriften nach Rom. Als er dann selber nach Rom kam, mußte er sich

Zwang anthun, um nicht seinen Abschen vor dem römischen Gräuel zu verraten.

Durch allerhand Verbindungen, die er in Italien anknüpfte, kam er in die Lage, Luthern manch wichtigen Dienst zu thun. Als von Rom her schwere Gefahren drohten, war Luther durch ihn schleunigst davon in Kenntnis gesetzt.

Vor allen Dingen aber stritt Crotus Rubianus für Luther durch Flugschriften, die er, ohne seinen Namen zu nennen, in die Welt schickte. Natürlich bediente er sich dabei als ein rechter Humanist der lateinischen Sprache. Aber wie verstand er's, mit Spott und Hohn zu überschütten, wen er einmal zur Zielscheibe seines Witzes gemacht hatte!

Auch ernsthaft konnte er reden. So schrieb er im Oktober 1519 einen Brief an Luther, worin er diesen mit gewaltigen Worten anfeuert, als der Erwählte des Herrn mutig vorwärtszuschreiten und den Kampf gegen Rom, den Sitz des Verderbens, rücksichtslos durchzuführen.

In diesem Briefe berichtet er von Rom, das er soeben aus eigener Anschauung kennen gelernt, das Schlimmste.

„Der Name eines Christen oder Theologen ist dort zum Schimpf geworden, nur der gilt etwas, der zum Papstgesinde gehört. Niemand macht ein Hehl daraus, daß der Papst zuerst kommt, Christus zuletzt. Nur für das Eine ist man besorgt, durch Bullen, Pallien, Ablässe Geld zusammenzuraffen, um damit die Werke der Unzucht zu unterhalten. –

„Fahre fort," ruft er Luthern zu, „wie Du angefangen hast! Hinterlaß der Nachwelt ein Beispiel! Zwar bist Du bereits ermüdet hast Schweres erduldet. Aber Großes ward noch nie ohne schwere Mühe erreicht. Bist Du am Ziele angelangt, dann wird die Erinnerung an das Erduldete Dir tröstlich sein, und Du wirst ausrufen: ‚Durch Wasser und Feuer bin ich geschritten und ich bin gerettet worden.' Dann wird Deutschland auf Dich seine Blicke richten und mit Bewunderung Gottes Wort von Dir vernehmen."

Schon war auch Ulrich von Hutten auf dem besten Wege, mit seinem kühnen und leidenschaftlichen Geiste für Luthers Sache einzutreten. Die Leipziger Disputation öffnete ihm die Augen dafür, daß es sich bei diesen Kämpfen um höhere Fragen handelte, als um ein Mönchsgezänk. Was ihn einstweilen noch band, war dies, daß er noch in den Diensten Erzbischof Albrechts von Mainz stand. So konnte er nur in

vertrauten Briefen seiner warmen Teilnahme für Luther Ausdruck geben. Bald aber sprengte er diese Fesseln und zog blank vom Leder.

Auch die Nürnberger Freunde traten jetzt thatkräftig für Luthers Sache ein.

Noch 1519 erschien ein ernsthaftes Buch, über das Luther sich sehr freute. Verfasser war der Nürnberger Ratsschreiber Lazarus Spengler, ein trefflicher Mann, humanistisch gebildet und voll Eifers für das Evangelium. Es führte den Titel: „Schutzrede und christliche Antwort eines ehrbaren Liebhabers göttlicher Wahrheit der heiligen Schrift auf etlicher Widersprechen, mit Anzeigung, warum Doktor Martin Luthers Lehre nicht als unchristlich verworfen, sondern vielmehr als christlich gehalten werden soll." Da giebt er denn, solches zu beweisen, sechs Gründe an.

„Zum Ersten: Was Luther bisher gelehrt hat, das hat er allein auf das Evangelium, die Sprüche der heiligen Propheten und den heiligen Paulus gegründet und so verständig dargelegt, daß ich dawider gar kein gegründetes Widersprechen gefunden habe.

„Zum Andern: Das weiß ich unzweifelhaft, daß mir, der sich für keinen vernünftigen Gelehrten hält, mein Leben lang nie eine Lehre oder Predigt so stark in die Vernunft gegangen ist, habe auch nichts gefunden, das sich christlicher Ordnung also vergleicht, als Luthers und seiner Nachfolger Lehre.

„Zum Dritten: Ich fand in allen seinen Lehren, daß er mehr Christum, als seinen eigenen Nutzen sucht.

„Zum Vierten: Kein Verständiger wird dem widersprechen, daß er viele Irrsale und Skrupel verwirrter Gewissen entledigt hat.

„Zum Fünften: Er thut nur, wozu er ein Recht hat; denn er ist ein Ordensmann, Prediger, Doktor, dem aus Erforderung seines Amtes zusteht, die christliche Lehre nicht zu verschweigen, sondern bis zur Vergießung seines Blutes zu verfechten.

„Zum Sechsten: Er hat sich allewege erboten, sich eines Besseren mit Grund der Wahrheit berichten zu lassen oder, so die Kirche ein Anderes beschließe. Wo deren eins geschehe, wolle er nicht allein von seiner Meinung abstehen, sondern sich auch als Irrenden bekennen. Das ist ja ein christliches Gemüt und tapferes Erbieten."

Wie mußte solche treffliche Schutzrede Luthern erfreuen und ermutigen. Diese Sprache gefiel ihm mehr, als der Ton einer Schmähschrift, die bald nachher ein anderer Nürnberger, Wilibald Pirkheimer,

veröffentlichte, und den Eck darin ganz gehörig „abhobelte“. Er gab ihr nämlich den Titel: „Der abgehobelte Eck.“

Für Eck war am empfindlichsten, was ein Augsburger Prediger, Oekolampadius, der spätere Reformator von Basel, gegen ihn drucken ließ. Eck hatte geäußert, in Augsburg hielten es nur einige ungelehrte Domherren mit Luther. Da gab nun Oekolampadius, ein feiner und lauterer Geist, von dem Domherrn Konrad von Adelmannsfelden beraten und unterstützt, gegen Ende des Jahres 1519 eine Schrift heraus: „Die ungelehrten Domherren“. Warm bekennt er darin, wie viel er Luthern verdanke. Dem Eck weist er nach, wie seine Schriften von Irrtümern und Anstößen wimmeln, und stellt seine Anmaßung ins rechte Licht.

Welch ein Umschwung in diesem fünfzehnhundertundneunzehner Jahr!

Der neue Geist, der von Wittenberg ausging, fuhr über die Erde, wie ein Frühlingswind, alles bewegend und belebend.

Jeder Tag gewann Luthern neue Freunde. Unter den Geistlichen und Gelehrten fiel ihm zu, was jung war und strebte, und auch manch ehrwürdiges Haupt sah ihn mit wohlwollender Teilnahme sein Werk treiben.





Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Ecks feindselige Anschläge.

Aber nicht nur Luthers Anhang wuchs, auch Widerspruch und Feindschaft mehrte sich.

Und der Mann, der immer neue Anschläge gegen ihn ersann und, wo er konnte, die Geister wider ihn in Bewegung setzte, war Eck. Je mehr er sich davon überzeugen mußte, daß trotz seines großen Sieges von Leipzig Luther noch lebte, wirkte und Beifall fand, desto eifriger wurde er, den Verhaßten doch noch zu vernichten. Kaum irgend eine Feindseligkeit ist in dem Jahre nach der Disputation gegen Luther ersonnen und ausgeführt worden, wozu er nicht der Anlaß oder die Triebfeder gewesen wäre.

Zunächst fand die Leipziger Disputation ein ähnliches Nachspiel, wie ihrerzeit die Augsburger Verhandlungen.

Noch von Leipzig aus schrieb Eck an Kurfürst Friedrich, am 23. Juli. Er that, als ob er von großem Wohlwollen erfüllt wäre gegen die kurfürstliche Universität Wittenberg und von Mitleid gegen den Doktor Martinus, daß er mit seinen schönen Gaben in solche Sonderlichkeiten geraten sei, an denen nur die Ketzer Freude haben könnten.

Ja wie wohlwollend und mitleidig war das, wenn er zuguterletzt in einer Nachschrift dem Kurfürsten noch einen guten Wink gab: „Ew. Kurfürstlichen Gnaden wäre es ganz löblich, wenn Ihr Doktor Martins Büchlein auf einen Haufen verbrennetet.“

Da nun Friedrich der Weise Ecks Schreiben an Luther und Karlstadt übergab, damit sie sich darüber äußern sollten, so mag ein jeder

sich leicht denken, wie die Antwort der Wittenberger ausgefallen sein wird. Unter dem 18. August gaben sie gemeinsam eine Darstellung des Leipziger Gesprächs und widerlegten Ecks Beschuldigungen. Sie stellten es dem Kurfürsten anheim, ob er diese Eingabe dem Eck mitteilen wolle: „das wir darum gerne möchten sehen, weil wir uns vermuten, er werde dasselbe zu einer ernsten Ursach' nehmen, herauszuflattern, wie er pflegt, und also die Sach' gründlich an Tag kommen wird."

Gleichzeitig gab Luther noch vor Ende August ausführliche „Erläuterungen" seiner Leipziger Thesen in Druck. Darin bekannte er sich nicht nur zu allem, was er bei der Disputation behauptet hatte, sondern bestand noch viel fester auf seinen Sätzen. In der Vorrede nahm er den Eck hart mit. „Unser Eck und etliche Leute von der Eckischen Partei triumphieren schon längst und in guter Zuversicht und singen Loblieder. Sind nicht dawider die Sprichwörter gemeint: ‚Erst der Sieg, dann das Siegesgeschrei!' und ‚Eigenlob stinkt'?" Darnach schildert er wieder ausführlich die Leipziger Erlebnisse.

Kurfürst Friedrich schickte jene Eingabe seiner beiden Doktoren wirklich an Eck. Der mochte nun wohl merken, daß mit dem Sachsenfürsten nichts anzufangen sei, machte aber doch noch einen Versuch, seinen Argwohn gegen Luther zu erregen, indem er eine lange Erwiderung an ihn schickte. Damit waren diese Verhandlungen zu Ende.

Glücklicher war Eck bei dem Bischof Hieronymus von Brandenburg.

Noch vor der Disputation, im April, hatten die sächsischen Franziskaner bei einer Zusammenkunft in Jüterbogk eine Anklageschrift gegen Luther aufgesetzt und dem Bischof übergeben. Luther hatte kaum davon Kenntnis erhalten, so ließ er sie die ganze Überlegenheit seines Geistes fühlen. In einem Briefe vom 15. Mai wies er sie zurecht. „Ich lasse Euch die Wahl: entweder Ihr nehmt Eure Unbesonnenheit zurück und gebt mir meinen guten Namen wieder, oder ich werde Euren Zettel drucken lassen und eine Widerlegung Eurer Unwissenheit hinzufügen, was Eurem Orden keine Ehre bringen wird. Ihr, die Ihr Eurer Regel zufolge wissenschaftliche Studien verachtet, um das Volk mit Euren Träumen und Einfällen zu unterhalten, Ihr thätet besser, zu schweigen und andere bei ihren Studien ungestört zu lassen. Meine Lehre ist drei Jahre lang an unserer Universität auf alle mögliche Weise durchgesprochen und geprüft worden, dennoch hat man nichts Anstößiges daran gefunden —

und nun soll sie hinter dem Ofen Eures Klosters von ein oder zwei schnarchenden Brüdern, die einen Magister vielleicht einmal gesehen haben, als ketzerisch verdammt werden?"

Dieser Brief that seine Wirkung. Die Franziskaner verhielten sich ganz still.

Aber der Brandenburger Bischof behielt ihre Jüterbogker Artikel in den Händen. Er teilte sie dem Eck mit, als er während der Julitage mit ihm in Leipzig zusammentraf, und bat ihn um ein Gutachten. Eck schrieb es in zwei Stunden nieder. Das Gutachten Ecks wimmelte von Mißverständnissen und Entstellungen Lutherscher Sätze ebenso, wie die Artikel der Franziskaner.

Dennoch ließ der Bischof, der unter dem Einflusse Ecks immer ungünstiger gegen Luther gestimmt wurde, beides verbreiten, ohne den Angeschuldigten erst zu hören.

Kein Wunder, daß Luther schnell zur Hand war mit einer scharfen Erwiderung. „Ich will diesen Verleumder mit seinen Lügen, so Gott will, ans Licht ziehen," schrieb er dem Spalatin am 18. August.

Natürlich mußten auch die Franziskaner von dieser Streitschrift mitgetroffen werden. Kaum hörten sie von Luthers Vorhaben, so suchten sie es zu hindern, denn sie mußten das Schlimmste fürchten. Das Oberhaupt der sächsischen Ordensprovinz schickte angesehene Väter an Luther mit der Bitte, ihrer zu schonen und die Schrift ungedruckt zu lassen.

Luther ließ sich leicht besänftigen. Aber schon war, was er geschrieben, in den Händen seines Leipziger Buchdruckers. So gab denn Luther den Franziskanern einen Brief mit nach Leipzig, worin er Anweisung gab, die Schrift zu unterdrücken. Aber die Boten kamen zu spät — schon war der Druck beendet und das Büchlein ausgegeben.

Was hätte Eck darum gegeben, wenn durch die Urteilssprüche der Pariser und Erfurter Theologenzunft sein Leipziger Sieg ihm vor aller Welt wäre besiegelt und bestätigt worden!

Er gab sich die möglichste Mühe, das zu erreichen. Nach Erfurt ging er von Leipzig aus, um zu sehen, was sich machen ließe. Wir wissen schon, daß alles vergebens war.

Auch den Papst forderte Eck dringend auf, die beiden Universitäten zur Veröffentlichung ihres Gutachtens zu nötigen. Er that dies in

einem Schreiben, worin er von der Disputation ausführlichen Bericht gab und allerhand Ratschläge erteilte, wie Rom nun mit Luthers Verurteilung vorgehen sollte. Noch war dieses Schriftstück nur in der geheimen Kanzlei des Papstes bekannt, da erfuhr Luther bereits, dank den Verbindungen, die sein Freund Crotus in Rom hatte, dessen ganzen Inhalt.

Bessern Erfolg hatte ein Brief, den Eck noch in den Tagen der Disputation an den Kölner Professor Jakob Hoogstraten schrieb. Das war der Ketzermeister des Erzbistums Köln. Er und seine Universität, welche sich geberdete, als hätte sie die Rechtgläubigkeit in Deutschland gepachtet, hatten seinerzeit durch ihren Angriff auf den frommen und rechtschaffenen Reuchlin, viel Spott auf sich geladen. Aber dadurch nicht gewitzigt, standen sie noch immer auf der Warte, ob irgendwo ein Ketzerhaupt sich erhebe, das man um Christi willen von der Erde tilgen müsse.

So hatte denn Hoogstraten schon vor der Leipziger Disputation den Papst Leo aufgefordert, mit Luther kurzen Prozeß zu machen und ihn als Ketzer zu richten.

An ihn schrieb nun Eck von Leipzig aus, er möge seinen Einfluß in Paris geltend machen, damit die dortigen Theologen bald gegen Luther das Urteil fällten. Und wenn auch Hoogstraten das nicht durchsetzen konnte, so sollte doch Eck bald die Genugthuung haben, daß zwei andere Universitäten wider Luthers Ketzerei öffentlich Zeugnis ablegten. Das waren Köln und Löwen (in den Niederlanden).

Die Löwener Theologen waren auf Luther aufmerksam geworden durch die Bewegung, welche die von dem Baseler Buchhändler Froben veranstaltete Sammlung Lutherscher Schriften in Brabant verursacht hatte (Seite 482). Sie wandten sich an die Kölner Fakultät um ein Gutachten.

Nichts konnte den Kölnern willkommener sein. Sie unterzogen die Baseler Lutherausgabe einer genauen Untersuchung und fanden darin viele schwere und abscheuliche Irrtümer, widerwärtige Lehren und unverschämte Herabsetzung des päpstlichen Ansehens. Beschlossen daher am letzten August 1519 einmütig: „daß besagtes, von so großen Ärgernissen, Irrtümern und Ketzereien erfüllte Buch, als schädlich für die Gemeinde der Gläubigen, von Rechts wegen soll vernichtet, verboten, unterdrückt und durch die dazu befugten Personen (Scharfrichter) öffentlich mit Feuer verbrannt, sein Verfasser aber, verdientermaßen, zum öffentlichen Widerruf genötigt werden."

Diesem Urteil traten am 7. November die Magister und Doktoren der Löwener Fakultät bei, indem sie noch eine weitere Reihe von Irrtümern anmerkten.

Noch schickten die Löwener ihre Erklärung an ihren früheren Genossen, den damaligen Bischof von Tortosa in Spanien, Kardinal Hadrian. Er war einst des Kaisers Karl V. Erzieher gewesen und stand damals an der Spitze der von demselben für Spanien eingesetzten Regierung. In wenigen Jahren sollte er es sogar bis zum Papst bringen.

Nun Kardinal Hadrian zögerte nicht, zu dem Ketzergerichte Beifall und Zustimmung zu erklären. Luthers Ketzereien seien so grob und handgreiflich, daß nicht einmal ein Anfänger der Theologie darauf geraten sollte. Unbegreiflich sei ihm, wie ein so verderblicher Mensch noch ungestraft einhergehen könne.

Erst im Februar 1520 erschienen die Erklärungen beider Universitäten, den Brief des Kardinals Hadrian an der Spitze, im Druck. Mitte März fanden sie ihren Weg nach Wittenberg.

Als Luther die Schrift am 19. dem Spalatin zusandte, schrieb er ihm: „Anbei die Löwener und Kölner Esel. Meine Antwort an sie ist schon unter der Presse."

Scharf geißelt er darin die Unwissenheit seiner Richter und weist nach, daß sie sogar Sätze der heiligen Schrift ungescheut als verdammungswürdige Ketzereien hingestellt haben. Ob sie seine Bücher ins Feuer oder ins Wasser werfen, ficht ihn nicht an. Widerlegen sollen sie ihn; bis dahin gilt ihm ihr Machtspruch so viel, wie das Fluchen eines betrunkenen Weibes.

Unterdessen hatte der Streit zwischen Luther und Eck damit ein vorläufiges Ende gefunden, daß Luther dem Eck als einem unredlichen und unwahren Menschen jede Gemeinschaft absagte. Er ließ ihm das letzte Wort.

Aber eben jetzt, wo Luther schwieg, traten Luthers Freunde mit ihren Streitschriften auf den Plan, von denen schon im vorigen Kapitel Erwähnung gethan ist. Das reizte und erbitterte Eck immer mehr. Er mußte mit ansehen, wie die Besten von Tag zu Tage Lutherischer wurden. Und dabei lief nicht nur die Papstkirche, die er verteidigte, Gefahr, sondern auch sein, des Verteidigers Ruhm.

Nun so sollte denn wenigstens die Universität Ingolstadt ein

Exempel geben. Um Neujahr 1520 veranstaltete er eine öffentliche Verbrennung von Luthers Schriften. Warum sollte Ingolstadt nicht thun, was Köln und Löwen für recht befunden hatten? Auch Oekolampads „Ungelehrte Domherren“ und Spenglers „Schutzrede“ legte er mit auf den Scheiterhaufen.

Alles war zugerichtet; am andern Tage sollte die feierliche Handlung vor sich gehen.

Da fragten etliche besonnenere Doktoren den greisen Reuchlin um seine Ansicht von der Sache.

Reuchlin antwortete: sie möchten sich hüten, daß sie nicht sich selber und die ganze Universität Ingolstadt dadurch in Schande brächten.

Darüber verging ihnen die Lust zu dem Bücherbrande. Eck kam wohl und wollte anzünden, aber er konnte es nicht durchsetzen. Wie er auch zürnte, er mußte unverrichteter Sache abziehen.

Eck dachte bei sich: Vielleicht brennen in Rom die Scheiterhaufen besser. Das sah er klar: in Deutschland war die Entscheidung, die er wünschte, nicht zu erzwingen. Endlich mußte Rom seine unbegreifliche Nachsicht aufgeben und den vernichtenden Schlag führen.

Am 18. Januar 1520 reiste er von Ingolstadt gen Rom. Er führte bei sich ein Buch von der Oberhoheit des Papstums, das er in der letzten Zeit abgefaßt hatte und von dem er hoffen durfte, daß es ihm in Rom zur Empfehlung diente — wenn er eine Empfehlung noch brauchte. Aber auch eine lateinische Übersetzung der deutschen Schriften Luthers nahm er mit, die sollte ihm helfen, dem Papst und den Kardinälen die Augen zu öffnen.

Und diesmal sollte Eck sein Ziel erreichen. Als er wieder heimkehrte ins deutsche Vaterland, da kam er als Sendbote des Papstes, die Bannbulle gegen Luther zu verkünden.





Achtundzwanzigstes Kapitel.

Luther und die Böhmen.

Mit arglistiger Berechnung hatte Eck bei der Leipziger Disputation seinen Gegner dazu gedrängt, daß er sich zu husitischen Sätzen bekennen mußte. Das mußte Luthern um alles Zutrauen bei den Rechtgläubigen bringen und ihn völlig reif machen für das Gericht der Kirche.

Luther war selbst durch diese Wendung überrascht. Er hatte seine Lehren nicht von Hus. Er kannte dessen Schriften kaum. Als ihm nun auf Ecks Vorhalt doch klar wurde, daß etliche seiner Sätze auch schon von dem böhmischen Ketzer waren vorgetragen worden, da bewährte sich's, wie sicher er seiner Sache war. Die Wahrheit mußte doch Wahrheit bleiben, gleichviel, welcher Ketzer sie gelehrt, gleichviel, welches Konzil sie verurteilt hatte.

Zwar hätte Luther schon im Erfurter Kloster Gelegenheit gehabt, sich mit Hus vertraut zu machen. Er erzählte später davon:

„Als ich zu Erfurt im Kloster war, ein junger Theologus, fiel ich einmal auf der Librarei (Bibliothek) in ein Buch, da Johannis Hus Predigten aufgezeichnet und drinnen geschrieben stunden, und ward aus Fürwitz lüstern, zu sehen, was doch der Erzketzer gelehrt hätte, weil das Buch in öffentlicher Librarei unverbrannt behalten wäre. Da fand ich wahrlich so viel, daß ich mich davor entsetzte, warum doch solcher Mann verbrannt wäre, der so christlich und gewaltig die Schrift führen konnte. Aber weil sein Name so gräulich verdammt war, daß ich dazumal dachte, die Wände würden schwarz

und die Sonne den Schein verlieren, wenn einer des Namens Hus wohl gedächte, schlug ich das Buch zu und ging mit verwundetem Herzen davon; tröstete mich aber mit solchen Gedanken: ‚Vielleicht hat er solches geschrieben, ehe denn er ist Ketzer worden‘. Denn ich des Konstanzer Konzils Geschichte noch nicht wußte.“

Viele Jahre waren seitdem vergangen, und er hatte das damals Versäumte nicht nachgeholt. Daß die lautere Erkenntnis des Evangeliums gerade bei den Böhmen zu finden sein sollte, war ihm nicht beigekommen. In Predigten und Schriften nahm er oft Veranlassung, die Trennung der Böhmen von der allgemeinen Kirche zu mißbilligen, und lehnte sich heftig dagegen auf, wenn ihn seine Widersacher einen Böhmen schalten.

Während er so nichts nach den Böhmen fragte, hatten diese schon ihre warme Teilnahme ihm zugewandt. Zwar fehlte viel daran, daß die Lehre des Hus sich rein und unverkümmert bei ihnen erhalten hätte. Was die böhmische Kirche von der römischen Kirche unterschied, war beinahe nur noch die Austeilung des Weines auch an die Laien beim heiligen Abendmahl. „Beiderlei Gestalt,“ das war ihre Losung, und der Kelch ihr Erkennungszeichen. Nur in der Sekte der „böhmischen und mährischen Brüder“, welche auch von den böhmischen Königen und Bischöfen, die sich zum Laienkelche bekannten, Verfolgung litten, hatten noch andere Ketzereien, d. h. evangelische Lehren, Boden gefaßt. Bald werden wir auch von jenen „böhmischen Brüdern“ mehr zu erzählen haben; in diesem Kapitel giebt es nur von den Böhmen zu berichten, die von der römischen Kirche nach den blutigen Hussitenkriegen Anerkennung und Bestätigung ihres Rechtes, den Laien den Kelch zu reichen, erlangt hatten, wir können sagen, von denen, die zur böhmischen Landeskirche gehörten. Auch auf ihnen ruhte die Schmach des Ketzernamens, aber sie hatten durch ihre wilde Tapferkeit erreicht, daß man sie in Frieden ließ.

Man wollte Abgesandte der böhmischen Kirche während der Disputation in der Pleißenburg unter den Zuhörern bemerkt haben. Ein Gegner Luthers wußte sogar, daß in denselben Tagen die Böhmen für Luther öffentlich in den Kirchen gebetet hätten. An beidem war etwas Wahres.

Ein Orgelbauer, namens Jakob, böhmischen Bekenntnisses, wohnte der Disputation bei; möglich, daß andere Glaubensgenossen mit ihm waren. Von Leipzig begab er sich nach Prag. Dort gab er ausführ-

lichen und gründlichen Bericht von Luthers Kämpfen. Und wie hätte es anders gehen können, als daß Luthers Auftreten dort vor allen Dingen warmen Beifall fand, wo vor hundert Jahren auch ein Reformator gelebt und gelehrt hatte, nur minder groß als Luther und minder glücklich? Hatten die Böhmen schon vorher mit Spannung nach Wittenberg geschaut, ob etwa in Luther der Rächer ihres Hus aufgestanden wäre — wie mußte sie jetzt die Nachricht mit jubelnder Begeisterung erfüllen, als sie hörten, daß Luther sich in Leipzig öffentlich zu Sätzen des Hus bekannt und dem Verdammungsurteil von Konstanz widersprochen habe?

Wes das Herz voll ist, des gehet der Mund über. Zwei angesehene Prager Geistliche konnten nicht umhin, Luthern einen Beweis ihres Vertrauens und ihrer Teilnahme zu geben.

Der eine war Doktor Wenzel Rosdalowsky, Propst am kaiserlichen Karlskollegium in Prag.

Ihm hatte Meister Jakob, der Orgelbauer, erzählt, daß Luther begierig sei, die Schriften des Hus nun auch kennen zu lernen, nachdem er der husitischen Ketzerei verdächtig geworden. In den öffentlichen Bibliotheken fand er diese Bücher nicht, sie waren alle verbrannt und vernichtet, und nur aus Versehen mochte ein Band irgendwo stehen geblieben sein, wie im Erfurter Kloster. So durfte der Böhme hoffen, daß es Luthern eine willkommene Gabe sein würde, wenn er ihm Hus' Schrift „von der Kirche" schickte.

„In diesem Buche," schrieb er ihm, „werden Eure Leipziger Thesen bewährt und bestätigt. Und gerade dasselbe Buch ist es, welches unserm Johann Hus, als er noch unter den Lebenden weilte, von allen Prälaten Schmach und Schimpf eintrug und den Namen eines fluchwürdigen Ketzers, bis er zuletzt auf dem Konstanzer Konzil — ach! wie ungerecht — verbrannt wurde, ein so schuldloser Mann und ein so herrlicher Zeuge des göttlichen Wortes. Die Geschichte dieses Prozesses will ich Euch, wenn Ihr sie brauchen könnt und haben wollt, gerne schicken.

„Das Eine muß ich noch sagen, das ist mir ganz klar: Was einst Hus in Böhmen war, das seid Ihr, Martin, in Sachsen!

„Wohlan, betet und seid stark in dem Herrn! Hütet Euch vor den Menschen! Laßt's Euch nicht kränken, wenn sie Euch einen Ketzer nennen, wenn sie Euch bannen und verdammen — denket dran, was Christus gelitten hat und die Apostel, was auch heutzutage alle die

leiden müssen, die ein gottesfürchtig, christlich Leben führen wollen. Prag, den 17. Juli 1519."

Einen zweiten Brief schrieb Doktor Johann Poduschka, Priester an der Domkirche von Prag, unter dem 16. Juli. Derselbe kannte Luthern aus seinen Schriften. Er bezeugte ihm: Ihr seid der einzige in Deutschland, der da rein lehrt, was man lehren soll, nämlich das Gesetz Christi und die lautere von menschlichen Erfindungen unbefleckte Theologie der alten Väter. Gott hat Euch zu einem Propheten gesetzt über sein Volk. Verbergt demselben nicht, was es zu seinem Heile braucht, sondern bringt es ans Licht, wie Ihr denn auch thut. Ihr kennt Christi Wort: ‚Niemand zündet ein Licht an und setzt es unter einen Scheffel‘ u. s. w. (Matth. 5, 15)." Mit noch vielen andern Bibelsprüchen ermuntert er Luthern.

„O, wie ist die Wahrheit verabscheut," klagt er dann, „wie ist Christus so gar verhaßt! Bruder, weil Ihr Christum predigt, nicht Menschenweisheit, darum werdet Ihr nicht nur von Euren Leuten, sondern auch von etlichen der Unsern für einen Ketzer geachtet!

„Aber die Hilfe von oben wird Euch nicht fehlen. In Böhmen sind viele treue und gottgeliebte Christen, die bei Tage und bei Nacht mit ihren Gebeten Euch beistehen."

Auch Poduschka mußte dem Gottesmanne in Wittenberg ein Geschenk machen. War es kein Buch, so mochten's ein paar Messer auch thun — daß Luther doch den guten Willen sähe.

Erst am 3. Oktober gelangten Briefe und Gaben in Luthers Hände. Dem Boten gab er alle seine Schriften mit und einen Brief, den er mit Melanchthon und den anderen Freunden gemeinsam abgefaßt hatte. Er scheute sich nicht, offen im Kloster mit dem Böhmen zu verkehren, und war unbesorgt darum, daß man auch am kurfürstlichen Hofe von der Sendung aus Prag Kenntnis hatte.

Indessen war das Geschrei über Luthers böhmische Ketzerei seit der Disputation immer lauter geworden und hatte ihm schon zu einer heftigen Streitschrift Anlaß gegeben.

Es waren sonderlich die Leipziger, welche sich's angelegen sein ließen, Luthers hussitisches Bekenntnis in alle Welt auszuposaunen. Auf eine besonders feine, boshafte Weise hatte das Emser gethan, ein hal-

der Leipziger, Hofprediger und Geheimschreiber des Herzogs Georg in Dresden.

Hieronymus Emser, mit dem Luther bis dahin in höflichem Verkehr gestanden, war auch zur Disputation in Leipzig gewesen. Da fühlte er sich denn berufen, in einem offenen Briefe an Johann Zack, Erzbistumsverweser der katholischen (papistischen) Kirche in Prag, der also nicht zur böhmischen Landeskirche gehörte, Luthern gegen den Verdacht der hussitischen Irrlehre in Schutz zu nehmen.

„O, möchte es Euch doch gelingen," ruft er ihm zu, „die elende Tochter Babylon, Euer unglückliches, verirrtes Böhmen, durch Euer Steuern aus so vielen Klippen und Stürmen in den sicheren Hafen (der römischen Kirche) zu retten. . . . Aber vielleicht werden sie sich auf den Doktor Martin Luther berufen, den sie für einen Schützer und Verteidiger ihrer Sache halten, der allein den dunklen Sinn der heiligen Schrift wie mit einer Zauberrute treffe. Haben sie doch neulich, während er in Leipzig auf dem Kampfplatze stand, öffentlich und täglich — wie die Elenden sich rühmen — für ihn Gebete zu Gott gesendet.

„O der arme Luther, wenn er im Vertrauen auf deren verfluchte Gottesdienste und nicht vielmehr gegründet auf die heilige Schrift mit dem tapfern Eck den Kampf aufgenommen hätte! Aber nichts hat Luther so beständig zurückgewiesen, als diesen falschen Verdacht, den etliche von ihm hegten. Nie hat er dem Eck so heftig widersprochen, als wie dieser ihn, im Scherz oder Ernst — denn das ist ungewiß — zu einem Beschützer der Böhmen machen wollte. Da hat er laut ihre frevelhafte Trennung vom apostolischen Stuhle verurteilt und hat öffentlich erklärt, daß er nichts mit ihnen gemein habe, noch auch jemals mit ihnen etwas gemein haben wolle."

Der ganze Brief klingt höchst unparteiisch, wahrheitsliebend und fast wohlwollend für Luther. Aber er war sehr zu Luthers Schaden gemeint. Über eines könnte man nur zweifeln: wollte Emser einen Keil treiben zwischen Luther und die Böhmen und hindern, daß sie zu dem naturgemäßen Bündnis sich zusammenschlössen? Oder wollte er den Gedanken, daß Luther zu den Hussiten gehöre, erst recht unter die Leute bringen?

In dem letzteren Sinne faßte Luther die Schrift auf. Er entbrannte dagegen in maßloser Heftigkeit. „An den Emserschen Steinbock" betitelte er seine lateinische Erwiderung, die Ende September 1519 erschien. Ein

Steinbock nämlich war Emsers Wappen, das er, der Sohn eines angesehenen Ulmer Bürgergeschlechts, gern zur Schau trug und auch seinem offenen Briefe hatte vorandrucken lassen.

Einen Judaskuß nennt Luther Emsers Schrift. „Was soll ich Unglücklicher thun?“ ruft er aus. „Nehme ich Dein Lob an, so reiche ich dem Eck die Fackel; nehme ich es nicht an, so bin ich ein Beschützer der Böhmen und des schnödesten Undanks gegen einen Emser schuldig, der mich durch seinen Steinbock von diesem Verdacht hat befreien wollen.“

Die kleinliche Bosheit und Hinterlist des Emser verdroß ihn so; keinen seinen Gegner hat Luther so die Grobheit, Derbheit und Rücksichtslosigkeit seines Witzes erfahren lassen, wie ihn. Eine ganze Reihe von Streitschriften folgten auf die beiden ersten; auch Eck mischte sich drein. Der „Bock Emser“ war redlich bemüht, dem „wütenden Stier in Wittenberg“ seinen Schimpf heimzuzahlen.

Es gehörte immerhin Mut dazu, daß Luther in jener Schrift vom September den Beifall der Böhmen nicht von sich wies. Er bekennt frei:

„Ich will, wünsche, bete, danke, freue mich, daß meine Lehren den Böhmen gefallen; möchten sie auch Juden und Türken gefallen, ja auch Dir und dem Eck, daß Ihr Eure gottlosen Irrtümer aufgäbet!“

Im Dezember 1519 lud sich Luther die herzoglich sächsischen Theologen samt ihrem Fürsten Georg von neuem auf den Hals; ohne es zu ahnen, gab er ihrem Eifer, ihn zum Husiten zu machen, willkommene Nahrung.

Er veröffentlichte nämlich den „Sermon von dem hochwürdigen Sakrament des heiligen Leichnams Christi und von den Bruderschaften“, also eine Predigt über das heilige Abendmahl. Dabei kam es ihm darauf an, den Glauben zu erweisen als das Hauptstück im Sakrament, den Glauben, „da die Macht anliegt“, d. h. an dem es liegt, wenn das Sakrament mächtig und kräftig sein soll. Beiläufig nur gab er Folgendes zu bedenken:

„Es ist aber bei mir für gut angesehen, daß die Kirche in einem gemeinen Konzil wiederum verordnete, daß man allen Menschen beider Gestalt gebe, wie den Priestern. Nicht darum, daß Eine Gestalt nicht genug sei — so doch wohl allein des Glaubens Be-

gierde genug ist, wie Sankt Augustin spricht: ‚Was bereitest Du den Bauch und die Zähne? Glaube nur, so hast Du das Sakrament schon genossen.‘ Sondern darum, daß es ziemlich und fein wäre, so des Sakramentes Gestalt und Form oder Zeichen nicht stücklich eines Teils, sondern ganz gegeben würden — gleichwie ich von der Taufe gesagt habe (in einer andern Predigt), daß es füglicher wäre, ins Wasser zu tauchen, denn damit zu begießen — um der Gänze und Vollkommenheit des Zeichens willen. Hat doch Christus wollen beide Gestalt einsetzen, für alle seine Christen zu brauchen."

Das war ein ganz bescheidener Vorschlag für ein etwaiges Konzil, ganz anders begründet, wie die Böhmen pflegten, die da meinten, es hinge der Seelen Seligkeit an dem Laienkelch. Ausdrücklich sagt Luther, daß „einerlei Gestalt genug sei"; nur hält er „beiderlei Gestalt" für richtiger.

Über diese nebensächliche Bemerkung fielen nun die herzoglichen Theologen her, wie denn nur zu oft Luthers Gegner gegen Nebendinge ankämpften und nicht sehen wollten, was ihm die Hauptsache war. Luther war dann freilich nicht derjenige, der in den Nebendingen einfach nachgab. Aber gerade seine Meinung von „beiderlei Gestalt" war damals wirklich die allerunschuldigste und bescheidenste.

Herzog Georg ließ sich von Emser und Genossen aufhetzen, selber Luthern bei seinem Kurfürsten zu verklagen. Am 27. Dezember 1519 schrieb er an Friedrich: der Sermon vom heiligen Abendmahl sei ein ganz Pragisch Büchlein und bringe viel Ketzerei und Ärgernis mit sich. Der Kurfürst möge in seinen Flecken und Städten wehren, daß nicht ein Stück der böhmischen Ketzerei in die sächsischen Lande eindringe. Es wäre ihm herzlich leid, „wenn der Kurfürst meinte, er hätte den Doktor Martinus zu Wittenberg, so wäre er Bischof und Ketzerhaupt zu Praga".

„Ich werde glaublich berichtet," heißt es in dem Briefe, „daß der Pfarrherr zu Leitmeritz samt zweien Bürgern von Leitmeritz bei Doktor Martin gewesen, auch vielmals Botschaft bei ihm gethan, die doch Erzketzer sind. So werde ich auch glaublich berichtet, daß über sechstausend Menschen in Böhmen unter beiderlei Gestalt mehr sind worden, denn vor der Zeit seiner Predigt."

Aber die Verdächtigung verfing bei Friedrich dem Weisen nicht. Er antwortete am 29. unter anderm:

„Will Euer Liebden darauf nicht verhalten, daß ich mich Doktor

Martinus' Predigen oder Disputieren zu verteidigen oder zu verfechten nit unterstanden, auch noch nicht unterstehe, mich auch solcher Sachen gänzlich entschlage. Und wiewohl ich nicht achten kann, wofür das berührte Büchlein will angesehen werden, so höre ich doch, daß bisher desselben Martinus Lehre bei vielen Gelehrten und Verständigen für christlich geachtet und gehalten worden." Ein entscheidend Urteil sei über ihn noch nicht gefällt.

So hielt Kurfürst Friedrich seine schützende Hand über den Professor seiner Universität, ohne selbst ein Urteil über seine Lehren sich anzumaßen.

Wenn so die Leipziger und Dresdener durch ihren Herzog nichts ausrichteten, so war es von besserem Erfolge, als sie Luthern in den bösen Mund der Leute brachten. Sie sprengten aus, Luther stamme von husitischen Eltern; in Böhmen sei er geboren, in Prag erzogen, von Kind auf in ketzerischen Büchern unterwiesen. Solches habe sein Vater bekannt. Zum Beweise deutete man seinen Namen auf Czechisch.

Das war der Anfang zu den Entstellungen der Lebensgeschichte Luthers, mit denen unverständige und unehrliche Feinde bis auf unsere Tage versucht haben, ihm einen Makel anzuhängen. So grobe Lügen, wie diese, glaubt freilich heute kein Mensch mehr. Ganz abgesehen davon, daß wir's heutzutage für keine Schande ansehen würden, wenn unser Reformator von den Husiten abstammte.

Damals mag das Gerede doch auf manchen Eindruck gemacht haben. Auch zum kurfürstlichen Hofe fanden die Schwätzer den Eingang. Spalatin schrieb Luthern davon. Er mochte bisher seinen Freund noch niemals nach seiner Herkunft und Jugendgeschichte ausgefragt haben; so bat er ihn denn jetzt, ihm einige Angaben darüber zu machen.

Luther that ihm Bescheid und erzählte. Doch will er dem Geschwätz seinen Gang lassen. „Mögen doch die thörichten Menschen glauben, was ihrer wert ist, bis sie endlich einmal sich schämen lernen."

In demselben Briefe an Spalatin (vom 14. Januar 1520) spricht er sich darüber aus, daß seine Feinde solche Kleinigkeiten aufstechen und gehen um die großen Fragen herum:

„Ich freue mich gar sehr und danke Gott, daß meine Sache dahin gediehen ist, daß sie nunmehr die Lehre von beiderlei Gestalt, als auch meine Familie verlästern und das Andere darüber vergessen. Durch die große Barmherzigkeit Gottes, die sich an mir Unwürdigem offen=

bart, lebe ich der Hoffnung, daß ich nicht werde verloren gehen um irgend einer wichtigen Hauptlehre willen, als da ist: vom freien Willen, von der Gnade, von den Schlüsseln der Kirche. Denn in diesen Stücken scheinen meine Feinde an mir zu verzweifeln, da sie nun nach so lächerlichen Dingen fahnden."

Doch gab er noch im Januar eine kurze „Erklärung" heraus über seine wahre Meinung von beiderlei Gestalt und über seine böhmische Herkunft. „Ich bin Böhmerland zu Dresden am nächsten gewesen mein Lebtag," sagt er da.

Indessen kam er im Geiste dem Märtyrer von Konstanz immer näher.

Nicht umsonst hatte ihm jener Prager Doktor Hus' Schrift von der Kirche geschickt. Mit Schrecken erkannte er, welch ein Zeuge evangelischer Wahrheit Hus gewesen war. Aber nicht mehr erschrak er für sich selbst, sondern für die Kirche erschrak er, die seiner echten und rechten Lehre keinen Raum gelassen und die Wahrheit verdammt hatte dem Irrtum zu Liebe.

In solcher Stimmung schrieb er (Ende Januar, Anfang Februar) dem Spalatin:

„Ich habe unbewußt bisher alle Lehren des Johann Hus vorgetragen und behauptet; dasselbe hat unbewußt Johann Staupitz gethan — kurz, wir sind alle Husiten, ohne es zu wissen; ja selbst Paulus und Augustinus sind Husiten, bis aufs Wort. Sieh den ungeheuern Jammer an, in den wir geraten sind, weil wir den Doktor der Böhmen nicht zum Führer nahmen!

„Ich weiß vor starrem Staunen nicht, was ich denken soll, wenn ich die schrecklichen Gerichte Gottes in der Menschheit sehe: über hundert Jahre schon ist die offenbarste evangelische Wahrheit öffentlich verbrannt und für verdammt geachtet, und man darf das nicht aussprechen! Wehe der Erde!"

Noch in demselben Jahre 1520 wurde Hus' Schrift „von der Kirche" in Wittenberg neu gedruckt.

So ging nach hundert Jahren der blutige Same von Konstanz auf.





Neunundzwanzigstes Kapitel.

Ein bischöflicher Erlaß.

Bischof von Meißen war seit dem Jahre 1518 Johann VII. aus dem Geschlechte der Herren von Schleinitz. Er hielt es für angezeigt, endlich einmal gegen den Wittenberger Irrlehrer ein bischöfliches Wort zu sprechen.

Von der Burg Stolpen, seinem gewöhnlichen Hoflager, ließ er einen Erlaß ausgehen unter dem Siegel seines Offizials (des Beamten, der die bischöfliche Gerichtsbarkeit in der Hand hatte), des Inhalts: Luthers Sermon vom Abendmahl, als welcher gegen die Beschlüsse des jüngsten Laterankonzils streite und den Einfältigen Ärgernis zu geben geeignet sei, solle im ganzen Bistum aufgesammelt und mit Beschlag belegt werden; das Volk aber sei zu belehren, daß die heilige katholische Kirche auf einem rechtmäßigen Konzil unter Eingebung des heiligen Geistes beschlossen habe, den Laien nur die Gestalt des Brotes zu reichen, und daß in jeder Gestalt, im Brote wie im Weine, der ganze Christus enthalten sei.

Dieser meißnische Erlaß vom 24. Januar 1520 ist die erste öffentliche Kundgebung eines deutschen Bischofs gegen Luther. Ausdrücklich erkärte Johann VII. darin, daß solches von ihm mit Rat und Zustimmung der Domherren von Meißen verfügt sei. Im ganzen Sprengel wurde die Erklärung durch Anschlag bekannt gemacht.

Das war Luthern doch zu arg. Daß er um einer Sache willen, die ihm selber damals gar nicht so sehr am Herzen lag, um des Laien-

solches müssen von einem deutschen Bischof öffentlich als Verführer des Volkes gebrandmarkt wurde, das konnte er nicht so hingehen lassen.

Schnell schrieb er eine deutsche Erwiderung; bald sollte auch eine lateinische folgen. Über die deutsche Schrift schreibt er dem Spalatin: „Wundre Dich nicht, wenn meine Entgegnung auf den Stolpischen, tolpischen und talpischen Zettel etwas heftig und hochmütig ausgefallen ist.“ Wenn Luther das selber sagt, können wir uns wohl auf ein derbes Stück gefaßt machen.

Als ein Beispiel, wie Luther mit seiner Feder damals über seine Gegner herfiel, mag seine Schrift gegen den Meißner Bischof fast unverkürzt zum Abdruck kommen. Gegen den Bischof ist sie freilich nicht gerichtet. Luther thut, als könnte der Erlaß oder der „Zettel“, wie er zu sagen liebt, nicht mit Wissen des Bischofs ausgegangen sein. Das war ein damals nicht ungewöhnliches, von Luther gern gebrauchtes Mittel, unmittelbaren Widerspruch gegen hochgestellte Gegner zu vermeiden und auf den vorgeschobenen Fälscher um so unbarmherziger loszuhauen. So macht denn Luther auch in dieser Schrift seinen Gefühlen gründlich Luft. Aber bei allem Schelten und Spotten ist's doch, als wenn er in guter Laune geschrieben hätte. Und wir wissen, daß auch etliche von seinen Feinden herzlich darüber gelacht haben.

Antwort auf den Zettel, so unter des Offizials zu Stolpen Siegel ist ausgangen.

Einem jeglichen frommen Christenmenschen, dem dies Büchlein vorkommt, entbiet' ich, Martinus Luther, Augustiner, Doktor u. s. w. mein armes Vermögen und alle Seligkeit in Christo, unserm Herrn.

Es ist ein Zettel unter dem Namen und Titel des hochwürdigen Vaters und Herrn, Bischofs zu Meißen, ausgangen, doch allein unter des Offizials zu Stolpen Siegel, gebietend, meinen Sermon von dem heiligen Sakrament aufzuheben und beizulegen, um vieler Ursach; sonderlich, daß ich geschrieben: „Es dünkt mich fein und gut, so durch ein gemein christlich Konzil verordnet würd', beide Gestalt des Sakraments einem jeden zu reichen.“

Und dieweil sie dasselbe nicht als ketzerisch oder irrig im christlichen Glauben mögen schelten, wie sie gern wollten, haben sie doch den elenden Neid und Haß nicht mögen bergen und erdichten einen neuen

Traum: es sei ärgerlich, aufrüherisch, freventlich, vermessen geschrieben. Denn wer zu unsern Zeiten will ein frommer Christ sein, der muß nach dieser neuen Lehrer Meinung auch die Dinge verwerfen, leugnen und lästern, die sie selbst müssen bekennen, daß sie weder ketzerisch, noch irrig sind. Solche Zeit soll solche Lehrer haben.

Aber ich weiß wohl, und acht' es für gewiß, daß derselbe hochwürdige Vater und Herr zu Meißen viel zu gelehrt und fromm ist, daß er solche ungegründete, schimpfliche und böswillige Schrift mit vielen öffentlichen Lügen und Lästerungen sollt' lassen ausgehen. Ist mir auch nichts daran gelegen, es hebe auf, lege nieder, zerreiße oder behalte die und alle meine andern Schriften, wer es thun oder lassen will. Der Richter ist nicht ferne. Ist mir auch nicht wunderlich, daß die Wahrheit verworfen wird allermeist von denen, die ihr zu Dienste verpflichtet sind und sich ihrer selbst rühmen, weil auch Christus, die Wahrheit selbst, von seinem Volke mußte getötet werden.

Doch bin ich schuldig zur Rettung der Wahrheit, soviel an mir ist, zu warnen einen jeglichen Christenmenschen vor den giftigen, verräterischen Zungen, sonderlich die sich zu schmücken wagen mit eines so großen und frommen Prälaten Namen, und will hiermit denselben meinen gnädigen Herrn und Vater unterthänig entschuldigt und aus der Sache gezogen haben.

Zum Ersten bekennet der hochgelehrte Meister dieser Zettel, und muß bekennen, daß ich nicht gelehrt hab', man s o l l beide Gestalt reichen, o b m i c h ' s w o h l g u t d ü n k t. Denn ich habe mein Dünken niemandem zur Regel oder Lehre gesetzt. Sondern mit ausdrücklichen Worten hab' ich f ü r g e z o g e n e i n g e m e i n c h r i s t l i c h K o n z i l: wo dasselbige würde solches verordnen, dann sollte nach desselben Konzils Ordnung beider Gestalt gehorsamlich gereicht werden. Dieweil denn dieser Zettelmeister auch selbst keinen andern Grund seiner Meinung in diesem Fall hat, denn die Ordnung eines Konzils, wollt' ich gern von seiner grundlosen Weisheit Unterricht empfahen, w a r u m s e i n e s K o n z i l s O r d n u n g b e s s e r l i c h und m e i n e s K o n z i l s O r d n u n g ä r g e r l i c h s e i? Oder wer ihm habe erlaubt, eines Konzils Ordnung zu bestätigen, d e s a n d e r n zu verdammen und zu lästern?

Darum will ich ihn hiermit gebeten haben, daß er ein ander Mal auf den nüchternen Morgen Zettel schreib' und nicht wider mich fechte, indem er mir Ordnung eines Konzils (die ich begehrt) für Ärgernis, Aufruhr und Zwietracht aufrückt, auf daß mir nicht not sei zu arg-

wöhnen, er habe sein Gehirn zu Geckßberg verloren und wisse selbst nicht, was er sage.

Auch ist das eine nicht kleine Verminderung seines eigenen Fürnehmens, ja ein großer Abbruch römischer Obrigkeit und Stärkung böhmischer Zwiespaltigkeit, daß der arme, nackte und bloße Betteler zu seinem Grunde nichts anderes aufbringt, denn das letzte römische Konzil, das noch nicht zehn Jahre, alt von vielen zu Rom selbst für nichts gehalten, auch in deutschen und allen Landen wenig Ehre erlangt hat. Daß ich fürwahr beinahe zweifle, ob dieser Betteler solches den Böhmen zur Ehre und römischen Stuhl zu Schanden, mutwillig oder unwissend gesagt hab'.

Und ob schon dasselbe Konzil aller Dinge stark dastünde, so giebt doch damit der elende Betteler den Böhmen Recht von hundert Jahren her bis auf das Konzil (denn zwischen dem Auftreten des Hus und zwischen dem Laterankonzil lagen hundert Jahre). Sollt' nicht ein solcher heiliger Lehrer in solcher großer Sache anzeigen entweder Schrift- oder andern Grund, danach der Böhmen Irrtum, nicht allein seit zehn Jahren durch ein neu Konzil, sondern von Anbeginn vor hundert Jahren wäre sträflich gewesen?

Es verdreußt mich, daß solche Leute wollen wider böhmischen Irrtum schreiben und denken nicht, daß jenseits des Berges auch Leute sind, machen mit ihrem kindischen Plaudern die Böhmen halsstarrig und unsern Haufen verächtlich. Und wenn ich selber ein Böhme wäre — so solch faule und unbehende Possen mir würden fürgelegt unter solchem großen Namen, wie möcht' ich ihm thun! Ich konnt' das nicht lassen, ich gedächte, die Deutschen wären trunken, wie man uns schuld giebt. Ich halt' auch, daß solche Zettel sonderlich zu Rom und bei allen Vernünftigen für mehr tolpisch, denn Stolpisch werde angesehen.

Darnach führet er daher den Spruch der Schrift: es sei besser Gehorsam, denn Opfer (1. Sam. 15,22); darum solle man nur Eine Gestalt nach Ordnung des Konzils geben. Ich lobe denselben Gehorsam auch, habe nie was dawider gesagt. Es erbarmt mich aber unser, daß wir durch solche Stolper den Gehorsam auf die Pelzärmel bauen und uns selbst für unsere Widersacher, die Böhmen, zu einem Fastnachtsspiel machen. Denn eben denselben Spruch führen die Böhmen auch wider uns, und stärker denn wir, und schelten uns als

die Ungehorsamen dem Evangelio, darin beide Gestalten von Christo geordnet sind.

Aber ich merk', dieser Meister will uns lehren also fechten, daß wir den Böhmen das Schwert in die Hände geben und mit bloßen Köpfen die Streiche versetzen. Ich hab' auch wieder die Böhmen geschrieben und bin noch zu schreiben willens — es fällt mir aber der feine Zettler ins Werk und verzettelt mirs mit einander.

Doch gefällt mir's wohl, daß er gebeut und lehret, man soll an Einer Gestalt sich begnügen lassen und festiglich glauben, Christus sei nicht stücklich, sondern ganz und gänzlich unter einer jeglichen Gestalt des Sakraments. Das glaub' ich auch, und bitt' auch einen jeglichen, er wolle diesem Zettel hierin glauben, und steht auch nicht anders in meinem Sermon.

Aber siehe zu, wie kundig und fürsichtig Junker Neidhard sei! Wer hat je daran gezweifelt, daß Christus ganz sei unter jeglicher Gestalt? Welche Böhmen haben je anders geglaubt oder gesagt? Oder wider welche Feinde streitet so nötig und emsig dieser unverzagte Zetteler mit so viel unnützen Worten? Wer könnt' nicht Ritter werden in solchem Streit, wo keine Feinde dasind und die Eisenfresser mit ihren eigenen Träumen so mannhaft fechten? Fürwahr, es wär' schad' gewesen, wo der Zettel zu andrer, denn zur Fastnachtszeit, wäre ausgangen.

Willst du aber wissen, warum er so große Seelsorg' trägt, solches zu lehren — höre mir zu.

Er kann mich nicht öffentlich Ketzer schelten, denn er möcht's nicht bewähren, und will's nun doch über die Quer hereinbringen. Da ist seine Liebe Rats worden, unter anderer Lästerung und Schmach gegen mich miteinzuführen solchen Punkt, auf daß, wer es lese, sollt' denken, ich, Luther, lehre viel anders, denn dieser widerpartische Zettel, und der einfältige Mann, durch solchen verräterischen Stich vergiftet, soll sprechen: „O wehe! hält Doktor Luther nicht, daß Christus ganz unter beider Gestalt sei, je nun, so muß er wahrlich ein Ketzer sein — o zum Feuer, zum Feuer!

Also vergiftet Kaiphas auch das Volk wider Christum (Matth. 26, 65). Denn dieser Zettler sucht des Volkes Argwohn auf mich, seinen kunstlosen Neidhard zu stärken.

Doch hat er sich vorbehalten eine Ausflucht, daß er mag sagen, er hab's nicht so gemeint — gleichwie die Hure, da sie ihrer viel hatte

umgebracht, wischet' sie das Maul und sprach: „Ich hab' nichts Übels gethan“ (Sprüche Sal. 30,20). Also thut mein Zettler, der von mir mit vielen seines Gleichen begehret, ich soll klare, richtige, deutliche Worte schreiben. Des ich mich auch geflissen und ihnen viel zu klar gewesen. Aber sie haben die Freiheit, Wäschbläuel zu schleifen und mit Meucheln den vergifteten Honig zu machen.

Wahr ist es, daß ich hab' gesagt, daß nicht stücklich gegeben würd' das Sakrament. Dasselb' hat der Zettelmeister, wie jedermann, wohl verstanden, daß nicht von Christi Leichnam, sondern von der Gestalt Brots und Weines gesagt ist. Das mußte seine Liebe ziehen von dem rechten Verstand, wo er hin wollte, und will nicht ein Lügner noch ein Lästerer sein.

Hat er es aber nicht verstanden, sollt' er zuvor in die Schule gegangen sein und gelernt haben, was da heißet: „das Sakrament stücklich geben“ und „den Leichnam Christi stücklich geben“, da ein weiterer Unterschied zwischen ist, denn zwischen Aufgang und Niedergang, und sollt' nicht seinen tollen Sinn unter solchen Bischofs Namen in das arme Volk treiben.

Summa Summarum, lieber Neidhard, ist dir's möglich, so wandel dich. Wandelst du dich nicht, so thu, was du willst; ich acht' dein nicht. Du bist mir zu gering. Will's Gott, nimmest du mir den Leib und die Ehre, du wirst mir Christum bleiben lassen.

Doch bin ich dir nicht feind, kann dir solchen Lästerzettel wohl zu Gute halten, angesehen deine fromme Art und gute Meinung.

Denn gleichwie deine Genossen gewohnt, arme Leute mit Bannzetteln umzutreiben und zu schinden, auch eheliche Weiber unschuldig zu rügen (im Beichtstuhl), dadurch im ehelichen Stand klägliche Zwietracht, vielmals Mord entstanden, und sie sich vor ihrer (der Priester) Gewalt und Frevel nicht haben schützen können — also, derselbigen einfältigen Meinung nach, hast du Doktor Luthern auch verhofft zu finden nach deinem Willen, ohne Schutz und Antwort auf deine mörderischen, heimlichen, vergifteten Stichworte und Lästerungen.

Nun dir aber das mißlungen, hab' ich dir, daß du noch nicht verzagest, meinen treuen Rat erzeigen wollen und dein gedenken, daß du noch mehr Behelf habest; darzu, dieweil du so gar kein Gehirn hast, will ich dir's anzeigen.

Der Erst, daß du die Hauptsach' (die Sache, um die sich's bisher

gehandelt) lassest fallen und, wie du angefangen, dich wandelst in des Bischofs zu Meißen Person und Namen, klagest mit viel Geschrei: Doktor Luther sei stolz und hoffärtig, er habe wider große Prälaten geschrieben — und siehe ja zu, daß du nicht sagest, er hab' allein wider dich, Neidhard, geschrieben. Auch schweig still alle Ursachen seines Schreibens. Denn wo du des Bischofs Person und Namen dir ließest abreißen und die Sach' erzähltest (wie sie ist), würdest du nicht lange das Fastnachtsspiel treiben, sondern von jedermann als ein böser Neidhard ersehen werden.

Oder, so das nicht genug ist, gedenke, wie deine Kölner mit Doktor Reuchlin thaten: verbrenne Luthers Bücher und sage nicht mehr, denn: „sie sind falsch“, und begieb dich ja nicht in Mühe, dasselbe zu beweisen; es möchte dir abermals mißlingen. Denn wo man der Wahrheit nicht wiederstehen und sie doch nicht leiden mag, ist das Feuer der beste Patron (Beschützer) wider die Bücher und der Tod wider die Dichter. Durch solche Weise möchtest du wahrlich gelehrter werden geachtet, denn Doktor Luther, da dir der Atem fast nach stinkt. Gleichwie der Koch gelehrter ist, denn Kohle und Holz, die er verbrennet, also auch du. Verbrenne nur, so bist du schon der allerachtbarste, hochgelehrteste Doktor und hast alle Argumente (Beweise) aufgelöst mit kurzer Mühe.

Hiermit fahr hin, lieber Neidhard, und so viel du schnurrest, so gedenk': es sind etliche, die geben nichts darum. —

Spalatin hatte nicht so bald von der Entgegnung gehört, die Luther gegen den bischöflichen Erlaß im Schilde führe, als er, Schlimmes besorgend, ihn um Einsicht in die Schrift bat, bevor sie gedruckt würde. Aber wie schon so manchmal, kam der Freund mit seinen Bedenklichkeiten zu spät. Kaum aus der Feder, war das Büchlein schon unter der Presse. Nur die lateinische Antwort ließ Luther den Spalatin vor dem Druck noch durchsehen; sie ist denn infolgedessen, zwar nicht minder entschieden, aber ein wenig maßvoller in der Form ausgefallen.

Spalatin hielt es an der Zeit, Luthern einmal ernstliche Vorstellungen zu machen über den bissigen und übermütigen Ton, den er in seinen Streitschriften gegen seine Widersacher anschlage, ohne Ansehen der Person. Der geschmeidigeren Art des kurfürstlichen Hofpredigers

gab Luther nur zu oft mit seiner Rücksichtslosigkeit Anstoß, und als Freund fürchtete er und zitterte er wohl manchmal für Luther, daß er durch seine heftigen Streitschriften sich noch ins Unglück stürzen werde. Er hätte ihn gern klüger gehabt.

Wirklich war das eine schwache Seite an dem großen Manne, die doch innig zusammenhing mit seiner allerstärksten Seite, seinem unbeugsamen, offenen Wahrheitssinn.

Hören wir, was Luther (mitte Februar 1520) auf die Ermahnungen und Warnungen Spalatins zu erwidern hatte:

„Guter Gott! wie bist Du aufgebracht, mein Spalatin. Mir will scheinen, Du thust es selber mir und andern zuvor.

„Ich habe Dir schon früher geschrieben: Du sollst nicht wähnen, diese Sache sei nach Deinem, meinem oder irgend eines Menschen Dafürhalten angefangen oder geführt worden; wenn sie aus Gott ist, wird sie weit gegen, außer, über und unter Deinem und meinem Verstehen geendigt werden. Und damit Du es abermals wissest, ich möchte nicht, daß auch nur das Geringste in dieser Sache nach meiner und Deiner Fügung geführt werde. Nie habe ich etwas anderes gefürchtet, als daß ich einmal, mir überlassen, schreibe, was menschlichem Geschmack gefällt. Du sei dafür besorgt, daß Du nicht zu sehr weise seist, gleichwie meine Sorge ist, daß ich nicht zu sehr thöricht bin. Es mißfällt — das ist wahr — den Menschen allzuviel Thorheit, aber weit mehr mißfällt Gott allzuviel Weisheit. Denn ‚das Thörichte hat er erwählt, daß er zu nichte mache, was weise ist‘ (1. Kor. 1,27).

„Ich beschwöre Dich, wenn Du vom Evangelium die rechte Meinung hast, so glaube nur nicht, daß seine Sache ohne Lärm, Ärgernis, Aufruhr getrieben werden kann. Du wirst aus dem Schwert keine Feder machen, aus dem Kriege nicht Frieden. Das Wort Gottes ist Schwert, ist Krieg, ist Umsturz, ist Ärgernis, ist Verderben, ist Gift, ‚wie ein Bär auf dem Felde und wie eine Löwin im Walde begegnet es den Kindern Ephraim‘ (Hosea 13,8).

„Ich kann mich nicht fürchten vor diesem kopflosen und ungelehrten Neid — so reißt mich Gott hin. Der mag sehen, was er durch mich schafft. Ich bin mir bewußt, daß ich nichts von alledem selber gesucht oder begehrt habe, sondern daß alles mir abgedrungen ist von einem fremden, überwältigenden Geiste. Ein anderes ist, das da getrieben wird, ein anderes, das man vor Augen

sieht, bei diesem Handel. Ich habe nichts vor; aber es ist einer, der etwas vorhat. Drum ob's Bestand hat, ob's zusammenbricht — ich gewinne nichts und verliere nichts.

„Jedoch kann ich nicht leugnen, daß ich heftiger bin, als ich sein sollte. Da aber jene das recht gut wissen, so durften sie den Hund nicht reizen. Wie schwer es ist, Hitze und Feder zu zügeln, das kannst Du auch wohl an Dir selber lernen. Das ist's ja, warum ich immer mit Widerwillen an die Öffentlichkeit getreten bin; und je größer mein Widerwille, desto mehr werde ich gegen meinen Wunsch in immer neue Händel verwickelt. Und daran sind nur die entsetzlichen Vorwürfe schuld, die gegen mich und gegen das Wort Gottes erhoben werden; die könnten, wenn ich nicht durch meine Hitze und meine Feder fortgerissen würde, wohl auch ein steinern Gemüt empören und zu den Waffen treiben — wie vielmehr nun mich, der ich hitzig bin und eine nicht ganz stumpfe Feder führe. Durch solche Ungeheuer werde ich über das Maß der Bescheidenheit hinausgerissen.

„Und wenn ich mich darüber verwundere, woher denn diese neumodische Bedenklichkeit aufgekommen ist, daß man, was gegen einen Widersacher gesagt wird, gleich einen Schimpf nennt — was meinst Du von Christo? War er auch ein Lästerer, wenn er die Juden ein ehebrecherisches und verkehrtes Geschlecht schalt, Schlangengezücht, Heuchler und Teufelskinder? Ferner Paulus, wenn er von Hunden, Schwätzern, Verführern, Thoren redet, wenn er (Apostelgesch. 13,10) den falschen Propheten, als ob er von Sinnen wäre, so anfährt: ‚O du Kind des Teufels, voll aller List und Schalkheit, du Feind aller Gerechtigkeit‘? Warum schmeichelt hier nicht Paulus lieber mit bescheidenen Worten, damit er ihn bekehre, statt so loszudonnern? Es kann ja wahrhaftig die Gewißheit der Wahrheit nicht geduldig sein gegen die unbeugsamen und unbezähmbaren Feinde der Wahrheit.

„Aber genug des Geredes. Ich sehe schon, daß alle von mir Bescheidenheit fordern, zumal meine Feinde, die sie doch am allerwenigsten beweisen. Ich meinesteils bin, wenn auch allzu unbescheiden, dafür offen und ehrlich und will mich so gegen sie beweisen, mögen sie fortfahren, nur List und Ränke zu spinnen.

„Leb wohl und fürchte Dich nicht."

Daß Luther trotz aller Vorstellungen Spalatins nichts von Vorsicht wissen mochte und fortfuhr zu sagen, was er dachte, das zeigt besonders eine Stelle seiner zweiten, lateinischen Schrift gegen den „Stolpischen Zettel".

Da macht er sich lustig über den Erlaß, daß er seinen, nur so leichthin geäußerten Wunsch nach dem Laienkelch gleich zum Verbrechen stemple, und bringt, recht zum Beweise, wie er die Gefahr verachtete, gleich einen neuen, mindestens ebenso gefährlichen Wunsch zu Gehör:

„Wie, wenn ich sagen würde, es dünke mir fein, daß ein Konzil den Priestern im Pfarramt wieder Eheweiber gäbe? Siehe, die griechischen Priester haben Ehefrauen; und welcher brave Mann möchte nicht heute den unsrigen aus Mitleid in Anbetracht der sie umstrickenden Anfechtungen und Ärgernisse die gleiche Freiheit wünschen?"

Der Bischof von Meißen erfüllte zwar Luthers Erwartung nicht, nämlich daß er auf seine Behandlung des Erlasses eingehen und erklären würde, er sei ohne sein Wissen und Wollen ausgegangen. Hat doch schon mancher Herr sein eigenes Wort verleugnet, wenn es ihm nachher nicht bequem war. Aber er that wenigstens keine weiteren Schritte gegen Luther, wie sehr auch sein Offizial über dessen unhöfliche Antwort wetterte und fluchte.

Es war immerhin eine Lebensfrage für das Werk der Reformation, wie die deutschen Bischöfe sich dazu stellen würden.

Der Meißner war der erste, der wider Luther das Wort ergriff. Vom Brandenburger wissen wir, daß es dem Eck gelungen war, sein Wohlwollen gegen Luther in Mißtrauen und Mißgunst zu verwandeln. Der Würzburger, der auf „den frommen Mann, Doktor Martinus" seit seiner persönlichen Begegnung mit ihm etwas gehalten hatte, war schon gestorben (Seite 271). So sollte auch der Breslauer Bischof, Johann Thurzo, der den Wittenbergern sehr wohl geneigt war, nicht lange mehr unter den Lebenden weilen. Als Luther im November 1520 seines Todes gedenkt, rühmt er von ihm, daß er im wahren Glauben gestorben sei und nennt ihn „den besten von allen Bischöfen dieses Jahrhunderts."

An zwei andere Bischöfe wandte sich Luther um dieselbe Zeit, wo er den Zetteler von Stolpen so schonungslos hernahm, mit Briefen. Nicht aus eigenem Antrieb. Spalatin war's wieder, der ihm die Ver-

pflichtung nahelegte, diesen Kirchenfürsten beruhigende Erklärungen zugehen zu lassen.

Der eine war jener Bischof Adolf von Merseburg, welcher noch in letzter Stunde die Leipziger Disputation hatte verhindern wollen.

Der zweite war kein anderer, als der Erzbischof Albrecht von Mainz und Magdeburg, den Luthers Erhebung wider den Ablaßkram mit am empfindlichsten getroffen haben mußte. Was hatte Luther diesen Männern zu sagen?

Er bat sie fast mit den gleichen Worten, den üblen Nachreden nicht zu glauben, womit man ihn allenthalben zu verleumden suche. Wie oft habe er seine Bereitwilligkeit erklärt, sich eines Besseren belehren zu lassen; niemand aber thue ihm diesen Dienst. Die ihn verdammten, hätten, mit wenigen Ausnahmen, seine Schriften gar nicht gelesen. So möchten sie doch zum mindesten prüfen, was er geschrieben, und ihn nicht ungekannt verurteilen. Das alles trägt er vor in freier und fester Sprache, doch mit aller Ehrerbietung.

Am 4. Februar schrieb er die Briefe, dann schickte er sie zur Begutachtung dem Freunde. Etwa am 20. mögen sie von einem Professor, der eine besonders gute Handschrift hatte, aufs zierlichste geschrieben, an ihren Bestimmungsort abgesandt worden sein.

Der Bischof von Merseburg antwortete zuerst. Am 29. kehrte der Bote mit einem Briefe von ihm zurück. Luther war nicht unzufrieden mit der Antwort; schwerlich hatte er eine bessere erwartet. Der Bischof mißbilligte freilich den Sermon vom Abendmahl, ohne ihn zu kennen, auf das Urteil anderer hin, und tadelte Luthers heftiges, streitsüchtiges Auftreten. Aber ein Verdammungsurteil sprach er nicht aus.

Ähnlich antwortete auch der Kardinal Albrecht. Man sollte denken, der müßte Luthers erbittertster Feind gewesen sein. Er hatte doch alle Ursache, Luthern zu grollen, denn sein Schatz spürte am schlimmsten die Wirkung des Ablaßstreits.

Einst hatte er wohl Luthers Brief mit den fünfundneunzig Thesen unbeantwortet gelassen (Seite 208). Jetzt war Luther schon ein so berühmter Mann geworden, daß eine Sendung von ihm nicht leicht unbeachtet blieb. Aber wie ging das zu, daß Albrecht sogar eine in Anbetracht dessen, was vorher geschehen war, sehr gnädige Antwort gab?

Das machte Albrechts Stellung zu den Humanisten. Für die war der erzbischöfliche Hof ein Sammelort. Was fragte der Kardinal viel nach dem Glauben der Kirche. Kunst und Wissenschaft, das waren die

Mächte, denen er huldigte. Gern spielte er darum den Freisinnigen und Aufgeklärten. Es konnte zuweilen aussehen, als wollte er die neue reformatorische Bewegung unter seinen Schutz nehmen. Was insonderheit seine Haltung Luther gegenüber anlangt, so war da für ihn bestimmend des Erasmus günstiges Urteil, das er eingeholt hatte. Ferner stand bei ihm in höchster Gunst sein neuer Domprediger (seit 1519) und Kanzler, Wolfgang Capito, ein Mann, welcher der Wittenberger Reformation zugeneigt war und auch mit Luther selbst in freundschaftlichem Briefwechsel stand.

Es ist freilich unglaublich und von dem obersten Kirchenfürsten Deutschlands unverantwortlich, wenn Albrecht an Luther schreibt: er habe bisher noch nicht Zeit gehabt, seine Bücher auch nur obenhin anzusehen. Auf was für Verständnis konnte Luther bei einem Manne rechnen, der bisher noch gar keine Teilnahme erübrigt hatte für die Kämpfe, die ihn und weite Kreise so tief bewegten!

Schließlich aber ist's doch alles Mögliche, daß Albrecht sich Gamaliels Weisheit zu eigen macht: Wenn Luther, wie er vorgebe, die Wahrheit lehre, gottesfürchtig und sanftmütig, ohne zum Ungehorsam gegen die Kirche zu verleiten, so sei sein Werk aus Gott und niemand werde es dämpfen; handle er aber aus Hochmut, Neid und Schmähsucht, so werde es von selbst untergehen.

Nun, den Thatbeweis, den der Erzbischof damit von Luther forderte, hat dieser geführt: sein Werk ist nicht untergegangen.

Für den damaligen Stand der Dinge ist es aber merkwürdig genug, daß so hohe Häupter der deutschen Kirche noch in äußerlicher Freundlichkeit mit Luther verkehrten und ihn keineswegs schon als überführten Ketzer behandelten.





Dreißigstes Kapitel.

Papsttum und Kirche.

Die Frage, um welche der Entscheidungskampf geführt werden mußte, war nicht die Frage des Laienkelchs oder des Ablasses, wie viel Staub auch darum aufgewirbelt worden, sondern die Frage nach dem Rechte und der Gewalt des Papsttums.

Von Anfang wurde Luthern, wenn er einen der vielen Schäden und Mißstände in der Christenheit anrührte, das Papsttum entgegengehalten wie ein Schild, hinter dem aller Unfug und aller Irrtum sicher sei. Seine Gegner sorgten selber dafür, daß er merkte, wo die Wurzel alles Übels saß. Immer deutlicher erkannte er, daß es nicht möglich sei, zweien Herren zu dienen, Christo und dem Papst, und daß, wer ein rechter Jünger Christi sein wolle, Rom und den Romanisten den Krieg erklären müsse.

Romanisten nennt Luther alle die, welche unter dem christlichen Glauben nichts anderes verstehen wollten als den Gehorsam gegen den Papst und nur den für einen Christen rechneten, der des Papstes Obrigkeit anerkannte. Solche Romanisten wohnten nicht nur zu Rom, sondern auch Tetzel, Eck, Emser waren Romanisten, kurz alle, die im Sinne des jüngsten Laterankonzils die ganze Christenheit zu einer römischen Kirche machen wollten.

Zuletzt trat ein neuer Kämpfer für das göttliche Recht des Papsttums auf den Plan. Es war kein großer Geist. Eck hatte die römische Sache vor ihm viel besser vertreten. Aber er that Luthern und damit der Sache der Reformation einen Dienst: er verhalf Luthern

selbst zu immer größerer Erkenntnis des Grundschadens in der Kirche und verhalf uns zu einer wichtigen Schrift aus seiner Feder, daraus wir heute noch etwas lernen können.

Anfang Mai 1520 erschien zu Leipzig ein Buch „über den apostolischen Stuhl“ in lateinischer Sprache. Ihr Verfasser war Augustin Alveld (so hieß er nach seinem Geburtsorte Alfeld), Franziskanermönch und Professor der Theologie an der Universität Leipzig. Ihn mochte gelüsten, seinem Orden in dem Streite mit Luther auch etliche Lorbeeren zu gewinnen, nachdem die Jüterbogker Franziskanerversammlung mit ihren Artikeln so übel gefahren war (Seite 490). An Selbstgefühl fehlte es ihm nicht. Mit sieben Schwertern, d. i. mit sieben Beweisen, vermaß er sich den Wittenberger Ketzer über den Haufen zu stechen. Jeden, der den Papst nicht für den von Gott eingesetzten Hohenpriester der Kirche und für Christi Stellvertreter achte, erklärte er feierlich „vor Gott und vor Jesus Christus, dem Richter der Lebendigen und der Toten, und vor der gesamten Kirche für einen Ketzer“. Dem Luther will er Bescheidenheit lehren und droht ihm, falls er auch gegen ihn wie ein Höllenhund kläffen werde, solle er bei Gott! an ihm einen nicht bloß bellenden, sondern auch beißenden Hund finden.

Luther hielt das Buch zunächst einer eigenhändigen Antwort nicht wert. Ein Schüler schrieb in seinem Auftrage eine Entgegnung.

Da ließ aber Alveld seine Schrift auch auf Deutsch ausgehen. So griff auch Luther rasch zur Feder und schrieb ihm eine deutsche Antwort nieder. Sie erschien im Juni und führte den Titel: „Von dem Papsttum zu Rom wider den hochberühmten Romanisten zu Leipzig“. Darin sagt er selber, was ihn gegen den ersten Vorsatz noch zur Erwiderung genötigt habe:

„Wo er sein Affenbüchle nicht hätt' ins Deutsch geben, die armen Laien zu vergiften, wär' er mir viel zu gering angesehen. Denn das grobe Müllerstier kann noch nicht sein Ika! Ika! singen und legt sich unberufen in solche Sach'.“

„Ich merk', daß solche arme Leut' nicht mehr suchen, denn daß sie an mir einen Namen überkommen, hängen sich an mich, wie Kot an das Rad, wollen eher mit Schanden ein Geschrei haben, denn daß sie daheim bleiben, und der böse Geist solcher Menschen Fürnehmen dazu braucht, daß er mich nur an besseren Dingen verhindere. Doch lass' ich mir die Ursach' willkommen sein, von der Christenheit etwas für die Laien zu erklären.“

Das ist es denn auch, was den Wert der Schrift ausmacht, daß Luther klar und ausführlich darin handelt von der christlichen Kirche, was die sei, und was das Papsttum dagegen zu bedeuten habe.

Der Franziskanermönch hatte damit angehoben, das Recht des Papsttums aus Gründen natürlicher Vernunft zu erweisen Das erklärt Luther kurzweg für ein verfehltes Unternehmen.

„Dieweil diese Sache darinnen steht, ob des Papstes Gewalt aus göttlicher Ordnung bestehe, ist's nicht wenig lächerlich, daß man die Vernunft, von zeitlicher Dinge Brauch geschöpft, will anziehen und dem göttlichen Gesetz gleichmachen. Denn was weltliche Ordnung und Vernunft weiset, ist gar weit unter dem göttlichen Gesetz. Ja die Schrift verbeut, man soll nicht folgen der Vernunft: ‚Du sollst nicht thun, was dich recht dünkt' (5. Mos. 12,8). Denn die Vernunft allezeit wider Gottes Gesetze strebet, wie geschrieben ist: ‚Alle Gedanken und Sinne des menschlichen Herzens stehn zu dem Ärgsten allezeit' (1. Mos. 6,5).

„Darum, mit Vernunft sich unterstehen, Gottes Ordnung zu gründen oder zu schützen, sie sei denn mit Glauben vorher gegründet und erleuchtet, das ist, als wenn ich die helle Sonne mit einer finstern Laterne wollt' erleuchten und einen Felsen auf ein Rohr gründen. Denn Jesaias (7,9) setzt die Vernunft unter den Glauben und spricht: ‚Es sei denn, daß ihr glaubet, so werdet ihr nicht verständig oder vernünftig sein'. Er spricht nicht also: ‚Es sei denn, daß ihr vernünftig seid, werdet ihr nicht gläubig sein'."

Nachdem Luther so dem Glauben sein Recht gewahrt hat, daß er allein zu entscheiden habe, was christliche, göttliche Lehre sei und was nicht, schlägt er den hochvernünftigen Romanisten mit seinen eigenen Waffen.

Alveld hatte gesagt: „Eine jegliche Gemeinde auf Erden, soll sie nicht zerfallen, muß haben ein leiblich Haupt. Dieweil denn die ganze Christenheit ist eine Gemeinde auf Erden, muß sie ein Haupt haben, und das ist der Papst."

Den ersten Satz bestreitet Luther frischweg. „Ist doch das nicht wahr!" sagt er. „Wie viele Fürstentümer, Schlösser, Städte, Häuser findet man, da zween Brüder oder Herren gleicher Gewalt regieren? (Das kam damals in der That häufig vor.) Hat sich doch das römische Reich (zur Zeit der römischen Republik) lange Zeit und viele andere Reiche in der Welt ohne ein einiges Haupt aufs beste regieret?

Wie regieren itzt die Eidgenossen? Ingleichen, im menschlichen Geschlecht ist kein einiger Oberherr, so wir doch alle, Ein menschlich Geschlecht, von Einem Vater Adam hergekommen sind."

Nun aber kommt er auf Alvelds zweiten Satz von der christlichen Gemeinde.

„Ich sehe wohl, daß der arme Träumer meinet in seinem Sinn, christliche Gemeinde sei gleich einer andern weltlichen Gemeinde. Da, mit er öffentlich an den Tag giebt, daß er noch nie gelernet hat, was die Christenheit oder christliche Gemeinde heiße." So nimmt ihn denn Luther in die Schule.

„Die Schrift redet von der Christenheit gar einfältiglich, und nur auf Eine Weise, über welche sie (die Romanisten) haben zwei andere in den Brauch gebracht.

„Die erste Weise, nach der Schrift, ist, daß die Christenheit heißet eine Versammlung aller Christgläubigen auf Erden. Wie wir im Glauben beten: „Ich glaube an den heiligen Geist, eine Gemeinschaft der Heiligen. Dies heißet eine Gemeinde oder Sammlung aller derer, die in rechtem Glauben, Hoffnung und Liebe leben, also, daß der Christenheit Wesen, Leben und Natur sei eine nicht leibliche Versammlung der Herzen in Einem Glauben, wie Paulus sagt (Eph. 4,5): ‚Eine Taufe, Ein Glaube, Ein Herr'. Also, ob sie schon sind leiblich von einander geteilt tausend Meilen, heißen sie doch eine Versammlung im Geist, dieweil ein jeglicher prediget, hoffet, liebet und lebet, wie der andre. Wie wir singen vom heiligen Geist: ‚der du allerlei Sprach in die Einigkeit des Glaubens versammelt hast.' Das heißt nun eine geistliche Einigkeit, von welcher die Menschen heißen eine Gemeinde der Heiligen. Welche Einigkeit allein genug ist, zu machen eine Christenheit, ohne welche keine Einigkeit sonst, es sei der Statt, Zeit, Person, Werk oder was es sein mag, eine Christenheit machet.

„Hierbei müssen wir nun Christi Wort hören, der, vor Pilato über sein Königreich gefragt, antwortet also: ‚Mein Reich ist nicht von dieser Welt' (Joh. 18,36). Das ist ja ein klarer Spruch, damit die Christenheit wird ausgesondert von allen weltlichen Gemeinden, daß sie nicht leiblich sei. Und dieser blinde Romanist macht eine leibliche Gemeinde draus, gleich den andern! Er sagt noch klarer (Luk. 17,20. 21): ‚Das Reich Gottes kommt nicht mit einer äußerlichen Weise, und wird

niemand sagen: siehe da oder hier ist es! Denn nehmet wahr, das Reich Gottes ist in euch inwendig‘.

„Mich wundert, daß solche starke, klare Sprüche Christi so gar für Fastnachtslarven gehalten werden von diesem Romanisten. Aus welchen klärlich jedermann versteht, daß das Reich Gottes — so nennt er seine Christenheit — ist nicht zu Rom, auch nicht an Rom gebunden, weder hier noch da, sondern wo inwendig der Glaube ist, der Mensch mag zu Rom sein, hier oder da.

„Daraus folget, daß, gleichwie unter der römischen Einigkeit sein, nicht Christen machet, also muß auch außer derselben Einigkeit sein, nicht Ketzer, noch Unchristen machen. Und will hören, wer mir das will auflösen. Darum kann auch nicht wahr sein, daß es göttliche Ordnung sei, unter der römischen Gemeinde zu sein.

„Nicht das macht Ketzer, hier oder da sein, sondern nicht recht glauben, das macht Ketzer. Wer aber mehr glaubt, hoffet und liebet, der ist ein besserer Christ.

„Drum hab' das fest, wer nicht irren will, daß die Christenheit sei eine geistliche Versammlung der Seelen in Einem Glauben, und daß niemand seines Leibes halben werde für einen Christen geachtet — auf daß er wisse, die natürliche, eigentliche, rechte, wesentliche Christenheit stehe im Geiste und in keinem äußerlichen Ding, wie das mag genannt werden. Alle andern Dinge mag ein Unchrist haben, die ihn auch nimmermehr zu einem Christen machen, ausgenommen den rechten Glauben, der allein Christen macht. Darum heißet auch unser Name ‚Christgläubigen‘, und am Pfingsttage singen wir: Nun bitten wir den heiligen Geist um den rechten Glauben allermeist.‘

„Auf diese Weise redet die heilige Schrift von der heiligen Kirche und Christenheit und hat keine andere Weise, zu reden.

„Die geistliche, innerliche Christenheit, die allein ist die wahrhaftige Kirche, mag und kann kein Haupt auf Erden haben und mag von niemanden auf Erden, weder Bischof noch Papst regieret werden; sondern allein Christus im Himmel ist hier das Haupt und regieret allein.

„Das bewährt sich zum Ersten so: Wie kann hier ein Mensch regieren, das er nicht weiß, noch erkennet? Wer kann aber wissen, welcher wahrhaftig glaubt oder nicht?

„Zum Andern bewährt sich's aus der Art und Natur des Hauptes.

Denn eines jeglichen eingeleibten Haupts Natur ist, daß es in seine Gliedmaßen einflöße alles Leben. Sinn und Werk. Nun kann kein Mensch weder der Seele des anderen, noch seiner eigenen, den Glauben und allen Sinn, Willen und Werk Christi einflößen. Das kann allein Christus. Darum ist's klar, daß auf Erden kein ander Haupt ist der geistlichen Christenheit, denn allein Christus.

„Weiter folget, daß Christus in dieser Kirche kann keinen Stellvertreter haben; drum ist dieser Papst nimmermehr, mag auch nicht werden, Christus Stellvertreter oder Statthalter in dieser Kirche. Denn der Papst mag nicht Christus seines Herrn Werk — das ist: Glaube, Hoffnung und Liebe, alle Gnade und Tugend einflößen und machen in einem Christenmenschen, wenn er gleich heiliger wäre, denn Sankt Peter.

„Fragst du aber: ‚So die Prälaten weder Häupter, noch Statthalter sind über diese geistliche Kirche, was sind sie denn? Da laß dir die Laien drauf antworten, die da sagen: ‚Sankt Peter ist ein Zwölfbot', und die andern Apostel sind auch Zwölfboten'. Warum will sich der Papst schämen, ein Bote zu sein, so Sankt Peter nicht höher ist?

„Seht euch aber vor, ihr Laien, daß euch die hochgelehrten Romanisten nicht als Ketzer verbrennen, daß ihr den Papst wollt zu einem Boten und Briefträger machen. Aber ihr habt wahrlich einen guten Grund. Denn ‚Apostolus' auf Griechisch heißt ein ‚Bote' auf Deutsch, und so nennet sie das ganze Evangelium.

„Das wird alles bestätigt durch den Artikel: ‚Ich glaube an den heiligen Geist, eine heilige, christliche Kirche, Gemeinde der Heiligen.' Niemand spricht also: ‚Ich glaube an den heiligen Geist, eine heilige, römische Kirche, Gemeinschaft der Römer, auf daß es klar sei: die heilige Kirche ist nicht an Rom gebunden, sondern, so weit die Welt ist, in Einem Glauben versammelt, geistlich und nicht leiblich. Denn was man glaubt, das ist nicht leiblich, noch sichtbar. Die äußerliche, römische Kirche sehen wir alle; drum kann sie nicht sein die rechte Kirche, die geglaubt wird, welche ist eine Gemeinde oder Sammlung der Heiligen im Glauben — aber niemand sieht, wer heilig oder gläubig sei.

„Die Zeichen, dabei man äußerlich merken kann, wo dieselbe (die wahre, geistliche) Kirche in der Welt ist, sind die Taufe, das Sakrament (des heiligen Abendmahls) und das Evangelium, und nicht

Rom, dieser oder der Ort. Denn wo die Taufe und das Evangelium ist, da soll niemand zweifeln, es sind Heilige da, und sollten's gleich eitel Kinder in der Wiegen sein. Rom aber und päpstliche Gewalt ist nicht ein Zeichen der Christenheit; denn dieselbe Gewalt macht keinen Christen, wie die Taufe und das Evangelium thut. Darum gehöret sie auch nicht zur rechten Christenheit und ist eine menschliche Ordnung."

Das sind nur die wichtigsten Sätze aus der umfangreichen Schrift. Wir erkennen darin dieselben Gedanken, nur viel besser begründet und weiter ausgeführt, die er schon zwei Jahre früher in seiner Predigt vom Bann ausgesprochen hat (Seite 306). In der Kirche, die Luther kannte, spielte der Papst keine Rolle, darum konnte auch der Papst ihn von dieser einigen und wahren Kirche nimmermehr trennen.

Frei sagt Luther was er vom Papsttum hält und klagt es hart an.

Am heftigsten geht er mit der römischen Habsucht ins Gericht. Da schlägt er Töne an, die in wenig Wochen viel lauter durch die deutschen Lande schallen sollten. Es empörte ihn, daß gerade sein Vaterland von den „unaussprechlichen, unzähligen, unerträglichen römischen Dieben, Buben und Räubern" ausgebeutet und ausgesogen wird. „Werden die deutschen Fürsten und der Adel nicht mit tapferm Ernst in der Kürze dazuthun, so wird Deutschland noch wüst werden oder sich selbst fressen müssen. Das wäre auch den Romanisten die höchste Freude, die uns für nichts anders denn Bestien halten und ein Sprichwort von uns zu Rom gemacht: ‚Man soll den deutschen Narren das Geld abledern wie man kann'.

„Über das möcht' ich wohl leiden, daß König, Fürsten und aller Adel da zugriff, daß den Buben von Rom die Straße würde niedergelegt, die Bischofmäntel und Lehen heraußen (in Deutschland) blieben." Also gegen die Übergriffe der römischen Habsucht das deutsche Volk zu schützen, hält er die weltlichen Gewalten in deutschen Landen für berechtigt und verpflichtet.

Dagegen will er die Oberhoheit des Papstes über die Bischöfe, der römischen Kirche über die deutsche ferner ertragen wissen. Gott hat diese Ordnung zugelassen, so soll man sie leiden. Die Christen sind verpflichtet, aller Obrigkeit zu gehorchen, auch der ungerechten.

„Dieweil wir sehen, daß der Papst ist über alle unsere Bischöfe in voller Gewalt, dahin er ohne göttlichen Rat nicht ist kommen

— wiewohl ich achte, daß er nicht aus gnädigem, sondern aus zornigem Rat Gottes dazu gekommen sei, der zur Plage der Welt zuläßset, daß sich Menschen selbst erheben und andere unterdrücken — so will ich nicht, daß jemand dem Papste wiederstrebe, sondern daß jedermann göttlichen Rat fürchte, dieselbe Gewalt in Ehren habe und trage mit aller Geduld, gleich als wenn der Türke über uns wäre."

Die ganze Schrift ist übrigens trotz manchen starken und kräftigen Wortes ruhiger und maßvoller gehalten, als die vorhergegangenen Streitschriften Luthers, obwohl der Franziskanermönch weidlich geschimpft und gescholten hatte. Darauf kommt Luther noch zum Schluß zu reden:

„Die Lästerungen und Schmachworte, damit meine Person ist angetastet, wiewohl ihrer viele sind, will ich unverantwortet meinem lieben Romanisten geschenkt haben. Sie fechten mich auch nichts an; ich hab' mir nie fürgenommen, mich an denen zu rächen, die meine Person, mein Leben, mein Werk, mein Wesen schmähen. Ich weiß selbst sehr wohl, daß ich nicht Lobens wert bin. Daß ich aber schärfer und hitziger darüber bin, die Schrift zu erhalten, denn etliche leiden mögen, soll mir billig niemand verweisen; ich will's auch nicht lassen.

„Schelte, lästere, richte meine Person und mein Leben nur frisch, wer da will; es ist ihm schon vergeben. Aber niemand erwarte von mir weder Huld noch Geduld, wer meinen Herrn Christum, durch mich gepredigt, und den heiligen Geist zu Lügnern machen will. Es liegt nichts an mir; aber Christi Wort will ich mit fröhlichem Herzen und frischem Mut verantworten, niemanden angesehen. Darzu mir Gott einen fröhlichen, unerschrockenen Geist gegeben hat, den sie mir nicht betrüben werden, hoff' ich ewiglich.

„Ich bitt' aber, daß, wer an mich will, sich mit der Schrift rüste. Was hilft's, daß sich ein armer Frosch aufbläset? Wenn er gleich sollte bersten, wird er doch keinem Ochsen gleich.

„Ich wäre gern aus der Sache — so nötigen sie sich selbst hinein. Ich hoff', Gott werd' uns beide erhören: mir heraushelfen und sie drinnen lassen. Amen.

„Allein Gott sei Ehr' und Lob in Ewigkeit. Amen."

Die Schrift des unbedeutenden Franziskaners in Leipzig gab Luthern Gelegenheit, seine Ansichten von der Kirche mit aller Ruhe und Ausführlichkeit zu entwickeln. Eines war ihm in der Seele klar geworden: mochte Rom ihn um seines Lehrens und Strebens willen von sich stoßen, bannen, verdammen, so war er damit von Christo und seiner Kirche, nämlich der wahren, geistlichen Christenheit, nicht geschieden.

Wie wallte er aber auf, wie entströmten seiner Feder Worte innerster Empörung, als er eine neue Schrift von einem alten Bekannten zu Gesichte bekam, welche in der Vergötterung des Papstes alles bisher Dagewesene übertraf.

Sie rührte von Sylvester Prierias her, einem Romanisten reinsten Wassers. Die Unzufriedenheit Leos mit seinem ersten Waffengange, der Spott des päpstlichen Hofes mochten ihm ein Antrieb gewesen sein, seine Stimme noch einmal so kräftig als möglich erschallen zu lassen. Was er denn jetzt vortrug, war eine ganz überspannte Lehre von der Oberherrlichkeit und Göttlichkeit des Papsttums, wie sie freilich seit dem vatikanischen Konzil im Jahre 1870 nach langen Kämpfen in der römisch-katholischen Kirche zu öffentlicher Geltung gekommen ist.

Im Jahre 1519 erschien die Schrift des Prierias, aber erst im Mai 1520 fand sie sich von Rom bis nach Wittenberg. Luther erhielt und beantwortete sie gleichzeitig mit dem Buche Alvelds.

Seine Antwort war die, daß er mit wenigen Anmerkungen die Schrift des Römers wieder abdruckte. Über den Sätzen, die er hier schwarz auf weiß lesen mußte, verging ihm alle Lust zum Scherzen und Spotten. Streiften sie doch zuweilen an Gotteslästerung.

So beruft sich Prierias auf eine Stelle im geistlichen Rechtsbuche, die da besagt:

„Wenn der Papst so schädlich böse wäre, daß er gleich die Seelen mit großen Haufen zum Teufel führte, könnte man ihn dennoch nicht absetzen.“

Da schreibt Luther an den Rand:

„Werde starr vor Staunen, du Himmel; schaudere, du Erde; sehet, o Christen, was Rom ist!“

In seinem Vorwort spricht Luther offen aus:

„Wenn man zu Rom so denkt und lehrt mit Wissen des Papstes und der Kardinäle, was ich nicht hoffe, dann verkündige ich hiermit frei, daß der wahrhaftige Antichrist im Tempel Gottes sitzt

und herrscht in der Stadt Babel, d. i. in Rom, und daß der römische Hof die Schule des Satans ist."

Sein Nachwort aber ist ein Aufruf an die obrigkeitlichen Gewalten, daß sie ihr Schwert nicht umsonst tragen sollen, gegen das frevelhafte Treiben zu Rom.

„Mich dünkt, wenn das Wüten der Romanisten so fortgeht, ist kein Heilmittel übrig, als daß Kaiser, Könige und Fürsten mit Waffengewalt angreifen diese Pest des Erdkreises und die Sache nicht mehr mit Worten, sondern mit dem Schwert entscheiden. Wenn wir die Diebe mit dem Galgen, die Räuber mit dem Schwerte, die Ketzer mit dem Feuer richten, warum ziehen wir nicht mit allen Waffen gegen diese Meister des Verderbens, Kardinäle, Päpste und die ganze Rotte des römischen Sodom, welche die Kirche Gottes ohne Ende verstört, und waschen unsere Hände in ihrem Blut, um uns und die Unsrigen vor dem allgemeinen und allergefährlichsten Brande zu erretten? O ihr glücklichen Christen, wo ihr auch gewesen sein mögt, wenn ihr nur unter solchem römischen Antichrist nicht gelebt habt, wie wir Unglücklichen!

„Ich will indessen mein Gewissen frei machen und dies bezeugt haben, daß die Gewalt des römischen Papstes, mag sie nun göttlichen oder menschlichen Rechtes sein, nicht weiter reicht, als das vierte Gebot: ‚Ehre Vater und Mutter' (davon mehr Seite 548). Und ist der Papst uns allen gleich, Gottes Geboten gegenüber, zumal den drei ersten, so daß er, wenn er wider deren eines gesündigt hat, von jeglichem Gläubigen Mahnung und Anklage sich muß gefallen lassen, wie geschrieben stehet Matth. 18, 15—17: ‚Sündiget dein Bruder, so gehe hin und strafe ihn zwischen dir und ihm allein. Höret er dich nicht, so sage es der Gemeinde, d. h. öffentlich vor allen. Höret er die Gemeinde nicht, so halte ihn als einen Heiden und Zöllner'.

„Wer kann den Papst und die Papisten von diesem christlichen Gesetz ausnehmen? Ist der Papst nicht auch unser Bruder? Oder giebt Christus seine Gebote nicht den Seinigen allen?

„Ich bin hiermit entschuldigt und erkläre auf Grund dieser Worte Christi: Wenn die Fürsten, Bischöfe und Gläubigen insgesamt den in Sünde gefallenen Papst nicht ermahnen, zurechtweisen, anklagen und als einen Heiden halten, so lästern sie alle den Weg der Wahrheit (2. Petr. 2,2), verleugnen Christum und sind samt dem Papste der ewigen Verdammnis würdig. Ich habe gesprochen."

Seit Luther, fast schüchtern, aber stark in seinem Gewissen sich zuerst erhob gegen den römischen Unfug in der Kirche, waren noch keine drei Jahre verflossen. Wie groß ist schon die Kluft zwischen ihm und den Romanisten; wie wird sie täglich weiter und tiefer!

Von dieser heftigen und schroffen Kriegserklärung bis zum völligen Bruch mit Rom war's nur ein kleiner Schritt. Und doch sollte das noch nicht Luthers letztes Wort sein. Nicht in leidenschaftlicher Erregung, wie sie des Prierias überspanntes Buch in ihm hervorgerufen hatte, sollte er sich lossagen von Rom; noch ganz andre Erfahrungen mußten die Sache zur Reife bringen.

In denselben Tagen, wo Luther seine Schriften gegen Alveld und Prierias vollendete, kam zu Rom nach langen Verhandlungen und Beratungen die Bannbulle wider ihn zustande.





Einunddreißigstes Kapitel.

Friedliche Arbeit.

Man sollte glauben, Luther hätte über den steten Kämpfen keine Zeit übrig behalten zu friedlicher Arbeit. Und wirklich stellen sich manche Leute unsern Reformator so vor, als hätte er nur immer gegen den Papst zu Felde gelegen und allein an Streit und Umsturz seine Freude gehabt.

Nun wissen wir freilich schon, wie er in den Zwiespalt mit dem Papsttum gekommen und wider seinen Willen hineingetrieben worden ist da er doch gerne wollte gehorsam sein: nur daß man ihm nichts zumute wider die Wahrheit und wider sein Gewissen. Und wollten ihn, darum entschuldigt haben, wenn er vor lauter Streitschriften und Disputationen andere Aufgaben hätte müssen bei Zeite schieben.

Aber Luthers gewaltige Arbeitskraft machte vieles möglich. Zwar klagt er den Freunden, die ihn zu immer neuen Unternehmungen drängen, wie überladen er sei, aber dann bringt er doch noch fertig, was er eben um solcher Ueberlast willen ablehnen zu müssen meinte.

‚Ich weiß nicht, wie ich's soll zu Stande bringen können', schreibt er im Dezember 1519 an Spalatin, der ihm zusetzt, er möge doch eine Postille abfassen. „Die Aufgabe ist groß, und ich bin so belastet. Was denkst Du denn? Die Vorlesung über den Psalter fordert einen ganzen Mann, einen ganzen auch die Predigt vor der Gemeinde über das Evangelium und über das erste Buch Mose, einen ganzen zum Dritten das Vielerlei meines mönchischen Gottesdienstes, einen ganzen zum Vierten das Werk, das Du jetzt von mir verlangst, noch zu schweigen von

den vielen Briefen, die ich schreiben muß und allerhand sonstigen Geschäften, wie dem Verkehr mit Freunden, der mir allzu viel Zeit stiehlt."

Ja, Luther war gern in heiterer Geselligkeit mit den Freunden zusammen, und das Universitätsleben brachte es so mit sich, daß er als Professor an mancherlei Festen und Feierlichkeiten teilnehmen mußte. Das mochte ihm bei der Fülle seiner Aufgaben doch manchmal lästig werden.

Seine Schriftstellerei war ihm nicht die Hauptsache. Wieder in einem Brief an Spalatin heißt es:

„Den guten Willen (das Buch zu schreiben) habe ich wohl, aber es wird nichts draus werden, denn ich bin zu beschäftigt: oder es müßten meine öffentlichen Vorlesungen und meine Predigten eingeschränkt werden — das wird sich schwer machen."

Vorlesungen vor den Studenten und Predigten vor der Gemeinde war Luthers erste und liebste Berufsarbeit.

Für seine Wirksamkeit als Professor gab das immer anhaltende Wachstum der Studentenschaft von Wittenberg ein beredtes Zeugnis. So kann er zu Beginn des Sommerhalbjahres 1529 an Spalatin berichten:

„Eine große Menge Studenten strömt herbei, und treffliche Leute darunter. Unsre Stadt faßt beinahe nicht alle bei dem Mangel an Wohnungen." Zwei Tage darauf an denselben: „Die Zahl der Studenten wächst zusehends, wie ein anschwellend Wasser." Sechs Tage darauf: „Das ist ein Leben und ein Eifer bei uns. Die Stadt ist voll von Studenten."

Als einen von den trefflichen und hervorragenden nennt er einen älteren Prediger aus Nürnberg, der es schon zum Licentiaten gebracht hatte. Auch der Breslauer Bischof ließ einen seiner Domherren in Wittenberg studieren.

Neben Luther war es Melanchthon, der die Studenten besonders an sich zog. Er gehörte nicht dem Kreise der theologischen Professoren, sondern der philosophischen Fakultät an; doch machte die theologische Fakultät ihn dadurch zu einem der Ihren, daß sie ihm den Grad eines Bakkalaureus der Theologie zuerteilte. Ein Doktor der Theologie zu werden hat er sich immer geweigert; den Verpflichtungen dieses Amtes meinte er nicht genügen zu können.

Ein doppeltes Verdienst erwarb sich Melanchthon um die Wittenberger Theologie. Das eine war mittelbarer Natur. Er lehrte die

griechische Sprache verstehen, die Sprache des neuen Testaments. Dafür war er geworben. Und hatten die Wittenberger mit ihrem griechischen Professor mehr Glück, als mit dem hebräischen. Die Männer, die man zu Lehrern des Hebräischen, der Sprache des alten Testaments, berief, bewährten sich nicht und verließen Wittenberg bald wieder. So mußte Melanchthon zeitweise auch das Hebräische vortragen. Ihm war's zu danken, wenn Luther schon im März 1519 dem Kurfürsten schreiben konnte: „Griechisch und Hebräisch treibt Euer Wittenberg mit glücklichem Erfolg."

Von unmittelbarem Gewinn für die theologischen Studien war es, daß Melanchthon fortfuhr, neutestamentliche Schriften zu erklären. Dem Briefe an Titus ließ er den Römerbrief und das Evangelium des Matthäus folgen. Und nicht nur das Verständnis der Sprache, sondern auch das Verständnis der Gedanken förderte er mit hellem Geist.

Die Leipziger Disputation hatte ihn wo möglich noch inniger mit Luther verbunden. Selbst bei dem Kampfgespräche nicht beteiligt, zog er sich nachträglich einen Angriff von Eck dadurch zu, daß er einen Brief an Ökolampadius (Seite 488), worin er den Hergang der Disputation berichtete, in Druck erscheinen ließ. Eck behandelte ihn daraufhin sehr wegwerfend, als einen bloßen Grammatiker (Sprachlehrer), der nichts von der Theologie verstünde. Melanchthon gab eine treffliche Erwiderung, worin er den Grundsatz von der alleinigen Geltung der heiligen Schrift so klar und bündig entwickelte, wie er bisher weder von Karlstadt, noch von Luther dargelegt worden war. Luther aber gab ihm in einer seiner Streitschriften folgendes Zeugnis:

„Da fehlt viel, daß mich ein Eck könnte dem Philippus zum Feinde machen. Denn bei allen meinen Arbeiten gebe ich auf nichts mehr, als auf des Philippus Urteil; ja, dieses Einen Meinung gilt mir so viel, wie viele tausend Ecke. Und obwohl ich Magister der freien Künste, Doktor der Philosophie und Theologie bin und fast alle die Titel und Auszeichnungen habe wie Eck, schäme ich mich nicht, von meiner Ansicht abzugehen, wenn dieses Grammatikers Geist eine andere hat. Das habe ich oft gethan und thue es noch täglich, von wegen der göttlichen Gabe, die Gott in dieses irdene, einem Eck verächtliche Gefäß mit seiner reichen Segenshand ausgegossen hat."

Am 3. Oktober 1519 schrieb Luther an Staupitz:

„Melanchthon erscheint uns allen als das, was er ist, als ein Wunder. Wenn Christus Gnade giebt, wird er viele Martine stellen,

so mächtig Feind ist er dem Teufel und der scholastischen Theologie. Er kennt deren Nichtigkeit und die Kraft Christi; daher hat er die Macht, alles zu vermögen."

Und Luthers ganzes Glück über den jüngeren Genossen leuchtet hervor aus seinen Worten an den Erfurter Freund Lang (vom 18. Dezember 1519):

„Mir ist nur leid, daß ich nicht gleich alle Brüder in die theologische Vorlesung des Philippus schicken kann, die er frühmorgens um 6 über den Matthäus hält. Dieser kleine Grieche übertrifft mich auch selbst in der Theologie."

Dies letzte Lob zwar ist für Melanchthon zu viel, aber er bedarf dessen auch nicht. Der treibende Geist, der Prophet seines Volkes blieb Luther; Melanchthon that ihm als Freund und Gehilfe unschätzbare Dienste. Das war ein Geben und Nehmen zwischen den beiden herüber und hinüber. Und es ehrt Luthern, daß er so gerne bei dem Jüngeren in die Schule ging und so laut und eifrig seine Vorzüge bewundert.

Das Schriftstudium war es, was die beiden zusammenführte und für immer an einander band. Erst als ihm Melanchthon die Schranken der fremden Sprachen überwinden lehrte, wurde Luther der Bibel recht mächtig.

Vom Herbst 1516 bis zum Frühjahr 1519 legte Luther vor seinen Studenten den Brief Pauli an die Galater aus. Dann las er zum zweiten Male über die Psalmen. Auch das Buch der Richter nahm er vor.

Seine Auslegung des Galaterbriefs (in lateinischer Sprache) gab er in Druck. Immer lieber gewann er diesen Brief (Seite 254). So macht er denn den Versuch, auch andere für die Paulinische Theologie zu begeistern und meint, daß kein Gutgesinnter ihm das verargen könne. Er will sein Buch keine ‚Erklärung' des Briefes nennen, sondern vielmehr ein ‚Zeugnis seines Glaubens an Christum.'

Als er das fertige Werk an die Freunde verschickt (Herbst 1519), ist er schon unzufrieden damit. „Ich habe nicht mehr das Gefallen daran," schreibt er an Staupitz, „wie zuerst; denn ich sehe, daß ich hätte ausführlicher und deutlicher auslegen sollen. Aber wer kann alles auf einmal? Ja, wer kann immer vieles? Ich vertraue doch, daß Paulus so verständlicher sein wird, als er durch andere geworden, wenn er auch meinen Wünschen nicht genügt."

Und schon hatte er angefangen, auch eine lateinische Erklärung der

Psalmen herauszugeben. Am 27. März 1519 schickte er die ersten fünf an Kurfürst Friedrich. Welch ein Fortschritt gegen frühere Erklärer! Aber er selbst kannte am besten die Unvollkommenheit seiner Arbeit.

„Wer wollte es wagen, sich anzumaßen," sagt er, „daß er nur Einen Psalm vollkommen verstanden habe? Unser Leben ist Anfang und Fortschritt, nicht Vollendung. Ein Fortschritt ist es, wenn einer dem Geiste der Schrift näher gekommen ist. Habe ich den Mond erreicht, so werde ich darum nicht gleich meinen, auch die Sonne erfaßt zu haben, sondern werde auch die kleineren Sterne nicht verachten. Es sind Stufen im Leben und Handeln, warum nicht auch im Erkennen?"

Langsam ging die Arbeit von statten. Ein einziger Vers machte ihm oft lange zu schaffen. Im Februar 1521 stand er erst beim 21. Psalm. Die immer stürmischere Zeit hemmte ihn. „Ich hoffte, den Psalter zu vollenden," klagt er da, „wenn Christus Frieden schenkte, daß ich mich ganz darauf werfen könnte. Nicht einmal den vierten Teil des Tages kann ich dazu verwenden, ja, förmlich abstehlen muß ich mir die Zeit."

Luther wurde bei aller seiner Arbeit nur von Einem Gedanken getrieben: das Evangelium zu predigen. Das that er vor Gelehrten und Ungelehrten, von dem Katheder und von der Kanzel, mit der Feder und mit dem freien Worte.

Im Erfurter Kloster hatte ihm Gott offenbart, was er den armen Menschenkindern durch seinen Sohn Christum geschenkt hat, Friede und Gerechtigkeit. Da hatte er auf diesen gnädigen Gott trauen gelernt und wollte nun auch allen andern Christen zu solchem Glauben und Vertrauen helfen, weil er dessen gewiß war, sie wären es ebenso bedürftig wie er. Und wo ihn etwas hindern wollte in solcher Predigt, da wurde er wohl zornig und heftig; wo man aber hörte auf seine frohe Botschaft, da redete er sanft, lieblich, tröstend und lockend, daß es manchem dünken mochte, er mache den Leuten das Christentum zu leicht.

Wenn er auf der Kanzel stand, da ließ er je länger, je mehr die mönchische Weise zu predigen beiseite, vergaß ganz den Professor und wurde mit seinem Herzen voll Erbarmen ein rechter Bote des barmherzigen Gottes an das verirrte und verwirrte Volk. Nicht die Ge-

lehrten und Hochverständigen, sondern die Unmündigen und Einfältigen waren es, für die er redete.

Und er predigte reichlich, Sonntags und Wochentags. Im März 1519 erklärte er täglich dem Volke die zehn Gebote und das Vaterunser. Später hielt er fortlaufend Predigten über das erste Buch Mose und über das Evangelium Matthäi in der Pfarrkirche.

Dem Pfarrer Kunzelt in Eilenburg verdanken wir's, daß Luther selbst einmal über seine Predigtweise sich geäußert hat. Der fragte nämlich bei Luther an, wie er seine Predigten anheben und schließen solle. Dem er meinte, es komme bei einer jeden Predigt viel an auf einen guten Anfang und ein gut Ende, hatte auch gewiß nicht Unrecht damit. Da antwortete ihm denn Luther am 15. Juni 1520:

„Was Ihr begehrt, mein ehrwürdiger Vater, nämlich wie eine Predigt anzufangen und zu beschließen sei, darin stimme ich nicht mit dem Brauche der andern. Ich lasse nämlich die großen Einleitungen weg und fange in kurzen Worten also an: ‚Daß das Wort Gottes uns fruchtbar sei und Gott angenehm, so lasset uns zuvor seine göttliche Gnade anrufen, und sprecht ein inniges Ave Maria oder Paternoster.' Hernach verlese ich den Text ohne ein Thema und erkläre den David, oder trage Lehren aus ihm vor. Zum Schluß spreche ich so: ‚Davon ist genug', oder: ‚Ein ander Mal mehr', oder: ‚Das sei davon gesagt; wir wollen Gott anrufen um seine Gnade, daß wir das mögen thun', oder so: ‚Das helf' uns Gott'. Hernach mit ganz kurzen Worten: ‚Lasset uns befohlen sein geistlichen und weltlichen Stand, sonderlich u. s. w. Für die und alle, so wir schuldig sind, wollen wir bitten ein Vaterunser in gemein'. Darauf, während alle aufstehen, der Segen Gottes, des Vaters u. s. w. ‚Amen'. Das ist meine Art, zu predigen."

Freilich verrät uns dieser Brief wenig von dem Inhalt seiner Predigten. Aber es sind uns ja noch welche von damals erhalten.

Da ist's nun merkwürdig, daß Luther ganz und gar nicht darauf ausgeht, auch vor dem Volke die Gewalt des Papstes in Verruf zu bringen, geschweige denn zum Ungehorsam aufzureizen. Wie heftig er in jener Zeit mit den Romanisten zu kämpfen hatte, der Streit war ihm viel zu gering und nebensächlich, als daß er mit solchen Dingen hätte das Volk behelligen sollen. Nur ab und zu streift er die schwere Verschuldung, die das Oberhaupt der Kirche auf sich geladen hatte.

Viel Notwendigeres hat er von der Kanzel zu sagen. Sünden und Laster, die unter der Gemeinde im Schwange gehen, straft er schonungslos, und doch als ein wahrer Freund des Volkes. Denn immer ist es ihm nicht darum zu thun, daß er schlagen und ängsten und zu Boden drücken möchte, sondern nur, daß er die Verblendeten zur Besinnung brächte, die Gefallenen erhebe, die Betrübten getrost und die Sünder selig mache. Das alles aber nicht anders, als damit, daß er sie zu Christo führt und sie ihn kennen lehret, wie er ihn kennt, als die Offenbarung des gnädigen Vaters im Himmel.

Darum ist ein Hauptstück seiner Predigt das vom Glauben, d. i. vom Trauen. So wenn er von den Sakramenten redet, auch da ist ihm, worauf es ankommt, daß man festiglich an die Verheißungen, die darin beschlossen sind, glaubt. Er sagt:

„Also ist uns das Sakrament eine Furt, eine Brücke, eine Thüre, ein Schiff und Tragbahre, in welcher und durch welche wir von dieser Welt fahren ins ewige Leben. Darum liegt es gar am Glauben. Denn wer nicht glaubt, der ist gleich dem Menschen, der übers Wasser fahren soll und so verzagt ist, daß er nicht trauet dem Schiffe, und muß also bleiben und nimmer selig werden, dieweil er nicht aufsteigt und überfahren will."

Das war freilich eine Lehre vom Glauben und vom Sakrament, die damals völlig neu und unbekannt war. Aber Luther legte sich beim Predigen keinen Zwang auf, daß er etwa gedacht hätte: Dem Volke darf ich nur sagen, was die Kirche lehrt, was der Papst und die Bischöfe lehren, — sondern was er in der heiligen Schrift erforscht und in seinem Gewissen als wahr und recht erfahren hatte, das sagte er auch der Gemeinde. Denn er achtete dafür, daß ein jegliches Wort Gottes dazu dasei, die Christen zu erbauen, und daß die Erkenntnis der Wahrheit niemandem zum Schaden, sondern allein zum Heile dienen könne.

Und wie er dem Volke frei heraus sagte, was ihm in der Seele klar und fest geworden, so nahm er auch Teil an allem, was im Volke vorging.

So hielt er in der Bittwoche vor Pfingsten eine Predigt über das rechte Beten und über den Unfug bei den Bittgängen oder Prozessionen, die in jenen Tagen stattfanden. So predigte er gegen die Bruderschaften und gegen das Fressen und Saufen, womit sie ihre frommen Versammlungen heiligten. So redet er auch einmal über den

Wucher; und zwar ist er in dem Stücke noch ein Mann der alten Zeit, denn er verurteilt jedwedes Zinsnehmen als Wucher und ermahnt, daß man nach Jesu Gebot (Matth. 5, 42) „williglich leihen solle ohne allen Aufsatz der Zinse." Auch von der Ehe weiß er, der Mönch, trefflich zu predigen, und ist weit entfernt, die selbsterwählte Ehelosigkeit der Mönche und Nonnen gegen den heiligen Ehestand zu rühmen, wie das die Predigt der mittelalterlichen Kirche war. Frei erklärt er:

„Es ist nichts mit Wallfahrten gen Rom, gen Jerusalem, gen Sankt Jakob, es ist nichts Kirchen bauen, Messe stiften, oder was für Werke genannt werden mögen, gegen diesem einigen Werke, daß die Eheleute ihre Kinder ziehen. Denn dasselbe ist ihre geradeste Straße gen Himmel, mögen auch den Himmel nicht näher und besser erlangen, denn mit diesem Werk."

Wie oft auch Luther das Volk lehrte und predigte, es fehlte ihm nie an Zuhörern. Die seine Predigten gehört hatten, wollten sie gerne schwarz auf weiß haben, und die sie nicht gehört, wollten sie wenigstens lesen. So wurde er viel gedrängt, seine Predigten drucken zu lassen. Es fehlte ihm nicht am guten Willen dazu, aber an der Zeit. Er that, was er konnte, aber nicht genug, das Bedürfnis zu befriedigen.

Viele seiner Predigten wurden, so gut man's vermochte, nachgeschrieben, abgeschrieben und gingen so von Hand zu Hand. Man druckte wohl auch ohne sein Wissen und Zuthun solche Nachschriften, und so wenig diese dürftigen Auszüge Luthers Rede getreu widergaben, fanden sie doch reißenden Absatz. Jene Predigt vom ehelichen Stande z. B., gehalten am 16. Januar 1519, erschien alsbald zu Leipzig im Druck. Sie wurde schnell hinter einander viermal aufgelegt.

Luther war mit solchem Übereifer der Freunde sehr unzufrieden. Er schrieb am 13. April 1519 an Lang:

„Wenn Du zwei Predigten in die Hände bekommen solltest, eine lateinische, über die doppelte Gerechtigkeit, und eine deutsche, über den Ehestand, so gieb Acht: sie sind mir entwendet und ohne mein Wissen veröffentlicht, aber ganz falsch und ungenießbar hergerichtet und gedruckt. Und ich habe die Schande davon."

Es blieb denn Luther nichts übrig, als nachträglich selber zu thun, was die unbefugten Herausgeber so schlecht besorgt hatten. Beide Predigten, oder wie man damals zu sagen pflegte: ‚Sermone', erschienen alsbald in berichtigter Gestalt. Der ‚Sermon vom ehelichen Stand' wurde so binnen zwei Jahren noch fünfzehn Mal gedruckt.

Die einzelnen Predigten, die Luther sonst noch ab und zu veröffentlichte, sollen dem Leser nicht vorgeführt werden. Manche sind schon erwähnt worden, wie die vom Wucher und die vom heiligen Abendmahl. (Seite 500). Der schönste und wichtigste Sermon aus jener Zeit ist der von den guten Werken; der ist es wert, daß wir ihm ein eigenes Kapitel einräumen (Seite 538 ff).

Es gab Leute, die darüber die Nase rümpften, wenn Luther über die allereinfachsten und notwendigsten Stücke des christlichen Glaubens zu den Einfältigen redete. Aber das ließ er sich nicht anfechten. Er sagte:

„Wiewohl ich ihrer viele weiß und täglich höre, die meine Armut gering achten und sprechen, ich mache nur kleine Heftlein und deutsche Predigten für die ungelehrten Laien, lasse ich mich nicht bewegen. Wollte Gott, ich hätte mein Leblang mit allem meinem Vermögen Einem Laien zur Besserung gedient; ich wollt' mir genügen lassen, Gott danken und gar willig darnach alle meine Büchlein lassen umkommen".

Er ist sich wohl bewußt, daß er leichter könnte dicke, gelehrte Bücher schreiben, wie die andern, als daß die andern seine kleinen Bücher für's Volk ihm nachmachen könnten. „Ob große und viele Bücher machen Kunst sei und besserlich der Christenheit, lass' ich andere richten. Ich acht' aber, so ich Lust hätt', ihrer Kunst nach, große Bücher zu machen, es sollt vielleicht mir schleuniger gelingen, denn ihnen, nach meiner Art einen kleinen Sermon zu machen.

„Ich will einem jeden die Ehre großer Dinge herzlich gerne lassen und mich gar nicht schämen, deutsch den ungelehrten Laien zu predigen und zu schreiben. Wiewohl ich auch desselben wenig kann, dünket mich doch, so wir bisher mehr uns desselben geflissen hätten, sollte der Christenheit nicht eines kleinen Vorteils mehrere Besserung erwachsen sein, denn aus den hohen, großen Büchern und Fragen, in den Schulen unter den Gelehrten allein gehandelt."

Immer wieder trat ihm das Hungern und Dürsten des Christenvolks ringsum vor die Seele, und immer wieder dachte er darauf, die nächsten Bedürfnisse des frommen Gemütes zu stillen.

So verfaßte er jetzt eine kurze und schlichte Erklärung der zehn Gebote, des Glaubens und des Vaterunsers. Das war ein Vorbote seines kleinen Katechismus. In demselben Jahre (1520) ließ er eine

Anweisung zum Beichten ausgehen. Die Auslegung des Vaterunsers (Seite 384 ff) mußte immer wieder neu gedruckt werden. Ulrich Zwingli, der seit dem 1. Januar 1519 Pfarrer in Zürich war, verbreitete sie in seiner Gemeinde.

Vom kurfürstlichen Hofe aus wurde Luther zu solcher friedlichen Arbeit fleißig ermuntert. Man hätte dort nicht ungern gesehen, wenn Luthers Kraft von seinen Kämpfen mit den Romanisten sich ganz auf unverfänglichere Aufgaben hätte ablenken lassen. Spalatin war unermüdlich mit Anfragen und Aufträgen. Auf ausdrücklichen Wunsch des Kurfürsten forderte er Luthern auf, eine Postille zu schreiben, d. h. eine Sammlung von Predigten über die Evangelien und Episteln des Kirchenjahrs, für die Geistlichen und für die Gemeinde. Eine gewaltige Aufgabe, die doch ganz nach Luthers Sinne war und darum von ihm mit Ernst in Angriff genommen wurde. Aber es dauerte eine Weile, bis er zum Ziele kam.

Andere Vorschläge und Bitten Spalatins mußte er unberücksichtigt lassen. Über manche Dinge, welche die Frommen der römischen Kirche für sehr wichtig ansahen, konnte er nicht mehr schreiben, weil sie ihm je länger je zweifelhafter wurden. So erwartete Spalatin, und mit ihm andere, daß Luther, wie über Taufe und Abendmahl, auch über die andern fünf Sakramente etwas veröffentlichen werde. Aber nur die Buße erkannte er noch etwa für ein Sakrament an, dagegen die Firmung, Priesterweihe, Ehe, letzte Ölung wollte er nicht mehr dazu zählen. Er schreibt davon am 18. Dezember 1519 dem Freunde:

„Niemand erwarte von mir einen Sermon über die andern Sakramente, man belehre mich denn, aus welcher Stelle (der heiligen Schrift) ich sie begründen soll. Denn mir bleibt wirklich kein Sakrament mehr, das wirklich ein Sakrament wäre, wo die ausdrückliche Verheißung Gottes fehlt, daran der Glaube sich üben mag. Denn jeglicher Handel zwischen uns und Gott beruht auf dem Worte des verheißenden Gottes und dem Glauben des Menschen, der die Verheißung hinnimmt. Was aber über jene sieben Sakramente gefabelt worden ist, davon sollst Du ein ander Mal hören“ (Kapitel 37).

Insonderheit war ihm klar geworden, daß es mit der göttlichen Einsetzung des Priesterstandes und folglich mit dem Sakramente der Weihe übel bestellt sei. Da heißt es in demselben Briefe an Spalatin:

„Von dem Amte des Priesters weiß ich auf Dein Fragen nichts zu sagen. Je mehr ich darüber nachdenke, desto mehr kommt alles auf

die Verwaltung des Gottesdienstes hinaus. Mich bedrängt das Wort des Apostels Petrus, daß wir alle Priester seien (1. Petri 2, 9) und das gleiche Wort des Johannes in der Offenbarung (1, 6. 5, 10). Darnach scheint mir das kirchliche Priestertum, in dem wir stehen, sich von dem Laienstande durch nichts zu unterscheiden, als durch den Dienst am Wort und an den Sakramenten. Alles Übrige ist gleich, wenn Du von der Leitung des Gottesdienstes und menschlichen Satzungen absiehst, und ich wundre mich nicht wenig, woher der Priesterstand den Namen eines Sacramentes bekommen hat. Wundert Dich das nicht auch? Aber Weiteres mündlich mit Melanchthon; denn wir haben diese Sache schon oft und scharf mit einander verhandelt."

Damit war Luther einer der allerwichtigsten Entdeckungen der Reformation auf der Spur: der Lehre vom allgemeinen Priestertum aller Gläubigen.

Schauen wir zurück auf die friedliche Arbeit, die Luther mit allem Fleiß gethan hat in jener Zeit unaufhörlicher Kämpfe, so ist es die heilige Schrift, die immer den Ausgang seines Denkens, Lehrens, Predigens und Schreibens bildet, und das Wort Gottes in der Schrift, das er andere lehrt und selber immer besser verstehen lernt.





Zweiunddreißigstes Kapitel.

Der Sermon von den guten Werken.

Die schönste und wichtigste unter Luthers damaligen Predigten haben wir seinen Sermon von den guten Werken genannt, und wir bringen's nicht über's Herz, so schnell daran vorüberzueilen, wollen vielmehr etliche goldene Worte daraus herschreiben, damit sich auch der geneigte Leser daran erfreuen könne. Denn die ganze Predigt dürfte manchem zu lang werden. Ist sie doch, da Luther sie niederschrieb, ihm zu einem ansehnlichen Buche angeschwollen.

Es ist eine rechte Erbauungsschrift, darin Luther alles Streiten und Eifern bei Seite läßt und den Christenleuten ans Herz legt, was das ist: christlich glauben und christlich leben. Und haben wir Evangelischen besonders Ursache, auf das zu achten, was Luther von den guten Werken zu sagen hat. Denn es ist eine geläufige Rede, daß die römische Kirche und die Kirche der Reformation sich in der Lehre von den guten Werken unterscheiden, indem wir mit Luther sprechen: „Der Glaube allein macht selig", und die römische Kirche lehrt: „Der Glaube thut's nicht ohne die Werke". Und machen es die Römischen der Reformation zum Vorwurfe, daß sie durch die Predigt von der Gerechtigkeit aus dem Glauben allein den Leuten den Fleiß zu guten Werken abgewöhnt und den Ernst der Heiligung untergraben haben.

Dem gegenüber thut es not, daß Luther selber einmal zu Worte komme und uns seine wahre Meinung sage von Glauben und Werken.

Wohl hat er gepredigt und geschrieben gegen die guten Werke. Aber nicht in dem Sinne, daß er widerraten und verboten hätte, gute

Werke zu thun. Sondern dies hat er widerraten, daß man sein Vertrauen setzen soll auf seine eigenen Werke und meinen, man könne sich dadurch den Himmel verdienen. Denn — das hatte er in seiner Jugend erfahren — niemand kann durch sein eigen Werk des Himmels sicher werden.

Und zum Andern eifert er niemals gegen die Werke, die wahrhaftig gut sind und von Gott geboten, sondern gegen die Werke, von welchen die Kirche zwar ein groß Wesen machte, als wären sie gut, aber Gottes Gebot weiß nichts davon, als da sind Fasten, Wachen, Kasteien, Wallen, Stiften, Mönch und Nonne werden. Daß er dagegen die rechten und gebotenen Werke der Liebe hochhält, das beweist sein Auftreten gegen den Ablaß. Denn Ablaß war ein Erlassen und Entbinden von guten Werken. Tetzel und Genossen predigten: Zahlt nur, so schenkt euch die Kirche die guten Werke, zu denen ihr sonst verpflichtet wäret. Luther dagegen: Man soll lieber gute Werke thun, als Ablaß lösen; denn wer ein gut Werk thun kann und thut es nicht, dem ist es Sünde. (Vergl. die 41. bis 45. These. Seite 215 und 263.)

So ist also Luther gerade durch den Eifer für die wahren guten Werke in den Streit mit den herrschenden Gewalten der römischen Kirche getrieben worden. Sein Glaube war den Werken nicht gram, er wollte vielmehr den Werken erst recht aufhelfen.

Wohlan, hören wir ihn selber, wie er sich darüber ausläßt in seinem

Sermon von den guten Werken.

Zum Ersten ist zu wissen, daß keine guten Werke sind, denn allein die Gott geboten hat, gleichwie keine Sünde ist, denn allein die Gott verboten hat. Demnach müssen wir den Unterschied der guten Werke lernen aus den Geboten Gottes, und nicht aus dem Schein der Größe oder Menge der Werke an ihnen selber, auch nicht aus Gutdünken der Menschen oder menschlicher Gesetze, wie wir sehen, daß geschehen und noch immer geschieht.

Das erste und höchste, allerebelste Werk ist der Glaube an Christum. In diesem Werke müssen alle Werke gehen und ihrer Gutheit Einfluß von ihm empfangen (dadurch erst gut werden). Das müssen wir grob herausstreichen, daß sie es begreifen mögen.

Wir finden ihrer viele, die da beten, fasten, stiften, dies und das

thun, ein gut Leben führen vor den Menschen — welche, so du sie fragest, ob sie auch gewiß seien, daß es Gott wohlgefalle, was sie also thun? sprechen sie: Nein, sie wissen's nicht, oder zweifeln dran. Siehe da; alle diese Werke gehen außerhalb des Glaubens; darum sind sie nichts und ganz tot. Denn wie ihr Gewissen gegen Gott stehet und glaubet, so sind die Werke auch, die daraus geschehen. Nun ist da kein Glaube, kein gut Gewissen gegen Gott; darum so ist den Werken der Kopf ab und all ihr Leben und Güte nichts.

Fragst du sie weiter: ob sie das auch gute Werke achten, wenn sie arbeiten ihr Handwerk, gehen, stehen, essen, trinken, schlafen und allerlei Werk thun zu des Leibes Nahrung oder gemeinem Nutzen? und ob sie glauben, daß Gott ein Wohlgefallen darum über sie habe? — so wirst du finden, daß sie Nein sagen und die guten Werke so enge spannen, daß sie nur in Kirchen gehen, Beten, Fasten und Almosen bleiben; die andern Werke achten sie als vergebens, daran Gott nichts gelegen sei. Und also verkürzen und geringern sie durch den verdammten Unglauben Gott seine Dienste, dem alles dienet, was im Glauben geschehen, geredet oder gedacht werden mag.

Hier kann nur ein jeglicher selbst merken und fühlen, wenn er Gutes und nicht Gutes thut. Denn findet er sein Herz in der Zuversicht, daß es Gott gefalle, so ist das Werk gut, wenn es auch so gering wäre, als einen Strohhalm aufheben. Ist die Zuversicht nicht da und er zweifelt dran, so ist das Werk nicht gut, ob es schon alle Toten aufwecket und sich der Mensch verbrennen ließe. „Alles was nicht aus oder im Glauben geschieht, das ist Sünde," (Röm. 14, 23). Von dem Glauben und keinem andern Werk haben wir den Namen, daß wir die Christgläubigen heißen, als von dem Hauptwerk. Denn alle anderen Werke mag ein Heide, Jude, Türke, Sünder auch thun; aber trauen festiglich, daß er Gott wohlgefalle, ist nicht möglich, denn einem Christen, mit Gnaden erleuchtet und befestiget.

In diesem Glauben werden alle Werke gleich, und ist eins wie das andere; fällt dahin aller Unterschied der Werke, sie seien groß, klein, kurz, lang, viel oder wenig. Denn die Werke sind nicht von ihrer wegen, sondern von des Glaubens wegen angenehm, welcher einig und ohn' Unterschied in allen und jeglichen Werken ist, wirkt und lebt, wie viel und unterschiedlich sie immer seien: gleichwie alle Gliedmaßen von

dem Haupt leben, wirken und den Namen haben, und ohne das Haupt kein Gliedmaß leben, wirken oder Namen haben mag.

Daraus denn weiter folget, daß ein Christenmensch, in diesem Glauben lebend, eines Lehrers guter Werke nicht bedarf, sondern was ihm vorkommt, das thut er, und ist alles wohlgethan. „Wo der Geist Christi ist, da ist alles frei" (Röm. 8, 2). Ein Christ, der in dieser Zuversicht gegen Gott lebt, weiß alle Dinge, vermag alle Dinge, vermisset sich aller Dinge, die zu thun sind und thut's alles fröhlich und frei; nicht um vieler guten Verdienste und Werke zu sammeln, sondern weil es ihm eine Lust ist, Gott also wohlgefallen, und dienet Gott läuterlich umsonst, begnüget sich daran, daß es Gott gefällt.

Freilich wenn Gott sich zornig stellet nach unserm Sinn und Verstand und es geht uns übel an Leib, Gut, Ehre, Freunden oder was wir haben, da ist Kunst, zu Gott gute Zuversicht haben und sich eines Besseren zu ihm versehen, denn sich's empfindet. Aber welche Gott in solchem Leide trauen und eine feste, gute Zuversicht gegen ihn behalten, daß er über sie ein Wohlgefallen habe, denselben sind die Leiden und Widerwärtigkeit eitel köstlicher Gewinn und die edelsten Güter, die niemand schätzen mag. Und übertreffen die Leiden in demselben Glauben weit alle Werke im Glauben.

Ueber das alles ist der höchste Grad des Glaubens, wenn Gott nicht mit zeitlichem Leiden, sondern mit Tod, Hölle und Sünde das Gewissen straft und gleich Gnade und Barmherzigkeit absaget, als wollt' er ewiglich verdammen und zürnen. Hier zu glauben, daß Gott ein gnädig Wohlgefallen über uns habe, ist das höchste Werk, was geschehen mag von einer Kreatur.

Diesen guten Willen und Wohlgefallen Gottes, darauf unsere Zuversicht steht, haben die Engel vom Himmel verkündet, da sie sangen in der Christnacht: „Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen."

Siehe, das ist das Werk des ersten Gebots, das da geboten ist: „Du sollst nicht andere Götter haben neben mir." Das ist so viel gesagt: Dieweil ich allein Gott bin, sollst du auf mich allein deine ganze Zuversicht, Trauen und Glauben setzen, und auf niemand anders. Denn das heißet nicht: einen Gott haben, so du äußerlich mit dem Munde Gott nennest, oder mit den Knieen und Geberden arbeitest, sondern so du herzlich ihm trauest und dich alles Guten, Gnaden und Wohlge-

fallens zu ihm versiehest, es sei in Werken oder Leiden, in Leben oder Sterben, in Lieb oder Leid. Und wie dies Gebot das allererste, höchste und beste ist, aus welchem die andern alle fließen, also ist auch sein Werk, d. i. der Glaube oder Zuversicht zu Gottes Huld zu aller Zeit, das allererste, höchste und beste, aus welchem alle andern Werke fließen.

Dieweil denn menschlich Wesen und Natur keinen Augenblick mag sein ohne Thun oder Lassen, Leiden oder Fliehen — denn das Leben ruhet nimmer, wie wir sehen — wohlan, so heb' an, wer da will fromm sein und voll guter Werke werden, und übe sich selbst in allem Leben und Werk zu allen Zeiten in diesem Glauben, lerne stetiglich thun und lassen in solcher Zuversicht. So wird er finden, wie viel er zu schaffen hat, und wie gar alle Dinge im Glauben liegen und er nimmer mag müssig werden, dieweil der Müssiggang auch muß in des Glaubens Uebung und Werk geschehen.

Darum ist die Rede, so etliche sagen: es seien gute Werke verboten, wenn wir den Glauben allein predigen — gleich der Rede, als wenn ich spräch' zu einem Kranken: „Hättest du die Gesundheit, so hättest du die Werke der Gliedmaßen alle", weil ohne Gesundheit aller Gliedmaßen Werk nichts ist — und er wollte daraus nehmen, ich hätte der Gliedmaßen Werk verboten; so ich doch gemeint, die Gesundheit muß zuvor da sein und wirken alle Werke der Gliedmaßen. Also auch muß der Glaube Werkmeister und Hauptmann sein in allen Werken, oder sie sind gar nichts.

Sprichst du aber: „Wie mag ich mich gewiß versehen, daß alle meine Werke Gott gefällig seien, so ich doch zuweilen falle, zu viel rede, esse, trinke, schlafe oder je sonst über die Schnur fahre, das mir nicht möglich ist zu meiden"?

Antwort: Diese Frage zeigt an, daß du noch den Glauben achtest, wie ein ander Werk, und nicht über alle Werke setzest. Denn eben darum ist er das höchste Werk, daß er auch bleibet und tilget dieselben täglichen Sünden. Wie wir beten mit ganzer Zuversicht: „Vater unser" und bitten doch: „Vergieb uns unsre Schuld", sind Kinder und doch Sünder, sind angenehm und thun doch nicht genug. Also müssen wir der Werke halber uns fürchten, aber der Gnade Gottes halber uns trösten. Das macht alles der Glaube, in Gottes Huld befestigt.

Fragst du aber: „wo der Glaube und Zuversicht möge gefunden werden oder herkommen"? Das ist freilich das Nötigste zu wissen.

Siehe, du mußt Christum in dich bilden und sehen, wie in ihm

Gott seine Barmherzigkeit dir vorhält und anbeut, und aus solchem Bilde seiner Gnaden schöpfen den Glauben und Zuversicht aller deiner Sünden. Darum hebt der Glaube nicht an den Werken an, sie machen ihn auch nicht; sondern er muß aus dem Blut, Wunden und Sterben Christi quellen und fließen, in welchem, so du siehst, daß dir Gott so hold ist, daß er auch seinen Sohn für dich giebt, muß dein Herz süß und Gott wiederum hold werden und also die Zuversicht aus lauter Gunst und Liebe erwachsen, nämlich aus Gottes Liebe gegen dich und aus deiner Liebe gegen Gott. Also lesen wir noch nie, daß jemandem der heilige Geist gegeben sei, wenn er gewirkt hat, sondern allezeit, wenn sie haben das Evangelium von Christo und von der Barmherzigkeit Gottes gehört (wie Luther im Kloster!). Aus demselben Wort muß auch noch heut und allezeit der Glaube kommen, und sonst nirgends her.

Das andere und nächste Werk nach dem Glauben ist das Werk des andern Gebotes, daß wir Gottes Namen ehren und nicht unnütz brauchen sollen.

Wiewohl ich droben gesagt und wahr ist, daß kein Unterschied ist unter den Werken, wo der Glaube ist und wirkt, so ist es doch davon zu verstehen, wenn sie gegen den Glauben und sein Werk gemessen werden. Aber sie unter einander gemessen, ist ein Unterschied und eins höher, denn das andere. Gleichwie die Gliedmaßen des Leibes gegen die Gesundheit keinen Unterschied haben, sondern die Gesundheit in einem gleich wirkt, wie in dem andern, und doch der Gliedmaßen Werke unterschieden sind, eines höher, edler, nützlicher, denn das andre.

Also auch hier: Gottes Ehre und Namen preisen ist besser, denn die folgenden Werke der andern Gebote, und muß doch in demselben Glauben gehen, da alle andern inne gehen.

Gott gründlich loben und benedeien in seinen Wohlthaten, und ihn getrost anrufen in allen Anstößen, das sind fürwahr die allerseltensten, höchsten Werke, nächst dem Glauben.

Aber das größte und allerschwerste Werk dieses Gebotes ist: schützen den heiligen Namen Gottes wider alle, die sein mißbrauchen, geistlicher Weise, und ihn ausbreiten unter die alle. Denn das ist nicht genug, daß ich für mich selbst und in mir selbst den göttlichen Namen lobe und anrufe in Glück und Unglück; ich muß herfürtreten und um Gottes Ehre und Namen willen auf mich laden aller Menschen Feindschaft.

Und wiewohl das sonderlich schuldig sind zu thun, denen Gottes Wort zu predigen befohlen ist, so ist doch auch ein jeglicher Christ dazu verbunden, wo es die Zeit und Stelle fordert. Denn wir müssen für den heiligen Namen Gottes setzen und hingeben alles, was wir haben und mögen, und mit der That beweisen, daß wir Gott und seinen Namen, Ehre und Lob über alle Dinge lieben und auf ihn über alle Dinge trauen und uns Gutes versehen, damit zu bekennen, daß wir ihn für das höchste Gut achten, um welches willen wir alle andern Güter fahren lassen und zusetzen.

Hier müssen wir widerstreben allem Unrecht, wo die Wahrheit oder Gerechtigkeit Gewalt und Not leidet, und müssen in demselben keinen Unterschied der Personen haben, wie etliche thun, die gar fleißig fechten wider das Unrecht, das den Reichen, Gewaltigen, Freunden geschieht, aber wo es dem Armen oder Verachteten oder Feinde geschieht, sind sie wohl still und geduldig. Diese sehen den Namen und die Ehre Gottes nicht in ihm selbst an, sondern durch ein gemalt Glas, und werden nicht gewahr ihres falschen Auges, das da mehr sieht auf die Person, denn auf die Sache.

Wer ist der, dem solches gute Werk nicht täglich vor seine Thür und in sein Haus kommt, daß ihm nicht not wäre weit zu laufen oder zu fragen nach guten Werken?

Sprichst du aber: „Warum thut's Gott nicht allein und selber, so er doch wohl kann und weiß einem jeden zu helfen?" Ja, er kann's wohl, er will es aber nicht allein thun. Er will, daß wir mit ihm wirken, und thut uns die Ehre, daß er mit uns und durch uns sein Werk will wirken. Gleichwie er allein selig ist; er will aber uns die Ehre thun und nicht allein selig sein, sondern uns mit ihm selig haben.

Desselben Werks (des zweiten Gebotes) ist auch, zu widerstreben allen falschen, verführerischen, irrigen, ketzerischen Lehren, allem Mißbrauch geistlicher Gewalt. Das ist nun viel schwerer; denn dieselben fechten eben mit dem heiligen Gottes Namen wider Gottes Namen. Derselben es einen großen Schein hat und gefährlich dünkt, ihnen zu widerstehen dieweil sie vorgeben, daß, wer ihnen widerstrebt, der widerstrebe Gott und allen seinen Heiligen.

Nun hat Christus nicht gemeint, wir sollen sie hören in allem was sie sagen und thun, sondern wenn sie sein Wort, das Evangelium, nicht ihr Wort -- sein Werk und nicht ihr Werk uns vorhalten

O wenn wir hier fromm wären, wie oft müßten die Offizialbuben ihren päpstlichen und bischöflichen Bann vergebens fällen! Wie sollten die römischen Donnerschläge so matt werden! Wie oft müßte mancher das Maul halten, dem itzt die Welt muß zuhören! Aber es hat überhand genommen: was und wie sie's nur vorgeben, muß alles recht sein. Hier ist niemand, der für Gottes Namen und Ehre streite; und ich achte, daß nicht größere, noch gemeinere Sünde in den äußerlichen Werken geschehe, denn in diesem Stück.

Es möcht' einem vor dem Leben grauen, allein um Mißbrauchs und Lästerung halber des heiligen Namen Gottes, unter welchem wir — so er länger währen soll — ich besorg, den Teufel werden öffentlich für einen Gott anbeten. So gar überschwänglich grob gehet die geistliche Gewalt und die Gelehrten mit den Sachen um. Es ist hohe Zeit, daß wir Gott mit Ernst bitten, daß er seinen Namen wollt' heiligen. Es wird aber Blut kosten, und die in der heiligen Märtyrer Gut sitzen und mit ihrem Blut gewonnen sein, (die Römer) müssen selbst wieder Märtyrer machen. —

Nun folget das dritte Gebot: „Du sollst den Feiertag heiligen."

Das erste Werk ist: glauben, ein gut Herz und Zuversicht zu Gott haben. Aus dem fleußt das andre gute Werk: Gottes Namen preisen, seine Gnade bekennen, ihm alle Ehre geben allein. Darnach folget das dritte: Gottesdienst üben mit Beten, Predigt hören, Achten und Trachten nach Gottes Wohltat, dazu sich kasteien und sein Fleisch zwingen.

Es geht fast also zu, daß man meinet, es sei genug geschehen wenn wir die Messe mit den Augen gesehen, die Predigt mit den Ohren gehöret, das Gebet mit dem Munde gesprochen haben, und gehen so äußerlich oben hin, denken nicht, daß wir etwas aus der Messe ins Herz empfahen, etwas aus der Predigt lernen und behalten, etwas mit dem Gebet suchen, begehren und gewarten. Was ist's anders, so du bei der Messe stehest und nicht gedenkst oder glaubest, daß dir allein Christus durch sein Testament beschieden und vergeben habe Vergebung aller Sünden, denn als sprächest du: „Ich weiß nicht oder glaub's nicht, daß wahr sei, daß mir meiner Sünden Vergebung hier beschieden und gegeben ist." Wenn aber dieser Glaube recht gehet, so muß das Herz von dem Testament fröhlich werden und in Gottes Liebe erwarmen und zerschmelzen. Da folget dann Lob und Dank mit süßem Herzen.

So sollte nun die Predigt nichts anderes sein, denn die Verkündigung dieses Testaments. Aber wer kann's hören, wenn's niemand predigt? Nun wissen die es selbst nicht, die es predigen sollen.

Die Predigt soll dazu gereichen, den Sündern ihre Sünde leid zu machen und des Schatzes Begierde zu entzünden. Darum muß es eine schwere Sünde sein, die das Evangelium nicht hören und solchen Schatz und reiches Mahl, dazu sie geladen werden, verachten; viel größer aber die Sünde, nicht predigen das Evangelium und so viel Volks, die das gerne höretn, verderben lassen.

Weiter soll man beten, nicht, wie Gewohnheit ist, viel Blätter und Körnlein zählen, sondern etliche anliegende Not vornehmen, mit ganzem Herzen begehren und darinnen den Glauben und Zuversicht zu Gott also üben, daß wir nicht daran zweifeln, wir werden erhöret. Also ist das Gebet eine sonderliche Uebung des Glaubens. Und zweifelt ein rechter Beter nimmer daran, sein Gebet sei gewißlich angenehm und erhöret, obgleich auch nicht eben dasselbe ihm gegeben werde, das er bittet. Denn man soll Gott die Not vorlegen im Gebet, doch nicht ihm Maß, Weise, Ziel oder Statt setzen.

So du aber sagst: „Wie, wenn ich nicht kann glauben, daß mein Gebet erhöret und angenehm sei?" Antwort: Eben darum ist der Glaub', Beten und alle andern guten Werke geboten, daß du erkennen sollst, was du kannst und nicht kannst. Darum sollst du nicht verzagen, ob du befindest, daß du nicht so stark glaubest in deinem Gebet oder anderen Werken, als du wohl solltest und wolltest. Ja, du sollst Gott danken aus Herzensgrund, daß er dir deine Schwachheit offenbart, durch welche er dich lehret und ermahnet, wie dir not sei, dich zu üben und täglich zu stärken im Glauben.

Hier muß fürwahr der Mensch weise sein, und nicht daran zweifeln, daß er und sein Gebet unwürdig sei vor Gottes unermeßlicher Majestät, und darf in keinem Wege sich auf seine Würdigkeit verlassen oder Unwürdigkeit halber nachlassen; sondern muß Gottes Gebots wahrnehmen und ihm dasselbe aufrücken, dem Teufel entgegenbieten und also sagen: „Um meiner Würdigkeit willen nichts angefangen, um meiner Unwürdigkeit willen nichts nachgelassen! Ich bitte und wirke allein darum, daß Gott aus seiner bloßen Güte allen Unwürdigen hat zugesagt Erhörung und Gnade; ja nicht allein zugesagt, sondern auch aufs strengste bei seiner ewigen Ungnade und Zorn zu beten, zu trauen und zu nehmen geboten. Ist's der hohen Majestät nicht zu

viel gewesen, solche ihre unwürdigen Würmlein zum Bitten, Trauen und Nehmen so theuer und hoch zu verpflichten, wie soll mir's zu viel sein, solches Gebot aufzunehmen mit aller Freude, wie würdig oder unwürdig ich sei?"

Ich weiß aber wohl, daß ihrer viele so thöricht sind, daß sie nicht wollen bitten, sie finden sich denn vorhin rein, und achten's dafür, Gott höre niemanden, der in Sünde liegt.

Sieh, du elender Mensch, wenn dir ein Bein zerbrochen ist, so rufest du Gott und harrest nicht so lang, bis dir das Bein gesund werd', und bist nicht so närrisch, daß du denkest, Gott erhöre niemand, dem das Bein zerbrochen. Ei, warum bist du denn hier so närrisch, da unmeßlich größere Not ist und ewiger Schaden, und willst nicht eher um Glauben, Hoffnung, Liebe, Demut, Gehorsam, Keuschheit, Sanftmut, Friede, Gerechtigkeit bitten, du seiest denn vorhin ohne allen Unglauben, Zweifel, Hoffart, Ungehorsam, Unkeuschheit, Zorn, Geiz und Ungerechtigkeit? So du noch, je mehr du dich in diesen Stücken gebrechlich erfindest, je mehr und fleißiger beten und schreien solltest.

Gott ist den Sündern nicht feind, denn allein den Ungläubigen.

Aber das Gebet, das zu diesem (dritten) Gebot eigentlich gehöret und ein Werk des Feiertags heißet, ist das, welches geschehen soll für die Sammlung der ganzen Christenheit, für alle Not aller Menschen, für Feind und Freund, sonderlich die in eines jeglichen Pfarre (Gemeinde) oder Bistum sind. Dies gemeinsame Gebet ist köstlich und das allerkräftigste, um welches willen wir auch zusammenkommen. Und wo solches Gebet nicht in der Messe geschieht, so wäre es besser, die Messe unterlassen.

O wenn Gott wollte, daß irgend ein Haufe nach rechter Weise Messe hörete und betete, daß ingemein ein ernstes Herzensgeschrei des ganzen Volkes zu Gott aufginge, wie unmeßliche Hilfe sollte aus dem Gebete folgen! Denn fürwahr, die christliche Kirche auf Erden nicht größere Macht noch Werk hat, denn solch gemein Gebet wider alles, was sie anstoßen mag.

Das weiß der böse Geist wohl; drum thut er auch alles, dies Gebet zu verhindern. Da lässet er uns hübsch Kirchen bauen, viel stiften, pfeifen, lesen und singen, viel Messe halten und des Gepränges ohn' alles Maß treiben; das ist ihm nicht leid, ja er hilft dazu, daß wir solch Wesen für das beste achten und uns dünken lassen, wir haben's

damit wohl ausgerichtet. Aber daß dies gemein, stark, fruchtbar Gebet damit untergeht, und durch solches Gleißen unvermerklich nachbleibt — da hat er, was er sucht. Denn wo das Gebet darniederliegt, wird ihm niemand etwas nehmen, auch niemand widerstehen.

Was ist's Wunder, daß Blitz und Donner oft Kirchen anzünden, dieweil wir aus dem Bethaus also ein Spotthaus machen, heißen das gebetet, da wir nichts innen vorbringen, noch begehren?

Siehe da, wo sind die Müssigen, die nicht wissen, wie sie gute Werke thun sollen? Wo sind sie, die nach Rom, Sankt Jakob, hierhin und dahin laufen? Nimm dies einige Werk der Messe (des Gemeindegottesdienstes) für dich, sieh' an deines Nächsten Sünde und Fall, erbarme dich sein, laß dich's jammern, klag's Gott und bitte dafür; dasselbe thu' für alle andre Not der Christenheit! Thust du das mit Fleiß, so sei gewiß, du bist der besten Streiter und Herzoge einer, nicht allein wider die Türken, sondern auch wider die Teufel und höllische Gewalt. Thust du es aber nicht, was hülfe es dir, daß du alle Wunderzeichen aller Heiligen thätest und alle Türken erwürgtest, und doch schuldig erfunden würdest, als der seines Nächsten Notdurft nicht geachtet hätte und dadurch wider die Liebe gesündigt? Denn Christus wird am jüngsten Tage nicht fragen, wie viel du für dich gebetet, gefastet, gewallet, dies oder das gethan hast, sondern, wie viel du den andern, den Allergeringsten wohlgethan hast.

Die Ruhe aber am Feiertage ist zweierlei, leiblich und geistlich.

Die leibliche Feier oder Ruhe ist not um der Laien und Arbeitsleute willen, daß die mögen auch zum Worte Gottes kommen.

Die geistliche Feier, die Gott in diesem Gebot vornehmlich meint, ist, daß wir nicht allein Arbeit und Handwerk lassen anstehen, sondern vielmehr, daß wir Gott allein in uns wirken lassen und wir nichts Eigenes wirken in allen unsern Kräften, daß hinfort nicht wir, sondern Christus in uns lebe, wirke und rede.

Das heißet dann den Feiertag recht geheiligt: Da führet der Mensch sich selbst nicht, da lüstet ihn selbst nicht, da betrübet ihn nichts; sondern Gott führet ihn selber, eitel göttliche Lust, Freude und Friede ist da mit allen andern Werken und Tugenden. —

Das vierte Gebot: „Du sollst deinen Vater und Mutter ehren„

Aus diesem Gebot lernen wir, daß nach den hohen Werken de-

ersten drei Gebote kein besseres Werk sei, denn Gehorsam und Dienst allen denen, die uns zur Obrigkeit gesetzt sind.

Das erste Werk ist: wir sollen leiblichen Vater und Mutter ehren. Die Ehre ist höher, denn schlechte Liebe, und hat mit sich eine Furcht, die sich mit der Liebe vereinigt, daß man mehr fürchtet, die Eltern zu beleidigen, denn die Strafe.

Dies Werk scheint leicht; aber wenige achten sein recht.

Es ist wahr, wie man sagt, daß die Eltern, ob sie sonst nichts zu thun hätten, mögen sie an ihren eigenen Kindern Seligkeit erlangen, so sie die zu Gottes Dienst recht ziehen, haben sie fürwahr beide Hände voll guter Werke an ihnen zu thun. Denn was sind hier die Hungrigen, Durstigen, Nackten, Gefangenen, Kranken, Fremdlinge, denn der eigenen Kinder Seelen? Mit welchen dir Gott aus deinem Haus ein Spital macht und dich ihnen zum Spittelmeister setzt, daß du ihrer warten sollest, sie speisen und tränken mit guten Worten und Werken, daß sie lernen Gott trauen, glauben und fürchten und ihre Hoffnung auf ihn setzen, seinen Namen ehren, nicht schwören noch fluchen, mit Beten, Fasten, Wachen, Arbeiten, Gottes Dienstes und Wortes warten und ihm den Sabbath feiern, daß sie zeitlich Ding lernen verachten, Unglück sanft tragen, den Tod nicht fürchten und dies Leben nicht liebhaben.

O welch eine selige Ehe und Haus wäre das, wo solche Eltern innen wären! Fürwahr, es wäre eine rechte Kirche, ein auserwählet Kloster, ja ein Paradies!

Das andere Werk dieses Gebotes ist: ehren und gehorsam sein der geistlichen Mutter, der heiligen, christlichen Kirche, was sie gebeut, verbeut, setzt, ordnet, bannet, löset, daß wir uns darnach richten. Wie wir leibliche Eltern ehren, fürchten und lieben, so auch geistliche Obrigkeit; lassen sie Recht haben in allen Dingen, die nicht wider die ersten drei Gebote sind.

Nun ist jetzt gar kein geistlich Regiment mehr in der Christenheit.

Es sollt' aber geistliche Gewalt darob sein, daß der Ehebruch, Unkeuschheit, Wucher, Fressen, weltlich Prangen, überflüssiger Schmuck und dergleichen öffentliche Sünde und Schande aufs strengste gestraft würden und gebessert, dazu die Stifter, Klöster, Pfarren, Schulen ordentlich bestellen und darinnen Gottesdienst mit Ernst erhalten, junge Leute, Knaben und Maidlein, in Schulen und Klöstern mit gelehrten, frommen Männern versorgen, daß sie alle wohl aufgezogen würden und

also die Alten gut Exempel gäben und die Christenheit mit feinem jungen Volk erfüllet und gezieret würd'.

Nun geht es aber wie mit den leiblichen Eltern, die ihren Kindern den Willen lassen. Die geistliche Obrigkeit verhängt jetzt, dispensiert (läßt Ausnahmen zu), nimmt Geld und lässet noch mehr, denn sie vermag nachzulassen. Der Geiz am Regiment sitzt, und eben das sie wehren sollte, lehret sie. Vor Augen ist, wie geistlicher Stand in allen Dingen weltlicher ist, denn der weltliche selbst. Darüber muß die Christenheit verderben und dies vierte Gebot untergehen.

Es ist Zeit, daß wir Gott bitten um Gnade. Geistlicher Obrigkeit haben wir viel, aber geistlicher Regierung nichts oder wenig.

Und sind wir fürwahr schuldig, so viel wir mögen, füglich zu widerstehen, und müssen hier thun, gleichwie die frommen Kinder, denen ihre Eltern toll und wahnsinnig worden sind (Seite 525). Dieweil sie toll und unsinnig worden sind, soll man ihnen ihr Vorhaben nicht gestatten, daß nicht dadurch die Christenheit verderbet werde.

Es meinen etliche, man soll das auf ein gemein Konzilium stellen. Da sag' ich Nein zu. Denn wir haben viel Konzilia gehabt, da solches ist vorgewandt worden; es ist aber nichts ausgerichtet und immer ärger worden.

Sondern das wäre das beste und auch das einige überbleibende Mittel, wenn Könige, Fürsten, Adel, Städte und Gemeinden selbst anfingen und der Sache einen Einbruch (Einhalt) machten, auf daß die Bischöfe und Geistlichen, die sich jetzt fürchten (vor einer Reformation), Ursach' hätten zu folgen.

Das dritte Werk dieses Gebotes ist, der weltlichen Obrigkeit gehorsam sein.

Dabei sollen wir das ansehen, daß ihre Gewalt, sie thun recht oder unrecht, der Seele nicht schaden mag, sondern allein dem Leibe und Gut; es wäre denn, daß sie öffentlich dringen wollte, wider Gott und Menschen Unrecht zu thun. Denn Unrecht leiden verdirbt niemanden an der Seele, ja es bessert die Seele, ob es wohl schadet dem Leib und Gut; aber Unrecht thun, das verderbet die Seele, ob es gleich aller Welt Güter zuträgt.

Das ist auch die Ursache, warum nicht so große Fährlichkeit ist in der weltlichen Gewalt, als in der geistlichen, wenn sie Unrecht thun.

Das vierte Werk dieses Gebotes ist Gehorsam des Gesindes und der Werkleute gegen ihre Herren, Frauen, Meister und Meisterin.

Nun ist die größte Klage in der Welt über das Gesinde und die Arbeitsleute, wie ungehorsam, untreu, ungezogen, vorteilisch sie seien. Das ist eine Plage von Gott. Und fürwahr, das ist des Gesindes einziges Werk, damit sie mögen selig werden; dürfen fürwahr nicht viel wollen, dies oder das thun; haben genug zu thun, wenn ihr Herz nur dahin gerichtet steht, daß sie gerne thun und lassen, was ihren Herren und Frauen gefällig ist.

Wiederum die Herren und Frauen sollen ihre Knechte, Mägde und Arbeitsleute nicht wütenderweise regieren, nicht alle Dinge aufs genauste suchen, zuweilen etwas nachlassen und um des Friedens willen durch die Finger sehen. Denn es mag nicht in allen Dingen alle Zeit schnurgleich zugehen in keinem Stand, dieweil wir auf Erden in der Unvollkommenheit leben.

Alles aber, was gesagt ist von diesen Werken, ist begriffen in den zweien: Gehorsam und Sorgfältigkeit. Gehorsam gebührt den Unterthanen, Sorgfältigkeit den Oberherren, daß sie Fleiß haben, ihre Unterthanen wohl zu regieren, lieblich mit ihnen handeln und alles thun, daß sie ihnen nützlich und behilflich seien. Das ist ihr Weg zum Himmel und ihre besten Werke, die sie mögen thun auf Erden.

Und sollen solche Werke alle lassen sein eine Uebung und Vermahnung, ihren Glauben und Zuversicht immer mehr zu stärken. Denn wie gesagt ist nun vielmal, dieser Glaube macht alle Werke gut, ja er muß sie thun und der Werkmeister sein.

Das sind nur etliche Hauptsätze aus dem ausführlichen Unterricht Luthers über die guten Werke. Wie die ersten vier Gebote, so legt er ferner auch noch die übrigen aus, doch kürzer.

Das Werk des fünften Gebots ist die Sanftmütigkeit, insonderheit gegen den Widersacher und Feind, daß man „sein Herz gewöhne, freundlich von demselben zu gedenken, ihm das Beste zu gönnen, für ihn zu sorgen und zu bitten, darnach, wo die Zeit ist, wohl von ihm zu reden und wohl zu thun.“

Das Werk des sechsten Gebotes ist die Keuschheit. „Nun, wenn nicht mehr Werke geboten wären, denn die Keuschheit allein, wir hätten alle genug zu schaffen daran. Wir sehen, daß die Welt voll ist schänd-

licher Werke der Unkeuschheit, schandbarer Worte, Fabeln und Liedlein; dazu täglich die Reizung sich mehret mit Fressen und Saufen, Müssiggehn und überflüssigem Schmuck. Wider dies alles ist die stärkste Wehr das Gebet und Wort Gottes, daß, wo die böse Lust sich reget, der Mensch zu dem Gebet fliehe, Gottes Gnade und Hilfe anrufe, das Evangelium lese und betrachte, darinnen Christi Leiden ansehe."

Das Werk des siebenten Gebots ist die Mildigkeit, die da „willig ist, von ihrem Gute jedermann zu helfen und zu dienen, auch den Unverdienten, Uebelthätern, Feinden, Undankbaren." „Und fürwahr in diesem Gebot mag man klärlich merken, wie alle guten Werke müssen im Glauben gehen und geschehen; denn hier empfindet ein jeglicher ganz gewiß, daß des Geizes Ursache ist Mißtrauen (gegen Gott, Unglaube), der Mildigkeit Ursach' aber ist der Glaube." —

So entwarf Luther ein völlig neues Bild von dem christlichen Leben, wie es sein soll. Treue Pflichterfüllung in Stand und Beruf, welcher Stand und Beruf es auch sein mag, und dienende Liebe gegen den Nächsten, beides getragen von einem herzlichen Gottvertrauen, das ist's, was den rechten Jünger Christi ausmacht.

Aber was war an dieser Lehre Neues?

Uns Evangelischen ist sie freilich nicht neu. Es sind dieselben einfachen Wahrheiten, die Luther auch in seinem kleinen Katechismus niedergelegt hat und die uns von dort her geläufig sind. Aber für jene Zeit waren sie wie eine Offenbarung.

In der Christenwelt, wie sie vor Luthers Auge stand und wie er wußte, daß Gott sie haben wollte, hatte der Mönch und die Nonne keinen Raum, die doch bisher für die allein vollkommenen Christen gegolten hatten. Sie mußten ihren Platz abtreten an den Vater und die Mutter, die mit Fleiß und Liebe ihre Kinder aufziehen.

Gebrochen war auch das Ansehen der kirchlichen Gebote, womit die Priester ohne Unterlaß den Laien das Leben schwergemacht hatten — oder auch allzu leicht gemacht, wie man's nimmt; denn fasten, wallen, Rosenkranz beten ist leichter, als treu sein im Kleinsten, die Feinde lieben und Demut üben.

Aber das Große und Wunderbare an Luthers Vorgehen ist dies, daß er den fest gefügten Bau der römisch-kirchlichen Ansicht vom Christentum nicht in Trümmer schlug, ohne sogleich dafür einen neuen, schöneren aufzuführen, an dem die Folgezeit wenig zu bessern gehabt hat.

Vor allem hat sie keinen bessern Grund finden können, als den, auf den Luther sein Gebäude gegründet hatte: Christus.

Luther schrieb dieses Buch im April und Mai 1520; Anfang Juni erschien es, also wenig früher als die Schrift gegen Alveld.

Er äußerte gegen Spalatin, als er an die Arbeit ging: „Ich habe schon so viel herausgegeben, daß ich fürchten muß, die Leute werden endlich einmal die Lust zum Kaufen verlieren.“ Die Furcht war unbegründet: die Nachfrage nach Luthers Schriften war immer noch im Wachsen. Noch im Jahre 1520 erschienen 8 verschiedene Drucke des Sermons: zu Wittenberg, Augsburg, Nürnberg, Hagenau (im Elsaß) und Basel. Bald kam auch noch eine lateinische Uebersetzung auf den Markt.

Gewidmet war die Schrift dem Bruder des Kurfürsten Friedrich, dem Herzog Johann von Sachsen. Eine andre Erbauungsschrift hatte Luther, wovon alsbald die Rede sein wird, Friedrich dem Weisen selber zugeeignet.





Dreiunddreißigstes Kapitel.

Kurfürst und Kaiser.

Kurfürst Friedrich von Sachsen mochte manchmal schwerer Sorgen sich nicht erwehren können, wenn er sah, wie sein Wittenberger Professor aus einem gefährlichen Handel in den andern geriet.

Um so zufriedener war er mit der friedlichen Wirksamkeit, die Luther mit immer größerem Erfolge ausübte. Mit Stolz sah er die junge Hochschule kräftig emporblühn, und nicht ohne innerer Verständnis nahm er die Fortschritte der Wissenschaft wahr, mit denen Wittenberg allen übrigen Universitäten voranging. Er kümmerte sich selber angelegentlich um die Berufung der Professoren, wie des Melanchthon, so auch eines Lehrers für das Hebräische. Er ging willig ein auf die mannigfachen Änderungen, welche Luther und seine Mitarbeiter zur Förderung der Studien ihm vorschlugen. Er sorgte auch mit dafür, daß ein tüchtiger Buchdrucker für Wittenberg gewonnen wurde; denn die fleißigen Professoren konnten ohne eine gute Druckerei am Orte nicht wohl auskommen.

Luthers Bücher kaufte und verschenkte er gern. Ab und zu schickte er ihm ein Stück Wildpret.

Ganz nach seinem Sinn war es, daß die an seiner Universität herrschende Richtung sich mit allem Eifer auf die heilige Schrift warf. Friedrich las nach alter Gewohnheit gern die Bibel.

Dafür hatte er lange schon, ehe Luther auftrat, ein inniges Einverständnis bei Staupitz gefunden.

In jenen Tagen, wo Staupitz der vertraute Freund des Kurfürsten

gewesen war, kamen die beiden einmal auf die Volksprediger zu reden. Da sagte der Kurfürst, daß ihn die aus menschlichen Spitzfindigkeiten und Überlieferungen zusammengesetzten Predigten merkwürdig kalt ließen und nicht die Kraft hätten, ihn zu überzeugen; denn es sei doch nichts so scharfsinnig bewiesen, daß es nicht durch größeren Scharfsinn wieder eingerissen werden könnte. Dagegen sei es allein die heilige Schrift, welche mit solcher Majestät und Kraft über alles menschliche Vermögen hinaus zu uns redet, daß alle Netze des Zweifels bald zerrissen sind und man sich gezwungen sieht auszurufen: „So hat nie ein Mensch geredet, das ist Gottes Finger; denn er lehret nicht wie die Schriftgelehrten und Pharisäer, sondern wie einer, der Gewalt hat" (Matth. 7,29).

Staupitz stimmte mit Freuden zu und wollte auch keine andere Predigt gelten lassen, als die das Wort Gottes verkündete.

Da hielt ihm der Kurfürst seine Hand hin, daß er drein einschlüge, und sagte: „Versprecht mir, bitte, daß Ihr immer so denken wollt."

Diese Unterredung hatte Staupitz Luthern mitgeteilt. Wie gerne erinnerte sich dieser dran und entnahm daraus die Hoffnung, daß er bei dem Kurfürsten für sein Streben und Arbeiten auf Verständnis rechnen dürfe.

Spalatin vermittelte den Verkehr zwischen Friedrich und Luther. Friedrich ließ manchmal durch seinen Hofprediger Luthern um seine Erklärung einer Schriftstelle befragen. Er las seine erbaulichen Schriften und ermunterte ihn zu neuen Veröffentlichungen. So war es ihm eine willkommene Gabe, als Luther ihm den Anfang seiner Psalmenauslegung zuschickte.

Im Herbst 1519 fand Luther eine besondere Gelegenheit, für die Seele seines Fürsten zu sorgen. Friedrich war krank geworden; da forderte Spalatin Luthern auf, er möge für ihn eine Trostschrift abfassen. Luther kam schnell damit zustande, denn es ging ihm von Herzen.

„Unser allerliebster Seligmacher," so hebt seine Zuschrift an, „hat uns allen geboten, die Kranken zu besuchen, die Gefangenen ledig zu machen und alle Werke der Barmherzigkeit gegen unsern Nächsten treulich zu erfüllen. Aus dieser Ursach' hab' ich mich ernstlich unterstanden, Ew. Kurfürstlichen Gnaden meinen Dienst und Gebühr dieser Besuchung zu bereiten. Denn ohne die Schuld der Undankbarkeit kann und mag ich die Form und Gestalt meines Hern Christus, d. i. Ew. Kurfürst-

lichen Gnaden Krankheit, in keinen Weg übergehen und kann mich nicht stellen, als hörte ich Gottes Stimme nicht, die mir aus dem Leibe und Fleische Eurer Kurfürstl. Gnaden zuschreit und spricht: ‚Ich bin krank'. Denn ein Christenmensch ist nicht krank, wenn er krank ist, sondern Christus, unser Herr und Seligmacher selbst, in welchem der christliche Mensch lebt, wie denn der Herr Christus selbst sagt: ‚Was ihr gethan habt meiner Kleinsten einem, das habt ihr mir gethan'.

„Zudem, daß ich zusamt allen Leuten, Eurer Kurfürstl. Gnaden in Ihrem Kurfürstentum unterthan, schuldig bin, mit Ew. Kurfürstl. Gnaden ein Mitleiden zu haben, mit zu kranken und alle Beschwerung mit zu ertragen, als mit unserm Haupt, in welchem alles unser Heil, Verwaltung und Wohlfahrt steht. Ja derhalben die ganze Versammlung und Kommun des heiligen römischen Reiches und der christlichen Kirche Ew. Kurfürstl. Gnaden dienst-, dank- und liebepflichtig ist, auf die allermänniglich Augen, Gedanken und Herzen Achtung haben, als auf einen getreuen Vater des Vaterlandes deutscher Nation und eine einige tröstliche Zuflucht des ganzen heiligen römischen Reiches."

Die Trostschrift selber, welche Luther diesem Briefe beifügte, ist ein gar merkwürdiges und sinniges Büchlein. Luther hält seinem Kurfürsten zwei Tafeln vor: auf der einen sind siebenerlei Übel beschrieben, auf der andern siebenerlei Güter. Da zeigt er nun, wie durch alle die Übel und Gefahren, Hoffnungen und Verheißungen der Christ, von Gottes Gnadenhand geführt, sicher hindurchwandelt.

Luther half mit solchen frommen Betrachtungen nicht nur seinem Kurfürsten über die Krankheit und über mancherlei schwere Sorgen hinweg, er tröstete auch sich selber damit. Bald nachdem er die Schrift an Spalatin geschickt hatte, schrieb er ihm, er möge sie ihm wieder zustellen, wenn sie ihren Dienst gethan hätte. „Denn ich gedenke mich selbst noch daran zu trösten. Es ist mir nicht immer alles so gegenwärtig, wie ich es dort niedergeschrieben habe, und über manches möchte ich noch weiter nachdenken."

Lateinisch faßte Luther das Büchlein ab, Spalatin übersetzte es für den Kurfürsten ins Deutsche. Im Februar 1520 wurde es in beiden Sprachen gedruckt.

Luther gab ihm den Titel: „Tessaradekas" d. h. „das Buch von den Vierzehn." Er erklärt das in seiner Zuschrift an Friedrich dahin, daß die vierzehn Betrachtungen dienen sollen „anstatt der vierzehn Nothelfer", gewisser Heiligen, welche das abergläubische Volk in aller

Not anzurufen gewohnt war. Der Kurfürst hielt zwar damals noch sehr viel auf seine lieben Heiligen, sonderlich auf die zu Wittenberg in der Stiftskirche, wie er denn immer noch Reliquien sammelte. Aber er ließ sich Luthers „geistliche Vertröstung“ aus der heiligen Schrift gern gefallen, auch ohne Heiligen, und wird sie zu Herzen genommen haben nach dem Worte der Widmung: „Es ist nicht eine silberne Tafel, sondern eine geistliche, welche sich gebührt, nicht in der Kirchen, sondern in dem Gemüt zu setzen.“

Das Buch, mitten im heftigsten Streit an Emser geschrieben, ist ein Zeugnis von der innern Ruhe, von dem Gottesfrieden, der in Luthers Seele wohnte, auch zu so bewegter Zeit. Wer so trösten konnte, der hatte auch ein Recht, zu streiten.

Luthern doch mehr vom Kampfplatze abzuziehen, war indessen Friedrichs des Weisen bleibender Wunsch. Denn wie sehr der Fürst ihn schätzte, so konnte er an den Verlegenheiten, worein er durch Luthers rücksichtslose Kampfesart immer wieder geriet, keine Freude haben. Mit aus diesem Grunde drängte er Luthern durch Spalatin, daß er seine Kraft auf eine Postille, eine Predigtsammlung, zunächst für die Geistlichen, verwenden solle. Wie gern Luther diese Aufgabe ergriff, die Fortsetzung des Kampfes konnte weder ihm, noch dem Kurfürsten erspart bleiben.

Friedrichs Standpunkt in dem Lutherschen Handel war seit dem Reichstage zu Augsburg und den mit Kardinal Kajetan geführten Verhandlungen, derselbe geblieben. Er fühlte sich als Landesherr verpflichtet, seinen getreuen Unterthan vor Unbill und Vergewaltigung zu schützen. Noch war Luther in seinen Augen keines Verbrechens überwiesen; noch bestand seine Forderung zu Recht, daß der Angeklagte sich vor unparteiischen Richtern verantworten dürfe.

Von ganzem Herzen hieß er den Miltitz und seine Absichten willkommen. Wo er konnte, unterstützte er ihn. Freilich in dem Einen handelte er ihm zuwider, daß er, samt seinem Vetter, dem Herzog Georg, die Leipziger Disputation angelegentlich betrieb. Da war die Ehre seiner Universität Wittenberg im Spiele, und die galt ihm über alles. Aber während er mit großer Spannung den Waffengang seiner Professoren mit Eck verfolgte, verhandelte er gleichzeitig mit dem Erzbischof Richard von Trier, um diesen, in Übereinstimmung mit Miltitz, zum Richter über Luthers Sache zu gewinnen. Fürst und Erzbischof trafen im Juni 1519 in Frankfurt am Main zusammen; beide hatten als Kur-

fürsten dort das wichtige Geschäft, dem Reiche einen neuen Kaiser zu geben. Bei dieser Gelegenheit verabredeten sie, daß Friedrich Luthern zum nächsten Reichstage mitbringen sollte, der für den November in Aussicht stand: dort wollte ihn der Erzbischof vernehmen.

An dieser Abmachung mit dem Trierer Kirchenfürsten hielt Friedrich fest, ob es auch bis zum nächsten Reichstage nicht an Versuchen fehlte, ihn anders zu bestimmen. Weder Gunst noch Ungunst konnten ihn in seinem ebenso vorsichtigen, wie entschiedenen Verhalten irre machen.

Miltitz, der endlich schneller zum Ziele kommen wollte, hielt es nunmehr an der Zeit, die goldene Rose aus ihrem Gewahrsam zu holen. Er ging selber nach Augsburg und kam gar siegesgewiß mit seiner kostbaren Gnadengabe zurück nach Sachsen. Denn er zweifelte nicht, daß Friedrich vor Freuden über das langbegehrte Geschenk sich seinen Wünschen nun ganz gefügig erweisen werde.

Indessen für den Kurfürsten mochte die goldene Rose über dem Warten und Unterhandeln an Wert verloren haben. Als Miltitz nach Altenburg kam, war von einer feierlichen Überreichung des Geschenks an ihn persönlich nicht die Rede. Er ließ es am 25. September durch seine Räte entgegennehmen.

Als Botenlohn erhielt Miltitz zweihundert Gulden, sowie eine Ratsstelle auf drei Jahre, die ihm jährlich hundert Gulden einbrachte. Miltitz hatte mehr erwartet. Er brachte es fertig, den Kurfürsten noch um andre zweihundert Gulden anzugehen: seine Reise habe ihn sehr viel Geld gekostet.

Der Mann hatte kein Glück. Unterwegs, als er die Rose von Augsburg mit sich brachte, hatte er übermütig geäußert: „Doktor Martinus ist in meinen Händen." Doch erreichte er auch von Luther, mit dem er am 9. Oktober in Liebenwerda zusammenkam, weiter nichts, als daß derselbe sich von neuem bereit erklärte, sich dem Erzbischof von Trier zu stellen. Gleich mit Miltitz nach Trier zu reisen, konnte der Kurfürst Luthern nicht gestatten; denn weder besaß Miltitz die nötigen Vollmachten zu solcher Vorladung, noch war Luthern freies Geleit gesichert. So blieb es bei der Verabredung für den nächsten Reichstag.

Friedrich war wohl darüber unterrichtet, daß man ihn in Rom als den Schützer der Lutherschen Ketzerei für das ganze Ärgernis verantwortlich machte.

Im Frühjahr 1520 schrieb ihm sein Geschäftsträger beim Papste, Valentin von Teutleben, aus Rom: „Hier behauptet alle Welt, die

Lutheraner würden von dem Sachsen gehegt und gepflegt und gehätschelt."

Es mußte ernstlich befürchtet werden, daß der Bannstrahl von Rom, den man schon lange witterte, nicht allein Luthers Haupt treffen werde, sondern auch den Kurfürsten, die Universität und das ganze Land. Die Wittenberger Rechtsgelehrten wurden einmal, gewiß infolge der Berichte Teutlebens, kurz nach Ostern 1520, aufgefordert, umgehend ein Gutachten abzugeben, „was geschehen sollte, wenn Doktor Martinus vom Bann betroffen würde, sei es nun allein, oder, was Gott verhüten wolle, samt dem allergnädigsten und christlichsten Fürsten, der Universität und der ruhmvollen Stadt Wittenberg." Spalatin kam deshalb selber vom Hofe nach Wittenberg und verlangte sofortige Erklärungen.

Wir wissen leider nicht, in welchem Sinne die Herren Juristen sich äußerten. So viel ist gewiß: es schien unter den drohenden Gefahren jener Tage zuweilen kein anderer Ausweg übrig, als daß Luther in die Fremde ginge, und wäre es gar zu den Böhmen.

Luther selbst machte sich mit solchen Gedanken vertraut. „Und wenn ich Landes verwiesen werde und eine andere Stätte suchen oder sonst etwas leiden muß um des Wortes Gottes willen, so weißt Du" — schreibt er an Spalatin —, „wie ich solch Ungemach verachte."

Aber dem Kurfürsten Friedrich würde es am allerschwersten geworden sein, dieses Äußerste über Luther zu verhängen oder nur seine Zustimmung zu geben. Ein Lutheraner war er freilich noch lange nicht und ist es im vollem Sinne nie geworden. Das ganze Reformationswerk, das Luther bereits mit starker Hand in Angriff genommen, übersah er bei weitem nicht; er hoffte, zugleich ein Liebhaber der Schrift und ein getreuer Sohn der katholischen Kirche bleiben zu können. Aber das Eine war ihm klar: über Luthers Person mußte er schützend seine Hand halten, so lange als möglich. Und er besaß die Weisheit dazu, um auch unter schwierigen Verhältnissen diese Aufgabe durchzuführen.

Recht nach seinem Sinne mochten die Worte sein, die der große Humanist Erasmus im April 1519 in Sachen Luthers ihm geschrieben hatte:

„Wie es Eurer Gnaden Sache ist, die christliche Religion durch Eure Frömmigkeit zu schützen, so ist es Aufgabe Eurer Klugheit, so lange Ihr Schützer der Gerechtigkeit seid, nicht zuzulassen, daß irgend ein Unschuldiger unter dem Vorwande der Frömmigkeit der Unfrömmigkeit einiger ausgeliefert werde."

Und dieser gerechte und umsichtige Fürst wäre wohl Kaiser geworden, wenn er gewollt hätte.

Kaiser Maximilian, der noch im Sommer 1518, rüstig und weitausschauender Pläne voll, den Augsburger Reichstag geleitet, war am Januar 1519 gestorben. Der Tod überraschte ihn, ehe er noch seinem Enkel Karl die Nachfolge auf dem Kaiserthrone gesichert hatte. So galt es denn, einen neuen Kaiser zu wählen.

Das ging nicht so schnell. Die Oberleitung des Reiches nahmen für die Zwischenzeit zwei Reichsverweser in die Hand. Der Kurfürst von der Pfalz war Verweser in der südlichen Hälfte des Reiches, Kurfürst Friedrich von Sachsen in Norddeutschland. Fünf Monate dauerte die kaiserlose Zeit; erst im Juni 1519 traten die Kurfürsten in Frankfurt am Main zur Kaiserwahl zusammen.

Da hatten sie unterdes Muße genug, sich gewissenhaft zu überlegen, wer wohl am geschicktesten und tüchtigsten wäre für die Kaiserkrone. Aber statt daß es ein jeder recht ernst genommen hätte mit der wichtigen Wahlsache, gab's die fünf Monate lang ein Wühlen und Werben, ein Treiben und und Laufen, ein Bereden und Bestechen, welches den deutschen Fürsten nicht eben zur Ehre gereichte. Zwei ausländische Herrscher waren es, welche mit vielen schönen Worten und mit freigebigen Händen um die Wette bemüht waren, den hohen Preis der römischen Kaiserkrone zu erjagen.

Gab es denn keinen einheimischen Fürsten, der zum Oberhaupte des Reiches getaugt hätte?

Ein einziger konnte ernstlich in Frage kommen. Das war eben Friedrich, Kurfürst von Sachsen. Ihm wußte niemand etwas Schlechtes nachzusagen. Von allen deutschen Landesherrn war er ohne Zweifel der angesehenste und einflußreichste. Noch zu Frankfurt in der vorletzten Stunde zeigten sich die andern Wahlfürsten geneigt, ihre Stimmen auf ihn zu vereinigen. Welch' eine Aussicht für die Sache Luthers und der deutschen Reformation, wenn Friedrich der Weise zum Oberhaupte des Reiches, ja zum weltlichen Oberhaupte der katholischen Kirche wäre erhoben worden!

Aber Friedrich wies diese Ehre von sich. Er war damals sechsundfünfzig Jahre alt, mithin fast zu alt, um noch Kaiser zu werden. Und wenn er nüchtern und weise die Dinge wog, wie sie lagen, mußte er sich sagen, daß er nicht imstande war, das hohe Amt mit der nötigen Kraft zu führen. Das Kaisertum war ein glänzender Name, aber

es brachte seinem Inhaber keinen Zuwachs an Macht. Wenn ein Kaiser die Macht mitbrachte, dann mochte er wohl auch aus dem glänzenden Namen Gewinn ziehen. Aber das gerade fehlte Friedrich dem Weisen, die starke Hausmacht, die ihn befähigte, die widerspenstigen Reichsstände niederzuhalten und zu zwingen. War ein Habsburger, wie Maximilian, mit den vielen deutschen Fürsten nicht fertig geworden, wie sollte es dem Sachsen gelingen?

Friedrich hatte keine Lust, ein Schattenkaiser zu werden und auf seine alten Tage sich Kummer und Ärgernis zu bereiten. Darum verzichtete er auf den hohen Traum.

So blieb den Kurfürsten nichts übrig, als zwischen den zwei fremden Bewerbern zu wählen. Das Zünglein der Wage schwankte zwischen den beiden lange Zeit.

Der eine war Maximilians Enkel Karl, König von Spanien.

Der andre war Franz I., König von Frankreich.

Seit das Reich Karls des Großen auseinander gegangen war in ein deutsches Reich und in ein Frankenreich, war die Kaiserkrone bei den Deutschen geblieben. Auch jetzt mußte sich der deutsche Sinn dagegen sträuben, den Franzosen zum Kaiser zu erheben. Trotzdem war diese höchste weltliche Würde der Christenheit nicht an das deutsche Blut gebunden. Und die Erbfeindschaft, wie sie jetzt zwischen Deutschen und Franzosen besteht, kannte man damals noch nicht; sie ist nur die Folge der jahrhundertelangen Eifersucht zwischen den französischen Königen und dem Hause Habsburg, wie sie eben auch bei jener verhängnisvollen Wahl zu Tage trat.

Franz I. vertraute bei seiner Bewerbung vor allen Dingen auf die Macht des Goldes und lockender Versprechungen. Aber auch ehrenwertere Vorzüge kamen ihm zu Gute. Ein königlicher Held, bekränzt mit dem frischen Lorbeer des Sieges von Marignano, wo er die bis dahin unbesiegten Schweizer aufs Haupt geschlagen hatte, selbst einer der Tapfersten in der Schlacht — so stand er da vor den Augen der Welt. In seinem Wesen war er ein ganzer Franzose: liebenswürdig, redefertig, feurig; er wußte zu leben und war stark nicht nur in ritterlichen Kämpfen, sondern auch in leichtfertigen Abenteuern.

Sein Land reichte an Umfang bei weitem nicht hinan an die Ländermassen, worüber sein habsburgischer Nebenbuhler gebot. Dafür war es ein fester Bau, an dem niemand rütteln durfte; so straff er die

Zügel seiner Herrschaft hielt, war ihm das französische Volk doch mit Begeisterung ergeben.

Karl von Spanien hatte noch keinen Kriegsruhm gewonnen, und von glänzenden persönlichen Eigenschaften war auch nichts an ihm zu bemerken.

Kränklich von Kind auf, war er unter mühsamer Pflege zu einem Jüngling von neunzehn Jahren herangereift. Und doch hatte er so gar nichts von einem Jüngling: düster und trübsinnig schaute er drein. Von seinem Vater hatte er das nicht, denn Philipp der Schöne war ein lebenslustiger, frischer Mann gewesen, wie alle Habsburger vor ihm. Die trübe Gemütsart gab ihm die Mutter ins Leben mit; sie soll ihren Gemahl in einem Anfall von Eifersucht mit einem Liebestrank vergiftet haben — über seinen Tod verfiel sie in völligen Wahnsinn. Noch lebte sie und war Spaniens Königin; als ein Sechzehnjähriger übernahm Karl für sie die Regierung.

Er konnte mit Recht für sich geltend machen, daß die Kaiserkrone schon seit Menschenaltern bei seinem Hause gewesen war. Denn da galt es als Reichsgebrauch, daß die Wahl dem Erben des Hauses auch die Krone zuwandte. Und wirklich fiel das auch schwer in die Wagschale, daß er ein Habsburger war. Mochte immerhin seine Mutter eine Spanierin sein, so floß doch deutsches Blut in seinen Adern.

Das Machtgebiet, das er teils schon besaß, teils in sicherer Aussicht hatte, war geradezu ein ungeheueres. Nur durch das Verdienst seiner Geburt häufte er Kronen auf sein Haupt, die bisher noch nie auf Einem Haupte waren vereinigt gewesen. Er hatte die deutsch-österreichischen Lande und sichere Ansprüche auch auf die Königreiche Böhmen und Ungarn. Ihm fielen die Burgundischen Lande zu mit ihren blühenden Städten und unerschöpflichem Reichtum. Dazu kam Spanien mit Neapel und Sizilien und mit den wundervollen Gebieten der neuen Welt über dem atlantischen Ozean, deren Grenzen noch nicht gefunden waren. Zur Krönung des Gebäudes fehlte allein der Glanz des kaiserlichen Namens.

Rom, das doch auch ein großes Interesse daran hatte, wer römischer Kaiser wurde — für welchen von den beiden Nebenbuhlern machte Rom seinen Einfluß geltend?

Man sollte denken: für den Habsburger Karl. War doch auf dem Augsburger Reichstage der Kardinallegat mit Maximilian ganz Hand in Hand gegangen. Aber es kam den Staatsmännern am päpstlichen

Hofe auf eine Schwenkung nicht an, wenn die hohe Politik sie forderte. Derselbe Kajetan, der in Augsburg für Karl sich bemüht hatte, that nach Maximilians Tode sein Möglichstes, die Wahl zu Gunsten Franz I. zu lenken.

Der Papst fürchtete sich vor dem Weltreiche des Habsburgers. Die Machtfülle in seiner Hand war so groß, daß sie alle andern Mächte erdrücken zu müssen schien. Der Franzose war in den Augen des Papstes das kleinere Übel; so trat er für ihn ein.

Aber trotzdem gestalteten sich die Aussichten immer ungünstiger für Franz I.. Die Stimmung im deutschen Volke und auch die Erwägungen der Kurfürsten wandten sich dem Habsburger zu. Als Leo das Unvermeidliche kommen sah, ergab er sich drein; er sagte: man müsse nicht wider die Mauer rennen.

Den Ausschlag gab schließlich Kurfürst Friedrich von Sachsen. Er, der sich bis in die letzte Zeit freie Entschließung vorbehalten und allein unter den Kurfürsten seine Hände von allen Wahlgeldern rein gehalten hatte, trat endlich mit Entschiedenheit für Karl ein. Was ihn dabei bestimmte, war Karls Abstammung von den Habsburgern und daß er als Erzherzog von Österreich ein deutscher Reichsfürst war.

Am 28. Juni 1519, am zweiten Tage der Leipziger Disputation, ertönte zu Frankfurt am Main, nach altem Gebrauch bei der Kaiserwahl, die Sturmglocke. Die Kurfürsten versammelten sich, mit ihren scharlachnen Amtskleidern angethan, in der engen, halbdunklen Kapelle der Bartholomäuskirche, der altehrwürdigen Stätte schon so mancher Wahl. Der Erzkanzler des Reichs, Erzbischof Albrecht von Mainz, fragte, wie das Herkommen gebot, zuerst den von Trier. Trier erwählte den Erzherzog von Österreich, Prinzen von Burgund, König von Spanien. Für denselben stimmten auch einmütig alle andern Kurfürsten.

Jubelnd vernahm es das Volk, als Karl V. zum Kaiser ausgerufen wurde.

Im Grunde war Karl V. noch nicht Kaiser durch die Wahl. Er hatte nur die Anwartschaft auf die Kaiserkrone, die ihm allein der Papst in Rom aufsetzen mußte. So war er auch noch nicht deutscher König. Auch dazu mußte er erst in Aachen gekrönt werden. Das war es, was man zunächst von dem Erwählten zu erwarten hatte, daß er sich im

Reiche einfand zur Königskrönung. Erst nach fast anderthalb Jahren erschien er. Bis dahin hat er den deutschen Boden nicht betreten.

Was von ihm zu erwarten wäre, ob seine Oberherrlichkeit dem Reiche und der Kirche Segen bringen würde oder nicht — wer konnte das ahnen?

Die Fürsten sicherten sich gegen Übergriffe seiner Gewalt gleich nach der Wahl durch eine sogenannte Wahlkapitulation oder Wahlverschreibung. Es war dies ein Vertrag zwischen dem erwählten Kaiser und den Kurfürsten, worin der Kaiser sich verpflichtete, die Rechte und Freiheiten des Reiches, wie der einzelnen Reichsstände, zu achten und zu schützen. Mit jeder Kaiserwahl wußten die Fürsten die Grenzen der kaiserlichen Macht enger zu ziehen.

Auch der kirchlichen Dinge gedachte die Verschreibung. Der Kaiser versprach darin, die Privilegien der deutschen Kirche nach bestem Vermögen zu wahren und was der römische Hof wider das Recht und die Freiheit deutscher Nation vorgenommen habe, abzustellen.

Die Luthersche Angelegenheit spielte weder bei diesen Verhandlungen nach der Wahl, noch bei den Entschließungen zur Wahl irgend eine Rolle. Und doch sollte die Entscheidung dieses Handels die wichtigste Aufgabe sein, welche der neue Kaiser sich gestellt sah.

Zunächst war es für die Reformation günstig gewesen, daß so lange Zeit hindurch eine kaiserliche Gewalt in Deutschland nicht bestand Unter dem Zwischenregiment der Reichsverweser konnte die Bewegung die von Wittenberg ausging, ungehemmt sich entwickeln und im deutschen Volke Wurzel fassen. Ein mit dem Papste einiger Kaiser hätte sie sonst im Keime ersticken können.

Zwei Jahre lang dauerte es, von Maximilians Tode ab gerechnet, ehe Karl V. zu Luthers Sache Stellung nahm.

Bis dahin war allen Parteien freie Hand gelassen, von ihm das Beste für sich zu hoffen. Da ihn niemand in Deutschland kannte, war er wie ein unbeschriebenes Blatt, worauf jedermann schrieb, was ihm wünschenswert dünkte.

Die Anhänger des Alten sehnten ihn ins Reich herbei, wie einen Retter aus schwerster Not. Und sie hatten Grund zu hoffen, wenn sie bedachten, daß er aus Spanien kam, dem gelobten Lande katholischer Frömmigkeit, und daß der Kardinal Adrian (Seite 493) sein Erzieher gewesen war.

Aber auch Luther und seine Gesinnungsgenossen hegten ein hohes

Vertrauen zu dem „jungen, edlen Blut". Wie hätte es sie nicht mit freudigen Erwartungen erfüllen sollen, als Karl V. Miene machte, Friedrich den Weisen sich zum vertrauten Ratgeber für die Leitung der deutschen Angelegenheiten zu erwählen? Im Januar 1520 kam ein Gesandter des Kaisers nach Sachsen mit höchst gnädigen Zusagen für die Zeit, wo er selbst Deutschland besuchen und den ersten Reichstag halten werde: Friedrichs Stimme solle ihn da ganz leiten, „denn wunderviel halte er von seinen Anschlägen, von seinem Rat und seiner Weisheit".

Der Gesandte, ein Deutscher, namens Hieronymus Brunner, feierte in Wittenberg das Fest der Bekehrung Paul i(25. Januar) mit, welches Melanchthon dadurch zu einem besonders bedeutsamen machte, daß er in dem Gottesdienste der Universität eine eindringende Rede über den Unterschied der paulinischen und scholastischen Theologie hielt. Diese Rede, welche die Grundgedanken der neuen, reformatorischen Richtung deutlich entwickelte, widmete Melanchthon dem kaiserlichen Gesandten selbst. Auch Luther setzte sich mit ihm bei einem Gastmahl lebhaft auseinander.

Wie Luther von Karl dachte, bezeugt uns sein Brief vom 13. Juni 1520 an Spalatin. Da ruft er aus:

„Der Herr gebe dem Kaiser Karl seinen Geist, daß er stark werde in der Wahrheit wider den Feind der Wahrheit, Rom! Amen."

Auch auf des Kaisers Bruders Ferdinand, der sich als ein Gönner der edlen Wissenschaften geberdete, setzte man im Lutherschen Kreise Hoffnungen. Ulrich von Hutten, noch nicht lange, aber um so begeisterter, Luthers Anhänger, reiste zu Ferdinand, der damals in den Niederlanden Hof hielt, in der ausdrücklichen Absicht, ihn für die Sache der Reformation zu gewinnen. Darüber schrieb Melanchthon (am 8. Juni 1520):

„Hutten reist zu des Kaisers Bruder, um durch die höchsten Fürsten der Freiheit einen Weg zu bahnen; was dürfen wir also nicht hoffen?"





Vierunddreißigstes Kapitel.

Ulrich von Hutten.

Unsicher blieb es, wie lange Friedrichs vorsichtiges Wohlwollen Luthern schützen würde; unsicherer noch waren die auf Karl gesetzten Hoffnungen. Da rührte sich's in der deutschen Ritterschaft, und neue Freunde, die nicht zu verachten waren, öffneten dem hart gefährdeten Wittenberger Mönch eine Zuflucht auf ihren festen Schlössern.

Der streitbarste Bundesgenosse, den Luther damals aus den Reihen des deutschen Adels gewann, war Ulrich von Hutten. Freilich ein Ritter ohne Burgen und Kriegsmacht, aber ein Ritter des Geistes, stark mit der Feder in der Hand und durch den leidenschaftlichen Eifer, womit er durchfocht, was er sich vorgenommen.

Hutten hatte eine Zeit lang gleichgiltig, ja spottend und höhnend der neuen Bewegung, die von Wittenberg ausging, zugesehen. Wir haben schon gehört, wie wegwerfend er sich darüber äußern konnte (Seite 375). Allmählich gingen ihm die Augen dafür auf, wie jenes Mönches Sache seines ganzen Beistandes wert sei. Im Frühjahr 1520 trat er mit Luther in Verbindung.

Hutten war fünf Jahre jünger als Luther. Er hatte eine gar bewegte Vergangenheit hinter sich. Es fügte sich seltsam, daß die beiden, so verschieden an Geistesart und Lebensgang, eine Weile Schulter an Schulter kämpfen sollten.

Hutten stammte aus uraltem, berühmtem fränkischen Rittergeschlecht. Am 22. April 1488 wurde er geboren auf der Burg Steckelberg im

Fuldaischen. Sein Vater bestimmte ihn für den geistlichen Stand, vielleicht weil er ihm zu schwächlich schien, um als Ritter sich durchs Leben zu schlagen. Schwerlich war eine besondre fromme Vorliebe für den Kirchendienst dabei im Spiele — die Kirche galt den adligen Herrn als eine Versorgungsanstalt für die überzähligen Söhne, die sie sonst nicht mit Ehren durchbringen konnten. So kam denn Ulrich, ein Knabe von elf Jahren, nach Fulda in die Klosterschule, um dort bei den Brüdern für seinen künftigen Beruf das Nötigste zu lernen.

Der Knabe fand am Lernen Geschmack, mehr als dem Vater lieb war. Denn als ein echter Rittersmann haßte und verachtete er die Wissenschaften. Dagegen gewann er für den geistlichen Stand keine Neigung. Die Bemühungen der Mönche, den begabten Jüngling im Kloster festzuhalten, stießen bei ihm auf den entschlossensten Widerstand. Als man Miene machte, ihn ernstlich zu zwingen, rettete er sich durch die Flucht. Er zählte damals sechzehn Jahre.

Sein Sinn stand hinaus in die weite Welt. Das Leben wollte er kennen lernen und studieren. So wurde er ein fahrender Schüler. Von einer Hochschule zog er zur andern: von Erfurt nach Köln, von Köln nach Frankfurt an der Oder, nach Greifswald, Rostock, Olmütz, Wien. Recht elend mußte er sich durchschlagen. Sein Vater hatte ihn ganz und gar verstoßen; denn daß ein Ritterbürtiger unter die Gelehrten ging, war eine Schmach für den ganzen Ritterstand. So traf den Jüngling alle mögliche Bedrängnis, Entbehrung jeglicher Notdurft, Hunger, Blöße, Krankheit, dazu jähe Unglücksfälle. Hundert andre wären in der Not und dem Schmutze, durch den er hindurchmußte, zu Grunde gegangen — und gingen zu Grunde — aber in ihm lag ein tüchtiger Kern, der nicht so leicht zu ertöten war, und so raffte er sich immer wieder empor zu neuem Lebensmut und tapferem Ausharren. Ja, er wußte unter allen Irrsalen und Abenteuern sich doch eine ungewöhnliche Geistesbildung und mannichfache gelehrte Kenntnisse zu erwerben.

So war er vierundzwanzig Jahre alt geworden. Da trieb ihn ein brennendes Verlangen nach dem gelobten Lande der Humanisten, nach Italien hinüber. Er versuchte in Pavia und Bologna die Rechtswissenschaft zu studieren, fand aber keinen Geschmack daran. Dafür wurde er ein Humanist mit Leib und Seele. Nur daß er ein scharfes Auge behielt auf die Weltbegebenheiten und eine glühende Liebe zu seinem deutschen Vaterlande in seinem Herzen nährte. Gerade in Italien lernte

er alles wälsche Wesen, zumal die römische Tyrannei, die wie auf der ganzen Christenheit, so vor allem auf dem deutschen Volke lastete, mit all der Leidenschaft, deren er fähig war, hassen.

Drei Jahre lang blieb er in Italien. Sein Leben war dort so unstet und armselig, wie erst in Deutschland. Eine Zeit lang nahm er sogar Kriegsdienste im kaiserlichen Heere und versuchte sein Glück als Rittersmann. Nun, an Tapferkeit fehlte es ihm gerade nicht. Er ganz allein züchtigte einmal fünf Franzosen, die sich über seinen Kaiser Maximilian lustig machten: den einen stach er über den Haufen, die andern vier schlug er in die Flucht.

Doch sollte nicht das Schwert, sondern die Feder ihm zu Ruhm und Ehren helfen. Mitten im Kriegsgetümmel, im Feldlager schrieb er lateinische Verse. Das war ja die Hauptkunst der Humanisten, die sich darum gern „Poeten" nannten.

Durch seine Verse wurde Hutten berühmt. Sie waren nicht so langweilig, wie das Meiste, was sonst die Humanisten dichteten; frisch und keck ging er darin den Schäden seiner Zeit zu Leibe. Über die großen Welthändel, wie über die Zustände der Kirche gab er ein scharfes Urteil ab. Auch um des Ablaßunfugs willen mußte sich der Papst hart von ihm züchtigen lassen (Seite 193).

Trotzdem daß seine Verse in Italien und Deutschland Aufsehen machten und sein Name dadurch einen guten Klang gewann, blieb dem Heimkehrenden die väterliche Burg verschlossen. Da fand sich eine Gelegenheit, mit seinen Gaben seiner Familie einen großen Dienst zu thun. Herzog Ulrich von Württemberg hatte seinen Stallmeister Hans von Hutten im Walde niedergestoßen, weil er dessen Gattin liebte. Das führte zu einer heftigen Fehde des Huttenschen Geschlechts mit all seiner Freundschaft gegen den Herzog. Aber Ulrich von Hutten griff zur Feder und schrieb gegen den Herzog eine Reihe zorniger Schmähschriften, in welchen er die ganze gebildete Welt zur Rache gegen den Tyrannen aufrief.

Diese Schriften machten durch die flammende Beredsamkeit und die leidenschaftliche Freiheitsliebe, die darin zu Worte kam, in weiten Kreisen einen gewaltigen Eindruck. Jeder fühlte, daß es gefährlich war, diesen Feuergeist zum Feinde zu haben. Die Seinigen nahmen ihn wieder auf, wie einen verlorenen Sohn, weil er für die Ehre des Hauses so kräftig und glücklich eingetreten war. Aber freilich die Hoffnung,

daß er nun wenigstens ein wohlbestallter Rechtsgelehrter werden würde, erfüllte er seinem Vater nicht.

Noch einmal ging er nach Italien, aber nicht um seine juristischen, sondern seine humanistischen Studien zu vollenden. Seine Gedichte las man nicht nur in Deutschland und Italien, sondern auch in Frankreich und England, und überall schaute man auf den berühmten Poeten mit Neid und Bewunderung.

Den Gipfel seines Glückes erstieg Hutten, als er am 12. Juli 1517 zu Augsburg vor versammeltem kaiserlichen Hofstaat von Kaiser Maximilian mit dem Lorbeerkranz gekrönt wurde. Es war dies die größte Ehre, die einem Dichter widerfahren konnte.

Erzbischof Albrecht von Mainz, der Gönner aller Künste und Wissenschaften, wußte den Dichterkönig an seinen Hof zu fesseln. Er nahm ihn um dieselbe Zeit in seine Dienste, wo Hutten bereits anfing, seine Gaben und Kräfte wider das Papsttum zu verwenden.

Denn es war ein scharfer Hieb gegen Rom, als Hutten im Jahre 1517 eine seltene und vergessene Schrift in Druck gab, welche mit siegreicher Beweisführung das Mährchen von der Konstantinischen Schenkung über den Haufen warf.

Was für eine Bewandtnis hatte es mit der Konstantinischen Schenkung?

Seit mehr als siebenhundert Jahren lehrte und glaubte man in der abendländischen Christenheit, daß der Kaiser Konstantin, als er seinen Sitz in Konstantinopel nahm (330), dem damaligen Bischof von Rom eine große Schenkung gemacht habe. Er sollte dem Papste Sylvester I. und allen seinen Nachfolgern nicht nur seinen römischen Palast, den Lateran, abgetreten haben, sondern auch die ganze Stadt Rom, alle Provinzen Italiens, ja das ganze Abendland. In dem kirchlichen Rechtsbuche war sogar die Urkunde zu lesen, worin Kaiser Konstantin zu Gunsten des Stuhles Petri auf so gewaltige Güter und Rechte verzichtete. Auf dieser Schenkung ruhten die Ansprüche der Päpste, das Abendland zu beherrschen; auf dieser Schenkung ruhte insonderheit die Behauptung, daß der Papst Freiheit, Macht und Recht besessen habe, die römische Kaiserkrone an die deutsche Nation zu übertragen.

Heutzutage weiß jedermann, der den Gang der Geschichte einigermaßen kennt, und auch die katholischen Geschichtsschreiber können es nicht leugnen, daß jene Urkunde gefälscht und an der ganzen Konstantinischen Schenkung kein wahres Wort ist. Es fiel dem Kaiser Kon-

stantin gar nicht ein, von seiner Herrschaft etwas an den römischen Bischof und seine Nachfolger abzutreten, und die Verlegung seiner Residenz nach Konstantinopel hatte ganz andere Gründe als den, zu Gunsten des hochheiligen Stuhles Petri das Land zu räumen.

Nun hatte bereits im Jahre 1440 ein heller Kopf und unabhängiger Forscher, Laurentius Valla, in einer scharfsinnigen Schrift die Unwahrheit und Undenkbarkeit jener Fabel für jeden, der sehen konnte und sehen wollte, deutlich nachgewiesen. Er hatte auch sogleich aus dieser Erkenntnis den Schluß gezogen, daß der Papst auf die weltliche Herrschaft, die er widerrechtlich in Anspruch nehme, verzichten und wieder das werden müsse, was er sein soll, nämlich ein Stellvertreter Christi und nicht des Kaisers Konstantin, ein heiliger Vater, ein Vater aller Gläubigen, ein Vater der Kirche.

Dieser Laurentius Valla war ein rechter Bahnbrecher der freien Forschung. Aber mit dem Papsttum hat er nach mancherlei Kämpfen seinen Frieden gemacht und ist schließlich als „apostolischer Sekretär“ und Domherr der Laterankirche in Rom gestorben. Seine Schrift über die Konstantinische Schenkung geriet gänzlich in Vergessenheit.

Da kam sie, siebenundsiebzig Jahre nach ihrem Entstehen, in die Hände Ulrichs von Hutten. Und nun sollte sie erst recht ihre Wirkung thun.

Hutten gab die Schrift neu heraus. Und er war dreist genug, sie dem Papste Leo X. selber zu widmen. Andre Päpste, sagt er in seiner Zuschrift an ihn, hätten die Schrift verboten — Leo dagegen werde sie lieben, weil er ein Freund der Wahrheit sei.

Den größten und nachhaltigsten Eindruck machten die Enthüllungen auf Luther. Erst im Februar 1520 lernte er das Buch kennen. Also gerade in einer Zeit, wo er schon fast alles gute Zutrauen zu Rom verloren hatte. Was er nun zu lesen bekam, schlug dem Fasse den Boden aus. In tiefer Erregung schrieb er an Spalatin (am 24. Februar 1520):

„Ich habe in Händen die Schrift des Laurentius Valla wider die Schenkung Konstantins, von Hutten herausgegeben. Guter Gott! welche Finsternisse und Nichtswürdigkeiten der Römlinge! Und daß man sich über Gottes Gericht wundern muß: so viele Jahrhunderte hindurch haben diese schmutzigen, groben, unverschämten Lügen nicht nur Bestand gehabt, sondern sogar geherrscht und als kirchliches Gesetz gegolten und — was das Ungeheuerste ist an der Ungeheuerlichkeit — unter den

Artikeln des Glaubens ihre Stelle gefunden. Ich bin so geängstet, daß ich nachgerade nicht mehr zweifle, der Papst sei recht eigentlich jener Antichrist, den die Welt erwartet: so sehr stimmt hierzu sein ganzes Leben, Thun, Reden und Beschließen".

Trotz dieser romfeindlichen Veröffentlichung, ja unmittelbar darauf, nahm Erzbischof Albrecht von Mainz Hutten in seine Dienste. Wie war das möglich?

Nun, eine gewisse Opposition gegen Rom war nicht so ganz gegen Albrechts Sinn. Was Hutten wollte, war eine von Rom unabhängige, deutsche Kirche. Wenn dieser Plan zur Ausführung kam, war es gar nicht anders möglich, als daß der erste Geistliche Deutschland, der Primas der deutschen Kirche, an Macht und Ansehen ungemein gewann. Daher ist es begreiflich, daß Albrecht gegen Huttens romfreie, deutsche Kirche nichts einzuwenden hatte, und wenn er ihm auch nicht gerade offenen Beifall spendete, ihn gerne gewähren ließ. Noch manche Schrift gegen den Papst und die Romanisten hat Hutten in Mainz unter den Augen des Erzbischofs in Druck geben dürfen.

Unbequemer war dem hohen Kirchenfürsten begreiflicher Weise das Vorgehen Luthers, da dieser von Anfang an seinen eigensten Interessen ins Gehege kam. War doch Albrecht an dem Gewinn des Ablaßgeschäftes mit der Hälfte beteiligt! Und doch haben wir schon gesehen, daß sogar Luthern gegenüber Albrecht eine gewisse wohlwollende Zurückhaltung bewahrte, als ein anderer Bischof, der von Meißen, bereits mit strengen Erlassen gegen den Ketzer einschritt. Luthern kam da noch der andere Umstand zu Gute, daß Albrecht, nach dem Beispiele des Papstes selber, den Gönner der freisinnigen Geister spielte. So mochte auch Hutten an seinem Hofe sich tummeln, wenn er's nur nicht gar zu arg machte.

Hutten war im Grunde eine weltliche Natur. Nicht, daß wir ihn damit einen gottlosen Menschen nennen wollen. Er hat, zumal als er nachher für Luther gewonnen war, sich laut und freudig zu Christo bekannt. Aber die tiefen Herzenserfahrungen, die Luther gemacht hatte, blieben ihm fremd. Nicht aus Sorge um seiner Seelen Seligkeit kämpfte er gegen Rom, sondern aus Liebe zu seinem Vaterlande, zu seinem deutschen Volke. Er haßte in dem Papst und seinen Römlingen die Blutsauger, welche die Deutschen um ihr Hab und Gut brachten. Und ganz wild konnte er werden, wenn er daran dachte, daß sie unter allen Völkern der Christenheit gerade die Deutschen für so dumm hielten, daß

sie auch den gröbsten Betrug nicht scheuten, ihnen das Fell über die Ohren zu ziehen.

Diesem Ingrimm gegen die römische Fremdherrschaft machte er nun immer rücksichtsloser Luft. Denn seine Wahrheitsliebe war so groß, wie seine Vaterlandsliebe. Immer freimütiger und mutwilliger wurden seine Brandschriften. Sie atmeten Aufruhr gegen das römische Joch. Und um das Ziel der Freiheit, auf das er immer bewußter losarbeitete, zu erreichen, war ihm kein Unternehmen zu kühn und kein Opfer zu groß.

Noch schrieb er lateinisch; so lange waren seine Schriften noch unschädlicher, denn die Schar der Lateinverständigen war nicht so leicht zum Handeln zu entflammen. Bald aber sollte er auch deutsch schreiben lernen, und wehe Rom, wenn seine Gedanken ins Volk drangen!

Nur zur Probe ein Stück aus einer seiner Flugschriften, womit er im Jahre 1520 die römische Tyrannei angriff. Da weist er einmal auf Rom hin und ruft aus:

„Sehet da die großen Scheunen des Erdkreises, in welche zusammengeschleppt wird, was in allen Landen geraubt und genommen worden. In ihrer Mitte sitzt jener unersättliche Kornwurm, der ungeheure Haufen Frucht verschlingt, umgeben von seinen zahlreichen Mitfressern, die uns zuerst das Blut ausgesogen, dann das Fleisch abgenagt haben, jetzt aber an das Mark gekommen sind, uns die innersten Gebeine zerbrechen und alles, was noch übrig ist, zermalmen.

„Werden da die Deutschen nicht zu den Waffen greifen? nicht mit Feuer und Schwert anstürmen?

„Das sind die Plünderer unseres Vaterlandes, die vormals mit Gier, jetzt mit Frechheit und Wut, die weltbeherrschende Nation berauben, vom Blute und Schweiße des deutschen Volkes schwelgen, aus den Eingeweiden der Armen ihren Wanst füllen und ihre Wollust nähren. Ihnen geben wir Gold; sie halten auf unsere Kosten Pferde, Hunde und Maultiere und — o der Schande! — Dirnen und Knaben. Mit unserem Gelde pflegen sie ihrer Bosheit, machen sich gute Tage, kleiden sich in Purpur, zäumen ihre Pferde und Maultiere mit Gold, bauen Paläste von lauter Marmor.

„Berufene Pfleger der Frömmigkeit, versäumen sie diese nicht allein, was doch schon sündlich genug wäre, sondern verachten sie sogar, ja sie verletzen, beflecken und schänden sie.

„Und während sie früher durch Schönthun uns köderten und durch

Lügen, Dichten und Trügen uns das Geld abzulocken wußten, greifen sie jetzt zu Schrecken, Drohung und Gewalt, um uns, wie hungrige Wölfe, zu berauben. Und wir müssen sie noch liebkosen, dürfen nicht stechen noch rupfen, ja nicht einmal berühren oder antasten.

„Wann werden wir einmal klug werden und unsere Schande, den gemeinen Schaden, rächen? Hat uns früher die vermeinte Religion und eine fromme Scheu zurückgehalten, so treibt und zwingt uns dazu jetzt die Not."

Unermüdlich ist Hutten, seine Deutschen zu mahnen und zu treiben, zu drängen und zu zwingen, daß sie doch endlich die Schmach des römischen Joches erkennen und sich ermannen, es abzuwerfen. Trotzdem schenkte ihm Kardinal Albrecht noch im Juni 1520 hundert Gulden. Aber auf die Dauer konnte er sich doch nicht am Mainzischen Hofe halten. Eck war es, der dafür sorgte, daß man in Rom auch auf Hutten aufmerksam wurde und seinen Gönner Albrecht veranlaßte, ihm den Mund zu stopfen.

Da war es nun von größtem Werte für Hutten, daß er um dieselbe Zeit einen mächtigen Freund gewann, in dessen Schutze er vollends ungezwungen seine Pläne weiter verfolgen konnte. Das war Franz von Sickingen.

Franz von Sickingen hatte keine gelehrten Studien gemacht. Er war aufgewachsen nach echter Ritterart, ohne etwas anderes zu lernen als das Waffenhandwerk. Das verstand er aber auch. Und nicht nur ein tapferer Haudegen war er, dem Kämpfen und Kriegen Beruf und Lebensfreude war, wie es deren Hunderte gab im deutschen Reiche. Er überragte die gesamte Reichsritterschaft um eines Hauptes Länge; denn er war ein Feldhauptmann, der mit Kunst Krieg führte. Wenn er die Trompete blasen ließ und zu einem Feldzuge Mannschaften herbeirief, da sammelte sich unter seinem Banner die gesamte rheinische Ritterschaft. Und wehe der Stadt, wehe dem Lande, wogegen er seine Scharen führte.

Im Jahre 1495 hatte Kaiser Maximilian mit den Ständen des Reiches zu Worms einen ewigen Landfrieden beschlossen. Die eigenmächtigen Fehden, die bisher an der Tagesordnung waren und den Wohlstand und die Sicherheit im Volke untergruben, sollten damit ein Ende haben. Alle Streitigkeiten zwischen den Reichsständen, also auch

zwischen den Rittern und Städten, sollte ein Reichsgericht entscheiden.

Ja, wenn der ewige Landfriede nicht auf dem Papier geblieben wäre! Aber das Faustrecht herrschte nach wie vor. Zumal die Ritter fuhren fort, die Städter zu plündern, zu fangen und zu brandschatzen. Das Wegelagern war ihre Lust, und es war ihr Broterwerb. Da kam es ihnen freilich schwer an, sich zu einem friedsamen Leben zu gewöhnen. Die oberste Reichsgewalt aber, der Kaiser, war zu schwach, um sie zur Ruhe zu zwingen.

So mochte eines Ritters Schutz und Freundschaft kein verächtlich Ding sein in jenen wilden Zeiten. Vollends wenn's ein Ritter war, wie Franz von Sickingen.

Hutten und Sickingen schlossen den innigsten Freundschaftsbund mit einander. Hutten erfüllte den Sickingen mit seinen Freiheitsgedanken, und dieser stellte seine Burgen und sein Schwert in den Dienst des Befreiungskampfes. Wenn die zwei für Einen Mann standen, waren sie stark genug, das Reich in Atem zu bringen.

Sickingens Burgen wurden je länger je mehr der Zufluchtsort aufstrebender Geister, die mit den bestehenden Gewalten in Zerfall geraten. „Herbergen der Gerechtigkeit" nennt sie Hutten. Auf der Ebernburg, dem Hauptsitze Sickingens, an der Nahe gelegen (in der heutigen bairischen Pfalz), sammelten sich die Männer, die wegen ihres Eifers für die Kirchenverbesserung Verfolgung litten. Seit September 1520 hielt sich Hutten dauernd dort auf.

Den ganzen Kreis der Humnisten hatte Sickingen dadurch gewonnen, daß er — auf Huttens Veranlassung — im Jahre 1519 die Sache des ehrwürdigen Reuchlin in die Hand nahm und seinen Feinden, den Ketzermeistern zu Köln, Fehde ansagte. Die Kölner Dominikaner mußten seine Forderungen bewilligen. Als dann eine Wendung zu Ungunsten Reuchlins eintrat, bot er auch diesem eine Freistatt auf seiner Ebernburg. Der Tod öffnete jedoch demselben eine andre Freistatt, wohin der Arm der Ketzermeister auch nicht reichte.

Dagegen konnte vielleicht ein anderer Sickingens Schutz um so mehr brauchen, nämlich Luther.

Auch für Luther wußte Hutten den Ritter ganz und gar zu gewinnen.

Aber seit wann war denn Hutten selber für Luther eingenommen?

Später als manchem andern Humanisten gingen ihm die Augen für Luthers Größe auf. Die Leipziger Disputation weckte seine Teilnahme für den Mönch. Er merkte, daß dort ein Kampf ausgefochten wurde, der sich wenig unterschied von dem Kampfe, für den er lebte, wirkte und schrieb. Eck war ihr gemeinsamer Gegner. Und was Hutten von Luthers Gedanken begriff, war seine Auflehnung wider das Joch des Papsttums. An Stelle der Abneigung und Verachtung gegen Luther trat schnell eine feurige Verehrung des kühnen Vorkämpfers, der es im Streite gegen Rom schon weiter gebracht hatte, wie er. Denn es konnte Hutten nicht entgehen, wie der neue Geist, der von Wittenberg ausströmte, das Volk viel tiefer ergriff, als sein eigenes Treiben und Drängen.

Sofort mit Luther selbst in Verbindung zu treten und offen mit ihm gemeinsame Sache zu machen, hinderte Hutten zunächst noch sein Verhältnis zu Albrecht von Mainz. Unverfänglicher war es für ihn, mit Melanchthon Briefe zu wechseln.

So schrieb denn Hutten am 20. Januar 1520 von Mainz aus an Melanchthon in Sickingens Auftrage. Es war ihm leicht gewesen, Sickingen davon zu überzeugen, daß Luther ein Biedermann und gerade deshalb den Römlingen verhaßt sei. Was Luther in Zukunft von Rom zu erwarten hatte, war auch leicht vorauszusehen. Da konnte der Ritter ein gutes Werk thun.

Sickingen ließ sich das nicht zweimal sagen. Er lud durch Hutten Luthern ein: wenn ihm in seinem Handel etwas Widriges begegnen sollte und er keine andre Hilfe hätte, möchte er nur zu ihm kommen; er wolle für ihn thun, was er könne.

Das war es, was Hutten an Melanchthon schrieb. Der Brief wurde schlecht bestellt und kam nach sechs Wochen wieder in Huttens Hände. Der schickte ihn nun noch einmal, jetzt mit besserem Glück, nach Wittenberg. Nicht ohne noch einige Zeilen beizufügen: er (Hutten) habe mit Sickingen große und überaus wichtige Pläne; den Finsterlingen, hoffe er, solle es schlimm ergehen und allen, welche das römische Joch über Deutschland bringen. Dazu wiederholt er die dringende Aufforderung an Luther: wenn seine Sache sich irgendwie zweifelhaft anlasse, ungesäumt sich unter Sickingens Schutz zu begeben.

Wir haben keine genauere Kunde, welche Aufnahme diese zwei Briefe Huttens bei Luther und Melanchthon gefunden haben. Gewiß.

ist, daß das Anerbieten Sickingens für Luther eine Freudenbotschaft sein mußte, von Gott gesendet. Denn da er dessen nie sicher war, ob ihn sein Kurfürst werde in Sachsen halten können, mußte es ihm gar lieb sein, daß sich ihm in deutschen Landen eine Zuflucht bot und er nicht gezwungen war, im Notfall zu den Böhmen zu flüchten. Das hätte seinem Werke bei den Deutschen arg geschadet, weil der Haß der Deutschen gegen die Böhmen nun einmal groß war.

Und Sickingen blieb mit seiner Einladung nicht allein. Noch ein anderer Ritter, Sylvester von Schaumburg, bot ihm Zuflucht auf seiner Burg in Franken, bis seine Sache — der Appellation gemäß — durch ein Konzil oder durch unverdächtige Richter entschieden werde. Am 11. Mai erhielt Luther dieses Anerbieten. Ernstlich wiederholte Schaumburg seine Aufforderung in einem Schreiben vom 11. Juni, worin er unter anderm schrieb, er hoffe, für Luther hundert Adelige auf die Beine bringen zu können.

Luther konnte diese Einladungen einstweilen dankend beantworten und noch unbenutzt lassen. Mit Hutten wechselte er von da ab mehrfach Briefe; auch an Sickingen selber schrieb er.

Huttens Begeisterung für Luther wuchs indessen zusehends. Um Ostern 1520 hatte er mit seinem und Luthers Freunde Crotus Rubianus (Seite 485 ff.) in Bamberg eine Zusammenkunft. Crotus kam eben von Italien, alle Taschen voll neuer Nachrichten. Dafür hatte ihm Hutten zu berichten, was er mit Sickingen für Pläne geschmiedet habe. Beide waren darin einig, daß es gelte, vor allen Dingen Luthern zu unterstützen. Ihn sahen sie als den Helden und Führer an, der ihnen im Befreiungskampfe gegen Rom voranging.

Hutten verkündete allen freien Deutschen, daß die Tyrannei der Römer die längste Zeit gedauert habe. „Schon ist den Bäumen die Axt an die Wurzel gelegt, und ausgerottet wird jeder Baum, der nicht gute Früchte bringt und der Weinberg des Herrn wird gereinigt werden. Das sollt ihr nicht mehr hoffen, sondern nächstens mit Augen sehen. Inzwischen seid guten Mutes, ihr deutschen Männer, und muntert euch gegenseitig auf! Nicht unerfahren, nicht schwach sind eure Führer zur Wiedergewinnung der Freiheit. Beweiset nur ihr euch unerschrocken und erlieget nicht mitten im Kampfe. Denn durchgebrochen muß endlich werden, durchgebrochen! Bei solchen Kräften, so gutem Gewissen, so günstiger Gelegenheit, so gerechter Sache und

solchem Wüten der Tyrannen. Wohlan, folgt mir! Und mit Freuden! Es lebe die Freiheit! Ich hab's gewagt!"

„Ich hab's gewagt," das war Huttens Losung, die er immer wieder vernehmen ließ. Einem Freunde aber schrieb er, nachdem er diesen Aufruf erlassen hatte: „Gesprengt habe ich nun alle Schranken der Geduld und will hervortreten, ganz wie ich bin."

Dabei war er einer von denen, welche große Hoffnung auf den neuen Kaiser setzten. Nicht ohne kluge Berechnung kam er zu dem Schlusse daß Kaiser Karl den Romfeinden nicht übelwollen könne. Er bedachte, daß Papst Leo das Möglichste gethan hatte, die Wahl des Habsburgers zu hintertreiben. Und die Gründe, welche den Papst zu diesem Verhalten bestimmt hatten, blieben doch auch nach der Wahl bestehen: die Eifersucht und Furcht vor der Habsburgischen Weltmacht. So rechnete denn Hutten darauf, daß die beiden Oberherren der Christenheit, Papst und Kaiser, jetzt so leicht wie in füheren Zeiten sich mit ihren beiderseitigen Ansprüchen in Feindschaft verwickeln würden. Wenn Karl das einsah, mußte er wohl von Anfang jede Opposition gegen den Papst willkommen heißen.

Dazu kam, daß Karl dem Sickingen für die ihm vor der Wahl geleisteten Dienste verpflichtet war. Er ernannte ihn in Anerkennung dessen zu seinem Feldhauptmann, Rat und Kämmerer, mit einem Jahrgehalt von dreitausend Gulden, und gestattete ihm eine Leibwache von zwanzig Kürassieren.

Was sich aber sonst bei Hofe noch persönlich thun ließ, das übernahm Hutten selber auszurichten. Er reiste deshalb im Juni 1520 nach Brüssel, wo Erzherzog Ferdinand, Karls Bruder residierte, während Karl eben erst von Spanien aufbrach zur ersten Fahrt ins Reich. Von dieser Reise zu Ferdinand hoffte Hutten viel, noch mehr die Freunde. Melanchthons Stimme darüber haben wir schon gehört (Seite 565).

Vor seiner Abreise wollte aber Hutten Luthern noch selbst seine Ergebenheit bezeugen. Am 4. Juni schrieb er von Mainz aus an Luther folgenden Brief:

> „Wenn Euch in dem, was Ihr zu Wittenberg mit hohem Mute betreibt, sich ein Hindernis in den Weg stellt, so ist mir das von Herzen leid. Wir haben hier nicht ganz ohne Erfolg gearbeitet. Christus sei mit uns! Christus helfe! Denn seine Vorschriften verfechten wir; seine durch den Dunst der päpstlichen

Satzungen verdunkelte Lehre bringen wir wieder ans Licht. Ihr glücklicher, ich nach Kräften. Möchten entweder alle dies einsehen oder jene (die Römlinge) von freien Stücken in sich gehen und auf den rechten Weg zurückkehren!

„Es heißet, Ihr seiet in den Bann gethan. Wie groß seid Ihr, o Luther, wenn das wahr ist. Denn von Euch werden alle Frommen sagen: ‚sie suchten die Seele des Gerechten und das unschuldige Blut verdammten sie; aber Gott wird ihnen ihre Missethaten vergelten, und in ihrer Bosheit wird der Herr, unser Gott, sie verderben (Ps. 94, 21. 23).‘ Das sei unsre Hoffnung, das unser Glaube.

„Eck kehrt von Rom zurück, vom Papste mit Pfründen und, wie man sagt, mit Gelde beschenkt. Was ist's mehr? Gelobt wird der Sünder in seinem Wünschen, uns aber leite Gott in seiner Wahrheit!

„Darum hassen wir die Versammlung der Frevler und mit den Gottlosen sitzen wir nicht (Psalm 1,1).

„Doch seht Euch vor und haltet Augen und Sinn auf sie gerichtet. Ihr seht, welch ein Schaden das für die gemeine Sache wäre, wenn Ihr jetzt fielet. Denn für Euch, weiß ich, seid Ihr so gesinnt, daß Ihr lieber in Euerm Vorhaben sterben wollt, als elend leben.

„Auch mir stellt man nach. Ich werde mich hüten, so gut ich kann. Werden sie Gewalt brauchen, so habe ich Kräfte gegen sie aufzubieten, die ihnen nicht allein gewachsen, sondern, wie ich hoffe, überlegen sein sollen. Möchten sie mich nur verachten! Eck hat mich angegeben, daß ich es mit Euch halte; darin hat er sich nicht getäuscht. Denn immer habe ich in allem, was ich verstand, Euch beigestimmt, obschon bis jetzt kein Verkehr stattfand. Was er weiter gesagt hat, nämlich daß wir schon früher nach Verabredung gehandelt haben — das hat er dem Papste zu Gefallen gelogen. Ein schamloser Bösewicht! Man muß zusehen, daß ihm vergolten werde, wie er es verdient.

„Ihr seid fest und stark und wanket nicht! Doch was mahne ich, wo nichts zu mahnen ist?

„An mir habt Ihr einen Anhänger für jeden möglichen Fall. Darum wagt es, mir inskünftige alle Eure Pläne anzuvertrauen!

„Verfechten wir die gemeine Freiheit! Befreien wir das unterdrückte Vaterland! Gott haben wir auf unserer Seite. ‚Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein?‘

„Die Kölner und Löwener haben Euch verdammt (Seite 492). Das sind jene teuflischen Rotten, welche gegen die Wahrheit streiten. Doch wir werden durchbrechen, durchbrechen unter Christi Beistande, frisch und mannhaft. Jenen aber hätte es gebührt, im vorkommenden Falle wahrhaft und freimütig zu urteilen. Darüber habe ich sie zur Rede gestellt in einer Schrift, die Ihr lesen werdet. Capito (des Erzbischofs von Mainz Hofprediger) wird sie Euch schicken.

„Heute reise ich zu Ferdinand ab; was ich dort für unsere Sache wirken kann, werde ich nicht versäumen.

„Franz von Sickingen läßt Euch sagen, zu ihm zu kommen, falls Ihr in Wittenberg nicht gehörig sicher seid. Er wird Euch Eurer Würde gemäß ehrlich halten und gegen allerlei Feinde mannhaft verteidigen. Das hat er mich schon drei oder viermal geheißen Euch zu schreiben.

„In Brabant finden mich Eure Briefe. Dahin schreibet, und lebt freundlich und in Christo wohl! Grüßt Melanchthon und Fachus und alle Guten dort, und lebt nochmals wohl!“





Fünfunddreißigstes Kapitel.

Luther der Führer im deutschen Befreiungskampfe.

utten, der Ritter und Humanist, der kühne Kämpfer für Deutschlands Befreiung vom römischen Joch, huldigte dem Mönche von Wittenberg als dem Größeren und begrüßte ihn als den berufenen und bewährten Führer.

So sah sich Luther, der noch vor kurzem ein heimliches und verborgenes Leben in seiner Zelle geführt hatte und nur mit Zagen, ja gezwungen und gedrungen an die Öffentlichkeit getreten war, binnen wenigen Jahren an die Spitze der deutschen Nation gestellt. Noch sind nicht drei Jahre vergangen, daß er im Zorn über Tetzels gewissenlosen Seelenbetrug die Thesen anschlug — vorher kannte man seinen Namen nur in kleinem Kreise, nämlich zu Wittenberg und im Augustinerorden, jetzt nannte man ihn nicht in Deutschland nur, nein in der ganzen abendländischen Christenheit, die einen mit Abscheu, die andern mit Begeisterung, noch andre mit zuwartender Verwunderung: Was will das werden? Aber in deutschen Landen wandten sich ihm immer freudiger die Herzen aller derer zu, die nach Besserung der bestehenden Zustände strebten und ihr Volk lieb hatten.

Luthern lag von Haus aus der Gedanke ganz fern, sein Vaterland von der römischen Fremdherrschaft zu befreien. Seine eigene Seele und die Seele jedes Christenmenschen von dem Druck eines falschen Kirchentums zu befreien und emporzuheben in die reine, beseligende Luft des wahren Christentums, das war sein Werk. Daran zu arbeiten hatte er schon in Erfurt angefangen und dort im Kloster mit unvergeßlichen,

unverlierbaren Erfahrungen den Grund gelegt: wie eine Offenbarung war es ihm dort aufgegangen. Und diese Offenbarung nicht für sich zu behalten, sondern mitzuteilen den Dürftigen, drängte ihn die Liebe zu den Brüdern, das Mitleid mit dem armen, verführten, verblendeten Volke. Und siehe! wie er dabei ist, die Gewissen zu wecken und zu trösten, vom Druck der Menschengesetze zu befreien und an Gottes Evangelium zu binden — da trifft sich's, daß der Befreier der Gewissen zugleich auch dasteht als der Befreier einer Nation, der edlen deutschen Nation.

Was Luther geworden ist und gethan hat, dazu hat er sich nicht selbst gemacht. Er hatte selber das deutliche Gefühl, daß er nur das Werkzeug einer höheren Macht sei. „Laß die Dinge nur ihren eigenen Gang gehen," schrieb er im Februar 1520, „Gott allein leitet das Spiel. Ich sehe, *wir werden vielmehr gerissen und getrieben, als daß wir treiben sollten.*"

Zwar daß er ein deutsches Herz in der Brust trug, ist wohl zu begreifen. War er doch geboren im Herzen Deutschlands, in den Thüringer Bergen, eines deutschen Vaters und einer deutschen Mutter Sohn. Und ist deutschem Blute immer eine herzliche Liebe zu Heimat und Vaterland eigen gewesen.

Aber der Vater wird nichts gethan haben, ihm den Blick für die öffentlichen Zustände in Kirche und Reich zu schärfen. War er doch noch ein Knabe, als er das Elternhaus verließ. Dann auf der Schule wurde heimische Art nicht gepflegt; fremd, lateinisch war die Bildung und Gelehrsamkeit, die man dort suchte und bot. Auf der Universität Erfurt, in der großen, lebhaften, emporstrebenden deutschen Stadt mag schon eher Kenntnis und Verständnis deutschen Wesens zu holen gewesen sein, und gewiß hat der Student Martin Luther dort mit seinen offenen Augen ein wenig hineingeschaut in die damaligen Verhältnisse des Reiches. Aber daß er keine Lust bekam, in das öffentliche Leben einzutreten, dem Staate seine Kräfte zu widmen, das hat er damit bezeugt, daß er den Juristen an den Nagel hing und aus der Welt ins Kloster flüchtete.

Damit sagte er nicht nur der Welt, damit sagte er auch seinem Vaterlande Lebewohl. Ein *Mönch hat kein Vaterland*, ebenso wie er kein Elternhaus, keine Familie mehr hat. Das war ja nach mittelalterlicher Lehre das Köstliche, das Selige am Mönchsstande, daß ein solcher durch seine übernatürlichen Gelübde allen Banden und Pflichten

der Natur entrückt war. Der Mönch war gar kein irdisch Wesen mehr, er war ein Engel geworden — was ging ihn Freundschaft und Vaterland an, mit denen er durch sein Blut eins war; auch dieses irdische Band hatte der Eintritt ins Kloster zerrissen.

Nun haben wohl Geistliche und Mönche gar oftmals noch in Kutte und Priestergewand sich viel bekümmert um die Händel der Welt, ja manch einer hat eine Rolle gespielt in der Weltgeschichte. Die Kirche predigte Flucht aus der Welt, aber auf tausend Wegen führte sie die, welche sich ihrem Dienste ergaben, in die Welt zurück.

Bruder Martinus wollte nichts davon wissen. Er wollte ganz loswerden von dem sündigen Treiben draußen und ganz nur für sein Seelenheil leben. Wir wissen, wie er das mit einem Eifer der Verzweiflung durchgeführt hat, der ihn beinahe ums Leben gebracht hätte.

Da ging ihm in seiner Todesangst das Licht des seligmachenden Glaubens auf. Er merkte: nicht daß man ins Kloster geht und ein Mönch wird, bringt uns den Frieden, den wir in der Welt freilich vergeblich suchen, sondern die gewisse Zuversicht, daß wir um Christi willen einen gnädigen Gott haben.

Die Folgerung lag nahe: Warum dann überhaupt ins Kloster gehen? Kann man diese Zuversicht nicht auch im Leben draußen haben? Aber so schnell zog Luther diese Folgerung nicht.

Es bedurfte eines äußeren Anstoßes, daß er wieder mehr aus den Klostermauern ins Leben hinaustrat. Als Priester, Prediger und Professor zu Wittenberg, kam er wieder unter die Leute.

Aber nachdem er einmal wieder festen Fuß gefaßt hatte draußen in der Welt und unter den Laien angefangen hatte, sein Evangelium zu verkündigen, da merkte er bald, wie sehr die Welt, die Kirche dieses Evangeliums bedurfte. Und immer lauter, immer eindringlicher fing er an zu zeugen von dem, was sein Gott ihm offenbart hatte, und immer enger wurden ihm die Klostermauern. Und ehe er sich dessen versah, stand er daußen im Leben, ein Prophet Gottes an sein Volk, und hatte alle Hände voll zu thun. Zwar die Kutte trug er noch und in der Zelle wohnte er noch: aber nichts Menschliches blieb ihm fremd; was vorging in seiner Gemeinde, im deutschen Vaterlande, in der Christenheit — das ging ihn an.

Und weil unendlich vieles, was da vorging, sich nicht vertrug mit dem Willen Gottes, wie er ihm kund geworden war, da setzte er seine

Kraft ein, das Böse zu hindern und das Gute zu schaffen, wo er konnte.

Dem Ablaßhandel wehrte er, weil das Christenvolk damit schmählich betrogen wurde. Er wähnte, daß es nur eines Hinweises auf den Schaden bedürfte, so würden die herrschenden Gewalten der Kirche sich beeilen, ihn abzustellen. Da mußte er erleben, daß der Papst selber und sein Anhang anfingen, ihm hart zu zürnen. Er hatte in ein Wespennest gestochen.

Mit Schrecken nahm er wahr, wie tief der Schade saß. Aber darum zog er sich nicht zurück in sein Kloster. Und die Gegner selber sorgten dafür, daß er's nicht konnte. Gleichviel, wie tief die Fäulnis gedrungen war, er unternahm es, in Kraft des göttlichen Geistes auszubrennen, was faul war, und den siechen Körper der Kirche zu heilen. Er unternahm es — um der armen Seelen willen, die über dem heillosen Wesen ihres Glaubens nicht froh wurden, verkamen und verdarben. Und als ihm klar wurde, daß die Wurzel des Übels zu Rom saß, schrak er auch vor dem Kampfe mit dem Papsttume nicht zurück, sondern nahm seine Bibel fester, und nun in Gottes Namen vorwärts wider den Antichrist!

Da war es nun eine wunderbare Fügung Gottes, daß der Erzfeind christlicher Frömmigkeit und christlicher Freiheit zugleich der Erzfeind unseres deutschen Volkes war. Indem also Luther den Kampf aufnahm, die geängsteten Gewissen zu befreien von dem Joche geistlicher Knechtschaft, bekam er es mit derselben Macht zu thun, unter deren Tyrannei des Volkes Freiheit und Wohlstand darniederlag.

Es dauerte nicht lange, bis Luther selbst dieses merkwürdige Zusammentreffen wahrnahm. Konnte ihm die Entdeckung willkommen sein? Mußte es ihn nicht stören, daß er, statt allein seinem Gott zu dienen, im Begriffe stand, zugleich seinem Volke einen unschätzbaren Dienst zu thun? Mußte er nicht fürchten, daß die Reinheit seines Reformationswerkes getrübt werde, wenn er in Einem Atem die Befreiung deutscher Nation mitbetreibe?

Ja, wenn er noch ein Mönch gewesen wäre. Dann müßte er erschrocken sein über das Eindringen weltlicher Arbeit in das Werk der Kirchenverbesserung.

Aber schon wußte er: ein Christ hat die Macht, Gott zu dienen und zugleich seinem Vaterlande.

Und so waren ihm kaum die Augen aufgegangen über den ganzen Jammer, welchen päpstliche Habsucht und Herrschsucht im Weltlichen über seine lieben Deutschen gebracht hatte, als er auch um deswillen wider Rom losschlug, wie er es erst angefochten hatte um der geistlichen Not willen, die es über die ganze Christenheit gebracht.

Der Zeitpunkt, wo auch Luthers Vaterlandsliebe anfing, sich wider Rom zu empören, läßt sich mit ziemlicher Sicherheit bestimmen.

Es war im Jahre 1518, wo in Augsburg die versammelten Stände des Reiches die Beschwerden der deutschen Nation gegen den römischen Stuhl dem Abgesandten des Papstes zu Gehör brachten. Als Luther zum Schlusse des Reichstages selbst nach Augsburg kam, wird fleißig davon die Rede gewesen sein. Und in allen deutschen Ländern bildete jenes Ereignis das Tagesgespräch. Dazu wissen wir, daß Luther, schon ehe er nach Augsburg ging, in Wittenberg jenes Flugblatt las, das mit heftigen Worten den Römern vorhielt, wie sie sich am deutschen Volke versündigt hätten, und daß es einen großen Eindruck auf ihn machte (Seite 319).

Diese Beschwerden deutscher Nation waren aber damals ganz und gar nicht eine neue Entdeckung.

Schon seit hundert Jahren waren mit dem Rufe nach einer Reformation der Kirche die Klagen über Beschwerung des deutschen Volkes durch den päpstlichen Stuhl unausgesetzt und immer lauter und lebhafter erklungen. Auf Kirchenversammlungen, auf Reichstagen, in Gutachten, in diplomatischen Verhandlungen hatte man auf Abstellung derselben hingearbeitet. Seit die Buchdruckerkunst erfunden war, fehlte es nicht an Flugschriften, welche der Stimmung des Volkes über die wälschen Bedrücker zum Worte verhalfen. Denn wenn einen der Schuh drückt, dann klagt er's.

Nicht nur die weltlichen Fürsten, sondern auch die geistlichen, die Bischöfe und Erzbischöfe hatten unendlich viel an der selbstsüchtigen Weise auszusetzen, mit der Rom die deutsche Kirche regierte. Denn daß die deutsche Kirche von Rom abhängig war, das mußten sie wohl hinnehmen, hatte doch Bonifazius, der Apostel der Deutschen, den alten heidnischen Vorfahren mit dem christlichen Glauben zugleich die Oberherrschaft des römischen Papstes gebracht. Aber daß der Papst sich nicht begnügte, durch seine Gesetze den Glauben der deutschen Christenheit zu bestimmen, sondern daß er auch durch allerlei Schliche und Künste den Gläubigen das Geld aus der Tasche holte, das mußte al-

mählich doch einen kräftigen Widerspruch bei allen Betroffenen erwecken.

In der That ist der Kern der „Beschwerden deutscher Nation", wie sie auf dem Reichstage von 1518, sowie vorher und nachher, zur Sprache kamen, die Klage über die Belastung Deutschlands mit kirchlichen Steuern und Abgaben aller Art. Wenn es Geld von den tollen und vollen Deutschen zu erpressen galt, waren die päpstlichen Beamten wunderbar erfinderisch und unerbittlich.

Dazu kamen die das Leben aufs schwerste schädigenden Eingriffe in die deutsche Kirchenverwaltung. War es den Päpsten im Mittelalter gelungen, dem Kaiser die Besetzung der Bistümer zu entwinden, so wußten sie nach und nach von den gewöhnlichen geistlichen Stellen und Pfründen immer mehr in ihre Gewalt zu bekommen und die einheimischen Besetzungsrechte zu verkürzen. Und statt daß dann von dem Oberhaupte der Kirche es hätte erst recht gewissenhaft damit genommen werden müssen, an wen und unter welchen Bedingungen die Ämter vergeben wurden, so pflegte man auch darin die schauderhaftesten Mißbräuche.

Drittens gesellten sich hierzu die Klagen über das kirchliche Gerichtswesen. Die weltliche Gerichtsbarkeit war damals weit eingeschränkt zu Gunsten der kirchlichen Gerichtsbarkeit. Das gab an und für sich schon zu manchen Übelständen Anlaß; aber vollends vom Übel war es, daß die päpstlichen Beamten mit Erfolg bemüht waren, die Prozesse immer mehr nach Rom zu ziehen. Und dort ging alles nach Vorteil und Willkür.

Kurz, auf allen möglichen Gebieten ein schamloses Umsichgreifen römischer Habsucht und Herrschsucht.

Eine Zeitlang stand während des fünfzehnten Jahrhunderts der Erzbischof von Mainz selber an der Spitze der Opposition gegen Rom, und fast sämtliche Bischöfe waren gesinnt, wie er. Wenn die Bischöfe einig waren, warum rissen sie sich nicht einfach los von Rom und bildeten eine unabhängige deutsche Kirche? Das Losreißen war eben nicht so einfach. Wie die deutsche Kirche und das deutsche Reich mit tausend Ketten an Rom gebunden war, das zeigte sich ja zur Genüge, als die Reformation mit dem Befreiungswerke Ernst machte. So fiel denn jene deutsch-bischöfliche Opposition in sich zusammen.

Auf dem Augsburger Reichstage war es wieder ein hochangesehener Bischof, nämlich der von Lüttich, welcher in seiner Denkschrift die schärf-

sten Anklagen gegen mancherlei Gewalt, Betrug und Büberei des römischen Hofes erhob; was er vorbrachte, belegte er mit Beispielen, die er in seinem Bistum gesammelt hatte. Da schilderte er die Versorgung der Gemeinden mit Priestern, wie sie dank dem römischen Besetzungsschwindel an der Tagesordnung war. Den päpstlichen Beamten, die sich ein Pfarramt übergeben ließen, fiel es nicht ein, ihr Amt wirklich anzutreten. Sie übertrugen die Geschäfte hergelaufenen Gesellen und begnügten sich, die Einkünfte einzuziehen. Diese Stellvertreter mußten dann die Leute schinden, um auch noch von ihnen leben zu können. „Sie fressen die Sünden des Volkes, für das sie weder beten noch opfern". So der Bischof.

Sein Wort machte großen Eindruck, obwohl, was er sagte, niemandem etwas Neues war. Fürsten wie Herzog Georg von Sachsen drangen eifrig auf Abstellung der schreienden Mißbräuche. Der ganze Augsburger Reichstag war einig in solchem Verlangen.

Aber was kümmerte man sich in Rom um die Wünsche der deutschen Nation!

Indessen war der Unwille über die römischen Übergriffe und Beschwerungen aus dem Kreise der Fürsten und Bischöfe immer tiefer ins Volk gedrungen. Und schon gab es in Deutschland eine nicht zu verachtende Partei, welche den Befreiungskampf gegen Rom auf ihre Fahne geschrieben hatte. Noch stritt sie mit der Feder allein, aber sie war willens, auch mit dem Schwerte dreinzuschlagen. Die Seele dieser Partei war Ulrich von Hutten.

Luther hatte trotz der vielen Arbeiten und Kämpfe, in die er sonst noch verwickelt war, seit den Tagen des Augsburger Reichstages mit seinen klaren Augen die deutschen Zustände geprüft und mit Schmerzen gesehen, wie die Beschwerden der Vaterlandsfreunde nur zu berechtigt waren. Auch Huttens Schriften las er und lernte daraus. Und wenn Hutten das deutsche Volk aufrief, sich des römischen Unchristentums zu erwehren, stimmte er von Herzen zu.

Dennoch war es ein Irrtum, wenn ihn Hutten ganz und gar als seinen Gesinnungsgenossen ansah. Daß alles Unheil in Kirche und Vaterland von Rom kam, darin verstanden sich die beiden. Aber über die Mittel der Abhilfe gingen ihre Meinungen auseinander.

Hutten scheute nicht das Mittel der Gewalt. Er wollte die Revolution.

Luther hat wohl auch einmal so geredet, als wäre ihm das eben

recht, wenn man den Papst mit dem Schwert heimzahlte, was er verdiente. Das heftigste Wort ist wohl das, was wir oben in seiner letzten Schrift gegen Prierias gelesen haben (Seite 525). Aber wenn er in seiner tiefen Entrüstung über die römischen Gräuel sich soweit versteigt, ernst ist ihm das nie gewesen. Hutten redet viel von seinen „Plänen", und bei ihm war der Aufruhr, der Krieg gegen Rom wirklich geplant und beschlossen; ihn herbeizuführen, war sein Lebensziel. Luthern entfährt nur beiläufig ein: „Man könnte", „man sollte" — er will damit sagen: der Papst verdient es nicht anders. Aber im Ernst hat er Gewalt niemals empfohlen, im Gegenteil alle Zeit klar und rund davon abgeraten, gewarnt und gewehrt. Hutten sprüht Haß und predigt Rache; Luther schreibt mitten in heißer Kampfeszeit (am 19. August 1520): „Von Rache will ich nichts wissen, und nicht gehe ich darauf aus, Aufruhr zu eregen."

Ja, wie verhaßt Luthern alles unordentliche Freiheitsgeschrei, alle Auflehnung gegen Gesetz und Obrigkeit war, das zeigt sich eben in denselben Wochen, wo wir ihn doch die Führung im deutschen Befreiungskriege übernehmen sehen.

In Wittenberg brachen zwischen Studenten und Bürgern Unruhen aus. Die Studenten hatten Ursache gegeben. Der Rektor der Universität nahm trotzdem sie in Schutz. Luther war deshalb sehr unzufrieden mit ihm. Lieber möge man die Zahl der Studenten sich mindern lassen, als Unordnung dulden. In der Zeit der ersten Erregung — Sonntag, den 15. Juli — hielt er denn auch eine scharfe Predigt „vom Aufruhr" und mahnte an die Pflicht der Obrigkeit, solcher Verwüstung zu wehren. Viele Professoren verübelten ihm sein Auftreten; mehr noch, wie sich denken läßt, die Studenten. Einer soll gedroht haben: wenn der Mönch solcher Predigt mehr thue, einen Stein zu nehmen und ihn in der Kirche „auf die Platte zu schlagen". Die aufgeregten Gemüter beruhigten sich bald wieder, und der Tumult blieb ohne Folgen. Luther war aber deshalb so zornig gegen die Anstifter, weil er in dem ernsten Geisteskampfe, den er soeben vorhatte, die Mächte des Aufruhrs ganz und gar nicht im eigenen Lager dulden konnte. Es griff ihm an die Seele, als seine Studenten, die er in Gottes Wort unterwies und an deren Eifer für das lautere Evangelium er seine Freude hatte, Frieden und Ordnung mit Füßen traten. „Ich sehe recht wohl," klagte er, „wie der Satan, der dort draußen nichts gegen uns zuwege bringen kann,

dieses Unheil auserfunden hat, um uns im Innern am ärgsten zu schaden.

So war Luther freilich nicht der Mann, der im Sinne Huttens und seiner Genossen die Führung übernehmen konnte, wenn der Augenblick zum Losschlagen gekommen war. Und doch ist er der Führer gewesen im Befreiungskampfe.

Er besaß Waffen, die allein Rom überwinden konnten: die Bibel in seiner Hand, und den Glauben in seinem Herzen.

Beschwerden gegen den römischen Stuhl waren seit einem Jahrhundert genug erhoben worden und Ansätze genug gemacht, Abhilfe zu erreichen. Aber die Lehre der Kirche hatte niemand angetastet.

Und doch war der Wust von Mißbräuchen und Vergewaltigungen in der Kirche nicht wie ein äußerer Schmutz, der sich nur angesetzt hat an ein sauberes und gesundes Gebäude — der ganze Bau war faul und morsch bis auf den Grund. Die Christenheit hatte den wahren Glauben verloren, und darüber war das Papsttum so mächtig und schädlich geworden.

Das war die Beschwerde, die Luther gegen Rom hatte, und die er allen andern Anklagen voraus stellte. Dieses Schadens war er inne geworden, ehe er von den Lasten, darunter sein Volk auch im Weltlichen und Äußerlichen litt, noch etwas ahnte.

Weil er so den innern Kern des Übels erkannt hatte, war er nun auch der Mann, den Hebel an der rechten Stelle einzusetzen und das Papsttum mit all seiner Gewalt aus den Angeln zu heben.

Hutten hatte selber solch einen Mann herbeigerufen, der das Volk belehren könnte, daß wahre Gottesfurcht und abgöttische Verehrung der päpstlichen Tyrannei sehr verschiedene Dinge seien. Denn wenn die Leute erst dies begriffen hätten, daß man ein Christ sein könne, ohne dem Papste zu gehorchen, würde das deutsche Volk einhellig den mannhaften Entschluß fassen, das römische Joch abzuwerfen.

Luther lehrte seine Deutschen, daß Christentum und Papstregiment verschiedene Dinge sind. Dadurch wurde er der Führer im Befreiungskampfe.





Sechsunddreißigstes Kapitel.

Der erste Trompetenstoß.

Manche scharfe Schrift gegen die Römlinge hatte Luther schon geschrieben. Aber nur einzelne Punkte der feindlichen Stellung hatte er angegriffen, je nachdem, wo die Gegner ihn herausforderten. Jetzt ließ er hell die Kriegstrompete erschallen zum Ansturm auf der ganzen Linie.

Das erste Signal war die Schrift „An den christlichen Adel deutscher Nation". Sie eröffnet die Reihe der drei sogenannten großen Reformationsschriften Luthers, die sämtlich im Jahre 1520 erschienen sind. Schriften von großer Bedeutung hatte Luther schon in diesem Jahre herausgegeben; es sei nur an den Sermon von den guten Werken (Seite 538) und an das Buch gegen Alveld (Seite 517) erinnert. Aber wer Luthers Werk und Willen recht verstehen will, der muß vor allen Dingen zu den drei großen Reformationsschriften greifen.

In der ersten zeigt er, wie furchtbar Rom an deutscher Nation im Kirchlichen und Weltlichen sich versündigt hat: „An den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung".

In der zweiten bricht er den Bann des Aberglaubens, mit dem Rom die Gewissen der Gläubigen geknechtet hielt: „Von der babylonischen Gefangenschaft".

In der dritten giebt er ein lieblich und friedlich Zeugnis von dem, was er unter wahrem Christentum versteht: „Von der Freiheit eines Christenmenschen."

Die erste Schrift ist eine Kampfesschrift. Mit ihr stellte sich

Luther an die Spitze der Bewegung wider Rom, die schon lange im deutschen Volke gährte. Durch sie wurde er mit Einem Schlage der Held der Nation. Die Weltgeschichte kennt wenig Schriften, die so eingeschlagen haben, wie diese.

Sie soll denn auch im Folgenden unverkürzt zum Abdruck kommen.

Bisher hatte Luther noch an sich gehalten. Jetzt erklärt er, daß die Zeit des Schweigens vergangen, die Zeit zu reden gekommen sei. Jetzt machte er Ernst mit der schweren Pflicht, von der er im ‚Sermon von den guten Werken' bei der Erläuterung des zweiten Gebotes gesagt hatte: „Das größte und allerschwerste Werk dieses Gebots ist: schützen den heiligen Namen Gottes wider alle, die sein mißbrauchen geistlicher Weise, und ihn ausbreiten unter die alle. Hier müssen wir wider die Obrigkeit, geistliche und weltliche, streben und Ungehorsame gescholten werden. Und wiewohl das sonderlich schuldig sind zu thun, denen Gottes Wort zu predigen befohlen ist, so ist doch ein jeglicher Christ dazu verbunden, wo es die Zeit und Statt fordert."

Die letzte Kundgebung des Prierias (Seite 524) erregte ihn aufs tiefste. Als er sie gelesen hatte, schrieb er an Spalatin (Anfang Juni 1520):

„Ich mein', sie sind zu Rom alle toll, wütend, unsinnig, Narren, Stock, Stein, Hölle und Teufel worden. Da sieh nun zu, was von Rom noch zu erwarten ist, wo so ein Höllenschlund in die Kirche sich ausschütten darf. Man muß die Geheimnisse des Antichrists offenbaren; sie wollen nicht länger verborgen bleiben.

„Ich habe im Sinn ein öffentliches Schreiben herauszugeben an Kaiser Karl und den Adel von ganz Deutschland gegen die Tyrannei und Nichtswürdigkeit des römischen Hofes."

So ging Luther an die Schrift in denselben Tagen, wo zu Rom nach langen Beratungen die Bannbulle gegen ihn zustande kam. Er arbeitete rasch, wie das seine Art war. Die ersten Bogen gingen schon durch die Presse, als er noch an den letzten schrieb. Ende Juli war's vollendet. Am 20. berichtet er nach Nürnberg:

„Es erscheint jetzt mein Büchlein gegen den Papst ‚Von der Erneuerung der Kirche'; es ist deutsch geschrieben und an den gesamten deutschen Adel gerichtet. Es wird zu Rom den größten Anstoß erregen, weil ich darin ihre gottlosen Künste und frevelhaften Gewaltthätigkeiten ans Licht gezogen habe."

Am 3. August schreibt er an einen andern Freund: „Ich fürchte

nichts mehr. Eben gebe ich eine Schrift gegen den Papst in deutscher Sprache heraus ‚Von der Besserung des Zustandes der Kirche‘. Darin nehme ich den Papst sehr scharf vor, ja als den Antichrist. Betet zum Herrn für mich, daß mein Wort der Kirche zum Segen gereiche.“

Anfang August kam denn das Buch auf den Markt, gedruckt zu Wittenberg, in viertausend Exemplaren.

Sieben Wochen früher war man in Rom mit der Bannbulle zustande gekommen, aber noch keine Kunde war davon nach Wittenberg gedrungen. In demselben Briefe vom 3. August weiß Luther sogar zu berichten: „Eck soll bisher in Rom nichts ausgerichtet haben.“ Und doch konnte über das, was ihm von dort bevorstand, gar kein Zweifel bestehen. Briefe an den Kurfürsten von seinem eigenen Geschäftsträger und von einem befreundeten Kardinal klärten ihn über die Stimmung, die am päpstlichen Hofe gegen ihn herrschte, genügend auf.

„Was meine Person angeht,“ schrieb er am 10. Juli an Spalatin, „nun, so sind die Würfel gefallen. Ich verachte Roms Wut und Roms Gunst. Ich will nicht mit ihnen versöhnt werden, noch Gemeinschaft haben immerdar; mögen sie das Meine verdammen und verbrennen. Ich wiederum will, wenn mir's nicht an Feuer mangelt, verdammen und öffentlich verbrennen das ganze päpstliche Recht, diesen Schlangenpfuhl von Ketzerei; die Demut, die ich bisher vergeblich erzeigt habe, wird ein Ende nehmen, und die Feinde des Evangeliums sollen nicht länger dadurch aufgeblasen werden.

„Der Herr aber, der da weiß, daß ich ein arger Sünder bin, wird seine Sache, gleichviel ob durch mich oder einen andern, zum Ziele führen — daran zweifle ich nicht.“

So nimmt Luther jetzt mit vollem Bewußtsein von dem, was er that, den Entscheidungskampf gegen Rom auf.

Aber Ein Mann allein konnte ihn nicht durchfechten. Es galt die Mächte in Bewegung zu bringen, die berufen waren, Kirche und Vaterland gegen die römische Unbill zu schützen.

Da wären die Nächsten von Rechts wegen die deutschen Bischöfe gewesen und der ganze priesterliche Stand. Aber mit denen hatte Luther bisher so traurige Erfahrungen gemacht, daß er alle Hoffnungen auf sie hatte fahren lassen. Der geistliche Stand war unachtsam und untüchtig geworden, dem christlichen Volke, vornehmlich deutscher Nation zu helfen; er stieß Gott und sein Wort hinweg.

Dafür hatte sich der Laienstand zu Luthers freudiger Überraschung

dem Evangelium viel zugänglicher erwiesen. Wie jubelte er, als er die Abfertigung Kajetans durch seinen Kurfürsten las: „Da wird der Legat lernen müssen, daß auch weltliche Gewalt von Gott ist!“ (Seite 361.) Dann in Leipzig sahen wir ihn fest darauf dringen, daß zu Schiedsrichtern über die Disputation nicht nur die theologischen Professoren, sondern auch die Laien herangezogen würden, denn es ist fast dahin gekommen, daß die Geistlichen weltlich sind und umgekehrt“ (Seite 475).

Nun waren ihm die Freundschaftsbeweise, die er jüngst aus den Kreisen der deutschen Ritterschaft empfangen hatte, neue Anzeichen dafür, daß die gute Sache bei den weltlichen Großen auf mehr Verständnis und Beistand rechnen durfte, als bei dem geistlichen Stande. Und so beschloß er, sich mit seinem Kampfesrufe an den deutschen Adel zu wenden, damit dieser sich endlich zum Handeln wider Rom aufraffe und deutsche Nation von der grausamen Gewaltherrschaft befreie.

Nicht etwa einzelne Ritter, wie Sickingen und Schaumburg, oder auch nur Huttens Partei hatte er dabei im Sinn, sondern die sämtlichen Vertreter weltlicher Obrigkeit im Reiche: Kaiser, Fürsten und freie Ritterschaft, die umschloß er in seiner Zuschrift „An den christlichen Adel deutscher Nation“.

Der eigentliche Titel seines Buches ist aber der: „Von des christlichen Standes Besserung“. Das will sagen: Von der Besserung des Zustandes der christlichen Kirche.

Daß der dermalige Zustand der Kirche einer Besserung bedürftig sei, wie oft war das schon nachgewiesen worden! Wie bewegten die Klagen über die unhaltbare Lage der deutschen Kirche, sonderlich seit dem Augsburger Reichstage, alle Einsichtigen der Nation! Aber so klar und überzeugend hatte noch niemand dem Volke die Not vor Augen gestellt, wie jetzt Luther.

Mit frischer Entrüstung, ja mit heiligem Zorn entrollte er die ganze Liste der oft beklagten und niemals abgestellten Beschwerden, und das zum ersten Male in einer Sprache, die jedermann verstand. Es war nicht nur, daß er deutsch redete und nicht lateinisch, sondern daß er im Deutschreden ein Meister war. Kein Wort, das nicht den Nagel auf den Kopf traf.

Eine erschreckende Fülle kirchlicher und weltlicher Gebrechen stach er auf. Mit einer Vollständigkeit kennzeichnete er die Notstände, wie auch ein Hutten es noch nicht gethan hatte.

Wer aber war für all das Unheil verantwortlich? Im letzten

Grunde der Papste. Denn er hinderte das Gotteswort, daß es nicht frei walten konnte im deutschen Volke, er hinderte auch die weltliche Obrigkeit, daß sie untüchtig wurde, ihres Amtes zu warten.

Darum dem Papst geht Luther vor allen Dingen zu Leibe. Er reißt die Mauern nieder, hinter denen er sich gesichert wähnte, und entwindet ihm die Ruten, mit denen die Christenheit von ihm gezüchtigt wurde. Alle Sünde und Schande, Hoffart und Ungerechtigkeit, wie sie am römischen Hofe zu Hause war, aber von da in tausend Kanälen über die Alpen sich ergoß dem deutschen Volke zum Unheil, zieht er ans Licht, im Großen wie im Kleinen. Man muß erstaunen, woher er die Dinge so bis ins Kleinste kannte. Es ist ihm bis auf den heutigen Tag kein Irrtum über die Thatsachen nachzuweisen gewesen.

Der geneigte Leser möge sich denn selber überzeugen, welch ein urchtbares Sündenregister Luther dem römischen Stuhle vorgehalten hat. Freilich von so packender Lebendigkeit, wie die Schrift für die Zeitgenossen gewesen ist, kann sie für uns Heutige nicht mehr sein. Die Zustände sind, Gott sei Dank, andre geworden, auch in der römisch-katholischen Kirche. Uns fehlt vor allem die Kenntnis des päpstlichen Rechts, jenes „Schlangenpfuhls von Ketzerei", und das Interesse dafür. Und doch muß Luther gerade dieses päpstliche Recht in erster Linie angreifen und alle die Kniffe und Pfiffe aufdecken, womit der Papst und seine Beamten, sein „Gesinde", wie Luther immer sagt, das Recht zum Unrecht zu machen und zu ihrem nichtswürdigen Vorteil zu wenden wußten.

Wenn denn einem der lieben Leser jene Liste der Beschwerden zu lang und das Verständnis der einzelnen Künste und Übergriffe zu schwer werden will, so mag er getrost ein paar Seiten überschlagen. Der Erzähler hat sich nicht entschließen können, die Schrift zu kürzen, weil es eine Hauptschrift Luthers ist, und weil die edle deutsche Nation es heute noch nötig hat sich an die Gräuel vergangener Tage zu erinnern, damit sie ihrem Befreier dankbar sei. Und wer die Reihe der Beschwerden auch nur durchblättert, mag wohl einen Eindruck haben von der Fülle der Ungerechtigkeit, die Rom über unser Volk ausgeschüttet hatte.

Die einzelnen Gebrechen sind in dem zweiten und dritten Teile der Schrift aufgeführt. Wichtiger und für alle Zeiten giltig ist der erste Teil. Da soll der geneigte Leser gebeten sein, nicht so eilig daran vorüberzugehen.

Denn was Luther dort dem Papste schuldgiebt, das trifft auch noch den

heutigen Papst. Den groben, äußeren Unfug hat die römische Kirche abgestellt — wir werden im Laufe unserer Geschichte noch hören, wo und wie — sie ist dank dem Auftreten Luthers ernster und strenger geworden. Aber der Papst ist derselbe geblieben, ja er hat seine gottlosen Ansprüche seitdem noch gesteigert oder wenigstens erst recht offenkundig durchgesetzt auf dem Vatikanischen Konzil im Jahre 1870. Heute noch läßt er es als einen Glaubenssatz verkündigen, daß geistliche Macht sei über weltliche, daß die Schrift auszulegen niemandem gebühre als dem Papste allein, und daß der Papst ein Herr sei auch über die Versammlung der allgemeinen Kirche. Das sind aber die Grundmauern der päpstlichen Zwingburg, gegen die Luther anrennt. Und was er dagegen ins Feld führt, das gilt noch heute.

Wie denn Luther die Übermacht des Papstes brechen will, muß er zugleich eine andre Macht und Ordnung aufrichten in der Christenheit. Und so baut er auf den einigen Grund, der gelegt ist, Christus, die Kirche neu auf nach einem neuen Grundriß. Den hat er gefunden in der heiligen Schrift: es ist die Lehre vom allgemeinen Priestertum.

Der Grundschade in der römisch-katholischen Kirche ist die Scheidung von Laienstand und Priesterstand. Diese Scheidung hat in der Tyrannei des Papsttums nur ihren schroffsten Ausdruck gefunden. Sie ist aber bis in die Wurzel hinab vom Übel.

Luther war selber mit heiligem Schauer in den von Gott so wunderbar bevorzugten geistlichen Stand eingetreten. Aber er war an dem nach kirchlicher Lehre unaustilgbaren und unverlierbaren Vorzuge dieses Standes irre geworden. Stellen wie 1. Petri 2, 9 und Offenb. Joh. 1,6. 5,10 belehrten ihn, daß alle Christen ohne Ausnahme Priester seien, dazu geweihet durch die heilige Taufe, und die berufenen Geistlichen bildeten nur durch ihren besonderen Dienst an Wort und Sakramenten eine besondere Zunft, die wohl vor Menschen einen Unterschied machen, aber nimmermehr vor Gott (Seite 537).

Der übernatürliche Vorzug des geistlichen Standes kam am mächtigsten zur Geltung in der Messe. Über die Messe aber ausführlich sich auszusprechen, fand er in seiner Schrift „an den Adel" keinen Raum; darum veröffentlichte er gleichzeitig einen „Sermon von der Messe", auch wieder deutsch, für das Volk bestimmt. Da zerstört er den Glauben, als ob Leben und Seligkeit der Laienchristen abhängig sei von dem, was der Priester am Altar vornimmt mit äußerlichen Geber-

den: vielmehr kommt's an auf einen jeglichen, der mitfeiert und das Sakrament empfängt, ob er einen Segen davon habe oder nicht.

„Alle die,“ heißt es da, „so den Glauben haben, daß Christus für sie ein Pfarrer sei im Himmel vor Gottes Augen und auf ihn legen ihre Gebete, Lob, Not und sich selbst, und nicht zweifeln, es ist da um Christi willen alle Sünd' vergeben, Gott ein gnädiger Vater worden und ein ewiges Leben bereit — siehe! alle die, wo sie sind, das sind rechte Pfaffen und halten wahrhaftig rechte Meſſ', erlangen auch damit, was sie wollen. Denn der Glaube muß alles thun. Er ist allein das rechte priesterliche Amt. Darum sind alle Christen, die Männer Pfaffen, alle Weiber Pfäffinnen, es sei jung oder alt, Herr oder Knecht, Frau oder Magd, Gelehrter oder Laie.“

Wo diese neue Lehre, welche doch keine neue war, sondern die alte, echte Lehre der Apostel, Glauben und Anerkennug fand, da mußte die Lehre von der göttlichen Herrschaft des Papstes und der Priester über die ungeweihten Christenleute alle Kraft und Geltung verlieren.

Luther selbst überschaute schon die ganze Tragweite dieser Erkenntnis. In seiner Schrift an den Adel machte er die allerbedeutsamste Anwendung davon.

Sind alle getauften Christen berufene und geweihte Priester Gottes, so hat — das war sein Schluß — auch die weltliche Obrigkeit priesterlich Recht. Wie der Stand der Pfarrer für die Verkündigung des Wortes und für die Austeilung der Sakramente zu sorgen hat, so ist es die Pflicht weltlicher Obrigkeit, daß alles recht und ordentlich zugehe unter den Christen. Und wie die Pfarrer auch für Fürsten und Regenten beten und predigen müssen, so haben wiederum die Fürsten und Regenten Recht und Ordnung zu schützen auch wider die Geistlichen. Vor Gott sind alle gleich, unter einander müssen sie sich gegenseitig dienen mit dem besonderen Werke, was einem jeden Stande nach seinem besonderen Berufe aufgegangen ist. Wie der Schuster dem Papste und den Priestern Schuhe, der Schneider Kleider macht, so muß weltliche Obrigkeit die Pflicht und Befugnis haben, auch Papst und Priestern gegenüber zu sehen auf das, was Rechtens ist.

Und so diente die Lehre vom allgemeinen Priestertum Luthern zur besten Rechtfertigung auch dafür, daß er die weltlichen Herren deutscher Nation aufrief, dem römischen Unrecht zu wehren. Sie hatten dazu nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht, „dieweil sie nun

auch Mitchristen sind, Mitpriester, mitgeistlich, mitmächtig in allen Dingen und ihr Amt und Werk, das sie von Gott haben über jedermann, sollen lassen frei gehen, wo es not und nütz ist zu gehen."

Was nun Luther zu klagen, anzuklagen, zu mahnen und zu raten hatte der Christenheit deutscher Nation zu Heil und Frommen, das will er uns in seiner Schrift selber sagen.





Siebenunddreißigstes Kapitel.

„An den christlichen Adel deutscher Nation: Von des christlichen Standes Besserung.“

Dem achtbaren und würdigen Herrn,
Herrn Nikolaus von Amsdorff,
der heiligen Schrift Licentiat und Domherrn zu Wittenberg,
meinem besondern günstigen Freund
Dr. Martinus Luther.

Gnade und Friede Gottes zuvor. Achtbarer, würdiger, lieber Herr und Freund!

Die Zeit des Schweigens ist vergangen, und die Zeit zu reden ist gekommen, wie der Prediger (3,7) sagt. Ich habe unserm Vornehmen nach zusammengetragen etliche Stück, dem christlichen Adel deutscher Nation vorzulegen, ob Gott doch wollte durch den Laienstand seiner Kirche helfen, sintemal der geistliche Stand, dem es billiger gebührte, ganz unachtsam geworden ist. Sende das alles Ew. Würden, dasselbe zu richten und, wo es not ist, zu bessern.

Ich bedenk' wohl, daß mir's nicht wird unverwiesen bleiben, als vermesse ich mich zu hoch, daß ich verachteter, begebener Mensch solche hohe und große Stände wage anzureden in so trefflichen, großen Sachen, als wäre sonst niemand in der Welt denn Doktor Luther, der sich des christlichen Standes annehme und so hoch verständigen Leuten Rat gebe. Ich bin vielleicht meinem Gott und der Welt noch eine Thorheit schuldig: die hab' ich mir jetzt vorgenommen, so mir's gelingen mag, redlich zu zahlen und auch einmal Hofnarr zu werden. Gelingt mir's nicht,

so hab ich doch einen Vorteil — braucht mir (dem Mönche) niemand eine Kappe zu kaufen noch den Kamm zu scheren. Es gilt aber, wer dem andern die Schellen anknüpft. Ich muß das Sprichwort erfüllen: „Was die Welt zu schaffen hat, da muß ein Mönch bei sein, und sollte man ihn dazu malen.“ Es hat wohl mehrmal ein Narr weislich geredet und vielmal weise Leute gröblich genarret, wie Paulus sagt: „Wer da will weise sein, der muß ein Narr werden.“ Auch dieweil ich nicht allein ein Narr bin, sondern auch ein geschworener Doktor der heiligen Schrift, bin ich froh, daß sich mir Gelegenheit giebt, meinem Eid eben in derselben Narren Weise genug zu thun. Ich bitt', wollet mich entschuldigen bei den mäßig Verständigen; denn der überhoch Verständigen Gunst und Gnade weiß ich nicht zu verdienen, welche ich so oft mit großer Mühe gesucht, nun hinfort auch nicht mehr haben noch achten will.

Gott helf' uns, daß wir nicht unsere, sondern allein seine Ehre suchen! Amen.

Zu Wittenberg, im Augustinerkloster, am Abend St. Johannis des Täufers. Im tausendfünfhundertundzwanzigsten Jahr.

Der allerdurchlauchtigsten, großmächtigsten Kaiserlichen Majestät und christlichem Adel deutscher Nation

Dr. Martinus Luther.

Gnade und Stärke von Gott zuvor, Allerdurchlauchtigster! Gnädigste liebe Herren!

Es ist nicht aus lauter Fürwitz noch Frevel geschehen, daß ich einzelner, armer Mensch mich unterstanden, vor Euren hohen Würden zu reden. Die Not und Beschwerung, die alle Stände der Christenheit, zuvor die deutschen Lande, drückt und nicht allein mich, sondern jedermann bewegt hat, vielmal zu schreien und Hülf' zu begehren, hat mich auch jetzt gezwungen, zu schreien und zu rufen, ob Gott jemand den Geist geben wollte, seine Hand zu reichen der elenden Nation. Es ist oft durch Konzilien etwas vorgewandt, aber durch etlicher Menschen List behendiglich verhindert und immer ärger geworden. Deren Tücke und Bosheit gedenke ich jetzt — Gott helf' mir — zu durchleuchten, auf daß sie, erkannt, hinfort nicht mehr so hinderlich und schädlich sein möchten. Gott hat uns ein junges, edles Blut zum Haupt, gegeben und damit viel Herzen zu großer, guter Hoffnung erweckt;

daneben will sich's ziemen, das Unsere dazuzuthun und die Zeit und Gnade nützlich zu brauchen.

Das erste, das in dieser Sache vornehmlich zu thun, ist, daß wir uns je vorsehen mit großem Ernst und nicht etwas anheben im Vertrauen auf große Macht oder Vernunft, ob gleich aller Welt Gewalt unser wäre: denn Gott mag und will's nicht leiden, daß ein gut Werk werde angefangen im Vertrauen auf eigene Macht und Vernunft. Er stößet es zu Boden, da hilft nichts für, wie im 33. Psalm steht (v. 16): „Es wird kein König bestehen durch seine große Macht und kein Herr durch die Größe seiner Stärke." Und aus dem Grund, sorg' ich, sei es vorzeiten gekommen, daß die teueren Fürsten Kaiser Friedrich der Erste und der Andre und viele deutsche Kaiser so jämmerlich sind von den Päpsten mit Füßen getreten und gedrückt worden, während vor ihnen doch die Welt sich fürchtete. Sie haben sich vielleicht verlassen auf ihre Macht mehr denn auf Gott: darum haben sie müssen fallen. Und was hat zu unsern Zeiten den Blutsäufer, Papst Julius den Zweiten, so hoch erhalten, denn daß ich besorge, Frankreich, Deutschland und Venedig haben auf sich selbst gebauet. Es schlugen die Kinder Benjamin zweiundvierzigtausend Israeliten, darum daß die sich auf ihre Stärke verließen (Richter 20).

Daß es uns nicht auch so gehe mit diesem edlen Blute Karl, müssen wir gewiß sein, daß wir in dieser Sache nicht mit Menschen, sondern mit den Fürsten der Hölle handeln, die wohl mögen mit Krieg und Blutvergießen die Welt erfüllen, aber sich damit nicht überwinden lassen. Man muß hier mit Verzagen an leiblicher Gewalt in demütigem Vertrauen auf Gott die Sache angreifen und mit ernstlichem Gebet Hilfe bei Gott suchen und nichts andres sich vor Augen halten als der elenden Christenheit Jammer und Not, unangesehen was böse Leute verdient haben. Wo nicht, so mag sich das Spiel wohl lassen anfangen mit großem Schein, aber wenn man hineinkommt, so werden die bösen Geister eine solche Irrung zurichten, daß die ganze Welt muß im Blut schwimmen und wird denn doch damit nichts ausgerichtet.

Darum laßt uns hier mit Furcht Gottes und weislich handeln. Je größer die Gewalt, um so größer Unglück, wo nicht in Gottesfurcht und Demut gehandelt wird. Haben die Päpste und Römer bisher mögen durch Teufels Hilfe die Könige unter einander wirren, so

mögen sie's auch noch wohl thun, so wir ohne Gottes Hilfe mit unserer Macht und Kunst fahren.

---

1. Die drei Mauern der Romanisten.

Die Romanisten haben drei Mauern mit großer Behendigkeit um sich gezogen, damit sie sich bisher geschützt, daß sie niemand hat können reformieren; dadurch die ganze Christenheit gräulich gefallen ist.

Zum ersten, wenn man auf sie gedrungen mit weltlicher Gewalt, haben sie gesetzt und gesagt: weltliche Gewalt habe nicht Recht über sie, sondern vielmehr, geistliche (päpstliche) sei über die weltliche.

Zum andern, hat man sie mit der heiligen Schrift wollen strafen, setzen sie dagegen: es gebühre die Schrift niemand auszulegen, denn dem Papst.

Zum dritten, drohet man ihnen mit einem Konzil, so erdichten sie: es könne niemand ein Konzil berufen, denn der Papst.

Also haben sie die drei Ruten uns heimlich gestohlen, daß sie mögen ungestraft sein, und haben sich in sichere Befestigung dieser drei Mauern gesetzt, alle Büberei und Bosheit zu treiben, die wir denn jetzt sehen. Und ob sie schon ein Konzil mußten machen, haben sie doch dasselbe zuvor matt gemacht damit, daß sie die Fürsten zuvor mit Eiden verpflichten, sie bleiben zu lassen wie sie sind, dazu dem Papste volle Gewalt zu geben über alle Ordnung des Konzils — so daß es gleich gilt, ob viele Konzile oder gar keines sei, abgesehen davon, daß sie uns nur mit Larven und Spiegelfechten betrügen. So gar gräulich sind sie bange um ihre Haut vor einem rechten freien Konzil, und haben damit Könige und Fürsten schüchtern gemacht, daß sie glauben, es wäre wider Gott, so man ihnen nicht gehorchte in allen solchen schalkhaftigen, listigen Spukereien.

Nu helf' uns Gott und geb' uns der Posaunen eine, damit die Mauern Jerichos wurden umgeworfen, daß wir diese strohernen und papiernen Mauern auch umblasen und die christlichen Ruten losmachen, um Sünde zu strafen, des Teufels List und Trug an den Tag zu bringen; auf daß wir durch Strafe uns bessern und seine Huld wieder erlangen.

Wollen die erste Mauer am ersten angreifen. Man hat's erfunden, daß Papst, Bischöfe, Priester, Klostervolk der geistliche Stand

genannt wird, Fürsten, Herren, Handwerks- und Ackersleute der weltliche Stand. Das ist ein gar fein Lügen und Gleißen; doch soll niemand darob schüchtern werden. Denn alle Christen sind wahrhaftig geistlichen Standes und ist unter ihnen kein Unterschied, denn des Amts halben allein; wie Paulus 1. Kor. 12 sagt, daß wir allesamt Ein Körper sind, doch ein jegliches Glied sein eigen Werk hat, damit es den andern dienet. Das macht alles, daß wir Eine Taufe, Ein Evangelium, Einen Glauben haben und gleiche Christen sind. Denn Taufe, Evangelium und Glauben, die machen allein geistlich und Christenvolk. Daß aber der Papst oder Bischof salbet, Platten macht, ordiniert, weihet, anders denn Laien kleidet, mag einen Gleißner und Ölgötzen machen, macht aber nimmermehr einen Christen oder geistlichen Menschen. Demnach so werden wir durch die Taufe allesamt zu Priestern geweiht, wie Sankt Peter 1. Petr. 2 sagt: „Ihr seid ein königlich Priestertum und ein priesterlich Königreich“; und die Offenbarung (1, 6. 5,10): „Du hast uns gemacht durch Dein Blut zu Priestern und Königen.“ Denn wo nicht eine höhere Weihe in uns wäre, denn der Papst oder Bischof giebt, so würde nimmermehr durch Papsts oder Bischofs Weihe ein Priester gemacht, könnte auch weder Messe halten, noch predigen, noch absolvieren.

Darum ist des Bischofs Weihe nichts andres, denn als wenn er an Statt und Person der ganzen Versammlung, die alle gleiche Gewalt haben, einem aus dem Haufen nähme und ihm beföhle, diese Gewalt für die andern auszurichten; gleich als wenn zehn Brüder, Königskinder und gleiche Erben, Einen erwählten, das Erbe für sie zu regieren — sie wären ja alle Könige und gleicher Gewalt, und doch würde Einem zu regieren befohlen. Und daß ich's noch klarer sage: wenn ein Häuflein frommer Christenleute gefangen würde und in eine Wüstenei gesetzt, die nicht bei sich hätten einen von einem Bischof geweihten Priester, und würden allda der Sachen einig, erwähleten Einen unter ihnen und beföhlen ihm das Amt, zu taufen, Messe zu halten, zu absolvieren und zu predigen — der wäre wahrhaftig ein Priester, als ob ihn alle Bischöfe und Päpste geweiht hätten. Daher kommt's, daß in der Not ein jeglicher taufen und absolvieren kann, was nicht möglich wäre, wenn wir nicht alle Priester wären.

Solche große Gnade und Gewalt der Taufe und des Christenstandes haben sie uns durch's geistliche Recht ganz niedergelegt und unbekannt gemacht. Auf diese Weise erwählten vorzeiten die Christen aus

dem Volk ihre Bischöfe und Priester, die darnach von andern Bischöfen bestätigt wurden ohn' alles Prangen, das jetzt regiert. So waren Sankt Augustin, Ambrosius, Cyprianus Bischöfe.

Dieweil denn nun die weltliche Gewalt ist gleich mit uns getauft, hat denselben Glauben und Evangelium, so müssen wir sie lassen Priester und Bischof sein und ihr Amt ansehen als ein Amt, das da gehöre und nützlich sei der christlichen Gemeinde. Denn was aus der Taufe gekrochen ist, das mag sich rühmen, daß es schon zu Priester, Bischof und Papst geweihet sei, obwohl nicht einem jeglichen ziemet, solch Amt zu üben. Denn weil wir alle gleich Priester sind, muß sich niemand selbst herfürthun und sich unterwinden, ohne unser Bewilligen und Erwählen das zu thun, des wir alle gleiche Gewalt haben. Denn was gemeinsam ist, kann niemand ohne der Gemeinde Willen und Befehl an sich nehmen.

Und wo es geschähe, daß jemand, der zu solchem Amt gewählt worden, wegen Mißbrauchs desselben abgesetzt würde, so wäre er gleich wie vorhin. Darum sollte ein Priesterstand in der Christenheit nichts anderes sein als ein Amtmann: so lange er im Amt ist, geht er vor; wird er abgesetzt, ist er ein Bauer oder Bürger wie die Andern. Ebenso wahrhaftig ist ein Priester nimmer Priester, wenn er abgesetzt wird. Aber nun haben sie erdichtet characteres indelebiles (der Priester empfängt nach römisch-katholischer Lehre ein „unaustilgbares Gepräge", d. h. eine göttliche Vollmacht, welche ihm nur von Gott selbst abgenommen werden kann, ihm gleichsam zur andern Natur geworden ist) und schwätzen, daß ein abgesetzter Priester doch etwas anderes ist als ein bloßer Laie. Ja, sie träumen, es könne ein Priester nimmermehr etwas anderes als ein Priester, also nie ein Laie werden: das sind alles von Menschen erdichtete Reden und Gesetze.

So folget aus diesem, daß Laien, Priester, Fürsten, Bischöfe oder — wie sie sagen — Geistliche und Weltliche keinen andern Unterschied im Grunde wahrlich haben, denn des Amtes oder Werkes halben, und nicht des Standes halben. Denn sie sind alle gleichen Standes, wahrhaftige Priester, Bischöfe und Päpste, aber nicht einerlei gleichen Werkes, gleichwie auch unter den Priestern und Mönchen nicht einerlei Werk ein jeglicher hat. Und das steht bei Sankt Paul Röm. 12 und 1. Kor. 12 und bei Petrus 1. Petr. 2, wie ich droben gesagt, daß wir alle Ein Körper sind des Hauptes Jesu Christi, ein jeglicher des andern Gliedmaß. Christus hat nicht zwei, noch zweierlei Körper.

einen weltlich, den andern geistlich: Ein Haupt ist er und Einen Körper hat er.

Gleich wie nun die, so man jetzt „geistlich" heißt oder Priester, Bischöfe oder Päpste, von den andern Christen nicht weiter noch würdiger geschieden sind, denn dadurch, daß sie das Wort Gottes und die Sakramente sollen verwalten — das ist ihr Werk und Amt —: also hat die weltliche Obrigkeit das Schwert und die Rute in der Hand, die Bösen damit zu strafen, die Frommen zu schützen. Ein Schuster, ein Schmied, ein Bauer haben jeder seines Handwerks Amt, und Werk, und doch sind alle zugleich geweihet zu Priestern und Bischöfen, und ein jeglicher soll mit seinem Amt oder Werk den andern nützlich und dienstlich sein, daß also vielerlei Werke alle insgemein darauf gerichtet sind, Leib und Seele zu fördern, gleich wie die Gliedmaßen des Körpers alle eins dem andern dienen.

Nun sieh, wie christlich das gesetzt und gesagt sei, weltliche Obrigkeit sei nicht über die Geistlichkeit, solle sie auch nicht strafen. Das ist eben so viel gesagt, wie: die Hand solle nichts dazu thun, ob auch das Auge große Not leidet. Ist's nicht unnatürlich, daß ich nicht sage unchristlich, daß ein Glied dem andern nicht helfen, seinem Verderben nicht wehren soll? Ja, je edler das Glied ist, um so mehr sollen die andern ihm helfen. Darum sage ich: dieweil weltliche Gewalt von Gott geordnet ist, die Bösen zu strafen und die Frommen zu schützen, so soll man ihr Amt lassen frei gehen ungehindert durch den ganzen Körper der Christenheit ohne Ansehen der Person, sie treffe Papst, Bischöfe, Pfaffen, Mönche, Nonnen oder was es ist.

Wenn das genügend wäre, um die weltliche Gewalt zu hindern daß sie geringer ist unter den christlichen Ämtern, denn der Prediger und Beichtiger Amt oder der geistliche Stand — so sollte man auch hindern die Schneider, Schuster, Steinmetzen, Zimmerleute, Köche, Kellner, Bauern und alle weltlichen Handwerker, daß sie dem Papst, Bischöfen, Priestern, Mönchen weder Schuhe, Kleider, Haus, Essen, Trinken machten, noch Zins gäben. Läßt man aber diesen Laien ihre Werke ungehindert, was machen dann die römischen Schreiber mit ihren Gesetzen, daß sie sich herausziehen aus dem Werk weltlicher christlicher Gewalt, daß sie nur frei mögen böse sein und erfüllen was Sankt Peter sagt (2. Petr. 2,1): „Es werden falsche Meister unter euch erstehen und

mit falschen, erdichteten Worten mit euch umgehen", euch im Sack zu verkaufen!

Darum soll weltliche Gewalt ihr Amt üben frei, ungehindert, unangesehen ob's Papst, Bischof, Priester sei, den sie trifft — wer schuldig ist, der leide. Was geistlich Recht dawider gesagt hat, ist lauter erdichtete römische Vermessenheit. Denn also sagt Sankt Paul zu allen Christen (Röm. 13,1): „Eine jegliche Seele" — ich meine, die des Papstes auch — „soll unterthan sein der Obrigkeit; denn sie trägt nicht umsonst das Schwert; sie dienet Gott damit, zur Strafe der Bösen und zum Lob den Frommen". Auch Sankt Peter (1, 2, 13.): „Seid than allen menschlichen Ordnungen um Gottes willen", der es so haben will. Er hat's auch verkündet, daß kommen werden solche Menschen, die die weltliche Obrigkeit würden verachten — 2. Petr. 2,10 —, wie denn geschehen ist durch's geistliche Recht.

Also mein' ich, diese erste Papiermauer liege darnieder, sintemal weltliche Herrschaft ist ein Glied worden des christlichen Körpers und geistlichen Standes, obwohl sie ein leiblich Werk hat Darum soll ihr Werk ungehindert gehen in alle Gliedmaßen des ganzen Körpers, soll strafen und treiben, wo es die Schuld verdient oder die Not fordert, unangesehen Papst, Bischöfe, Priester, sie dräuen oder bannen, wie sie wollen.

Eben daher kommt's, daß die schuldigen Priester, so man sie an das weltliche Recht überantwortet, zuvor entsetzt werden priesterlicher Würden. Das wäre doch nicht recht, wenn nicht schon zuvor aus göttlicher Ordnung das weltliche Schwert über dieselben Gewalt hätte.

Es ist auch zuviel, daß man so hoch im geistlichen Recht hebt der Geistlichen Freiheit, Leib und Güter, gerade als wären die Laien nicht auch so gute geistliche Christen, wie sie, oder gehörten sie nicht zur Kirche. Warum ist dein Leib, Leben, Gut und Ehre so frei und nicht das meine, so wir doch gleiche Christen sind, gleiche Taufe, Glauben, Geist und alle Dinge haben? Wird ein Priester erschlagen, so liegt ein Land im Interdikt (da durfte im ganzen Lande kein Gottesdienst gehalten, kein Sakrament gespendet, kein Toter kirchlich beerdigt werden — eine harte Strafe, welche die Kirche im Mittelalter oft und mit großer Strenge anwandte); warum nicht auch, wenn ein Bauer erschlagen wird? Wo kommt her solch großer Unterschied unter den gleichen Christen? Allein aus Menschengesetzen und -Erdichtungen.

Es muß auch kein guter Geist sein, der solche Ausflucht erfunden und die Sünde (des Papstes und der Geistlichen) frei unsträflich gemacht hat. Denn wenn wir schuldig sind, wider den bösen Geist, seine Werke und Worte zu streiten und ihn zu vertreiben, wie wir können, als uns Christus gebeut und seine Apostel — wie kämen wir denn dazu, daß wir sollten still halten und schweigen, wenn der Papst oder die Seinen teuflisch Wort oder Werk vornehmen? Sollten wir um des Menschen willen göttlich Gebot und Wahrheit lassen niederlegen, der wir in der Taufe geschworen haben beizustehen mit Leib und Leben — fürwahr, wir wären schuldig aller Seelen, die dadurch verlassen und verführt würden. Darum muß das der Hauptteufel selbst gesagt haben, was im geistlichen Recht steht: ‚Wenn der Papst so schädlich böse wäre, daß er gleich die Seelen mit großen Haufen zum Teufel führte, könnte man ihn dennoch nicht absetzen' (siehe Seite 524). Auf diesen verfluchten teuflischen Grund bauen sie zu Rom und meinen, man soll eher alle Welt zum Teufel lassen fahren, denn ihrer Büberei widerstreben. Wenn es, um straflos zu bleiben, genug wäre daran, daß einer über den andern ist, dürfte kein Christ den andern strafen, sintemal Christus gebeut, ein jeder solle sich für den Untersten und Geringsten halten.

Wo Sünde ist, da ist schon kein Behelf mehr wider die Strafe, wie auch Sankt Gregorius schreibt, daß wir wohl alle gleich seien, aber die Schuld mache einen unterthan dem andern. Nun sehen wir, wie sie mit der Christenheit umgehen. Sie nehmen sich die Freiheit, ohne alle Beweisung aus der Schrift, die doch Gott und die Apostel haben unterworfen dem weltlichen Schwert, daß zu besorgen ist, es sei des Antichrists Spiel oder sein nächster Vorlauf. —

Die andere Mauer ist noch loser und untüchtiger: daß sie allein wollen Meister der Schrift sein, ob sie schon ihr Lebelang nichts drinnen lernen. Sie vermessen sich allein der Obrigkeit, gaukeln uns vor mit unverschämten Worten, der Papst könne nicht irren im Glauben, er sei böse oder fromm, und können doch nicht einen Buchstaben davon beweisen. Daher kommt es, daß soviel ketzerische und unchristliche, ja unnatürliche Gesetze stehen im geistlichen Recht, davon jetzt nicht not zu reden. Denn dieweil sie es achten, der heilige Geist lasse sie nicht, sie seien so ungelehrt und böse, wie sie könnten, erkühnen sie sich zu setzen, was sie nur wollen. Und wenn das wäre, wozu wäre die heilige Schrift not oder nütze? Lasset sie uns ver-

brennen und uns genügen an den ungelehrten Herren in Rom, die der heilige Geist innehat, der doch nur fromme Herzen kann innehaben. Wenn ich's nicht gelesen hätte, wäre mir's unglaublich gewesen, daß der Teufel sollte zu Rom solch ungeschickte Dinge vorwenden und Anhang gewinnen.

Doch, daß wir nicht mit Worten wider sie fechten, wollen wir die Schrift herbringen. Sankt Paulus spricht 1. Kor. 14,30: „So jemand etwas Besseres offenbar wird, ob er schon sitzet und dem andern zuhört im Gotteswort, so soll der erste, der da redet, stillschweigen und weichen." Was wäre dies Gebot nütz, so allein dem zu glauben wäre, der da redet oder obenan sitzt? Auch Christus sagt Joh. 6, daß alle Christen sollen gelehret werden von Gott.

So kann es wohl sein, daß der Papst und die Seinen böse sind und nicht rechte Christen, noch von Gott gelehret rechten Verstand haben, daß hingegen ein geringer Mensch den rechten Verstand habe: warum sollte man ihm dann nicht folgen? Hat nicht der Papst vielmals geirrt? Wer wollte der Christenheit helfen, so der Papst irret, wo nicht einem andern mehr denn ihm geglaubt würde, der die Schrift für sich hätte?

Drum ist's eine frevelhaft erdichtete Fabel, und sie können auch keinen Buchstaben aufbringen, womit sie beweisen, daß des Papsts allein sei, die Schrift auszulegen oder ihre Auslegung zu bestätigen. Sie haben sich die Gewalt selbst genommen; und ob sie vorgeben, es wäre Sankt Peter die Gewalt gegeben, da ihm die Schlüssel sind gegeben, ist's offenbar genug, daß die Schlüssel nicht allein Sankt Petro, sondern der ganzen Gemeinde gegeben sind. Dazu sind die Schlüssel nicht für die Lehre oder das Regiment, sondern allein für die Sünde, zu binden oder zu lösen verordnet, und es ist eitel erdichtet Ding, was sie anders und weiter aus den Schlüsseln sich zuschreiben. Was aber Christus sagt zu Petro: „Ich habe für dich gebetet, daß dein Glaube nicht zergehe" (Luk. 22,32), kann sich nicht auf den Papst beziehen, sintemal der größere Teil der Päpste ohne Glauben gewesen sind, wie sie selbst bekennen müssen. So hat Christus auch nicht allein für Petrus gebetet, sondern für alle Apostel und Christen, wie er sagt Joh. 17, 9 und 20: „Vater, ich bitte für sie, die Du mir gegeben hast und nicht allein für sie, sondern für alle, die durch ihr Wort glauben an mich". Ist das nicht klar genug geredet?

Denk' doch bei dir selbst. Sie müssen bekennen, daß fromme

Christen unter uns sind, die den rechten Glauben, Geist, Verstand, Wort und Meinung Christi haben — je, warum sollte man denn derselben Wort und Verstand verwerfen und dem Papst folgen, der nicht Glauben noch Geist hat? Wäre doch das: den ganzen Glauben und die christliche Kirche verleugnet. Ingleichen, es muß je nicht der Papst allein Recht haben, so der Artikel recht ist: „Ich glaube eine heilige christliche Kirche“. Oder wir müssen also beten: „Ich glaube an den Papst zu Rom“, und also die christliche Kirche ganz in einen Menschen ziehen — welches nichts anderes als teuflischer und höllischer Irrtum wäre.

Überdas, so sind wir ja alle Priester, wie droben gesagt ist, haben alle Einen Glauben, Ein Evangelium, einerlei Sakrament. Wie sollten wir denn nicht auch haben Macht, zu schmecken und zu urteilen, was da recht oder unrecht im Glauben wäre? Wo bleibt das Wort Pauli 1. Kor. 2: „Ein geistlicher Mensch richtet alle Dinge und wird von niemand gerichtet“, und 2. Kor. 4: „Wir haben alle einen Geist des Glaubens?“ Wie sollten wir denn nicht fühlen sowohl als ein ungläubiger Papst, was dem Glauben eben oder uneben ist?

Aus diesem allen und vielen andern Sprüchen sollen wir mutig und frei werden und den Geist der Freiheit (wie ihn Paulus nennt) nicht lassen mit erdichteten Worten der Päpste abschrecken, sondern frisch hindurch alles, was sie thun oder lassen, nach unserm gläubigen Verstand der Schrift richten und sie zwingen, zu folgen dem besseren und nicht ihrem eigenen Verstand. Mußte doch vorzeiten Abraham seine Sarah hören, die doch ihm härter unterworfen war, denn wir jemand auf Erden. So war die Eselin Bileams auch klüger, denn der Prophet selbst. Hat Gott da durch eine Eselin geredet gegen einen Propheten — warum sollte er nicht noch kommen zu reden durch einen frommen Menschen gegen den Papst? Ingleichen Sankt Paul straft Sankt Petern als einen Irrigen, Gal. 2. Darum gebührt einem jeglichen Christen, daß er sich des Glaubens annehme, ihn zu verstehen und zu verfechten und alle Irrtümer zu verdammen. —

Die dritte Mauer fällt von selbst, wo diese ersten zwei fallen. Denn wo der Papst wider die Schrift handelt, sind wir schuldig, der Schrift beizustehen, ihn zu strafen und zu zwingen nach dem Worte Christi, Matth. 18, 15: „Sündiget dein Bruder wider dich, so gehe hin und sag's ihm zwischen dir und ihm allein; höret er dich nicht, so nimm noch einen oder zween zu dir; höret er die nicht, so sag' es der

Gemeinde; höret er die Gemeinde nicht, so halt' ihr als einen Heiden". Hier wird befohlen einem jeglichen Glied, für das andre zu sorgen — wieviel mehr sollen wir da eintreten, wo ein gemein regierend Glied übel handelt, welches durch sein Handeln viel Schaden und Ärgernis giebt den andern! Soll ich ihn denn verklagen vor der Gemeinde, so muß ich sie ja zusammenbringen.

Sie haben auch keinen Grund der Schrift, daß allein dem Papst gebühre, ein Konzil zu berufen oder zu bestätigen, denn allein ihre eigenen Gesetze, die nicht weiter gelten, als sofern sie nicht schädlich sind der Christenheit und Gottes Gesetzen. Wo nun der Papst sträflich ist, hören solche Gesetze schon auf, dieweil es schädlich ist der Christenheit, ihn nicht zu strafen durch ein Konzil.

So lesen wir Apostelgesch. 15, daß der Apostel Konzil nicht Sankt Peter hat berufen, sondern alle Apostel und die Ältesten. Wo nun Sankt Peter das allein hätte gebührt, wäre das nicht ein christliches Konzil, sondern ein ketzerisches Konziliabulum gewesen. Auch das berühmteste Konzil zu Nicaea, hat der Bischof von Rom weder berufen noch bestätigt, sondern der Kaiser Konstantinus (Seite 70) und nach ihm haben viele andere Kaiser das gleiche gethan, und doch sind es die allerchristlichsten Konzilien gewesen. Aber hätte der Papst allein die Gewalt, so müßten sie alle ketzerisch gewesen sein. Auch wenn ich ansehe die Konzilien, die der Papst gemacht hat, find' ich nichts besonderes, was darinnen ist ausgerichtet.

Darum, wo es die Not fordert und der Papst ärgerlich der Christenheit ist, soll darzuthun wer, am ersten kann, als ein treu Glied des ganzen Körpers, daß ein recht frei Konzil werde — was niemand so wohl vermag als das weltliche Schwert (die weltliche Obrigkeit), sonderlich dieweil sie nun auch Mitpriester sind, Mitpriester, mitgeistlich, mitmächtig in allen Dingen und ihr Amt und Werk, das sie von Gott haben über jedermann, sollen lassen frei gehen, wo es not und nutz ist zu gehen.

Wäre das nicht ein unnatürlich Vornehmen, so ein Feuer in einer Stadt aufginge, und jedermann sollte stille stehen, lassen für und für brennen, was da brennen mag, allein darum, daß sie nicht die Macht des Bürgermeisters hätten oder das Feuer vielleicht an des Bürgermeisters Haus anhübe? Ist nicht hier ein jeglicher Bürger schuldig, die andern zu bewegen und zu berufen? Wieviel mehr soll das in der geistlichen Stadt Christi geschehen, so ein Feuer des Ärgernisses sich

erhebt, es sei an des Papstes Regiment oder wo es wolle! Desselben gleichen geschieht auch, so die Feinde eine Stadt überfielen: da verdienet der Ehr' und Dank, der die andern am ersten aufbringt — warum sollte denn der nicht Ehre verdienen, der die höllischen Feinde verkündet und die Christen erweckt und beruft?

Daß sie aber ihre Gewalt rühmen, der sich's nicht zieme zu widerfechten — ist gar nichts geredet. Es hat niemand in der Christenheit Gewalt, Schaden zu thun oder Abwehr von Schaden zu verbieten. Es ist keine Gewalt in der Kirche, denn nur zur Besserung. Darum, wo sich der Papst der Gewalt bedienen wollte, um zu wehren, ein frei Konzil zu machen, damit verhindert werde die Besserung der Kirche — so sollen wir ihn und seine Gewalt nicht ansehen, und wo er bannen und donnern würde, sollte man das verachten als eines tollen Menschen Vornehmen und ihn in Gottes Zuversicht wiederum bannen und treiben, wie man kann. Denn solche seine angemaßte Gewalt ist nichts, er hat sie auch nicht und wird bald mit einem Spruche der Schrift niedergelegt; denn Paulus sagt zu den Korinthern (1,10,23): „Gott hat uns Gewalt gegeben nicht zu verderben, sondern zu bessern die Christenheit." Wer will über diesen Spruch hüpfen? Des Teufels und Antichrists Gewalt ist, die da wehret, was zur Besserung dienet der Christenheit, darum ihr gar nicht zu folgen, sondern zu widerstehen ist mit Leib, Gut und allem, was wir vermögen.

Und wo gleich ein Wunderzeichen für den Papst wider die weltliche Gewalt geschähe oder jemand eine Plage widerführe, wie sie rühmen, daß etliche Male geschehen sei, soll man dasselbe nicht anders achten, als durch den Teufel geschehen, um unserm Glauben an Gott Abbruch zu thun, wie dasselbe Christus verkündigt hat Matth. 24, 5: „Es werden kommen in meinem Namen falsche Christen und falsche Propheten, sie werden Zeichen und Wunder thun, daß sie auch die Auserwählten möchten verführen": und Sankt Paul sagt den Thessalonichern (2, 2, 9), daß der Antichrist werde durch Satan mächtig sein in falschen Wunderzeichen.

Darum lasset uns das festhalten: christliche Gewalt vermag nichts wider Christum — wie Sankt Paul sagt (2. Kor. 13,8): „Wir vermögen nichts wider Christus, sondern für Christus zu thun." Thut sie aber etwas wider Christus, so ist sie des Antichrists und Teufels Gewalt, und sollte sie Wunder und Plagen regnen und schloßen. Wun-

der und Plagen bewähren nichts, sonderlich in dieser letzten, ärgsten Zeit, von welcher falsche Wunder verkündet sind in aller Schrift. Darum müssen wir uns an die Worte Gottes halten mit festem Glauben, so wird der Teufel seine Wunder wohl lassen.

Hiermit, hoff' ich, soll das falsche, lügenhaftige Schrecken, womit uns nun lange Zeit die Römer haben schüchterne und blöde Gewissen gemacht, hernieder liegen. Sind sie doch mit uns allen gleich dem Schwert unterworfen, haben nicht Macht, die Schrift auszulegen durch bloße Gewalt ohne Gründe, haben keine Gewalt, einem Konzil zu wehren oder es nach ihrem Mutwillen zu pfänden, zu verpflichten und seine Freiheit zu nehmen. Und wo sie das thun, sind sie wahrhaftig des Antichrists und des Teufels Gemeinschaft, haben nichts von Christus, denn den Namen.

2. Stücke, wovon in den Konzilien zu verhandeln.

Nun wollen wir sehen die Stücke, die man billig in den Konzilien sollte verhandeln und mit denen Päpste, Kardinäle, Bischöfe und alle Gelehrten sollten billig Tag und Nacht umgehen, so sie Christum und seine Kirche lieb hätten. Wo sie aber das nicht thun, soll der Haufe (das Volk) und das weltliche Schwert dazu thun, unangesehen ihr Bannen oder Donnern. Denn ein unrechter Bann ist besser, denn zehn rechte Absolutionen, und eine unrechte Absolution ärger, denn zehn rechte Banne. Darum lasset uns aufwachen, ihr lieben Deutschen, und Gott mehr denn die Menschen fürchten, daß wir nicht teilhaftig werden aller armen Seelen, die so kläglich durch das schändliche teuflische Regiment der Römer verloren werden, und nicht täglich mehr und mehr der Teufel zunehme, so es anders möglich wäre, daß solch höllisch Regiment möchte ärger werden, was ich doch nicht begreifen noch glauben kann.

1. Vom Papste.

Zum Ersten ist's gräulich und erschrecklich anzusehen, daß der Oberste in der Christenheit, der sich Christi Stellvertreter und Sankt Peters Nachfolger rühmt, so weltlich und prächtig fährt, daß ihn darin kein König, kein Kaiser mag erlangen und ihm gleichwerden, und daß in dem, der „allerheiligst" und „geistlichst" sich läßt nennen, weltlicher Wesen ist, denn die Welt selber ist. Er trägt eine dreifältige Krone, wo die höchsten Könige nur eine Krone tragen: gleicht sich das mit dem armen Christo und Sankt Peter, so ist's ein neu Gleichen

Man plärret, es sei ketzerisch, wenn man dawider redete — man will aber auch nicht hören, wie unchristlich und ungöttlich solch Wesen sei. Ich meine aber, wenn er beten sollte mit Thränen vor Gott, er müßte erst solche Krone ablegen, weil unser Gott keine Hoffart mag leiden. Nun sollte sein Amt nichts anders sein, denn täglich weinen und beten für die Christenheit und ein Exempel aller Demut vortragen.

Es sei, wie ihm wolle, so ist ein solches Gepränge ärgerlich und der Papst bei seiner Seelen Seligkeit schuldig, es abzulegen, darum daß Sankt Paul sagt (1. Theff. 5,23): „Enthaltet euch von allen Geberden, die da ärgerlich sind“, und Röm. 12: „Wir sollen Gutes vorwenden nicht allein vor Gottes Augen, sondern auch vor allen Menschen“. Es wäre dem Papst genug eine Bischofskrone in Kunst und Heiligkeit, sollte größer sein vor andern und die Krone der Hoffart dem Antichrist lassen, wie da gethan haben seine Vorfahren vor etlich hundert Jahren. Sie sprechen, er sei ein Herr der Welt. Das ist erlogen, denn Christus, des Statthalter und Amtmann er sich rühmet, sprach vor Pilatus: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt“. Es kann doch kein Statthalter weiter regieren als sein Herr. Er ist auch nicht ein Statthalter des erhöhten, sondern des gekreuzigten Christus, wie Paulus sagt (1. Kor. 2,2): „Ich habe nichts bei euch wollen wissen, denn Christum, und denselben nur als gekreuzigten“. Und Pil. 2: „Also sollt ihr euch achten, wie ihr sehet an Christo, der sich hat erniedrigt und eine knechtische Geberde angenommen“; ebenso 1. Kor. 1: „Wir predigen Christum, den gekreuzigten“. Nun machen sie den Papst zu einem Statthalter des erhöhten Christus im Himmel, und es haben etliche den Teufel so stark lassen in sich regieren, daß sie dafür halten, der Papst sei über die Engel im Himmel und habe ihnen zu gebieten — welches sind eigentlich die rechten Werke des rechten Antichrists.

2. Von den Kardinälen.

Zum Andern, wozu ist das Volk nütze in der Christenheit, das da heißet Kardinäle?

Das will ich dir sagen. Wälschland und Deutschland haben viele reiche Klöster, Stifter, Lehen und Pfarren, die hat man nicht gewußt besser an Rom zu bringen, denn so, daß man Kardinäle machte und denselben die Bistümer, Klöster, Würden und Ämter zu eigen gab und Gottes Dienst also zu Boden stieße. Darum sieht man jetzt, daß Wälschland ganz wüste ist; Klöster sind zu Grunde gerichtet, Bistümer

verzehret, alle hohen Ämter und alle Kirchenzinse nach Rom gezogen, Städte verfallen, Land und Leute verdorben, da kein Gottesdienst noch Predigt mehr geht. Warum? Die Kardinäle müssen die Güter haben! Kein Türk hat Wälschland so mögen verderben und den Gottesdienst niederlegen. (Es fiel eben den hohen Herren zu Rom nicht ein, wenn sie ein Kirchenamt in Italien oder in Deutschland überkommen hatten, dann auch am rechten Orte die Pflichten des übertragenen Amtes zu erfüllen. Sie blieben behaglich in Rom und bezogen von dort die Einkünfte desselben Amtes.)

Nun Wälschland ausgesogen ist, kommen sie ins deutsche Land. Sie heben fein säuberlich an: aber, sehen wir zu, deutsch Land soll bald dem wälschen gleich werden. Wir haben schon etliche Kardinäle: was darinnen die Römer suchen, sollen die „trunkenen" Deutschen nicht verstehen, bis sie kein Bistum, Kloster, Pfarre, Lehen, Heller oder Pfennig mehr haben. Der Antichrist muß die Schätze der Erde haben, wie es verkündet ist.

Es geht so her: man schäumet oben ab von den Bistümern, Klöstern und Lehen; und weil sie noch nicht alles wagen gar zu verschinden, wie sie den Wälschen gethan haben, brauchen sie dieweil solch' heilige Behendigkeit, daß sie zehn oder zwanzig Ämter zusammenkoppeln und von einem jeglichen ein jährlich Stücke reißen, daß doch eine Summe daraus werde. Die Probstei zu Würzburg giebt tausend Gulden, die zu Bamberg auch etwas, ebenso Mainz, Trier und deren mehr; so konnte man ein tausend Gulden oder zehn zusammenbringen, damit ein Kardinal sich einem reichen Könige gleich halte zu Rom.

Wenn wir nun das gewohnt sind, so wollen wir dreißig oder vierzig Kardinäle auf einen Tag machen und einem geben den Mönchberg zu Bamberg und das Bistum zu Würzburg dazu, daran gehängt etliche reiche Pfarren, bis daß Kirchen und Städte wüst sind, und darnach sagen, wir seien Christi Stellvertreter und Hirten der Schafe Christi. Die tollen vollen Deutschen müssen's wohl leiden.

Ich rate aber, daß man der Kardinäle weniger mache, oder lasse sie den Papst von seinem Gute nähren.

Es wäre übergenug an zwölfen, und ein jeglicher hätte des Jahres tausend Gulden Einkommen. Wie kommen wir Deutschen dazu, daß wir solche Räuberei, Schinderei unserer Güter von dem Papst leiden müssen? Hat das Königreich zu Frankreich sich's erwehret, warum lassen wir Deutsche uns also narren und äffen? Es wäre alles erträg-

licher, wenn sie das Gut allein uns also abstöhlen; aber sie verwüsten die Kirchen damit und berauben die Schafe Christi ihrer frommen Hirten und legen den Dienst und das Wort Gottes nieder. Und wenn schon kein Kardinal wäre, die Kirche würde dennoch nicht versinken, denn sie thun nichts, was der Christenheit dienet, nur Geld- und Hadersachen um die Bistümer und hohen Ämter treiben sie, was auch wohl ein jeglicher Räuber thun könnte.

3. Vom päpstlichen Hofstaat.

Zum Dritten, wenn man des Papstes Hof ließe das hundertste Teil bleiben und thäte ab neunundneunzig Teile, er wäre dennoch groß genug, Antwort zu geben in des Glaubens Sachen.

Nun aber ist ein solch Gewürm und Geschwürm in dem Rom, und alles sich päpstlich rühmet, daß zu Babylonien nicht ein solch Wesen gewesen ist. Es sind mehr denn dreitausend päpstliche Schreiber allein, wer will die andern Amtsleute zählen, da der Ämter so viele sind, daß man sie kaum zählen kann, welche alle auf die Stifter und Lehen Deutschlands warten, wie Wölfe auf die Schafe. Ich erachte, das deutsche Land giebt jetzt weit mehr gen Rom dem Papst, dann vor zeiten den Kaisern. Ja, es meinen etliche, daß jährlich mehr denn dreimalhunderttausend Gulden aus Deutschland gen Rom kommen, rein vergebens und umsonst, dafür wir nichts denn Spott und Schmach erlangen; und wir verwundern uns noch, daß Fürsten, Adel, Städte und Stifter, Land und Leute arm werden — wir sollten uns verwundern: daß wir noch zu essen haben!

Dieweil wir denn hier in das rechte Spiel kommen, wollen wir ein wenig still halten und uns sehen lassen, wie die Deutschen nicht so ganz grobe Narren sind, daß sie römische Praktik und List gar nicht verstehen. Ich klage hier nicht, daß zu Rom Gottes Gebot und christlich Recht verachtet ist, denn so wohl steht es jetzt nicht in der Christenheit, sonderlich zu Rom, daß wir von solchen hohen Dingen klagen möchten. Ich klage auch nicht, daß das natürliche oder weltliche Recht und Vernunft nichts gilt. Es liegt noch alles tiefer im Grund. Ich klage, daß sie ihr eigen erdichtet geistlich Recht nicht halten, das doch an sich selbst eine offene Tyrannei, Geizerei und zeitlich Gepränge ist, mehr denn ein Recht. Das wollen wir sehen.

Es haben vor Zeiten deutsche Kaiser und Fürsten verwilligt dem Papst, die Annaten (Jahrgelder) auf allen Lehen deutscher Nation ein-

zunehmen, das ist die Hälfte der Zinse des ersten Jahres auf jeglichem Lehen.

Die Verwilligung aber ist also geschehen, daß der Papst durch solch groß Geld sollte sammeln einen Schatz, zu streiten wider die Türken und Ungläubigen, die Christenheit zu schützen, auf daß dem Adel nicht zu schwer würde, allein zu streiten, sondern die Priesterschaft auch etwas dazu thäte. Solche gute, fromme Absicht der deutschen Nation haben die Päpste gebraucht, daß sie bisher mehr denn hundert Jahre solch Geld eingenommen und nun einen schuldigen, pflichtigen Zins und Auflage daraus gemacht und nicht allein nichts gesammelt, sondern darauf gestiftet viel Stände und Ämter zu Rom, die damit jährlich wie aus einem Erbzins zu besolden. Wenn man nun wider die Türken zu streiten vorgiebt, so sendet man heraus Botschaft, Geld zu sammeln, hat auch vielmal Ablaß herausgeschickt eben mit derselben Farbe, wider die Türken zu streiten, meinend, die tollen Deutschen sollten ewig Todstocknarren bleiben, nur immer Geld geben, ihrem unaussprechlichen Geiz genugthun, ob wir gleich offen sehen, daß weder Annaten, noch Ablaßgeld, noch alles andere — daß kein Heller wider die Türken, sondern allzumal in den Sack kommt, dem der Boden aus ist. Sie lügen und trügen, setzen und machen mit uns einen Bund, den sie nicht ein Haar breit zu halten gedenken. Das muß darnach der heilige Name Christi und Sankt Petri alles gethan haben.

Hier sollte nun die deutsche Nation, Bischöfe und Fürsten, sich auch für Christenleute halten und das Volk, das ihnen befohlen ist, in leiblichen und geistlichen Gütern zu regieren und schützen, vor solchen reißenden Wölfen beschirmen, die sich unter den Schafskleidern dargeben als Hirten und Regierer. Und dieweil die Annaten so schimpflich gemißbraucht werden, auch nicht gehalten, was ausgemacht ist, sollten sie Land und Leute nicht so jämmerlich ohne alles Recht schinden und verderben lassen, sondern durch ein kaiserlich oder gemeiner Nation Gesetz die Annaten herausbehalten oder wiederum abthun. Denn dieweil sie nicht halten, was ausgemacht ist, haben sie auch kein Recht zu den Annaten; so sind die Bischöfe und Fürsten schuldig, solche Dieberei und Räuberei zu strafen oder ihr doch zu wehren, wie das Recht fordert.

Sie müssen darinnen dem Papst beistehen und ihn stärken, der vielleicht solchem Unfug gegenüber allein zu schwach ist, oder wenn er das will schützen und handhaben, ihm als einen Wolf und Tyrannen

wehren und widerstehen; denn er hat keine Gewalt, Böses zu thun oder zu verfechten. Und so man je wider die Türken wollte einen solchen Schatz sammeln, sollten wir billig einmal witzig werden und merken, daß deutsche Nation selbst Volk genug hat zum Streit, so Geld vorhanden ist. Es ist mit den Annaten, wie mit manchem andern römischen Vorgeben gewesen ist.

Ingleichen, darnach ist geteilet worden das Jahr zwischen dem Papst und den regierenden Bischöfen und Stiftern, daß der Papst sechs Monate hat im Jahr, einen um den andern, zu verleihen die Lehen, die in seinem Monat verfallen, womit fast alle Lehen hinein gen Rom werden gezogen, besonders die allerbesten Pfründen und Würden. (Es war seit dem 12. Jahrhundert eingerissen, daß die Kirchenämter, sonderlich die höheren und einträglicheren, die in 1. 3. 5. 7. 9. 11. Monate des Jahres erledigt wurden, vom Papste selber unmittelbar besetzt wurden, der sie denn nicht anders vergab, als um ein gutes Stück Geld.) Und welche einmal so gen Rom fallen, die kommen darnach nimmer wieder heraus, wenn sie hinfort auch nimmer in des Papstes Monat verfallen, womit den Stiftern (die von Rechtswegen selbst zu wählen hatten) viel zu kurz geschieht; es ist eine rechte Räuberei, die sich vorgenommen hat, nichts heraus zu lassen.

Darum ist es ganz reif und hohe Zeit, daß man die **Papstmonate** ganz abthue und alles, was dadurch gen Rom gekommen ist, wieder herausreiße. Denn Fürsten und Adel sollen darüber sein, daß das gestohlene Gut werde wiedergegeben, die Diebe gestraft und die ihrer Gewalt mißbrauchen, der Gewalt beraubt werden. Hält und gilt es, so der Papst des andern Tags nach seiner Erwählung (sowie er Papst worden) Regel und Gesetz macht in seiner Kanzlei, wodurch unsre Stifter und Pfründen geraubt werden, dazu er kein Recht hat, so soll es vielmehr gelten, so der Kaiser Karolus des andern Tags nach seiner Krönung Regel und Gesetz gäbe, es solle durch ganz Deutschland kein Lehen und Pfründe mehr gen Rom kommen durch des Papstes Monat, und was hineingekommen sei, solle wieder frei werden und von den römischen Räubern erlöset, wozu er ein Recht hat von Amts wegen seines Schwertes.

Nun hat der römische Geiz und Raubstuhl nicht mögen die Zeit erwarten, daß durch den Papstmonat alle Lehen hineinkämen, eines nach dem andern, sondern eilet nach seinem unersättlichen Wanst, daß sie alle aufs kürzeste hineinkämen, und hat über die **Annaten** und **Monate**

einen solchen Kniff erdacht, daß die Lehen und Pfründen noch auf dreierlei Weise zu Rom behalten werden.

Zum Ersten: so einer, der eine freie Pfründe hat, zu Rom oder auf dem Wege dahin stirbt, dieselbe muß ewig eigen bleiben des römischen — räuberischen Stuhls sollt' ich sagen; und sie wollen dennoch nicht Räuber heißen, so doch solche Räuberei niemand weder gehört noch gelesen hat.

Zum Andern: wenn einer ein Lehen hat oder überkommt, der des Papstes oder der Kardinäle Gesinde ist, oder so er zuvor ein Lehen hat und darnach des Papstes oder Kardinals Gesinde wird, (auch dessen Lehen oder Pfründe muß für alle Zeiten eigen bleiben dem römischen Stuhl). Nun, wer mag des Papstes und der Kardinäle Gesinde zählen, so der Papst, wenn er nur spazieren reitet, bei drei- oder viertausend Maultierreiter um sich hat, trotz allen Kaisern und Königen? Denn Christus und Sankt Peter gingen zu Fuße, auf daß ihre Statthalter desto mehr zu prahlen und zu prangen hätten. Nun hat der Geiz weiter sich erklügelt und schafft, daß auch draußen viele den Namen päpstlichen Gesindes haben wie zu Rom, damit nur in allen Orten das bloße schalkhaftige Wörtlein „Papsts Gesinde" alle Lehen an den römischen Stuhl bringt und ewiglich daran haften läßt.

Sind das nicht verdrießliche, teuflische Fündlein? Sehen wir zu, so soll Mainz, Magdeburg, Halberstadt gar fein gen Rom kommen und das Kardinalat (daß Erzbischof Albrecht Kardinal geworden) teuer genug bezahlet werden. Darnach wollen wir alle deutschen Bischöfe zu Kardinälen machen, daß nichts draußen bleibe.

Zum Dritten: wo um ein Lehen ein Hader sich zu Rom angefangen, welches, wie ich erachte, die allergewöhnlichste Straße ist, die Pfründen gen Rom zu bringen. Denn wo hier kein Hader ist, findet man unzählige Buben zu Rom, die Hader aus der Erde graben und Pfründen angreifen, wo sie nur wollen; wobei mancher fromme Priester seine Pfründe muß verlieren oder mit einer Summe Gelds den Hader abkaufen, eine Zeit lang. Solch Lehen, recht oder unrecht mit Hader behaftet, muß auch des römischen Stuhls ewig eigen sein. Es wäre nicht Wunder, daß Gott vom Himmel Schwefel und höllisches Feuer regnete und ganz Rom in den Abgrund versenkte, wie er vor Zeiten Sodom und Gomorra that. Was soll ein Papst in der Christenheit, wenn man seine Gewalt nicht anders braucht denn zu solcher Hauptbosheit, und er dieselbe schützt und handhabt? O edle Für-

sten und Herren, wie lange wollt ihr euer Land und Leute solchen reißenden Wölfen offen und frei lassen!

Da nun solche Praktik nicht genug war und dem Geiz die Zeit zu lange ward, alle Bistümer hinein zu reißen, hat mein lieber Geiz doch so viel erfunden, daß die Bistümer dem Namen nach draußen und dem Grund und Boden nach zu Rom sind. Und das also: kein Bischof kann bestätigt werden, er kaufe denn mit großer Summa Gelds das Pallium (Seite 167) und verpflichte sich mit gräulichen Eiden zu einem eigenen Knecht dem Papst. Daher kommt's, daß kein Bischof wagt wider den Papst zu handeln. Das haben die Römer auch gesucht mit dem Eide, und sind also die allerreichsten Bistümer in Schuld und Verderben gekommen. Mainz, höre ich, giebt zwanzigtausend Gulden. Das sind mir doch Römer, als mich dünkt! Sie haben's wohl vor Zeiten gesetzt im geistlichen Recht, das Pallium umsonst zu geben, des Papst's Gesinde zu wenigern, Hader zu mindern, den Stiftern und Bischöfen ihre Freiheit zu lassen; aber das wollte nicht Geld tragen, darum ist das Blatt umgekehrt und ist den Bischöfen und Stiftern alle Gewalt genommen; sitzen wie die Ziffern, haben weder Amt, Macht, noch Werk, sondern alle Dinge regieren die Hauptbuben zu Rom, auch schier des Küsters und Glöckners Amt in allen Kirchen. Alle Hader werden gen Rom gezogen, es thut jedermann durch des Papstes Gewalt, was er will.

Was ist geschehen in diesem Jahre? Der Bischof zu Straßburg wollte sein Stift ordentlich regieren und reformieren Gott zu Dienst und stellet etliche göttliche und christliche Artikel auf, dazu dienlich. Aber mein lieber Papst und der heilige römische Stuhl stößt zu Boden und verdammt solche heilige, geistliche Ordnung ganz mit einander auf Verlangen der Priesterschaft. Das heißt die Schafe Christi geweidet! So soll man Priester wider ihren eigenen Bischof stärken und ihren Ungehorsam gegen göttliche Gesetze schützen! Solche öffentliche Schmach Gottes wird der Antichrist, hoffe ich, nicht vornehmen. Da habt ihr den Papst, wie ihr ihn habt gewollt. Warum das? Ei, wo eine Kirche würde reformiert, wäre Gefahr, daß es einrisse, so daß Rom vielleicht auch daran müßte; darüber sollte man keinen Priester mit dem andern einig bleiben lassen, wie sie bisher gewohnet, Fürsten und Könige uneins zu machen, die Welt mit Christenblut zu erfüllen, daß ja nicht der Christen Einigkeit dem heiligen römischen Stuhl durch Reformieren zu schaffen gebe.

Bisher haben wir gehört, wie sie mit den Pfründen handeln, die verfallen und ledig werden. Nun fällt dem zarten Geiz zu wenig ledig, darum hat er seine Fürsichtigkeit erzeigt auch gegenüber den Lehen, die noch im Besitz ihrer Verweser sind, daß dieselben auch ledig sein müssen, ob sie schon nicht ledig sind, und das auf mancherlei Weise.

Zum Ersten lauert er, wo fette Pfründen sind oder Bistümer, die ein Alter oder Kranker oder auch mit einer erdichteten Untüchtigkeit Behafteter besitzt. Demselben giebt der heilige Stuhl einen Koadjutor, das ist ein Mithelfer, ohne seinen Willen und Dank, zugute dem Koadjutor, weil er des Papstes Gesinde ist oder Geld darum giebt oder es sonst mit einem römischen Frohndienst verdienet hat. Da muß denn abgehen freie Erwählung des Kapitels oder das Recht dessen, der die Pfründen zuvor verliehen, und alles nur gen Rom

Zum Andern heißet ein Wörtlein Kommende (Anweisung einer Pfründe, ohne die Pflicht, selbst das Amt zu verwalten), das ist, wenn der Papst einem Kardinal oder sonst der Seinen einem ein reich, fett Kloster oder Kirchen befiehlt zu behalten, gleich als wenn ich dir hundert Gulden zu behalten befehle. Dies heißt das Kloster nicht geben noch verleihen, auch nicht zerstören, noch Gottes Dienst abthun, sondern allein zu behalten befehlen, nicht daß er's bewahren und bauen soll, sondern die Person austreiben, die Güter und Zinse einnehmen und irgend einen aus seinem Kloster verlaufenen Mönch hineinsetzen, der fünf oder sechs Gulden des Jahres nimmt und sitzt des Tages in der Kirche, verkauft den Pilgern Zeichen und Bildlein, daß weder Singen noch Lesen daselbst mehr geschieht. Wenn das hieße Klöster zerstören und Gottes Dienst abthun, so müßte man den Papst nennen einen Zerstörer der Christenheit und Abthäter des Gottesdienstes, denn er treibet es fürwahr mächtig. Das wäre eine harte Sprache zu Rom, darum muß man es nennen eine Kommende oder Befehlung, das Kloster zu behalten. Dieser Klöster kann der Papst vier oder mehr in einem Jahr zu Kommenden machen, da eines mehr denn sechstausend Gulden hat Einkommen. Also mehren sie zu Rom Gottes Dienst und erhalten die Klöster. Das lernet sich in deutschen Landen auch.

Zum Dritten sind etliche Lehen, die sie heißen incompatibilia (d. h. unvereinbare), die nach Ordnung geistlichen Rechts nicht können mit einander behalten werden, als da sind zwei Pfarren, zwei Bistümer und dergleichen. Hier drehet sich der heilige römische Stuhl und Geiz also aus dem kirchlichen Recht, daß er sich Glossen (Auslegungen)

macht, die heißen unio (Vereinigung) und incorporatio (Einverleibung), das ist, daß er viel unvereinbare Ämter in einander verleibet, daß eins des andern Glied sei und sie also wie Eine Pfründe geachtet werden — so sind sie nimmer unvereinbar, und ist dem heiligen geistlichen Recht geholfen, daß es nicht mehr bindet, denn allein bei denen, die solche Glossen dem Papst und seinem Kanzler nicht abkaufen. Derart ist auch die unio, das ist „Vereinigung“, daß er solcher Lehen viele zusammenkoppelt wie ein Bund Holz, so daß sie um der Koppel willen alle für Ein Lehen gehalten werden. Also findet man wohl einen Kurtisan zu Rom, der für sich allein zweiundzwanzig Pfarren, sieben Propsteien und dreiundvierzig Pfründen darzu hat, zu welchem allem hilft solch meisterliche Glosse, welche bewirkt, daß es nicht wider das Recht sei. Was nun Kardinäle und andere Prälaten haben, bedenk' ein jeglicher selbst. So soll man den Deutschen den Beutel räumen und den Kitzel vertreiben.

Der Glossen eine ist auch administratio (Verwaltung), das ist, daß einer neben seinem Bistum eine Abtei oder Würde habe und alles Gut besitze, nur daß er den Namen nicht habe, denn allein „Administrator“ (Verwalter). Denn es ist zu Rom genug, daß die Wörtlein sich wandeln und nicht die That, gleich als wenn ich lehrte, die Hurenwirtin sollte Bürgermeisterin heißen und doch bleiben so fromm, wie sie ist. Solch römisch Regiment hat Petrus verkündet, da er sagt, 2. Petr. 2: „Es werden solche Meister kommen, die in Geizerei mit erdichteten Worten über euch handeln werden“, ihren Gewinnst zu treiben.

Es hat auch der liebe römische Geiz den Brauch erdacht, daß man die Pfründen und Lehen verkauft und leihet auf solchen Vorteil, daß der Verkäufer oder Hantierer darauf behält den Anfall und Anspruch, daß, so der Besitzer stirbt, das Lehen frei wieder heimsterbe dem, der es vorhin verkauft, verliehen oder verlassen hat. Damit haben sie aus den Pfründen gemacht, daß niemand mehr darzu kommen kann als der, welchem der Verkäufer dasselbe verkaufen will oder sein Recht daran beschieden bei seinem Tod. Daneben sind ihrer viele, die ein Lehen dem andern auflassen nur mit dem Titel, woran er keinen Heller empfängt. Es ist auch nun alt geworden, daß einer dem andern ein Lehen aufläßt mit Vorbehalt etlicher Summen jährlichen Zinses, welches vor Zeiten Simonie (d. i. die Sünde, deren sich der Zauberer Simon schuldig machte — Apostelgeschichte 8, 18—24 —, indem er ein geistlich Gut gegen Geldzahlung erwerben wollte) war, und der Stücklein viel mehr.

die nicht zu erzählen sind, und gehn also viel schändlicher mit den Pfründen um, denn die Heiden unter dem Kreuz mit Christi Kleidern.

Aber alles, was bisher gesagt, ist fast alt und gewöhnlich worden zu Rom; noch eins hat der Geiz erdacht, das soll, hoffe ich, das letzte sein und das, daran er erwürge. Der Papst hat ein edles Fündlein, das heißet pectoralis reservatio, das ist „seines Gemütes Vorbehalt", et proprius motus, „und eigener Mutwille der Gewalt".

Das gehet also zu: wenn einer zu Rom ein Lehen erlanget, das ihm wird signiert (urkundlich bezeugt) und redlicher Weise zugeschrieben, wie da der Brauch ist, und es kommt dann einer, der Geld bringet oder sonst Verdienste hat, wovon nichts zu sagen ist, und begehrt dasselbige Lehen von dem Papst, so giebt er es ihm und nimmt's dem andern. Spricht man dann, es sei unrecht, so muß der allerheiligste Vater sich entschuldigen, damit er nicht so öffentlich gestraft werde, daß er mit Gewalt wider Recht handle, und spricht, er habe in seinem Herzen und Gemüt dasselbe Lehen sich selbst und seiner vollen Gewalt vorbehalten, so er doch sein Lebtag zuvor nie gedacht noch gehöret hat, und hat nun also ein Glößlein (Auskünftlein) gefunden, daß er in eigener Person lügen und trügen und jedermann äffen und narren kann, und das alles unverschämt und öffentlich und will dennoch das Haupt der Christenheit sein, läßt sich den bösen Geist mit öffentlichen Lügen regieren.

Dieser Mutwille und lügenhaftige Vorbehalt des Papstes macht nun zu Rom ein solch Wesen, daß niemand es sagen kann. Da ist ein Kaufen, Verkaufen, Wechseln, Tauschen, Rauschen, Lügen, Trügen, Rauben, Stehlen, Prahlen, Hurerei, Büberei, auf allerlei Weise Gottes Verachtung, daß es nicht möglich ist dem Antichrist, lästerlicher zu regieren. Es ist nichts mit Venedig, Antwerpen, Kairo gegen diesen Jahrmarkt und Kaufhandel zu Rom, nur daß dort doch Vernunft und Recht gehalten wird. Hier geht es, wie der Teufel will. Und aus dem Meer fließet nun in alle Welt gleiche Tugend.

Sollten sich solche Leute nicht billig fürchten vor der Reformation und einem freien Konzil und eher alle Könige und Fürsten in einander hängen, daß ja nicht durch ihre Einigkeit ein Konzil werde? Wer mag leiden, daß solche seine Büberei an den Tag komme?

Zuletzt hat der Papst zu allen diesen edlen Handelsgeschäften ein eigen Kaufhaus aufgerichtet, das ist des Datarius Haus zu Rom. Dahin müssen alle die kommen, die dieser Weise nach um Lehen und Pfründen handeln; demselben muß man solche Glossen und Hantierung abkaufen und Macht erlangen, solche Hauptbüberei zu treiben. Es war vor Zeiten noch gnädig zu Rom, da man das Recht mußte kaufen oder mit Geld niederdrücken. Aber jetzt ist es so teuer geworden, daß man niemand läßt Büberei treiben, es muß mit Summen vorher erkauft werden. Ist das nicht ein Hurenhaus über allen Hurenhäusern, die jemand erdenken möchte, so weiß ich nicht, was Hurenhäuser heißt!

Hast du nun Geld in diesem Hause, so kannst du zu allen den gesagten Stücken kommen, und nicht allein dazu, sondern allerlei Wucher wird hier um Geld redlich, alles gestohlene, geraubte Gut gerechtfertiget. Hier werden die Gelübde aufgehoben, den Mönchen Freiheit gegeben, aus den Orden zu gehen, hier ist feil der eheliche Stand der Geistlichen, hier können Hurenkinder ehelich werden, alle Unehre und Schande hier zu Würden kommen; aller böse Tadel und Makel wird hier zum Ritter geschlagen und edel; hier wird der eheliche Stand anerkannt, der in verbotenem Grade besteht oder sonst einen Mangel hat. O, welch eine Schätzerei und Schinderei regiert da, daß es offenbar wird, daß alle geistlichen Gesetze allein darum gesetzt sind, daß nur viele Geldstricke würden, daraus man sich muß lösen, wenn man ein Christ sein soll. Ja, hier wird der Teufel ein Heiliger und ein Gott dazu. Was Himmel und Erde nicht vermag, das vermag dies Haus. Es heißt Beträge, freilich Beträge, ja Betrüge! O, welch ein schlechter Schatz ist der Zoll am Rhein gegenüber diesem heiligen Hause!

Niemand soll achten, daß ich zu viel sage. Es ist alles öffentlich, so daß sie selbst zu Rom müssen bekennen, es sei gräulicher und mehr, denn jemand sagen könnte. Ich habe noch nicht, will auch noch nicht rühren die rechte Höllengrundsuppe von den persönlichen Lastern; ich rede nur von gemeinläuftigen Sachen und kann sie dennoch mit Worten nicht erreichen. Es sollten Bischöfe, Priesterschaft und zuvor die Doktoren der Universitäten, die darum besoldet sind, ihrer Pflicht nach hierwider einträchtig geschrieben und geschrieen haben. Ja, wende das Blatt um, so findest du es.

Es ist noch das Lebewohl dahinten, das muß ich auch geben. Da nun der unausmeßliche Geiz noch nicht genug hatte an allen diesen

Schätzen, daran billig sich drei mächtige Könige ließen begnügen, hebt er nun an, solche feine Handelsgeschäfte zu versetzen und verkaufen dem Fugger zu Augsburg (Seite 168), so daß nun Bistümer und Lehen zu verleihen, tauschen, kaufen und die liebe Hantierung geistlicher Güter zu treiben eben auf den rechten Ort ist kommen, und nun aus weltlichen und geistlichen Gütern eine Hantierung worden. Nun möchte ich gerne eine so hohe Vernunft hören, die erdenken möchte, was nun hinfort könnte geschehen durch den Geiz, das nicht geschehen sei, es wäre denn, daß der Fugger seine beiden jetzt vereinigten Handelsgeschäfte auch jemand versetzte oder verkaufte. Ich meine, es sei ans Ende gekommen.

Denn was sie mit Ablaß, Bullen, Butterbriefen (das waren Scheine, welche ihren Inhabern die Erlaubnis gaben, in der Fastenzeit Butter, Käse u. dgl. zu essen) und Beichtbriefen (wodurch die Beichtväter besondere Vollmachten erhielten) haben in allen Landen gestohlen, noch stehlen und erschinden, acht' ich als Flickwerk und gleich als wenn man mit einem Teufel in die Hölle würfe. Nicht, daß sie wenig eintragen, denn davon könnte sich ein mächtiger König wohl erhalten; sondern daß es gegen die obgesagten Schätzflüsse kein Gleichen hat. Ich schweig auch noch zur Zeit, wo solches Ablaßgeld hingekommen ist; ein andermal will ich darnach fragen, denn Campoflore und Belvedere (Stätten päpstlicher Verschwendung in Rom) und etliche Orte mehr wissen wohl etwas darum.

Dieweil denn solches teuflische Regiment nicht allein eine öffentliche Räuberei, Trügerei und Tyrannei der höllischen Pforte ist, sondern auch die Christenheit an Leib und Seele verderbet, sind wir hier schuldig, allen Fleiß anzuwenden, solchem Jammer und solcher Zerstörung der Christenheit zu wehren. Wollen wir wider die Türken streiten, so lasset uns hier anheben, wo sie am allerärgsten sind. Hängen wir mit Recht die Diebe und köpfen die Räuber, warum sollten wir freilassen den römischen Geiz, der der größte Dieb und Räuber ist, der auf Erden kommen ist oder kommen mag und das alles in Christi und Sankt Peters heiligem Namen? Wer kann's doch zuletzt leiden oder verschweigen? Es ist doch gestohlen und geraubt fast alles, was er hat; das ist ja nicht anders, wie aus allen Historien bewiesen wird. Es hat ja der Papst solch große Güter nicht gekauft, daß er von seinen Kirchenämtern mag erheben bei zehntausend Dukaten ohne die obgenannten

Schatzgruben und sein Land. So hat's ihm Christus und Sankt Peter auch nicht aufgeerbet; so hat's ihm auch niemand gegeben noch geliehen; so ist's auch nicht ersessen, noch durch Verjährung erworben. Sag' du mir, woher mag er's haben? Daraus merk', was sie suchen und meinen, wenn sie Legaten heraussenden, Geld zu sammeln wider den Türken.

3. Etliche Vorschläge zur Besserung.

Wiewohl nun ich zu gering bin, Stücke vorzulegen, zu solchen gräulichen Wesens Besserung dienlich, will ich doch das Narrenspiel aussingen und sagen, so viel mein Verstand vermag, was wohl geschehen möchte und sollte von weltlicher Gewalt oder gemeinem Konzil.

1. Abschaffung der Jahrgelder.

Zum Ersten, daß ein jeglicher Fürst, Adel, Stadt bei ihren Unterthanen frischan verbiete, die Annaten gen Rom zu geben und sie ganz abthue. Denn der Papst hat den Pakt gebrochen und eine Räuberei gemacht aus den Annaten zu Schaden und Schanden gemeiner deutschen Nation, giebt sie seinen Freunden, verkauft sie für groß Geld und stiftet Stellen darauf. Darum hat er das Recht dazu verloren und Strafe verdienet.

So ist die weltliche Gewalt schuldig, zu schützen die Unschuldigen und zu wehren dem Unrecht, wie Sankt Paulus (Römer 13) lehret und Sankt Peter (1. Petr. 2), ja auch das geistliche Recht. Daher es kommen ist, das man sagt zum Papst und den Seinen: tu ora, „du sollst beten"; zum Kaiser und den Seinen: tu protege, „du sollst schützen"; zu dem gemeinen Mann: tu labora, „du sollst arbeiten". Nicht also, daß nicht ein jeglicher beten, schützen, arbeiten sollte, denn es ist alles gebetet, geschützt, gearbeitet, wenn einer in seinem Werk sich übet: sondern, daß einem jeglichen sein Werk zugeeignet werde.

2. Keine Pfründen mehr nach Rom!

Zum Andern: dieweil der Papst mit seinen römischen Praktiken, Kommenden, Koadjutorien, Vorbehalten, Anwartschaften, Papstmonaten, Inkorporationen, Unionen, Pensionen, Pallien, Kanzleiregeln und dergleichen Büberei alle deutschen Stifter ohne Gewalt und Recht zu sich reißet und dieselben zu Rom Fremden, die nichts in deutschen Landen dafür thun, giebt und verkauft, womit er die Ordinarien (ord=

nungsmäßigen Vorgesetzten) beraubt ihres Rechts, aus den Bischöfen nur Ziffern und Ölgötzen macht und also wider sein eigen geistlich Recht, Natur und Vernunft handelt, daß es zuletzt dahin gekommen, daß die Pfründen und Lehen nur groben, ungelehrten Eseln und Buben zu Rom durch lauter Geiz verkauft werden, fromme, gelehrte Leute ihrer Verdienste und Kunst nichts genießen, wodurch das arme Volk deutscher Nation guter gelehrter Prälaten muß mangeln und verderben — so soll hier der christliche Adel sich gegen ihn setzen wie wider einen gemeinen Feind und Zerstörer der Christenheit um der armen Seelen Heil willen, die durch solche Tyrannei verderben müssen; soll setzen, gebieten und verordnen, daß hinfort kein Lehen mehr gen Rom gezogen, keins mehr dort erlangt werde auf keinerlei Weise, sondern daß sie wieder der tyrannischen Gewalt entrückt, draußen behalten, und den Ordinarien ihr Recht und Amt wiedererstattet werde, solch Lehen zu ordnen, so gut sie können, in deutscher Nation. Und wo ein Kurtisan herauskäme, daß demselben ein ernster Befehl geschähe, abzustehen oder in den Rhein und das nächste Wasser zu springen und den römischen Bann mit Siegel und Briefen zum kalten Bade zu führen. Dann werden sie zu Rom merken, daß die Deutschen nicht allezeit toll und voll sind, sondern auch einmal Christen worden wären, die den Spott und die Schmach des heiligen Namens Christi, unter welchem solche Büberei und Seelenverderben geschieht, nicht mehr zu leiden gedenken, Gott und Gottes Ehre mehr achten, denn der Menschen Gewalt.

3. Keine päpstliche Bestätigung mehr!

Zum Dritten: daß ein kaiserlich Gesetz ausgehe, keinen Bischofsmantel, auch keine Bestätigung irgend einer Würde fortan aus Rom zu holen, sondern daß man die Ordnung des allerheiligsten und berühmtesten Konzils zu Nicäa wieder aufrichte, darinnen gesetzt ist, daß ein Bischof soll bestätigt werden von den andern zwei nächsten oder von dem Erzbischof. Wenn der Papst solche und aller Konzilien Satzungen will zerreißen, was ist's nütz, daß man Konzilien habe? Oder wer hat ihm die Gewalt gegeben, Konzilien so zu verachten und zu zerreißen? Um so mehr thun wir ab alle Bischöfe und Erzbischöfe, machen eitel Pfarrer daraus, daß der Papst allein sei über sie; ist er es doch auch jetzt, und läßt den Bischöfen und Erzbischöfen keine ordentliche Gewalt und Amt, reißt alles an sich und läßt ihnen nur den Namen und ledigen Titel bleiben, soweit, daß durch seine Exemption

(Ausnahmestellung — eine solche nahm der Papst für sich und alles, was sein war, gegenüber jedem sonst bestehenden Rechte in Anspruch) auch die Klöster, Äbte und Prälaten der ordentlichen Gewalt der Bischöfe entzogen werden und damit keine Ordnung in der Christenheit bleibt. Daraus denn folgen muß, was erfolget ist: Nachlaß der Strafe und Freiheit, übel zu thun in aller Welt, daß ich fürwahr besorge, man möge den Papst nennen hominem peccati („den Menschen der Sünde“ 2. Theff. 2, 3). Wem kann man Schuld geben, daß keine Zucht, keine Strafe, kein Regiment, keine Ordnung in der Christenheit ist, denn dem Papst, der durch solche seine eigene vermessene Gewalt allen Prälaten die Hand zuschließt, die Rute nimmt und allen Unterthanen die Hand aufthut und seine Freiheit giebt oder verkauft?

Doch daß er nicht klage, er werde seiner Obrigkeit beraubt, sollte verordnet werden, daß, wo die Erzbischöfe nicht möchten eine Sache ausrichten oder unter ihnen sich ein Hader erhöbe, daß alsdann derselbe dem Papst würde vorgetragen, und nicht eine jegliche kleine Sache, wie vor Zeiten geschah und das hochberühmte Konzil zu Nicäa festgesetzt hat; was aber ohne den Papst kann ausgerichtet werden, daß seine Heiligkeit nicht mit solchen geringen Sachen beschwert werde, sondern ihres Gebetes und Studierens und Sorgens für die ganze Christenheit, wie er sich rühmet, warten möge, wie die Apostel thaten (Apostelgesch. 6) und sagten: „Es ist nicht recht, daß wir das Wort Gottes lassen und dem Tisch dienen; wir wollen an dem Predigen und Gebet hangen und über jenes Werk andere verordnen.“ Aber nun ist Rom nichts anderes, denn des Evangeliums und Gebets Verachtung und Tischdienst, das ist: Dienst zeitlichen Guts, und reimet sich der Apostel und des Papsts Regiment zusammen wie Christus und Luzifer, Himmel und Hölle, Nacht und Tag, und heißt doch Christi Stellvertreter und der Apostel Nachfolger.

4. Beschränkung der römischen Gerichtsbarkeit.

Zum Vierten: daß verordnet werde, daß keine weltliche Sache gen Rom gezogen werde (wie das eingerissen war, zum großen Schaden der von weltlicher Obrigkeit ausgeübten Rechtspflege), sondern dieselben alle der weltlichen Gewalt gelassen, wie sie selbst setzen in ihrem geistlichen Rechtsbuch und doch nicht halten.

Denn des Papstes Amt soll sein, daß er als der allergelehrteste in der Schrift und wahrhaftig, nicht dem Namen nach, der allerheiligste

regiere die Sachen, die den Glauben und heiliges Leben der Christen betreffen, die Kardinäle und Erzbischöfe dazu anhalte und mit ihnen darinnen handle und Sorge trage, wie St. Paul, 1. Korinth. 6, lehret und hart straft, daß sie mit weltlichen Sachen umgingen. Denn es bringt unerträglichen Schaden allen Landen, daß zu Rom solche Sachen werden gehandelt, wo große Kosten entstehn; dazu wissen dieselben Richter nicht die Sitten, Rechte und Gewohnheiten der Länder, so daß sie mehrmals die Sachen zwingen und ziehen nach ihren Rechten und Meinungen, womit den Parteien muß Unrecht geschehen.

Dabei müßte man auch verbieten in allen Stiftern die gräuliche Schinderei der Offiziale (bischöflichen Richter), daß sie nicht mehr, denn des Glaubens Sachen und guter Sitten sich annehmen, was Geld, Gut und Leib oder Ehre betrifft, den weltlichen Richtern lassen. Darum soll die weltliche Gewalt das Bannen und Treiben nicht gestatten, wo es nicht Glauben oder gutes Leben betrifft. Geistliche Gewalt soll geistlich Gut regieren, wie das die Vernunft lehret; geistlich Gut ist aber nicht Geld noch leiblich Ding, sondern Glaube und gute Werke.

Doch möchte man vergönnen, daß Sachen, die da Lehen oder Pfründen betreffen, vor Bischöfen und Erzbischöfen verhandelt werden. Darum, wo es sein möchte, zu scheiden Hader und Kriege, daß der Primas in Deutschland (der Erzbischof von Mainz) ein gemein Konsistorium hielte mit Auditoren, Kanzlern, die, wie zu Rom, signaturas gratiae und justitiae (Kammern für Gnadenerlasse und für Rechtsfragen) regierten, zu welchem durch Appellation die Sachen in deutschen Landen würden ordentlich gebracht und getrieben. Welche man nicht, wie zu Rom, mit freiwilligen Gaben und Geschenken besolden müßte; denn dadurch gewöhnen sie sich, Recht und Unrecht zu verkaufen, wie sie jetzt zu Rom müssen thun: weil ihnen der Papst keinen Sold giebt, lassen sie sich mit Geschenken selbst mästen. Es liegt ja zu Rom niemand etwas daran, was Recht oder Unrecht, sondern was Geld oder nicht Geld ist. Aber diese könnte man besolden von den Jahrgeldern, oder sonst einen Weg erdenken, wie denn wohl mögen, die hochverständiger und in den Sachen besser erfahren, denn ich bin. Ich will nur angeregt und Ursach' zum Denken gegeben haben denen, die da vermögen und geneigt sind, deutscher Nation zu helfen, wiederum Christen und frei zu werden nach dem elenden, heidnischen und unchristlichen Regiment des Papstes.

5. Abschaffung der päpstlichen Vorbehalte, Ämter zu besetzen.

Zum Fünften: daß keine Reservation (Vorbehalt, daß unter gewissen Umständen der Papst eine geistliche Stelle zu besetzen habe) mehr gelte und kein Lehen mehr behaftet werde zu Rom, es sterbe dort der Besitzer, es sei Hader darob oder es sei eines Kardinales oder Papstes Gesinde. Und daß man streng verbiete und wehre, daß kein Kurtisan auf irgend ein Lehen Hader anfange, die frommen Priester zu citieren, bedrängen und zur Zahlung von Abfindungssummen zu treiben. Und wo darum aus Rom ein Bann oder geistlicher Zank käme, daß man den verachte, als wenn ein Dieb jemand in Bann thäte, weil man ihn nicht wollte stehlen lassen.

Ja, man sollte sie hart strafen, daß sie des Bannes und göttlichen Namens so lästerlich mißbrauchen, ihre Räuberei zu stärken, und mit falschem erdichtetem Drohen uns treiben wollen dahin, daß wir solche Lästerung göttlichen Namens und Mißbrauch christlicher Gewalt sollen leiden und loben und ihrer Schalkheit vor Gott teilhaftig werden, während wir ihr zu wehren vor Gott schuldig sind, wie St. Paul, Röm. 1, 32 dieselben straft: „Sie sind des Todes würdig, daß sie nicht allein solches thun, sondern auch, daß sie verwilligen und gestatten, solches zu thun."

Vor allem aber die lügenhafte reservatio pectoralis (Seite 620) ist unleidlich, wodurch die Christenheit so lästerlich und öffentlich wird in Schmach und Spott gesetzt, daß ihr Oberster mit öffentlichen Lügen handelt und um das verfluchte Gut jedermann unverschämt betrügt und narret.

6. Abschaffung der päpstlichen Vorbehalte, Sünden zu vergeben.

Zum Sechsten: daß auch abgethan werden die casus reservati, die vorbehaltenen Fälle (die Sünden, welche von niemandem erlassen werden konnten als vom Papste selber), womit nicht allein viel Geld von den Leuten geschunden wird, sondern viel arme Gewissen von den wütigen Tyrannen verstrickt und verwirret werden zu unträglichem Schaden ihres Glaubens an Gott. Besonders die lächerlichen, kindischen Fälle, die sie aufblasen mit der Bulle In coena Domini („Nachtmahlsbulle", welche die schwersten Sünder und Ketzer verfluchte), die nicht würdig sind, daß man es tägliche Sünde nennen sollte, geschweige denn so große Fälle, die der Papst mit keinem Ablaß nachläßt, als da sind: so jemand verhinderte einen Pilgrim gen Rom zu ziehen oder brächte den

Türken Wehre oder fälschte des Papsts Briefe. Sie narren uns mit so groben, tollen, unbehenden Stücken: Sodom und Gomorra und alle Sünden, die wider Gottes Gebot geschehen und geschehen mögen, sind nicht vorbehaltene Fälle; aber was Gott nicht geboten hat und sie selbst erdacht haben, das müssen vorbehaltene Fälle sein, nur daß man niemand hindere, Geld gen Rom zu bringen, daß sie vor den Türken sicher in Lust leben und mit ihren losen, unnützen Bullen und Briefen die Welt in ihrer Tyrannei behalten.

Es sollte nun billig ein solch Wissen bei allen Priestern oder eine öffentliche Ordnung sein, daß keine heimliche, unverklagte Sünde ein vorbehaltener Fall wäre, und ein jeglicher Priester Gewalt hätte von aller Art Sünden zu entbinden, wie sie immer genannt werden, wenn sie heimlich sind; auch sollte weder Abt, Bischof noch Papst Gewalt haben, deren eine ihm vorzuenthalten. Und wo sie das thäten, so hält und gilt es nichts. Sie wären auch darum zu strafen als solche, die in Gottes Gericht fallen und ohne Ursache die armen unverständigen Gewissen verstricken und beschweren. Wo es aber öffentliche, große Sünden sind, besonders wider Gottes Gebot, da hat's wohl einen Grund, vorbehaltene zu haben, doch auch nicht zu viel, auch nicht aus eigener Gewalt ohne Ursache, denn Christus hat nicht Tyrannen, sondern Hirten in seine Kirche gesetzt, wie St. Petrus sagt, 1 Pet. 5, 2. 3.

7. Minderung des päpstlichen Gesindes.

Zum Siebenten: daß der römische Stuhl die Offizien (Ämter) abthue und das Gewürm und Geschwürm zu Rom wenigere, auf daß des Papsts Gesinde möge von des Papsts eignem Gut ernähret werden, und lasse seinen Hof nicht aller Könige Hof mit Prangen und Kosten überbieten, angesehen daß solch Wesen nicht allein nie gedienet hat zur Sache des christlichen Glaubens, sondern sie (der Papst und seine Leute) auch dadurch verhindert werden am Studieren und Gebet, daß sie selbst fast nichts mehr wissen vom Glauben zu sagen.

Das haben sie gar gröblich bewiesen in diesem letzten römischen Konzil (dem Laterankonzil; siehe Seite 154), darinnen sie unter vielen kindischen, leichtfertigen Artikeln auch das gesetzt haben, daß des Menschen Seele an sich sei unsterblich, und ein Priester je einmal im Monat sein Gebet zu sprechen schuldig ist, will er sein Lehen nicht verlieren. Was sollten die Leute über die Christenheit und des Glaubens Sachen richten die, vor großem Geiz, Gut und weltlicher Pracht verstockt

und verblendet, nun allererst setzen, die Seele sei unsterblich? Welches eine nicht geringe Schmach ist aller Christenheit, so schimpflich zu Rom mit dem Glauben umzugehen. Hätten sie nun weniger Gut und Prangen, so möchten sie besser studieren und beten, daß sie würdig und tüchtig würden, des Glaubens Sachen zu handeln, wie sie vor Zeiten waren, da sie Bischöfe und nicht Könige aller Könige zu sein sich vermaßen.

8. Abschaffung der Bischofseide.

Zum Achten: daß die schweren, gräulichen Eide aufgehoben würden, so die Bischöfe dem Papst zu thun gezwungen sind ohne alles Recht, damit sie gleich wie die Knechte gefangen werden, wie das untüchtige, ungelahrte Kapitel Significasti (ein Kapitel im kirchlichen Rechtsbuch, wonach dem erwählten Bischof oder Erzbischof das Pallium nicht eher übergeben wurde, als bis er dem Papste den Eid des Gehorsams geleistet hatte; vergl. Seite 167) aus eigener Gewalt und großem Unverstand setzet.

Ist's nicht genug, daß sie uns Gut, Leib und Seele beschweren mit ihren vielen tollen Gesetzen, wodurch sie den Glauben geschwächt, die Christenheit verderbet? Müssen auch gefangen nehmen die Person der Bischöfe, ihr Amt und Werk, darzu auch die Investitur (Belehnung mit dem Bistum durch Überreichung von Ring und Stab, früher ein Recht der Kaiser und Könige, von Papst Gregor VII. in heißem Kampfe mit Heinrich IV. zu einem Rechte der Päpste gemacht), die vor Zeiten der deutschen Kaiser gewesen und in Frankreich und etlichen Königreichen noch der Könige ist. Darüber haben sie mit den Kaisern großen Krieg und Hader gehabt so lange, bis daß sie sie (die Investitur) mit frecher Gewalt genommen und behalten haben bisher, gerade als müßten die Deutschen vor allen Christen auf Erden des Papsts und römischen Stuhls Gaukelnarren sein, thun und leiden, was sonst niemand leiden noch thun will.

Dieweil denn dies Stück eitel Gewalt und Räuberei ist zum Hindernis bischöflicher ordentlicher Gewalt und zum Schaden der armen Seelen, ist der Kaiser mit seinem Adel schuldig, solche Tyrannei zu wehren und zu strafen.

9. Unabhängigkeit des Kaisers vom Papst.

Zum Neunten: daß der Papst über den Kaiser keine Gewalt habe, außer daß er ihn am Altar salbe und kröne, wie ein Bischof einen

König krönet, und nicht der teuflischen Hoffart hinfort zugelassen werde, daß der Kaiser des Papstes Füße küsse oder zu seinen Füßen sitze oder, wie man sagt, ihm den Stegreif (Steigbügel) halte und den Zaum seines Maultieres, wenn er aufsitzt zu reiten, noch viel weniger dem Papst Hulde und treue Unterthänigkeit schwöre, wie die Päpste unverschämt sich herausnehmen zu fordern, als hätten sie Recht darzu. Es ist das Kapitel Solitae (wieder ein Kapitel der kirchlichen Gesetzsammlung, worin festgesetzt wird, daß die weltliche Gewalt der göttlichen Gewalt gehorchen müsse), darinnen päpstliche Gewalt über kaiserliche Gewalt erhoben wird, nicht einen Heller wert, und alle, die sich darauf gründen oder dafür fürchten, dieweil es nichts anderes thut, denn daß es die heiligen Gottesworte zwängt und drängt von ihrem rechten Sinne auf ihre eigenen Träume, wie ich das angezeigt habe im Latein (in seiner Erklärung der 13. These gegen Eck; siehe Seite 444).

Solch überschwängliches, überhochmütiges, überfreventliches Beginnen des Papsts hat der Teufel erdacht, darunter mit der Zeit den Antichrist einzuführen und den Papst über Gott zu erheben, wie denn schon viele thun und gethan haben. Es gebührt nicht dem Papst, sich zu erheben über weltliche Gewalt, außer allein in Ämtern, als da sind Predigen und Absolvieren; in andern Stücken soll er darunter sein, wie Paulus (Römer 13, 1) und Petrus (1. Petr. 3, 13. 14) lehren, als ich oben gesagt habe.

Er ist nicht ein Statthalter Christi im Himmel, sondern allein Christi, wie er auf Erden wandelte. Denn Christus im Himmel in der regierenden Form bedarf keines Statthalters, sondern sitzt, siehet, thut, weiß und vermag alle Dinge. Aber er bedarf sein in der dienenden Form, wie er auf Erden ging, mit Arbeiten, Predigen, Leiden und Sterben. Doch sie kehren es um, nehmen Christo die himmlische, regierende Form und geben sie dem Papst, lassen die dienende Form ganz untergehen. Er sollte schier der Widerchrist sein, den die Schrift heißet Antichrist! Geht doch all sein Wesen, Werk und Vornehmen wider Christum, nur Christi Wesen und Werk zu vertilgen und zu zerstören.

Es ist auch lächerlich und kindisch, daß der Papst aus solchem verblendeten, verkehrten Grund sich rühmet in seinem Dekretal Pastoralis (Erlaß Papst Klemens des V.), er sei des Kaisertums ordentlicher Erbe, so es ledig stände. Wer hat es ihm gegeben? Hat's Christus

gethan, da er sagte: „Die Fürsten der Heiden sind Herren, ihr aber sollt nicht so sein“ (Luk. 22, 25. 26)? Hat's ihm St. Peter aufgeerbet? Mich verdrießet, daß wir solche unverschämte, grobe, tolle Lügen müssen im geistlichen Recht lesen und lehren, dazu für christliche Lehre halten, so es doch teuflische Lügen sind, welcher Art auch ist die unerhörte Lüge von der Schenkung Konstantins (Seite 569). Es muß eine besondere Plage von Gott gewesen sein, daß so viel verständige Leute sich haben lassen bereden, solche Lügen aufzunehmen, so sie doch so gar grob und unbehende sind, daß mich dünkt, es sollte ein trunkner Bauer behender und geschickter lügen können.

Wie sollte bestehen bei einem Kaisertum zu regieren, predigen, beten, studieren und der Armen warten, welche Ämter aufs allereigentlichste dem Papst zustehen und von Christo mit so großem Ernst aufgelegt sind, daß er auch verbot, sie sollten nicht Rock, nicht Geld mit sich tragen, sintemal der kaum solcher Ämter warten kann, der ein einiges Haus regieren muß? Und der Papst will Kaisertum regieren, darzu Papst bleiben! Das haben die Buben erdacht, die unter des Papstes Namen gerne Herren wären über die Welt und das zerstörte römische Reich durch den Papst und unter dem Namen Christi wieder aufrichten möchten, wie es zuvor gewesen ist.

10. Gegen weltliche Macht und weltliche Händel des Papstes.

Zum Zehnten: daß sich der Papst enthalte, die Hand aus der Suppe ziehe, sich keines Titels unterwinde auf das Königreich zu Neapel und Sizilien. Er hat eben so viel Recht daran, wie ich, will dennoch Lehnsherr darüber sein! Es ist ein Raub und Gewalt, wie fast alle seine andern Güter sind. Darum sollte ihm der Kaiser solches Lehen nicht gestatten und wo es geschehen wäre, nicht mehr verwilligen, sondern ihm die Bibel und Betbücher dafür anzeigen, daß er weltliche Herrn lasse Land und Leute regieren, besonders die ihm niemand gegeben hat, und er predige und bete.

Solche Meinung sollte auch gehalten werden über Bologna, Imola, Vicenza, Ravenna und alles, was der Papst in der Ankonitaner Mark, Romagna und mehr Ländern Wälschlands mit Gewalt eingenommen und mit Unrecht besitzt, dazu wider alle Gebote Christi und St. Pauls sich drein menget. Denn also sagt St. Paul: „Niemand wickelt sich in die weltlichen Geschäfte, der göttlicher Ritterschaft warten soll“ (2. Tim. 2. 4). Nun soll der Papst das Haupt und der erste sein in dieser

Ritterschaft und menget sich mehr in die weltlichen Geschäfte, denn je ein Kaiser und König. Da müßte man ihm doch heraushelfen und seiner Ritterschaft warten lassen.

Auch Christus, dessen Statthalter er sich rühmt, wollte noch nie mit weltlichem Regiment zu schaffen haben, so sehr, daß er zu einem, der ein Urteil von ihm über seinen Bruder begehrte, sprach: „Wer hat mich dir zu einem Richter gemacht?" (Luk. 12, 14). Aber der Papst fährt einher unberufen, unterwindet sich aller Dinge, wie ein Gott, bis er selbst nicht mehr weiß, was Christus sei, zu dessen Statthalter er sich aufwirft.

11. Gegen das Fußküssen und andere Hoffart.

Zum Elften: daß das Fußküssen des Papstes auch nicht mehr geschehe.

Es ist ein unchristlich, ja antichristlich Exempel, daß ein armer sündiger Mensch sich lässet seine Füße küssen von dem, der hundertmal besser ist, denn er. Geschicht es der Gewalt zu Ehren, warum thut es der Papst nicht auch den andern der Heiligkeit zu Ehren? Halt' sie gegeneinander, Christum und den Papst! Christus wusch seinen Jüngern die Füße und trocknete sie, und die Jünger wuschen sie ihm nie. Der Papst, als höher denn Christus, kehret das um und läßt es eine große Gnade sein, ihm seine Füße zu küssen, der doch das billig, so es jemand von ihm begehrte, mit allem Vermögen wehren sollte, wie St. Paul und Barnabas, die sich nicht wollten lassen ehren als Gott von denen zu Lystra, sondern sprachen: „Wir sind ebenso Menschen wie ihr" (Apostelgesch. 14, 15). Aber unsre Schmeichler haben's so hoch gebracht und uns einen Abgott gemacht, daß niemand sich so fürchtet vor Gott, niemand ihn mit solchen Gebärden ehret, wie den Papst. Das können sie wohl leiden, aber gar nicht, so des Papstes Prangen ein Haar breit wird abgebrochen. Wenn sie nun Christen wären und Gottes Ehre lieber hätten, denn ihre eigene, würde der Papst nimmer fröhlich werden, wo er gewahr würde, daß Gottes Ehre verachtet und seine eigene erhaben wäre, würde auch niemand lassen ihn ehren, bis er bemerkte, daß Gottes Ehre wieder erhaben und größer, denn seine Ehre wäre.

Derselben großen, ärgerlichen Hoffart ist auch das ein häßlich Stück, daß der Papst sich nicht lässet begnügen, daß er reiten oder fahren könne, sondern, wenn er gleich stark und gesund ist, sich von

Menschen wie ein Abgott mit unerhörter Pracht tragen läßt. Lieber, wie reimet sich doch solche luziferische Hoffart mit Christo, der zu Fuße gegangen ist, wie alle seine Apostel?

Wo ist ein weltlicher König gewesen, der so weltlich und prächtig je gefahren hat, wie da fähret, der ein Haupt sein will aller derer, die weltliche Pracht verschmähen und fliehen sollen, das ist: der Christen? Nicht daß uns das sollte sehr bewegen an ihm selbst, sondern weil wir billig Gottes Zorn fürchten sollen, so wir solchen Hoffarten schmeicheln und unsern Verdruß nicht merken lassen. Es ist genug, daß der Papst also tobet und narret; es ist aber zu viel, so wir das billigen und vergönnen.

Denn welch Christenherz mag und soll das mit Lust sehen, daß der Papst, wenn er sich will lassen das Abendmahl reichen, stille sitzt wie ein gnädiger Junker und lässet sich das Sakrament von einem knieenden, gebeugten Kardinal mit einem güldenen Rohr reichen, gerade als wäre das heilige Sakrament nicht würdig, daß ein Papst, ein armer, stinkender Sünder, aufstände, seinem Gotte eine Ehre thäte, so doch alle andern Christen, die viel heiliger sind, denn der allerheiligste Vater, der Papst, mit aller Ehrerbietung dasselbe empfangen. Was wäre es Wunder, daß Gott uns allesammt plagte, daß wir solche Unehre Gottes leiden und loben bei unsren Prälaten und solcher seiner verdammten Hoffart uns teilhaftig machen durch unser Schweigen und Schmeicheln?

Also geht es auch, wenn er das Sakrament in der Prozession umträgt; ihn muß man tragen, aber das Sakrament steht vor ihm, wie eine Kanne Weins auf dem Tisch. Kurz, Christus gilt nichts zu Rom, der Papst gilt alles. Und sie wollen uns dennoch drängen und bedrohen, wir sollen solch antichristliches Wesen billigen, preisen und ehren wider Gott und alle christliche Lehre. Helfe nun Gott einem freien Konzil, daß es den Papst lehre, wie er auch ein Mensch sei und nicht mehr denn Gott, wie er sich unterstehet zu sein.

12. Gegen das Wallfahrten.

Zum Zwölften: daß man die Wallfahrten (Seite 59, 120 ff) gen Rom abthäte und niemand aus eigenem Fürwitz oder eigener Andacht wallen ließe, es würde denn zuvor von seinem Pfarrer, Stadt- oder Oberherrn erkannt, daß er genugsam und redlich Ursache habe.

Das sage ich nicht darum, daß Wallfahrten böse seien, sondern

daß sie zu dieser Zeit übel geraten, denn man sieht zu Rom kein gut Exempel, sondern eitel Ärgernis; und wie sie selbst ein Sprichwort gemacht haben: „Je näher Rom, je ärgere Christen,“ bringen sie mit sich Verachtung Gottes und der Gebote Gottes. Man sagt: wer das erste Mal gen Rom geht, der sucht einen Schalk, zum andern Mal findet er ihn, zum dritten bringt er ihn mit heraus. Aber sie sind nun so geschickt worden, daß sie die drei Reisen auf einmal ausrichten, und haben fürwahr uns solch Stücklein aus Rom gebracht: Es wäre besser, Rom nie gesehen noch erkannt. (Seite 82.)

Und ob schon diese Sache nicht wäre, so ist doch noch da eine fürtrefflichere, nämlich die, daß die einfältigen Menschen dadurch verführet werden zu einem falschen Wahn und Unverstand göttlicher Gebote Denn sie meinen, daß solch Wallen sei ein köstlich gut Werk, was doch nicht wahr ist. Es ist ein gering gut Werk, zu mehr Malen ein böses, verführerisches Werk, denn Gott hat es nicht geboten. Er hat aber geboten, daß ein Mann seines Weibes und seiner Kinder warte, und was dem ehelichen Stand gebührt, dabei seinem Nächsten diene und helfe. Nun geschieht es, daß einer gen Rom wallet, verzehret fünfzig, hundert, mehr oder weniger Gulden, was ihm niemand befohlen hat, und lässet sein Weib und Kind oder seinen Nächsten daheim Not leiden, und meinet doch, der thörichte Mensch, er wolle solchen Ungehorsam und solche Verachtung göttlicher Gebote mit seinem eigenwilligen Wallen schmücken, während es doch ein reiner Fürwitz oder Teufels Verführung ist.

Dazu haben nun geholfen die Päpste mit ihren falschen, erdichteten, närrischen goldenen Jahren (Jubeljahren), damit das Volk erregt, von Gottes Geboten gerissen und zu ihrem eigenen, verführerischen Beginnen gezogen wird, und haben eben das angerichtet, was sie sollten verboten haben. Aber es hat Geld getragen und falsche Gewalt gestärkt, darum hat's müssen fortgehen, es sei wider Gott oder der Seelen Heil. Solch falschen verführerischen Glauben der einfältigen Christen auszurotten und wieder einen rechten Begriff von guten Werken aufzurichten, sollten alle Wallfahrten niedergelegt werden; denn es ist nichts Gutes darinnen, kein Gebot, kein Gehorsam, sondern unzählige Ursachen der Sünde und Verachtung von Gottes Gebot. Daher kommen so viel Bettler, die durch solch Wallen unzählige Büberei treiben, die betteln ohne Not lernen und gewohnt werden. Da kommt her frei Leben und mehr Jammer, die ich jetzt nicht zählen will.

Wer nun wollte wallen oder zu wauen geloben, sollte vorher seinem Pfarrer oder Oberherrn die Ursache anzeigen. Fände sichs dann, daß er's thäte um guten Werkes willen — daß dasselbe Gelübde und Werk durch den Pfarrer oder Oberherrn nur frisch mit Füßen getreten würde als ein teuflisch Gespenst und ihm angezeigt, das Geld und die Arbeit, so zur Wallfahrt gehöret, an Gottes Gebot und tausendmal besser Werk anzulegen, das ist an die Seinen und seine nächsten Armen. Wo er's aber aus Fürwitz thäte, Land und Städte zu besehen, mag man ihm seinen Willen lassen. Hat er's aber in der Krankheit gelobet, daß man dann solche Gelübde verbiete, verrede und die Gebote Gottes dagegen emporhebe, daß er hinfort sich begnügen lasse an dem Gelübde, in der Taufe geschehen, Gottes Gebot zu halten. Doch mag man ihn für diesmal sein närrisch Gelübde lassen ausrichten. Niemand will die richtige gemeine Straße göttlicher Gebote wandeln; jedermann macht sich selbst neue Wege und Gelübde, als hätte er Gottes Gebote alle vollbracht.

13. Gegen die Bettelorden.

Darnach kommen wir auf den großen Haufen derer, die viel geloben und wenig halten. Zürnet nicht, liebe Herrn, ich meine es wahrlich gut, es ist die bitter süße Wahrheit, und ist: daß man ja nicht mehr Bettelklöster bauen lasse. Hilf Gott, es sind schon viel zu viel! Ja, wollte Gott, sie wären alle abgethan, oder je auf zwei oder drei Orte gehäuft! Es ist nichts Gutes gethan, es thut auch nimmermehr gut, umher zu laufen auf dem Land. Darum ist mein Rat, man schlage zehn, oder wie viel ihrer not ist, auf einen Haufen und mache eins daraus, das, genugsam versorgt, nicht zu betteln brauchte. O, es ist hier vielmehr anzusehen, was gemeinem Haufen zur Seligkeit not ist, denn was St. Franziskus, Dominikus, Augustinus (Seite 25), oder sonst je ein Mensch gesetzt hat, besonders weil es nicht ihrer Meinung nach geraten ist.

Und daß man sie (die Bettelmönche) enthebe Predigens und Beichtens, es wäre denn, daß sie von Bischöfen, Pfarrern, Gemeinden oder der Obrigkeit dazu berufen und begehret würden. Ist doch aus solchem Predigen und Beichten nicht mehr denn eitel Haß und Neid zwischen Pfaffen und Mönchen, groß Ärgernis und Hindernis des gemeinen Volks erwachsen, womit es würdig geworden und wohl verdie-

net, aufzuhören, dieweil sein wohl entraten werden mag. Es ist leicht zu ersehen, daß der heilige römische Stuhl solch Heer nicht umsonst gemehret hat, auf daß nicht die Priesterschaft und Bistümer, seiner Tyrannei überdrüssig, ihm einmal zu stark würden und eine Reformation anfingen, die nicht zuträglich seiner Heiligkeit wäre.

Dabei sollten auch aufgehoben werden so mancherlei Spaltungen und Unterschiede einerlei Ordens, welche zuweilen um gar geringe Ursache sich erhoben und um noch viel geringere sich erhalten mit unsäglichem Haß und Neid gegeneinander streitend, während doch nichts destoweniger der christliche Glaube, der ohne alle solche Unterschiede wohl besteht, auf beiden Seiten untergeht und ein gut christlich Leben nur nach den äußerlichen Gesetzen, Werken und Weisen geschätzt und gesucht wird, davon nicht mehr denn Gleißnerei und Seelenverderben folgen und erfunden werden, wie das jedermann vor Augen sieht.

Es müßte auch dem Papst verboten werden, mehr solcher Orden aufzusetzen oder zu bestätigen, ja befohlen werden, etliche abzuthun und in geringere Zahl zu zwingen, sintemal der Glaube Christi, welcher allein das Hauptgut ist und ohne irgend welche Orden besteht, nicht wenig Gefahr leidet, daß die Menschen durch so viel und mancherlei Werke und Weisen leichtlich verführet werden, mehr auf solche Werke und Weisen zu leben, denn auf den Glauben zu achten. Und wo nicht weise Prälaten in Klöstern sind, die da mehr den Glauben, denn des Ordens Gesetz predigen und treiben, da ist's nicht möglich, daß der Orden sollte nicht schädlich und verführerisch sein einfältigen Seelen, die auf die Werke allein Acht haben.

Da nun aber zu unsern Zeiten gefallen sind fast an allen Orten die Prälaten, die den Glauben gehabt und die Orden eingesetzt haben — wie vor Zeiten bei den Kindern Israels, da die Väter abgegangen waren, die da Gottes Werke und Wunder erkannt hatten, bald ihre Kinder anfingen aus Unverstand göttlicher Werke und des Glaubens, Abgötterei und eigene menschliche Werke aufzurichten — so sind auch jetzt leider solche Orden unverständig geworden göttlicher Werke und des Glaubens, sodaß sie nur in ihren eigenen Regeln, Gesetzen und Weisen sich jämmerlich martern, mühen und arbeiten und doch nimmer zu rechtem Verständnis eines geistlichen Gotteslebens kommen, wie der Apostel 2. Timoth. 3, 5 und 7 verkündigt hat und gesagt: „Sie haben einen Schein eines geistlichen Lebens“, und ist doch nichts dahinter; „lernen immer und immer, und kommen doch nicht dahin, daß sie wissen, was

wahrhaftig geistlich Leben sei.“ So wäre es besser, daß kein Kloster da wäre, wo kein geistlicher, im christlichen Glauben verständiger Prälat regieret; denn derselbe kann nicht ohne Schaden und Verderben regieren, und so viel mehr, so viel er heiliger und eines guten Lebens scheinet in seinen äußerlichen Werken.

Es wäre meines Bedünkens eine nötige Ordnung, besonders zu unsern fährlichen Zeiten, daß Stifter und Klöster wiederum würden auf die Weise geordnet, wie sie waren im Anfang bei den Aposteln und eine zeitlang hernach, wo sie alle einem jeden die Freiheit ließen, drinnen zu bleiben, so lange es ihn gelüstete. Denn was sind Stifter und Klöster anders gewesen denn christliche Schulen, darinnen man lernte Schrift und Zucht nach christlicher Weise, und Leute auferzog, zu regieren und zu predigen; wie wir lesen, daß Sankt Agnes in die Schule ging, und noch sehen in etlichen Frauenklöstern, wie zu Quedlinburg und dergleichen. Führwahr, es sollten alle Stifter und Klöster auch so frei sein, daß sie Gott mit freiem Willen und nicht mit gezwungenen Diensten dienten.

Aber darnach hat man es gefasset mit Gelübden und ein ewig Gefängnis draus gemacht, daß auch dieselben mehr denn die Taufgelübde werden angesehen. Was aber für Frucht draus ist kommen, sehen, hören, lesen und erfahren wir täglich mehr und mehr. Ich erachte wohl, solcher mein Ratschlag werde als sehr thöricht angesehen — da frage ich jetzt nicht nach. Ich rate, was mich gut dünkt; verwerfe, wer es will. Ich sehe wohl, wie die Gelübde werden gehalten, sonderlich der Keuschheit, die so allgemein durch solche Klöster wird, und doch von Christo nicht geboten, sondern sehr wenigen gegeben wird, wie er selbst und St. Paul sagt. Ich wollte gern, daß jedermann geholfen sei, und nicht fangen lassen christliche Seelen durch menschliche, eigene, erfundene Weise und Gesetz.

14. Gegen die erzwungene Ehelosigkeit der Priester.

Zum Vierzehnten sehen wir auch, wie die Priesterschaft gefallen und mancher arme Pfaffe, mit Weib und Kind beladen, sein Gewissen beschweret, da doch niemand dazu thut, ihnen zu helfen, obschon ihnen sehr wohl zu helfen wäre. Läßt Papst und Bischof hier gehen, was da geht, verderben, was da verdirbt — so will ich erretten mein Gewissen und das Maul frei aufthun, es verdrieße Papst, Bischof oder wen es will, und sage also:

Daß nach Christi und der Apostel Einsetzung eine jegliche Stadt einen Pfarrer oder Bischof soll haben, wie klärlich Paulus schreibt: Tit. 1, 6, und derselbe Pfarrer nicht gedrungen werde, ohne ein ehelich Weib zu leben, sondern möge eines haben, wie St. Paulus schreibt: 1. Timoth. 3, 2 und Tit. 1, 6 und spricht: „Es soll ein Bischof sein ein Mann, der unsträflich sei und nur Eines ehelichen Weibs Gemahl, dessen Kinder gehorsam und züchtig sind u. s. w." Denn ein Bischof und Pfarrer ist dasselbe Ding bei St. Paul, wie das auch St. Hieronymus bewähret. Aber die Bischöfe, die jetzt sind, von denen weiß die Schrift nichts, sondern sie sind von christlicher allgemeiner Ordnung gesetzt, daß einer über viel Pfarrer regiere.

Also lernen wir aus dem Apostel klärlich, daß es in der Christenheit sollte also zugehen, daß eine jegliche Stadt aus der Gemeine einen gelehrten frommen Bürger erwählte, demselben das Pfarramt beföhle und ihn von der Gemeine ernährte, ihm freie Willkür ließe, ehelich zu werden oder nicht; der neben sich mehrere Priester oder Diakonen hätte, auch ehelich, oder wie sie wollten, die den Haufen und die Gemeine hälfen regieren mit Predigen und Sakramentverwalten, wie es denn noch geblieben ist in der griechischen Kirche.

Da sind nun hernachmals, da so viel Verfolgung und Streit war wider die Ketzer, viel heilige Väter gewesen, die freiwillig auf den ehelichen Stand verzichtet haben, auf daß sie besser studierten und bereit wären auf alle Stunden zum Tode und zum Streit.

Da ist nun der römische Stuhl aus eignem Frevel drein gefallen und hat ein allgemein Gebot daraus gemacht, verboten dem Priesterstand, ehelich zu sein. Das hat ihn der Teufel geheißen, wie St. Paulus, 1. Timoth. 4, 3 verkündigt: „Es werden kommen Lehrer, die Teufelslehre bringen und verbieten, ehelich zu werden u. s. w."

Dadurch ist leider so viel Jammer erstanden, daß es nicht zu erzählen ist, und man hat dadurch Ursache gegeben der griechischen Kirche, sich abzusondern, und unendlich Zwietracht, Sünde, Schande und Ärgernis gemehret, wie denn thut alles, was der Teufel anfängt und treibet.

Was wollen wir nun hier thun?

Ich rate, man mach' es wieder frei und lasse einem jeglichen seine freie Willkür, ehelich oder nicht ehelich zu werden. Aber da müßte gar sehr ein ander Regiment und andere Ordnung

der Güter geschehen und das ganze geistliche Recht zu Grunde gehen und nicht viel Lehen gen Rom kommen. Ich besorge, der Geiz sei eine Ursache gewesen der elenden, unkeuschen Keuschheit, daraus denn gefolget, daß jedermann hat wollen Pfaffe werden und jedermann sein Kind darauf studieren lassen, nicht in der Meinung, keusch zu leben, was wohl ohne den Pfaffenstand geschehen könnte, sondern sich mit zeitlicher Nahrung ohne Arbeit und Mühe zu ernähren wider das Gebot Gottes, 1. Mos. 3, 19: „Du sollst dein Brod essen im Schweiß deines Angesichts." Haben ihm eine Farbe angestrichen, als sollte ihre Arbeit sein Beten und Messehalten.

Ich lasse hier anstehen Papst, Bischöfe, Stifter, Pfaffen und Mönche, die Gott nicht eingesetzt hat. Haben sie sich selbst Bürden aufgelegt, so tragen sie sie auch. Ich will reden von dem Pfarrerstande, den Gott eingesetzt hat, der eine Gemeine mit Predigt und Sakramenten regieren muß, bei ihnen wohnen und zeitlich haushalten. Denselben sollte durch ein christlich Konzil nachgelassen werden die Freiheit, ehelich zu werden, zu vermeiden Fährlichkeit und Sünde. Denn dieweil sie Gott selbst nicht dazu verbunden hat, so soll und kann sie niemand verbinden, ob er gleich ein Engel vom Himmel wäre, geschweige denn der Papst; und was dagegen im geistlichen Recht gesetzt, sind Fabeln und Geschwätz.

Weiter rat' ich, wer sich hinfort weihen läßt zur Pfarre oder auch sonst, daß er dem Bischof auf keine Weise gelobe, Keuschheit (d. i. Ehelosigkeit) zu halten, und soll ihm entgegnen, daß er solch Gelübde zu fordern gar keine Gewalt hat — und ist eine teuflische Tyrannei, solches zu fordern. Muß oder will man aber sagen, wie etliche thun: „soweit die menschliche Gebrechlichkeit gestattet" — so deute ein jeglicher dieselben Worte frei in verneinendem Sinn, d. h.: „Ich verspreche Keuschheit (Ehelosigkeit) nicht, denn die menschliche Gebrechlichkeit erlaubt nicht, keusch (ehelos) zu leben, sondern allein eine engelische Tapferkeit und himmlische Tugend," auf daß er ein frei Gewissen ohn alle Gelübde behalte.

Ich will nicht raten, auch nicht wehren, daß, so noch nicht Weiber haben, ehelich werden oder ohne Weib bleiben; stelle das auf eine gemeine christliche Ordnung und eines jeglichen bessern Verstand. Aber dem elenden Haufen will ich meinen treuen Rat nicht bergen und ihren Trost nicht vorenthalten, die da jetzt, mit Weib und Kind überfallen, in Schanden und mit schweren Gewissen sitzen, daß man sie eine

Pfaffenhure, die Kinder Pfaffenkinder schilt, und sage das für mein Hofrecht frei:

Man findet manchen frommen Pfarrer, dem sonst niemand einen Tadel geben mag, denn daß er gebrechlich ist und mit einem Weib zu Schanden worden, welche doch beide also gesinnt sind in ihres Herzens Grund, daß sie gerne wollten immer bei einander bleiben in rechter ehelicher Treue, wenn sie nur das könnten mit gutem Gewissen thun, ob sie auch gleich die Schande müssen öffentlich tragen. Die Zwei sind gewißlich vor Gott ehelich! Und hier sage ich, daß, wo sie so gesinnet sind und in ein solches Leben kommen, daß sie nur ihr Gewissen frisch erretten: er nehme sie zum ehelichen Weib, behalte sie und lebe sonst redlich mit ihr wie ein Ehemann, unangesehen, ob das der Papst will oder nicht will, es sei wider geistlich oder fleischlich Gesetz. Es liegt mehr an deiner Seelen Seligkeit denn an den tyrannischen, eigengewaltigen, freventlichen Gesetzen, die zur Seligkeit nicht not sind, noch von Gott geboten. Und du sollst eben so thun wie die Kinder Israel, die den Ägyptern stahlen ihren verdienten Lohn, oder wie ein Knecht seinem böswilligen Herrn seinen verdienten Lohn stahl: also stiehl auch dem Papst dein ehelich Weib und Kind.

Wer den Glauben hat, solches zu wagen, der folge mir nur frisch, ich will ihn nicht verführen. Habe ich nicht Gewalt wie ein Papst, so habe ich doch Gewalt wie ein Christ, meinem Nächsten zu helfen und zu raten von seinen Sünden und Fährlichkeiten. Und das nicht ohne Grund und Ursache.

Zum Ersten: es kann ja nicht ein jeglicher Pfarrer eines Weibes mangeln, nicht allein der Gebrechlichkeit, sondern vielmehr des Haushaltens halber. Soll er denn ein Weib halten mit Bewilligung des Papstes, doch nicht zur Ehe? Was ist das anders gethan, denn einen Mann und ein Weib bei einander allein lassen, und doch verbieten, sie sollten nicht fallen? Eben als wenn man Stroh und Feuer zusammenlegen und verbieten wollte, es solle weder rauchen noch brennen.

Zum Andern: daß der Papst solches nicht Macht hat zu gebieten, ebensowenig wie er Macht hat, zu verbieten Essen, Trinken und den natürlichen Ausgang oder Feistwerden. Darum ist's niemand schuldig zu halten. Der Papst aber ist schuldig aller Sünden, die dawider geschehen, aller Seelen, die dadurch verloren sind, aller Gewissen, die dadurch verwirret und gemartert sind, daß er wohl längst

würdig wäre, daß ihn einer aus der Welt vertrieben hätte: soviel elende Seelen hat er mit dem teuflischen Stricke erwürgt — wiewohl ich hoffe, daß vielen Gott an ihrem Ende gnädiger sei gewesen, denn der Papst in ihrem Leben. Es ist noch nie Gutes und wird nimmermehr aus dem Papsttum und seinen Gesetzen kommen.

Zum Dritten: ob schon des Papstes Gesetz dawider ist, — so doch ein ehelicher Stand wird angefangen wider des Papstes Gesetz, ist schon sein Gesetz aus und gilt nicht mehr. Denn Gottes Gebot, der da gebeut, daß Mann und Weib niemand scheiden soll, geht weit über des Papstes Gesetz, und es muß nicht Gottes Gebot um des päpstlichen Gebotes willen zerrissen werden und nachbleiben, wiewohl viel tolle Juristen mit dem Papst haben Ehehindernisse erfunden und dadurch verhindert, zerteilet, verwirret den ehelichen Stand, daß Gottes Gebot ist darob ganz untergegangen. Was soll ich viel sagen? Sind doch in dem ganzen geistlichen Papstgesetz nicht zwei Zeilen, die einen frommen Christen könnten unterweisen, und leider soviel irrige und gefährliche Gesetze, daß nichts besser wäre, als man machte einen roten Haufen draus.

Sprichst du aber, es sei ärgerlich und müsse zuvor der Papst davon dispensieren (entbinden, in jedem Falle seine besondere Erlaubnis geben), so sage ich: was Ärgernis drinnen ist, das sei des römischen Stuhls Schuld, der solch Gesetz ohn Recht und wider Gott gesetzt hat; vor Gott und der heiligen Schrift ist es kein Ärgernis. Und wenn der Papst kann dispensieren ums Geld von seinen geldsüchtigen, tyrannischen Gesetzen, so kann auch ein jeglicher Christ um Gottes und der Seelen Seligkeit willen eben von denselben dispensieren. Denn Christus hat uns freigemacht von allen Menschengesetzen, besonders wo sie wider Gott und der Seelen Seligkeit sind, wie Galater 5, 1 und 1. Korinth. 8, 9 u. 10 Sankt Paulus lehret.

15. Gegen Ängstigung der Gewissen in den Klöstern.

Zum Fünfzehnten, daß ich auch der armen Klöster nicht vergesse. Es hat der böse Geist, der nun alle Stände durch Menschengesetz verwirret und unerträglich gemacht hat, auch etliche Äbte, Äbtissinnen und Prälaten besessen, daß sie ihren Brüdern und Schwestern also vorstehen, daß sie nur bald zur Hölle fahren und auch hier ein elend Wesen führen, wie denn thun alle Teufelsmärtyrer. Nämlich sie haben sich vorbehalten in der Beichte alle oder je etliche Todsünden,

die da heimlich sind, daß die kein Bruder dem andern soll lösen bei Bann und Gehorsam. Nun findet man an allen Orten nicht allezeit Engel, sondern auch Fleisch und Blut, die eher alles Bannen und Dräuen leiden, ehe sie den Prälaten und bestimmten Beichtigern ihre heimliche Sünde wollten beichten; gehen darauf zum Sakrament mit solchem Gewissen, wodurch sie denn irregulares (Uebertreter der Ordensregel und damit ihres heiligen Standes verlustig) werden, und des Jammers viel mehr. O blinde Hirten, o tolle Prälaten, o reißende Wölfe!

Hier sag' ich: wenn die Sünde öffentlich ist oder bekannt, so ist's billig, daß der Prälat allein sie strafe, und dieselben allein und keine anderen kann er sich vorbehalten und ausscheiden; der heimlichen hat er keine Gewalt, wenn's gleich die ärgsten Sünden wären, die man findet oder finden kann. Und wo der Prälat dieselben ausscheidet, so ist er ein Tyrann, hat dazu kein Recht, greift in Gottes Gericht. So rate ich denselben Kindern, Brüdern und Schwestern: wollen die Obern nicht Erlaubnis geben, zu beichten die heimlichen Sünden, welchem du willst, so nimm sie dir selber und klage sie deinem Bruder oder deiner Schwester, wem oder wo du willst; laß dich absolvieren und trösten, geh' und thu' darauf, was du willst und sollst; glaube nur fest, daß du seiest absolviert, so hat es nicht Not. Und den Bann, Irregularität oder was sie mehr dräuen, laß dich nicht betrüben noch irremachen; sie gelten nicht weiter, denn auf die öffentlichen oder bekannten Sünden, so die jemand nicht wollte bekennen; es trifft dich nichts. Was nimmst du dir vor, du blinder Prälat, durch dein Dräuen heimlicher Sünde zu wehren? Laß fahren, was du nicht öffentlich darthun kannst, daß Gottes Gericht und Gnade auch zu schaffen habe mit den Deinen. Er hat sie dir nicht so ganz in deine Hand befohlen, daß er sie ganz aus seiner gelassen habe. Ja, du hast das wenigere Teil unter dir, laß deine Satzung Satzung sein und hebe sie nicht in den Himmel, in Gottes Gericht.

16. Gegen die Seelenmessen.

Zum Sechzehnten: es wäre auch Not, daß die Jahrtage, Begängnisse, Seelenmessen (gewisse Gottesdienste, zu denen die Kirchen oder Klöster durch bestimmte Stiftungen und Vermächtnisse verpflichtet waren) ganz abgethan oder doch verringert würden, darum, weil wir öffentlich sehen vor Augen, daß nicht mehr denn ein Spott daraus

geworden ist, womit Gott höchlich erzürnet wird, und daß sie nur auf Geld, Fressen und Saufen gerichtet sind. Was soll Gott für Gefallen dran haben, wenn die elenden Vigilien (Gebete und Gottesdienste bei Nacht) und Messen so jämmerlich geschlappert werden, nicht gelesen, noch gebetet: und ob sie schon gebetet würden, doch nicht um Gottes willen aus freier Liebe, sondern um des Geldes und verpflichteter Schuld willen vollbracht werden. Nun ist's doch nicht möglich, daß Gott ein Werk gefalle, oder etwas bei ihm erlange, das nicht in freier Liebe geschieht. So ist's doch christlich, daß wir alles abthun oder doch weniger machen, was wir in einen Mißbrauch kommen sehen und was Gott mehr erzürnt, denn versöhnet. Es wäre mir lieber, ja, Gott angenehmer und viel besser, daß ein Stift, Kirche oder Kloster alle ihre jährlichen Messen und Vigilien auf einen Haufen nähmen und hielten einen Tag eine rechte Vigilie und Messe mit herzlichem Ernst, Andacht und Glauben für alle ihre Wohlthäter, als daß sie ihrer tausend und tausend alle Jahre, einem jeglichen eine besondere, hielten ohne solche Andacht und Glauben. O lieben Christen, es liegt Gott nicht an viel, sondern an wohl beten, ja er verdammt die langen und vielen Gebete, Matth. 6, und sagt, sie werden nur mehr Pein damit verdienen. Aber der Geiz, der Gott nicht kann trauen, richtet solch Wesen an, hat Sorge, er müßte Hungers sterben.

17. Gegen mancherlei Kirchenstrafen.

Zum Siebzehnten: man müßte auch abthun etliche Bußen oder Strafen des geistlichen Rechts, sonderlich das Interdikt (Seite 604), welches ohne allen Zweifel der böse Geist erdacht hat. Ist das nicht ein teuflisch Werk, daß man eine Sünde bessern will mit vielen und größern Sünden? Es ist ja größere Sünde, daß man Gottes Wort oder Dienst zum Schweigen bringt oder niederlegt, als wenn einer zwanzig Päpste hätte erwürgt auf einmal, geschweige denn einen Priester, oder geistlich Gut behalten. Das ist auch der zarten Tugenden eine, die im geistlichen Recht gelehrt werden, denn das geistliche Recht heißet auch darum geistlich, daß es kommt von dem Geist — nicht von dem heiligen Geist, sondern von dem bösen Geist.

Den Bann muß man nicht eher gebrauchen, denn wo die Schrift weiset, ihn zu gebrauchen, das ist wider die, die da nicht recht glauben oder in öffentlichen Sünden leben — nicht um's zeitliche Gut. Aber

nun ist's umgekehrt: glaubt und lebt jedermann, wie er will, eben die am meisten, die andere Leute schinden und schänden mit Bannen, und alle Banne sind jetzt nur um's zeitliche Gut gangbar, welches wir auch niemand als dem heiligen geistlichen Unrecht zu danken haben, davon ich früher im Sermon (vom Bann, Seite 303 ff) ausführlicher gesagt habe

Die anderen Strafen und Bußen, Suspension, Irregularität, Aggravation, Reaggravation, Deposition, Blitzen, Donnern, Vermaledeien, Verdammen und was der Fündlein mehr sind, sollte man zehn Ellen tief graben in die Erde, daß auch ihr Name und Gedächtnis nicht mehr auf Erden wäre. Der böse Geist, der durch's geistliche Recht ist los geworden, hat solche gräuliche Plage und Jammer in das himmlische Reich der heiligen Christenheit gebracht und nicht mehr denn Seelen-Verderben und -Hindern dadurch zugerichtet, so daß wohl mag von ihnen verstanden werden das Wort Christi, Matth. 23, 13: „Wehe euch Schriftgelehrten, ihr habt euch genommen die Gewalt zu lehren und schließet zu das Himmelreich vor den Menschen; ihr geht nicht hinein und wehret denen, die hinein gehen."

18. Gegen die vielen Feiertage.

Zum Achtzehnten: daß man alle Feste abthäte und allein den Sonntag behielte; wollte man aber unserer Frauen und der großen Heiligen Feste halten, daß sie alle auf den Sonntag würden verlegt, oder nur des Morgens zur Messe gehalten und man darnach ließe den ganzen Tag Werktag sein. Denn dieweil da der Mißbrauch mit Saufen, Spielen, Müßiggang und allerlei Sünden geht, so erzürnen wir Gott mehr auf die heiligen Tage, denn auf die andern, und sind ganz umgekehrt, so daß heilige Tage nicht heilig, Werktage heilig sind, und Gott und seinem Heiligen nicht allein kein Dienst, sondern große Unehre geschieht mit den vielen heiligen Tagen, wiewohl etliche tolle Prälaten meinen, wenn sie Sankt Ottilien, Sankt Barbara und einer jeglichen nach ihrer blinden Andacht ein Fest gemacht, habe jeder gar ein gut Werk gethan, während er ein viel besseres thäte, wo er einem Heiligen zu Ehren aus einem heiligen Tag einen Werktag machte.

Dazu nimmt der gemeine Mann zwei leibliche Schäden über diesem geistlichen Schaden: daß er seine Arbeit versäumt, dazu mehr verzehret denn sonst, ja auch seinen Leib schwächt und ungeschickt macht, wie wir das täglich sehen und doch niemand zu bessern gedenkt

Und hier sollte man nicht achten, ob der Papst die Feste eingesetzt hat oder ob man eine Dispensation oder Erlaubnis haben müßte. Was wider Gott ist und den Menschen schädlich an Leib und Seele, hat nicht allein eine jegliche Gemeinde, Rat oder Obrigkeit Gewalt abzuthun und zu wehren ohne Wissen und Willen des Papstes oder Bischofs, ja man ist auch schuldig bei seiner Seelen Seligkeit dasselbe zu wehren, ob es gleich Papst und Bischof nicht wollten, die doch die ersten sollten sein, solches zu wehren.

Und zuvor sollte man die Kirchweihen ganz austilgen, sintemal sie nichts anderes sind denn rechte Trinkhäuser, Jahrmärkte und Spielhöfe worden, nur zur Mehrung von Gottes Unehre und der Seelen Unseligkeit. Es hilft nicht, daß man will aufblasen, es habe einen guten Anfang und sei ein gut Werk. Hob doch Gott sein eigen Gesetz auf, das er vom Himmel herab gegeben hatte, da es zum Mißbrauch verkehret ward, und kehret noch täglich um, was er gesetzt, zerbricht, was er gemacht hat, um desselben Mißbrauchs willen, wie im 18. Psalm (v. 27) steht von ihm geschrieben: „Du verkehrest dich mit den Verkehrten."

19. Gegen Ehehindernisse und Fastengebote.

Zum Neunzehnten: daß die Grade oder Glieder würden geändert, in welchen der eheliche Stand wird verboten, als da sind Gevatterschaften, der vierte und dritte Grad, daß dann, wo der Papst zu Rom drinnen kann dispensieren (entbinden) um's Geld, auch selbst könne ein jeglicher Pfarrer dispensieren umsonst und um der Seelen Seligkeit. (Das geistliche Recht hatte den Umfang der „verbotenen Grade", d. h. der Verwandtschaftsgrade, für welche es verboten war, ein Ehebündnis einzugehen, unvernünftig erweitert, so daß auch weitläufig Verwandte, sogar Gevattern, sich nicht heiraten durften. Freilich gab es in Rom „Dispens" für jegliches Verbot, d. h. um Geld wurde dort alles erlaubt.)

Ja, wollte Gott, daß alles, was man zu Rom muß kaufen und den Geldstrick, das geistliche Gesetz, lösen — daß ein jeglicher Pfarrer dasselbe ohne Geld könnte thun und lassen, als da sind Ablaß, Ablaßbriefe, Butterbriefe, und was der Beichtbriefe oder Büberei mehr sind zu Rom, da das arme Volk mit wird betrogen und um's Geld gebracht. Denn, so der Papst Macht hat, seine Geldstricke und geistlichen Netze

— Gesetze sollt' ich sagen — zu verkaufen um's Geld, hat gewißlich ein Pfarrer viel mehr Gewalt, dieselben zu zerreißen und um Gottes Willen mit Füßen zu treten; hat er aber dazu nicht Gewalt, so hat auch der Papst keine Gewalt, dieselben durch seinen schändlichen Jahrmarkt zu verkaufen.

Dahin gehöret auch, daß die Fasten würden freigelassen jedermann und allerart Speise frei gemacht, wie das Evangelium giebt. Denn sie selbst zu Rom spotten der Fasten, lassen uns hier draußen Öl fressen, da sie nicht ihre Schuhe mit ließen schmieren; verkaufen uns darnach Freiheit, Butter und allerlei zu essen, während der heilige Apostel sagt, daß wir des alles zuvor Freiheit haben aus dem Evangelium. Aber sie haben mit ihrem geistlichen Rechte uns gefangen und gestohlen, auf daß wir's mit Geld wiederkaufen müssen, haben damit so blöde, schüchterne Gewissen gemacht, daß nicht gut mehr von derselben Freiheit zu predigen ist, weil sich das gemeine Volk so sehr daran ärgert und achtet Butteressen für größere Sünden, denn Lügen, Schwören oder auch Unkeuschheit treiben. Es ist doch Menschenwerk, was Menschen gesetzt haben, man lege es, wo man hin will, und entsteht immer nichts Gutes daraus.

20. Gegen Heiligtumsfahrten und Heiligendienste.

Zum Zwanzigsten: daß die wilden Kapellen und Feldkirchen würden von Grund aus zerstöret, als da sind, da die neuen Wallfahrten hingehen: Wilsnack (Seite 120), Sternberg, Trier, (Seite 123), das Grimmenthal, und jetzt Regensburg (Seite 123) und der Anzahl viel mehr. O wie schwer elende Rechenschaft werden die Bischöfe müssen geben, die solches Teufelsgespenst zulassen und den Genuß davon empfangen! Sie sollten die ersten sein, dasselbe zu wehren — so meinen sie, es sei ein göttlich, heilig Ding — sehen nicht, daß der Teufel solches treibt, den Geiz zu stärken, falschen, erdichteten Glauben aufzurichten, Pfarrkirchen zu schwächen, Völlerei und Hurerei zu mehren, unnütz Geld und Arbeit zu verlieren und nur das arme Volk an der Nase herumzuführen. Hätten sie die Schrift so wohl gelesen wie das verdammte geistliche Gesetz, sie wüßten den Sachen wohl zu raten.

Es hilft auch nicht, daß Wunderzeichen da geschehen. Denn der böse Geist kann wohl Wunder thun, wie uns Christus verkündigt hat (Matth. 24,24). Wenn sie den Ernst dazu thäten und verböten solch Wesen, — die Wunder sollten bald aufhören.

Oder wäre es von Gott, es würde sich nicht verhindern lassen durch ihr Verbieten.

Und wenn kein ander Zeichen wäre, daß solches nicht von Gott sei, wäre das genug, daß die Menschen, tobend ohne Vernunft, in Haufen wie das Vieh laufen, was unmöglich aus Gott sein kann. Es hat auch Gott nichts davon geboten, ist kein Gehorsam, kein Verdienst da, darum sollte man frisch drein greifen und dem Volk wehren. Denn was nicht geboten ist und mehr getrieben wird, denn Gottes Gebot, das ist gewißlich der Teufel selbst.

Auch so geschieht den Pfarrkirchen Nachteil dabei, daß sie weniger geehret werden. Summa Summarum: es sind Zeichen eines großen Unglaubens im Volk; denn wo sie recht glaubten, hätten sie alle Dinge in ihren eigenen Kirchen, wohin ihnen geboten ist zu gehen.

Aber was soll ich sagen? Ein jeglicher Bischof u. dergl. gedenkt nur, wie er eine solche Wallfahrt in seinem Kreis aufrichte und erhalte, gar nicht sorgend, wie das Volk recht glaube und lebe. Die Regenten sind wie das Volk; ein Blinder führt den andern. Ja, wo die Wallfahrten nicht wollen angehen, hebt man an, die Heiligen zu erheben, nicht den Heiligen zu Ehren, die wohl ohne ihr Erheben genug geehret würden, sondern um Gelaufe und ein Geldbringen aufzurichten.

Da hilft nun Papst und Bischof zu. Hier regnet es Ablaß, da hat man Geld genug zu. Aber was Gott geboten hat, da ist niemand sorgfältig, da läuft niemand nach, da hat niemand Geld zu. Ach, daß wir so blind sind und dem Teufel in seinen Gespenstern nicht allein seinen Mutwillen lassen, sondern ihn auch stärken und mehren. Ich wollte, man ließe die lieben Heiligen in Frieden und das arme Volk unverführet. Welcher Geist hat dem Papst Gewalt gegeben, die Heiligen zu erheben? Wer sagt's ihm, ob sie heilig oder nicht heilig sind? Sind sonst nicht Sünden genug auf Erden? Muß man Gott auch versuchen, in sein Urteil fallen und die lieben Heiligen zu Geldgötzen aufsetzen?

Darum rat' ich, man lasse sich die Heiligen selbst erheben. Ja, Gott allein sollte sie erheben. Und jeglicher bleibe in seiner Pfarre, da er mehr findet, denn in allen Wallkirchen, wenn sie gleich alle eine Wallkirche wären. Hier findet man Taufe, Sakrament, Predigt und seinen Nächsten, welches größere Dinge sind, denn alle Heiligen im Himmel; denn sie alle sind durch's Wort Gottes und Sakrament geheiligt worden. Dieweil wir denn

solche große Dinge verachten, ist Gott in seinem zornigen Urteil gerecht, daß er verhängt den Teufel, der uns hin und her führet, Wallfahrten aufrichtet, Kapellen und Kirchen anhebt, Heiligenerhebung zurichtet und der Narrenwerke mehr, damit wir aus rechtem Glauben in neuen falschen Mißglauben fahren, gleichwie er vor Zeiten thät dem Volk von Israel, das er vom Tempel zu Jerusalem an unzählige Orte verführete, doch in Gottes Namen und gutem Schein der Heiligkeit, dawider alle Propheten predigten und darob gemartert worden. Aber jetzt prediget niemand dawider, es sollten ihn vielleicht Bischof, Papst, Pfaffen und Mönche auch martern. Derart muß jetzt auch Antonius zu Florenz und etliche mehr heilig und erhoben werden, auf daß ihre Heiligkeit zum Ruhm und Geld dienen möge, die sonst allein zu Gottes Ehre und gutem Exempel gedienet hatte. (Der Dominikaner Antonius, Erzbischof von Florenz, gestorben 1459, sollte eben damals kanonisiert, d. i. heiliggesprochen werden. Es geschah wirklich im Jahre 1523.)

Und ob schon Heiligenerheben vor Zeiten wäre gut gewesen, so ist's doch jetzt nimmer gut, gleich wie viel andere Dinge vor Zeiten sind gut gewesen und doch nun ärgerlich und schädlich, als da sind: Feiertage, Kirchenschatz und -Zierden. Denn es ist offenbar, daß durch Heiligenerhebung nicht Gottes Ehre noch der Christen Besserung, sondern Geld und Ruhm gesucht wird, daß eine Kirche will etwas Besonderes vor der andern sein und haben, und ihr leid wäre, daß eine andere desgleichen hätte und ihr Vorteil gemein wäre. So gar hat man geistliche Güter zu Mißbrauch und Gewinnst zeitlicher Güter verordnet in dieser ärgsten letzten Zeit, daß alles, was Gott selber ist, muß dem Geiz dienen. Auch so dienet solcher Vorteil nur zur Entzweiung, Spaltung und Hoffart, daß eine Kirche der andern ungleich, sich unter einander verachten und erheben, während doch alle göttlichen Güter allen gemein und gleich nur zur Einigkeit dienen sollen. Da hat der Papst auch Lust zu, dem leid wäre, daß alle Christen gleich und einig wären.

Hier gehöret her, daß man abthun sollte oder verachten oder doch gleichmachen aller Kirchen Freiheiten, Bullen und was der Papst verkauft zu Rom auf seinem Schindanger. Denn so er Wittenberg, Halle, Venedig und vor allem seinem Rom verkauft oder giebt Rechte, Privilegien, Ablaß, Gnade, Vorteil, Vollmachten — warum giebt er sie nicht allen Kirchen insgemein? Ist er nicht schuldig, allen Christen zu thun umsonst und um Gottes willen alles, was

er vermag, ja auch sein Blut für sie zu vergießen? So sage mir, warum giebt oder verkauft er dieser Kirche und der andern nicht? Oder muß das verfluchte Geld in seiner Heiligkeit Augen so einen großen Unterschied machen unter den Christen, die alle gleichmäßig Taufe, Wort, Glauben, Christum, Gott und alle Dinge haben? Will man uns denn in allen Dingen mit sehenden Augen blind und mit reiner Vernunft thöricht machen, daß wir solchen Geiz, Büberei und Spiegelfechten sollen anbeten? Er ist ein Hirte — ja wo du Geld hast, und nicht weiter! Und sie schämen sich dennoch nicht solcher Büberei, mit ihren Bullen uns hin und her zu führen. Es ist ihnen nur um das verfluchte Geld zu thun und sonst um nichts mehr.

So rat' ich das, so solch Narrenwerk nicht wird abgethan: daß ein jeglicher frommer Christenmensch seine Augen aufthue und lasse sich mit den römischen Bullen, Siegeln und Gleißnerei nicht irren, bleibe daheim in seiner Kirche und lasse sich seine Taufe, Evangelium, Glauben, Christum und Gott, der an allen Orten gleich ist, das beste sein und den Papst bleiben einen blinden Führer der Blinden. Es kann dir weder Engel noch Papst so viel geben, als dir Gott in deiner Pfarre giebt; ja, er verführet dich von den göttlichen Gaben, die du umsonst hast, auf seine Gaben, die du kaufen mußt, und giebt dir Blei um's Gold, Fell um's Fleisch, Schnur um den Beutel, Wachs um den Honig, Worte um's Gut, Buchstaben um den Geist, wie du vor Augen siehst und willst es dennoch nicht merken. Sollst du auf seinem Pergament und Wachs gen Himmel fahren, so wird dir der Wagen gar bald zerbrechen und du in die Hölle fallen, nicht in Gottes Namen. Laß dir's nur eine gewisse Regel sein: was du vom Papst kaufen mußt, das ist weder gut, noch von Gott. Denn was aus Gott ist, das wird nicht allein umsonst gegeben, sondern alle Welt wird darum gestraft und verdammt, daß sie es nicht hat gewollt umsonst aufnehmen, als da ist das Evangelium und göttliche Werke. Solche Verführerei haben wir verdienet um Gott, daß wir sein heiliges Wort und der Taufe Gnade verachtet haben, wie Sankt Paulus sagt (2. Thess. 2, 11. 12); „Gott wird senden eine kräftige Irrung allen denen, die die Wahrheit nicht haben aufgenommen zu ihrer Seligkeit, auf daß sie glauben und folgen der Lüge und Büberei", wie sie würdig sind.

21. Gegen die Bettelei.

Zum Einundzwanzigsten: Es ist wohl der größten Nöte eine, daß alle Betteleien abgethan würden in aller Christenheit. Es sollte doch niemand unter den Christen betteln gehen. Es wäre auch eine leichte Ordnung darob zu machen, wenn wir den Mut und Ernst dazu thäten, nämlich daß eine jegliche Stadt ihre armen Leute versorgte und keine fremden Bettler zuließe, sie hießen, wie sie wollten, sie wären Wallbrüder oder aus Bettelorden. Es könnte eine jegliche Stadt die Ihren ernähren, und wenn sie zu gering wäre, so sollte man auf den umliegenden Dörfern auch das Volk vermahnen, dazugeben; müssen sie doch sonst so viel Landläufer und böse Buben unter des Bettelns Namen ernähren. So könnte man auch wissen, welche wahrhaftig arm wären oder nicht.

So müßte da sein ein Verweser oder Vormund, der alle die Armen kennte und der, was ihnen Not wäre, dem Rat oder Pfarrer ansagte, oder wie das auf's beste möchte verordnet werden.

Es geschehen meines Erachtens auf keinem Handel so viel Bübereien und Trügereien, wie auf dem Bettel, die alle leichtlich wären zu vertreiben. Auch geschieht so dem gemeinen Volke wehe durch so freies allgemeines Betteln. Ich hab's überlegt: die fünf oder sechs Bettelorden kommen des Jahres an einen Ort, ein jeglicher mehr denn sechs- oder siebenmal, dazu die gewöhnlichen Bettler, die Heiligen (die im Namen irgend eines Heiligen den Leuten das Geld abschwatzten) und die Wallbrüder, so daß sich die Rechnung gefunden hat, wie eine Stadt bei sechzigmal im Jahr geschatzt wird, außer was der weltlichen Obrigkeit an Gebühr, Auflagen und Schatzung gegeben wird und was der römische Stuhl mit seiner Waare raubt und sie unnützlich verzehren, sodaß mir's der größten Gotteswunder eines ist, wie wir doch bleiben mögen und ernähret werden.

Daß aber etliche meinen, es würden auf diese Weise die Armen nicht wohl versorget und nicht so große steinerne Häuser und Klöster gebauet, auch nicht so reichlich, das glaube ich sehr wohl. Ist's doch auch nicht Not. Wer arm will sein, soll nicht reich sein; will er aber reich sein, so greife er mit der Hand an den Pflug und such' sich's selbst aus der Erden. Es ist genug, daß ziemlich die Armen versorgt sind, dabei sie nicht Hungers sterben noch erfrieren; es ziemt sich nicht, daß einer auf des andern Arbeit müßig gehe, reich

sei und wohlLebe bei eines andern Übelleben, wie jetzt der verkehrte Mißbrauch gehet; denn Sankt Paul sagt: „Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen" (2. Thess. 3, 10). Es ist niemand von Gott verordnet, von der anderen Gütern zu leben, denn allein den predigenden und regierenden Priestern, wie Sankt Paulus sagt (1. Korinth. 9, 14) um ihrer geistlichen Arbeit willen. Wie auch Christus sagt den Aposteln. „Ein jeglicher Arbeiter ist würdig seines Lohns" (Luk. 10, 7).

22. Gegen die Messestiftungen und gegen die Vereinigung mehrerer Pfründen.

Zum Zweiundzwanzigsten: Es ist auch zu besorgen, daß die vielen Messen, so auf Stifter und Klöster gestiftet sind, nicht allein wenig nütze sind, sondern großen Zorn Gottes erwecken. Derhalben es nützlich wäre, derselben nicht mehr zu stiften, sondern der gestifteten viele abzuthun, sintemal man sieht, wie sie nur als Opfer und gute Werke gehalten werden, während sie doch Sakramente sind, gleich wie die Taufe und Buße, welche nicht für andere, sondern allein dem, der sie empfängt, nütze sind. Aber nun ist es eingerissen, daß Messen für Lebendige und Tote werden gehalten und alle Dinge darauf gegründet, weshalb ihrer auch so viel gestiftet worden und ein solch Wesen draus geworden, wie wir sehen.

Doch dies ist vielleicht noch ein zu frisch und ungehöret Ding; sonderlich denen, die durch solcher Messen Abgang sorgen, es werde ihnen ihr Handwerk und ihre Nahrung niedergelegt. So muß ich weiter davon zu sagen sparen, bis daß wieder aufkomme rechtes Verständnis, was und wozu die Messe gut sei. Es ist leider nun viele Jahre lang ein Handwerk zeitlicher Nahrung draus geworden, daß ich hinfort wollte raten, eher ein Hirte oder sonst Werkmann, als ein Priester oder Mönch zu werden, er wisse denn vorher wohl, was Messehalten sei.

Ich rede aber hier mit nichten von den alten Stiftern und Domen, welche ohne Zweifel darauf sind gestiftet, daß — dieweil nicht ein jeglich Kind vom Adel Erbsitzer und Regierer sein soll nach deutscher Nation Sitten — sie in denselben Stiftern möchten versorgt werden und allda Gott frei könnten dienen, studieren und gelehrte Leute werden und machen. Ich rede von den neuen Stiftern, die nur auf Gebet und Messehalten gestiftet sind, durch deren Exempel auch die alten mit gleichem Gebet und Messen beschweret werden, daß dieselben nichts

nütze sind oder gar wenig, wiewohl es auch von Gottes Gnaden kommt, daß sie zuletzt, wie sie würdig sind, kommen auf die Hefen, das ist auf das Choralsänger- und Orgelgeschrei und faule, kalte Messe, damit nur die zeitlichen gestifteten Zinse erlanget und verzehret werden. Ach, solche Dinge sollten Papst, Bischöfe, Doktoren besehen und beschreiben; dagegen sind sie es, die es am meisten treiben, lassen's immer einhergehn, was nur Geld bringt. Führet immer ein Blinder den andern — das macht der Geiz und das geistliche Recht.

Es müßte aber auch nicht mehr sein, daß eine Person mehr denn Eine Domherrnstelle und Eine Pfründe hätte. Sie sollte sich mäßigen Standes begnügen lassen, daß neben ihr auch ein anderer etwas haben könnte, auf daß abginge derer Entschuldigung, die da sagen, sie müßten zu ihres redlichen Stands Erhaltung mehr denn eine haben. Man möchte „redlichen Stand“ so groß messen, daß ein ganzes Land nicht genug wäre zu seiner Erhaltung. So läuft der Geiz und das heimliche Mißtrauen zu Gott gar sicher daneben her, daß es oft wird für Not des „redlichen Standes“ angezogen, was lauter Geiz und Mißtrauen ist.

23. Gegen die Bruderschaften. Gegen päpstliche Eidesaufhebung.

Zum Dreiundzwanzigsten: Die Bruderschaften (Seite 133 ff. 161), ebenso Ablaß, Ablaßbriefe, Butterbriefe, Meßbriefe, Dispensation und was den Dingen gleich ist — nur alles ersäuft und umgebracht, das ist nichts Gutes! Kann der Papst dich dispensieren im Butteressen, Messehören u. s. w., so soll er's den Pfarrer auch lassen können, dem er's zu nehmen nicht Macht hat.

Ich rede auch von den Bruderschaften, darinnen man Ablaß, Messen und gute Werke austeilet. Lieber, du hast in der Taufe eine Bruderschaft mit Christo, allen Engeln, Heiligen und Christen auf Erden angefangen, halt' dieselbe und thu' ihr genug, so hast du genug Bruderschaften. Laß die andern gleißen, wie sie wollen, so sind sie gleich wie die Zahlpfennige gegen die Gulden. Wo aber eine Bruderschaft wäre, die Geld zusammen gäbe, arme Leute zu speisen oder sonst jemand zu helfen, die wäre gut und hätte ihren Ablaß und Verdienst im Himmel. Aber jetzt sind Schmauserei und Säuferei daraus geworden.

Zuerst sollte man verjagen aus deutschen Landen die päpstlichen Botschaften mit ihren Vollmachten, die sie uns um groß

Geld verkaufen, was doch lauter Büberei ist, als da sind, daß sie Geld nehmen und machen unrecht Gut recht, lösen auf die Eide, Gelübde und Bünde, zerreißen damit und lehren zerreißen Treue und Glauben, unter einander zugesagt; sprechen, der Papst habe des Gewalt. Das heißet sie der böse Geist reden. Und sie verkaufen uns so teuflische Lehre, nehmen Geld darum, daß sie uns Sünden lehren und zur Hölle führen.

Wenn keine andre böse Tücke wäre, die da bewährte, daß der Papst der rechte Antichrist sei, so wäre eben dieses Stück genügend, das zu beweisen.

Hörst du es, Papst, nicht der Allerheiligste, sondern der Allersündigste? — daß Gott deinen Stuhl vom Himmel auf's baldigste zerstöre und in den Abgrund der Hölle senke! Wer hat dir Gewalt gegeben, dich zu erheben über deinen Gott, das zu brechen und zu lösen, was er geboten hat? und die Christen, besonders die deutsche Nation, die von edler Natur, beständig und treu in allen Historien gelobt ist, zu lehren unbeständig, meineidig, Verräter, Bösewichter, treulos zu sein? Gott hat geboten, man solle Eid und Treue halten auch den Feinden, und du unterwindest dich, solches Gebot zu lösen, setzest in deinen ketzerischen, antichristlichen Bullen, du habest Macht darüber. Und lügt durch deinen Hals und deine Feder der böse Satan, wie er noch nie gelogen hat. Du zwängst und drängst die Schrift nach deinem Mutwillen!

Ach Christus, mein Herr, sieh herab! Laß anbrechen Deinen jüngsten Tag und zerstöre des Teufels Nest zu Rom! Hier sitzt der Mensch, davon Paulus gesagt hat, daß er sich soll über Dich erheben und in Deiner Kirche sitzen, sich stellen wie ein Gott, der Mensch der Sünden und Sohn der Verdammnis. Was ist päpstliche Gewalt anders, denn nur Sünde nnd Bosheit lehren und mehren, nur Seelen zur Verdammnis führen unter Deinem Namen und Schein!

Die Kinder Israel mußten vor Zeiten halten den Eid, den sie den Gibeoniten, ihren Feinden, unbewußt und betrogen gethan hatten. Und der König Zedekia mußte jämmerlich mit allem Volk verloren werden, darum daß er dem König zu Babylonien seinen Eid brach. Und bei uns vor hundert Jahren ward der feine König zu Polen und Ungarn, Wladislaus, leider mit so viel feinem Volk erschlagen vom Türken, weil durch päpstliche Botschaft und Kardinal er sich ließ verführen und den seligen, nützlichen Vertrag und Eid, mit den Türken gemacht, zerriß.

Der fromme Kaiser Sigismund hatte kein Glück mehr nach dem Konstanzer Konzil, darinnen er brechen ließ die Buben das Geleit, so dem Johann Hus und Hieronymus (der mit seinem Freunde Hus zu Konstanz starb) gegeben war; und ist aller Jammer zwischen Böhmen und uns daraus erfolget. Und zu unsern Zeiten, hilf Gott, was für christliches Blut ist vergossen über den Eid und Bund, den Papst Julius zwischen dem Kaiser Maximilian und König Ludwig von Frankreich machte und wieder zerriß? Wie möcht' ich's alles erzählen, was die Päpste haben für Jammer angerichtet, mit solcher teuflischen Vermessenheit, Eid und Gelübde zwischen großen Herren zu zerreißen, woraus sie nur einen Scherz machen und Geld dazu nehmen.

Ich hoffe, der jüngste Tag sei vor der Thür: es kann und mag ja nicht ärger werden, wie es der römische Stuhl treibt. Gottes Gebot drückt er herunter, sein Gebot erhebt er darüber. Ist das nicht der Antichrist, so sag' ein anderer, wer er sein möge! Doch davon ein andermal mehr und besser.

24. Von den Böhmen.

Zum Vierundzwanzigsten: Es ist hohe Zeit, daß wir auch einmal ernstlich und mit Wahrheit der Böhmen Sache vornehmen, sie mit uns und uns mit ihnen zu vereinigen, daß einmal aufhören die gräuliche Lästerung, Haß und Neid auf beiden Seiten. Ich will meiner Thorheit nach als der Erste mein Gutdünken vorlegen, vorbehaltlich eines jeden, der es besser versteht.

Zum Ersten müssen wir wahrlich die Wahrheit bekennen und unser Rechtfertigen lassen, den Böhmen etwas zugeben: nämlich daß Johannes Hus und Hieronymus von Prag zu Konstanz wider päpstlich, christlich, kaiserlich Geleit und Eid sind verbrannt, womit wider Gottes Gebot geschehen und die Böhmen hoch zu Bitterkeit getrieben sind. Und wiewohl sie sollten vollkommen schuldig gewesen sein, solch schweres Unrecht und Ungehorsam gegen Gott von den Unsern gelitten zu haben, so sind sie doch nicht schuldig gewesen, solches zu billigen und als recht gethan zu bekennen. Ja, sie sollten noch heutigen Tags darob lassen Leib und Leben, ehe sie bekennen sollten daß es recht sei, kaiserlich, päpstlich, christlich Geleit zu brechen, treulos dawider zu handeln. Darum, wiewohl es der Böhmen Ungeduld ist so ist doch mehr des Papst und der Seinen Schuld all der

Jammer, all der Irrtum und das Seelenverderben, das seit demselben Konzil erfolget ist.

Ich will hier Johannes Hus' Artikel nicht richten, noch seinen Irrtum anfechten, wiewohl mein Verstand noch nichts Irriges bei ihm gefunden hat und ich's fröhlich mag glauben, daß die nichts Gutes gerichtet, noch redlich verdammt haben, die durch ihren treulosen Handel christlich Geleit und Gottes Gebot übertreten; sie sind ohne Zweifel mehr vom bösen Geist, denn vom heiligen Geist besessen gewesen. Es wird niemand daran zweifeln, daß der heilige Geist nicht wider Gottes Gebot handelt; auch ist niemand so unwissend, daß er nicht wüßte, das Geleit- und Treubrechen sei wider Gottes Gebot, ob sie gleich dem Teufel selbst, geschweige einem Ketzer, wären zugesagt; so ist es auch offenbar, daß Johann Hus und den Böhmen solch Geleit ist zugesagt und nicht gehalten, sondern er darüber verbrannt. Ich will auch Johann Hus zu keinem Heiligen, noch Märtyrer machen, wie etliche Böhmen thun, ob ich gleich bekenne, daß ihm Unrecht geschehen und sein Buch und seine Lehre unrecht verdammt ist; denn Gottes Gerichte sind heimlich und erschrecklich, die niemand, denn er selbst allein, offenbaren und ausdrücken soll. Das will ich nur sagen: er sei ein Ketzer, wie böse er immer möchte sein, so hat man ihn doch mit Unrecht und wider Gott verbrannt und soll die Böhmen nicht drängen, solches zu billigen, oder wir kommen sonst nimmermehr zur Einigkeit. Es muß uns die offenkundige Wahrheit einig machen und nicht die Eigensinnigkeit. Es hilft nicht, daß sie zu der Zeit haben vorgewendet, daß einem Ketzer nicht sei zu halten das Geleit; das ist eben soviel gesagt, wie: man soll Gottes Gebot nicht halten, auf daß man Gottes Gebot halte. Es hat sie der Teufel toll und thöricht gemacht, daß sie nicht haben gesehen, was sie geredet oder gethan haben. Geleit zu halten hat Gott geboten; das sollte man halten, ob gleich die Welt sollte untergehen, geschweige denn einen Ketzer loszuwerden.

So sollte man die Ketzer mit Schriften, nicht mit Feuer überwinden, wie die alten Väter gethan haben. Wenn es Kunst wäre, mit Feuer Ketzer zu überwinden, so wären die Henker die gelehrtesten Doktoren auf Erden, dürften wir auch nicht mehr studieren, sondern, welcher den andern mit Gewalt überwände, könnte ihn verbrennen.

Zum Andern, daß Kaiser und Fürsten hinein schickten et-

liche fromme, verständige Bischöfe und Gelehrte — bei Leibe keinen Kardinal, noch päpstliche Botschaft, noch Ketzermeister; denn das Volk ist mehr denn zu viel ungelehrt in christlichen Sachen und suchen auch nicht der Seelen Heil, sondern, wie des Papsts Heuchler alle thun, ihre eigene Gewalt, Nutzen und Ehre; sie sind auch die Ursache gewesen dieses Jammers zu Kostnitz — daß dieselben Geschickten sollten erkunden bei den Böhmen, wie es um ihren Glauben stünde, ob es möglich wäre, alle ihre Sekten in eine zu bringen.

Hier soll sich der Papst um der Seelen willen eine Zeit lang seiner Obrigkeit entäußern und nach der Satzung des allerchristlichen Konzils von Nicäa den Böhmen zulassen einen Erzbischof zu Prag, aus ihnen selbst zu erwählen, welchen bestätige der Bischof zu Ölmütz in Mähren oder der Bischof zu Gran in Ungarn oder der Bischof von Gnesen in Polen oder der Bischof zu Magdeburg in Deutschland. Es ist genug, wenn er von deren einem oder zweien bestätigt wird, wie zu den Zeiten Sankt Cyprians (Bischofs zu Karthago, gestorben 258) geschah, und der Papst hat solches nicht zu wehren; wehret er es aber, so thut er wie ein Wolf und Tyrann, und soll ihm niemand folgen und seinen Bann mit einem Widerbann zurücktreiben.

Doch wenn man Sankt Peters Stuhl zu Ehren will solches thun mit Wissen des Papstes, laß ich's geschehen, sofern daß die Böhmen nicht einen Heller drum geben und sie der Papst nicht ein Haar breit verpflichte und unterwerfe mit Eiden und Verbündnis seiner Tyrannei, wie er allen andern Bischöfen wider Gott und Recht thut. Will er nicht lassen sich genügen an der Ehre, daß sein Gewissen drum gefragt wird, so lasse man ihn mit seinen Eiden, Rechten, Gesetzen und Tyranneien ein gut Jahr haben und lasse genug sein an der Erwählung, und das Blut aller Seelen, so in Fährlichkeit bleiben, über seinen Hals schreien. Denn niemand soll Unrecht bewilligen und ist genug, der Tyrannei die Ehre erbieten. Wenn es je nicht anders mag sein, kann noch wohl des gemeinen Volks Erwählung und Bewilligung einer tyrannischen Bestätigung gleich gelten; doch hoffe ich, es soll nicht Not haben. Es werden doch zuletzt etliche Römer oder fromme Bischöfe und Gelehrte päpstliche Tyrannei merken und wehren.

Ich will auch nicht raten, daß man sie zwinge, beiderlei Gestalt des Sakraments abzuthun, dieweil dasselbe nicht unchristlich noch ketzerisch ist; sondern man lasse sie bleiben, wenn sie wollen, in ihrer Weise, doch daß der neue Bischof darüber sei, daß nicht Un-

einigkeit um solche Weise sich erhebe, sondern er sie gütlich unterweise, daß keines ein Irrtum sei. Gleichwie nicht Zwietracht machen soll, daß die Priester anders sich kleiden und geberden, denn die Laien.

Desselben gleichen, wenn sie nicht wollten römische geistliche Gesetze aufnehmen, soll man sie auch nicht drängen, sondern zum Ersten wahrnehmen, daß sie im Glauben und göttlicher Schrift recht wandeln, denn christlicher Glaube und Stand kann wohl bestehen ohne des Papsts unerträgliche Gesetze. Ja, er kann nicht wohl bestehn, es seien denn der römischen Gesetze weniger oder keine. Wir sind in der Taufe frei geworden und allein göttlichen Worten unterthan; warum soll uns ein Mensch in seine Worte gefangen nehmen? Wie Sankt Paulus (1. Kor. 7, 25, Gal. 5, 1) sagt: „Ihr seid frei geworden, werdet ja nicht Knechte der Menschen“ — das ist derer, die mit Menschengesetzen regieren.

Wenn ich wüßte, daß die böhmischen Brüder keinen andern Irrtum hätten im Sakrament des Altars, denn daß sie glauben, es sei wahrhaftig Brot und Wein natürlich da, doch darunter wahrhaftig Fleisch und Blut Christi (d. i. nicht die Verwandlungslehre der römischen Kirche, sondern die lutherische Abendmahlslehre), wollte ich sie nicht verwerfen, sondern unter den Bischof zu Prag lassen kommen. Denn es ist nicht ein Artikel des Glaubens, daß Brot und Wein nicht wesentlich und natürlich sei im Sakrament das ist ein Wahn St. Thomä (von Aquino, des großen Kirchenlehrers), und des Papstes —, sondern das ist ein Artikel des Glaubens, daß in dem natürlichen Brot und Wein wahrhaft natürlich Fleisch und Blut Christi sei. So sollte man dulden beider Seiten Wahn (der Katholiken und der Böhmen Lehre), bis daß sie einig würden, dieweil keine Gefahr darin liegt, ob du glaubst, daß Brot da sei oder nicht. Denn wir müssen vielerlei Weise und Arten leiden, die ohne Schaden des Glaubens sind; wo sie aber anders glaubten, wollte ich sie lieber draußen wissen, doch sie unterweisen in der Wahrheit.

Was an Irrtum und Zwiespältigkeit in Böhmen gefunden würde, sollte man dulden, bis der Erzbischof, wieder eingesessen, mit der Zeit den Haufen wieder zusammenbrächte in eine einträchtige Lehre. Es will fürwahr nicht mit Gewalt, noch mit Trotzen, noch mit Eile wieder gesammelt werden. Es muß Weile und Sanftmütigkeit hier sein. Mußte doch Christus so lange mit seinen

Jüngern umgehn und ihren Unglauben tragen, bis sie glaubten seiner Auferstehung! Wäre nur wieder ein ordentlicher Bischof und Regiment drinnen ohne römische Tyrannei; ich hoffte, es sollte schier besser werden.

Die zeitlichen Güter, die der Kirche gewesen sind, sollten nicht auf's strengste wieder gefordert werden, sondern, dieweil wir Christen sind und ein jeglicher den andern schuldig ist zu helfen, haben wir wohl die Macht, um der Einigkeit willen ihnen dieselben zu geben und zu lassen vor Gott und der Welt. Denn Christus sagt (Matth. 18, 20): „Wo zwei mit einander einig sind auf Erden, da bin ich in ihrer Mitte.“ Wollte Gott, wir thäten auf beiden Seiten dazu, und es reichte mit brüderlicher Demut einer dem andern die Hand und wir steiften uns nicht auf unsere Gewalt oder Recht! Die Liebe ist mehr und nötiger, denn das Papsttum zu Rom, welches ohne Liebe, wie auch die Liebe ohne Papsttum sein mag.

Ich will hiermit das Meine gethan haben. Hindert es der Papst, oder die Seinen, sie werden Rechenschaft darum geben, daß sie wider die Liebe Gottes mehr ihren, denn ihres Nächsten Vorteil gesucht haben. Es sollte der Papst sein Papsttum, all sein Gut und seine Ehre aufgeben, wo er eine Seele damit möchte erretten. Nun ließe er eher die Welt untergehn, ehe er ein Haar breit seiner vermessenen Gewalt ließe abbrechen, und will dennoch der Heiligste sein. Hiermit bin ich entschuldigt.

25. Von den Universitäten.

Zum Fünfundzwanzigsten: die Universitäten bedürften auch wohl einer guten, starken Reformation. Ich muß es sagen, es verdrieße, wen es will. Ist doch alles, was das Papsttum hat eingesetzt und ordiniert, nur darauf gerichtet, Sünde und Irrtum zu mehren. Was sind die Universitäten, wenn sie nicht anders denn bisher geordnet, als, wie das Buch der Makkabäer sagt (2. Makk. 4, 12. 13): „Spielhäuser für junge Gesellen und Stätten griechischen (d. i. heidnischen) Ruhms“, darinnen ein frei' Leben geführet, wenig von heiliger Schrift und christlichem Glauben gelehret wird und allein der blinde heidnische Meister Aristoteles (Seite 92) regiert, sogar weiter denn Christus?

Hier wäre nun mein Rat, daß die Bücher des Aristoteles: „Physik“, „Metaphysik“, „Von der Seele“, „Ethik“, welche bisher für die besten gehalten, ganz würden abgethan mit allen andern, die von

natürlichen Dingen sich rühmen, so doch nichts darinnen mag gelehret werden, weder von natürlichen, noch geistlichen Dingen. Dazu hat seine Meinung niemand bisher verstanden, und es sind mit unnützer Arbeit, Studieren und Kosten so viel edle Zeit und Seelen umsonst beladen gewesen. Ich darf's sagen, daß ein Töpfer mehr Kenntnis hat von natürlichen Dingen, als in den Büchern geschrieben steht. Es thut mir wehe in meinem Herzen, daß der verdammte, hochmütige, schalkhafte Heide mit seinen falschen Worten so viel der besten Christen verführet und genarret hat. Gott hat uns also mit ihm geplagt um unserer Sünde willen.

Lehret doch der elende Mensch in seinem besten Buche „Von der Seele", daß die Seele sterblich sei mit dem Körper; wiewohl viele mit vergebenen Worten ihn haben gewollt erretten. Als hätten wir nicht die heilige Schrift, darinnen wir überreichlich in allen Dingen belehret werden, von denen Aristoteles nicht einen kleinsten Geruch je empfunden hat! Dennoch hat der tote Heide überwunden und des lebendigen Gottes Bücher verhindert und fast unterdrückt, so daß ich, wenn ich solchen Jammer bedenke, nicht anders achten mag, denn der böse Geist habe das Studieren hereingebracht. Desselben gleichen das Buch „Ethik" (d. i. Sittenlehre) ärger denn kein Buch stracks der Gnade Gottes und christlichen Tugenden entgegen ist, das doch auch als der besten eines wird gerechnet. O, nur weit mit solchen Büchern von allen Christen!

Es darf mir niemand auflegen, ich rede zu viel oder verwerfe, was ich nicht wisse. Lieber Freund, ich weiß wohl, was ich rede; Aristoteles ist mir so wohl bekannt, wie dir und deines Gleichen. — Ich habe ihn auch gelesen und gehöret mit mehr Verstand, denn St. Thomas oder Scotus (Franziskaner, neben dem Dominikaner Thomas der Haupttheologe des Mittelalters), des ich mich ohne Hoffart rühmen und, wenn es not ist, beweisen kann. Ich achte nicht, daß so viel hundert Jahre lang so viel hoher Verstand daran sich abgearbeitet hat. Solche Einreden fechten mich nimmer an, wie sie wohl etwann gethan haben, sintemal es am Tage ist, daß wohl mehr Irrtümer mehrere hundert Jahre in der Welt und den Universitäten geblieben sind.

Das möchte ich gerne leiden, daß Aristoteles' Bücher von der Logik (Lehre vom Denken), Rhetorik (Lehre von der Beredsamkeit), Poetik (Lehre von der Dichtkunst) behalten oder sie, in eine andere, kurze Form gebracht, nützlich gelesen würden, junge Leute zu üben im Wohlreden und Predigen. Aber die gelehrten Auslegungen müßten

abgethan und, gleich wie Cicero's Rhetorik ohne Auslegungen, so auch Aristoteles' Logik einförmig, ohne solch große Auslegung gelesen werden. Aber jetzt lernt man weder Reden noch Predigen draus, und ist vollkommen eine Disputation und Müherei daraus geworden. Daneben hätte man nun die Sprachen, Lateinisch, Griechisch und Hebräisch, die mathematischen Fächer und Historie (Weltgeschichte), welches ich befehle Verständigern, und was sich selbst wohl geben würde, so man mit Ernst nach einer Reformation trachtete.

Und fürwahr, viel ist daran gelegen! Denn hier soll die christliche Jugend und unser edelstes Volk, darinnen die Christenheit bleibt, gelehret und bereitet werden. Darum erachte ich, daß kein päpstlicher, noch kaiserlicher Werk möchte geschehen, denn gute Reformation der Universitäten, wiederum kein teuflischer, ärger Wesen, denn unreformierte Universitäten.

Die Ärzte lasse ich ihre Fakultäten reformieren, die Juristen und Theologen nehme ich für mich und sage zum Ersten: daß es gut wäre, das geistliche Recht von dem ersten Buchstaben bis zum letzten würde von Grunde ausgetilget, besonders die Dekretalen (päpstlichen Erlasse). Es ist uns übrig genug in der Bibel geschrieben, wie wir uns in allen Dingen halten sollen, und es hindert solches Studieren nur die heilige Schrift. Auch schmeckt das meiste Teil nach eitel Geiz und Hoffahrt. Und selbst wenn viel Gutes darinnen wäre, sollte es dennoch billig untergehen, darum, weil der Papst alles geistliche Recht in seines Herzens Kasten gefangen hat, so daß hinfort Studieren eitel unnütz und Betrug drinnen ist. Heute ist geistlich Recht nicht das in den Büchern, sondern was in des Papsts und seiner Schmeichler Mutwillen steht. Hast du eine Sache im geistlichen Recht begründet auf's allerbeste, so hat der Papst „seines Herzens Kasten“, darnach muß sich lenken alles Recht und die ganze Welt. Nun regiert dasselbe Herz oftmals ein Bube und der Teufel selbst und läßt sich preisen, der heilige Geist regiere es. So geht man um mit dem armen Volk Christi, setzt ihm viel Recht und hält keins, zwingt andere, es zu halten oder mit Geld zu lösen.

Dieweil denn der Papst und die Seinen selbst das ganze geistliche Recht aufgehoben, es nicht achten und sich nur nach ihrem eigenen Mutwillen halten über alle Welt, sollen wir ihnen folgen und die Bücher auch verwerfen. Warum sollten wir vergebens drinnen studieren? Könnten wir doch auch nimmermehr des Papstes Mutwillen,

welcher nun geistliches Recht geworden ist, auslernen. Ei, so falle es ganz dahin in Gottes Namen, das in des Teufels Namen sich erhoben hat, und sei kein „Doktor der Dekrete“ (so hießen seit dem 12. Jahrhundert die Lehrer des geistlichen Rechts) mehr auf Erden, sondern allein „Doktoren des päpstlichen Herzens“, d. i. des Papstes Heuchler. Man sagt, daß kein feiner weltlich Regiment irgend sei, denn bei dem Türken, der doch weder geistlich, noch weltlich Recht hat, sondern allein seinen Alkoran. Dagegen müssen wir bekennen, daß kein schändlicher Regiment ist, denn bei uns durch geistlich und weltlich Recht, daß kein Stand mehr geht natürlicher Vernunft gemäß, geschweige denn heiliger Schrift.

Das weltliche Recht, hilf Gott, wie ist das auch eine Wildnis worden! Wiewohl es viel besser, künstlicher, redlicher ist, denn das geistliche, an welchem außer dem Namen nichts Gutes ist; doch ist sein auch zu viel geworden.

Fürwahr, vernünftige Regenten neben der heiligen Schrift wären Recht übergenug, wie St. Paulus (1. Korinth. 6, 1) sagt: „Ist niemand unter Euch, der da möge seines Nächsten Sache richten, daß ihr vor heidnischen Gerichten müsset hadern?“ Es dünkt mich gleich, ob Landrecht und Landsitten den kaiserlichen gemeinen Rechten werden vorgezogen und die kaiserlichen nur zur Not gebraucht. Und wollte Gott, daß, wie ein jeglich Land seine eigene Art und Gaben hat, sie auch mit eigenen kurzen Rechten regiert würden, wie sie regiert sind gewesen, ehe solche Rechte sind erfunden worden; werden doch noch ohne sie viel Lande regiert. Die weitläufigen und ferngesuchten Rechte sind nur Beschwerung der Leute und mehr Hindernis, denn Förderung der Sachen. Doch ich hoffe, es sei diese Sache schon von andern besser bedacht und angesehen, denn ich's mag anbringen.

Meine lieben Theologen haben sich aus der Mühe und Arbeit gesetzt, lassen die Bibel wohl ruhen und lesen die Sentenzen. Ich meinte, die Sentenzen sollten der Anfang sein der jungen Theologen und die Bibel den Doktoren bleiben; doch so ist's umgekehrt; die Bibel ist das erste, die fährt mit dem Bakkalaureat dahin, und die Sentenzen sind das letzte, die bleiben mit dem Doktorat ewiglich, dazu mit solcher heiligen Pflicht, daß über die Bibel wohl mag lesen, wer nicht Priester ist, aber die Sentenzen muß ein Priester lesen, und könnte wohl ein Verheirateter Doktor sein in der Bibel, wie ich sehe, aber gar nicht in den Sentenzen. (Vergl. Seite 89.) Was sollte uns Glück

widerfahren, wenn wir so verkehrt handeln und die Bibel, das heilige Gotteswort, so hintansetzen?

Dazu gebeut der Papst mit vielen gestrengen Worten, seine Gesetze in den Schulen und Gerichten zu lesen und zu brauchen. Aber des Evangeliums wird wenig gedacht. Also thut man auch, daß das Evangelium in Schulen und Gerichten wohl müßig unter der Bank im Staub liegt, auf daß des Papsts schädliche Gesetze nur allein regieren mögen.

So wir denn haben den Namen und Titel, daß wir Lehrer der heiligen Schrift heißen, sollten wir wahrlich gezwungen sein, dem Namen gemäß die heilige Schrift und keine andere zu lehren, wiewohl auch der hochmütige, aufgeblasene Titel zu viel ist, daß ein Mensch sich soll rühmen und krönen lassen als ein Lehrer der heiligen Schrift. Doch wäre es zu dulden, wenn das Werk den Namen bestätigte. Nun aber, so die Sentenzen allein herrschen, findet man mehr heidnischen und menschlichen Dünkel, denn heilige, gewisse Lehre der Schrift in den Theologen.

Wie wollen wir da nun thun? Ich weiß hier keinen andern Rat, denn ein demütig Gebet zu Gott, daß uns derselbe Doktoren der Theologie gebe; Doktoren der Kunst, der Arznei, der Rechte, der Sentenzen mögen der Papst, Kaiser und Universitäten machen; aber sei nur gewiß, einen Doktor der heiligen Schrift wird dir niemand machen, denn allein der heilige Geist vom Himmel, wie Christus sagt (Joh. 6, 45): „Sie müssen alle von Gott selber gelehret sein". Nun fragt der heilige Geist nicht nach roten oder braunen Baretten, oder was des Prangens ist, auch nicht, ob einer jung oder alt, Laie oder Pfaffe, Mönch oder Weltlicher, ledig oder ehelich sei, ja, er redete vor Zeiten durch eine Eselin wider den Propheten, der darauf ritt. Wollte Gott, wir wären sein würdig, daß uns solche Doktoren gegeben würden, sie wären Laien oder Priester, ehelich oder nicht, wiewohl man nun den heiligen Geist zwängen will in den Papst, Bischöfe und Doktoren, so doch kein Zeichen noch Schein dazu ist, daß er bei ihnen sei.

Die theologischen Bücher müßte man auch wenigern und auslesen die besten. Denn viel Bücher machen nicht gelehrt viel Lesen auch nicht, sondern gut Ding und oft lesen, wie wenig es ist, das macht gelehrt in der Schrift und fromm dazu. Ja, es sollten aller heiligen Altväter Schriften nur eine Zeit lang werden gelesen, damit wir dadurch in die Schrift kommen. Nun aber

lesen wir sie nur so, daß wir darinnen bleiben und nimmer in die Schrift kommen, wodurch wir denen gleich sind, die die Wegezeichen ansehen und wandeln den Weg dennoch nimmer. Die lieben Väter haben uns wollen in die Schrift führen mit ihrem Schreiben, und so führen wir uns damit heraus, während doch die Schrift allein unser Weingarten ist, darinnen wir alle sollten uns üben und arbeiten.

Vor allen Dingen sollte in den hohen und niedern Schulen die vornehmste und gemeinste Lektion sein die heilige Schrift und den jungen Knaben das Evangelium. Und wollte Gott, eine jegliche Stadt hätte auch eine Mädchenschule, darinnen des Tags die Mägdlein das Evangelium hörten, es wäre auf deutsch oder lateinisch.

Fürwahr, die Schulen, Männer- und Frauenklöster sind vor Zeiten darauf angefangen worden aus gar löblicher, christlicher Meinung, wie wir lesen von Sankt Agnes und mehr Heiligen; da gab es heilige Jungfrauen und Märtyrer, und es stand ganz wohl in der Christenheit. Aber nun ist nicht mehr, denn Beten und Singen draus geworden. Sollte nicht billig ein jeglicher Christenmensch bei seinen neun oder zehn Jahren wissen das ganze heilige Evangelium, da sein Name und Leben innen steht? Lehret doch eine Spinnerin und Nähterin ihre Tochter dasselbe Handwerk in jungen Jahren. Aber nun wissen das Evangelium auch die großen Prälaten und Bischöfe selbst nicht.

O wie ungleich fahren wir mit dem armen jungen Haufen, der uns befohlen ist zu regieren und zu unterweisen. Und schwere Rechnung dafür muß gegeben werden, daß wir ihnen das Wort Gottes nicht vorlegen. — Es geschieht ihnen, wie Jeremia sagt (Klagel. 2, 11. 12): „Meine Augen sind vor Weinen müde geworden, mein Eingeweide ist erschrocken, meine Leber ist ausgeschüttet auf die Erde um des Verderbens willen der Tochter meines Volkes, da die Jungen und Kindlein verdarben auf allen Gassen der ganzen Stadt. Sie sprachen zu ihren Müttern: ‚Wo ist Brot und Wein?‘ und verschmachteten wie die Verwundeten auf den Straßen der Stadt und gaben den Geist auf im Schoos ihrer Mutter.“ Diesen elenden Jammer sehen wir nicht, wie jetzt auch das junge Volk mitten in der Christenheit verschmachtet und erbärmlich verdirbt, weil ihnen das Evangelium gebricht, das man mit ihnen immer treiben und üben sollte.

Wir sollten aber, auch wenn die hohen Schulen fleißig wären in der heiligen Schrift, nicht jedermann dahin schicken, wie jetzt geschieht, wo man nur fragt nach der Menge und ein jeder will einen Doktor haben; sondern allein die allergeschicktesten, in den kleinen Schulen zuvor wohl erzogen. Darüber sollte ein Fürst oder Rat einer Stadt Acht haben und nicht zulassen, zu senden andere, denn Wohl-Geschickte.

Wo aber die heilige Schrift nicht regieret, da rate ich fürwahr niemand, daß er sein Kind hinthue. Es muß verderben alles, was nicht Gottes Wort ohn' Unterlaß treibt, darum sehen wir auch, was für Volk wird und ist in den hohen Schulen. Es ist niemandes Schuld, denn des Papsts, der Bischöfe und Prälaten, denen solcher Nutzen des jungen Volkes befohlen ist. Denn die hohen Schulen sollten erziehen eitel hochverständige Leute in der Schrift, die da möchten Bischöfe und Pfarrer werden, an der Spitze stehen wider die Ketzer und Teufel und alle Welt. Aber wo findet man das? Ich habe große Sorge, die hohen Schulen seien große Pforten der Hölle, so sie nicht emsiglich die heilige Schrift üben und treiben im jungen Volk.

26. Vom römischen Reiche deutscher Nation.

Zum Sechsundzwanzigsten: Ich weiß wohl, daß der römische Haufe wird vorwenden und hoch aufblasen, wie der Papst habe das heilige römische Reich von dem griechischen Kaiser genommen und an die Deutschen gebracht, für welche Ehre und Wohlthat er billig Unterthänigkeit, Dank und alles Gute an den Deutschen verdienet und erlanget haben soll. Derhalben sie vielleicht allerlei Beginnen, sie zu reformieren, in den Wind zu schlagen sich unterwinden werden und nichts lassen ansehen, denn solchen römischen Reichs Begabungen.

Aus diesem Grund haben sie bisher manchen theuren Kaiser so mutwillig und übermütig verfolget und unterdrückt, daß es ein Jammer ist zu sagen, und haben mit derselben Behendigkeit sich selbst zu Oberherren gemacht aller weltlichen Gewalt und Obrigkeit wider das heilige Evangelium, weshalb ich auch davon reden muß.

Es ist ohne Zweifel, daß das rechte römische Reich, davon die Schriften der Propheten (4. Mos. 24, 7 und Daniel 2, 44) verkündet haben, längst zerstört ist und ein Ende hat, wie Bileam (4. Mose 24, 24) klar verkündigt hat, da er sprach: „Es werden die Römer kommen und die Juden zerstören; darnach werden sie auch untergehen." Und das ist geschehen durch die Gothen, sonderlich aber da-

durch, daß des Türken Reich ist angegangen vor tausend Jahren; und ist also mit der Zeit abgefallen Asia und Afrika; darnach ist Frankreich, Spanien, ja zuletzt Venedig aufgekommen und nichts mehr zu Rom geblieben von der vorigen Gewalt.

Da nun der Papst die Griechen und den Kaiser zu Konstantinopel, der erblicher römischer Kaiser war, nicht konnte nach seinem Mutwillen zwingen, hat er ein solches Fündlein erdacht, ihn desselben Reiches und Namens zu berauben und es den Deutschen, die zu der Zeit streitbar und guten Ruhmes reich waren, zuzuwenden, damit sie des römischen Reiches Gewalt unter sich brächten und es von ihren Händen zu Lehen ginge. Und ist auch also geschehen: dem Kaiser zu Konstantinopel ist's genommen und uns Deutschen der Name und Titel desselben zugeschrieben; sind damit des Papsts Knechte geworden, und ist nun ein römisch Reich entstanden, das der Papst hat auf die Deutschen gebauet. Denn jenes, das erste, ist längst, wie gesagt, untergegangen.

Also hat nun der römische Stuhl seinen Mutwillen: Rom eingenommen, den deutschen Kaiser herausgetrieben und mit Eiden verpflichtet, nicht in Rom zu wohnen. Er soll römischer Kaiser sein und dennoch Rom nicht innehaben, dazu allezeit in des Papsts und der Seinen Mutwillen hangen und weben, daß wir den Namen haben und sie das Land und die Städte. Denn sie haben allezeit unsere Einfältigkeit mißbraucht zu ihrem Übermut und Tyrannei und heißen uns „tolle Deutsche“, die sich äffen und narren lassen, wie sie wollen.

Nun wohlan! Gott, dem Herrn, ist's ein klein Ding, Reiche und Fürstentümer hin und her zu werfen. Er ist mild mit denselben, so daß er zuweilen einem bösen Buben ein Königreich giebt und nimmt's einem Frommen, zuweilen durch Verräterei böser, untreuer Menschen, zuweilen durch Erben, wie wir das lesen von dem Königreich Persien, Griechenland und fast allen Reichen. Und Daniel (2, 21 und 4, 14) sagt: „Er wohnet im Himmel, der über alle Dinge herrschet, und er allein ist's, der die Königreiche versetzt, hin und her wirft und macht.“

Darum, wie niemand kann das für groß achten, daß ihm ein Reich wird zugeteilet, sonderlich so er ein Christ ist, so können wir Deutsche auch nicht hoch fahren, daß uns ein neu römisch Reich ist zugewendet. Denn es ist vor Gottes Augen eine schlechte Gabe, die er den Allheruntüchtigsten zu öfteren Malen giebt, wie Daniel 4, 32 sagt: „Alle die auf Erden wohnen, sind vor seinen Augen wie ein

Nichts, und er hat Gewalt in allen Reichen der Menschen, sie zu geben, wem er will.“

Wiewohl nun der Papst mit Gewalt und Unrecht das römische Reich oder des römischen Reiches Namen hat dem rechten Kaiser geraubt und uns Deutschen zugewendet, so ist's doch gewiß, daß Gott die Papstbosheit hierin hat gebraucht, deutscher Nation ein solch Reich zu geben und nach dem Fall des ersten römischen Reichs ein anderes, das jetzt steht, aufzurichten. Und wiewohl wir der Päpste Bosheit hierin nicht Ursache gegeben, noch ihre falschen Gesuche und Meinungen verstanden, haben wir doch durch päpsteiche Tücke und Schalkheit, mit unzähligem Blutvergießen, mit Unterdrückung unserer Freiheit, mit Zusetzung und Raub aller unserer Güter, besonders der Kirchen und Pfründen, mit Dulden unsäglicher Trügerei und Schmach solch Reich leider allzu theuer bezahlet. Wir haben des Reiches Namen, aber der Papst hat unser Gut, Ehre, Leib, Leben. Seele und alles, was wir haben. So soll man die Deutschen täuschen und mit Tauschen täuschen. Das haben die Päpste gesucht, daß sie gerne Kaiser wären gewesen; und da sie das nicht haben fügen können, haben sie sich doch über die Kaiser gesetzt.

Dieweil denn durch Gottes Schickung und böser Menschen Versuchung ohne unsere Schuld das Reich uns gegeben ist, will ich nicht raten, dasselbe fahren zu lassen, sondern in Gottes Furcht, so lange es ihm gefällt, redlich zu regieren. Denn, wie gesagt, es liegt ihm nicht daran, wo ein Reich herkommt, er will's dennoch regiert haben. Haben's die Päpste unredlich andern genommen, so haben wir's doch nicht unredlich gewonnen. Es ist uns durch böswillige Menschen aus Gottes Willen gegeben. Denselben wir mehr ansehen, denn der Päpste falsche Meinung, die sie darinnen gehabt, selbst Kaiser und mehr denn Kaiser zu sein und uns nur mit dem Namen zu äffen und zu spotten. Der König von Babylonien hatte sein Reich auch mit Rauben und Gewalt genommen, dennoch wollte Gott dasselbe regiert haben durch die heiligen Fürsten Daniel, Hananja, Asarja, Misael. Vielmehr will er von den christlichen deutschen Fürsten dieses Reich regieret haben. Es habe es der Papst gestohlen oder geraubt oder von neuem gemacht, es ist alles Gottes Ordnung, welche eher geschehen ist, denn wir darum gewußt haben.

Derthalben mag sich der Papst und die Seinen nicht rühmen, daß

sie deutscher Nation haben groß gutgethan mit Verleihung dieses römischen Reiches.

Zum Ersten darum, daß sie nichts Gutes uns darinnen gegönnet haben, sondern haben unsere Einfältigkeit darin mißbraucht, ihren Übermut wider den rechten römischen Kaiser zu Konstantinopel zu stärken, dem der Papst solches genommen hat wider Gott und Recht, wozu er keine Gewalt hatte.

Zum Andern, weil der Papst dadurch nicht uns, sondern sich selbst das Kaisertum zuzueignen gesucht hat, sich zu unterwerfen all unsere Gewalt, Freiheit, Gut, Leib und Seele und durch uns, wo es Gott nicht hätte gewehret, alle Welt, wie er das klärlich in seinen Dekretalen selbst erzählet und mit manchen bösen Tücken an vielen deutschen Kaisern versucht hat. Also sind wir Deutsche hübsch deutsch gelehret: da wir vermeinet Herren zu werden, sind wir der allerlistigsten Tyrannen Knechte worden, haben den Namen, Titel und Wappen des Kaisertums, aber den Schatz, Gewalt, Recht und Freiheit desselben hat der Papst. So frißt der Papst den Kern, und wir spielen mit den ledigen Schalen.

So helf' uns Gott, der solch Reich, wie gesagt, uns durch listige Tyrannen hat zugeworfen und zu regieren befohlen, daß wir auch dem Namen, Titel und Wappen Folge thun und unsere Freiheit erretten, die Römer einmal lassen sehen, was wir durch sie von Gott empfangen haben. Rühmen sie sich, sie haben uns ein Kaisertum zugewendet — wohlan, so sei es also und es soll währ sein: es gebe der Papst her Rom und alles, was er hat vom Kaisertum, lasse unser Land frei von seinem unerträglichen Schatzen und Schinden, gebe zurück unsere Freiheit, Gewalt, Gut, Ehre, Leib und Seele und lasse es ein Kaisertum sein, wie einem Kaisertum gebühret, auf daß seinen Worten und Vorgeben genug geschehe.

Will er aber das nicht thun, was spiegelficht er dann mit seinen falschen, erdichteten Worten und Ränken? Ist es nicht genug gewesen, durch so viel hundert Jahre die edle Nation so gröblich an der Nase herumzuführen, ohne alles Aufhören?

Es folget nicht, daß der Papst sollte über dem Kaiser sein, weil er ihn krönet oder macht. Denn der Prophet Sankt Samuel salbte und krönte den König Saul und David aus göttlichem Befehl und war doch ihnen unterthan. Und der Prophet Nathan salbte den König Salomon, war darum nicht über ihn gesetzt. Item Sankt Elisa ließ

seiner Knechte einen salben den König Jehu von Israel. Dennoch blieben sie unter ihm gehorsam. Und es ist noch nie geschehen in aller Welt, daß der über dem König wäre, der ihn weihet oder krönet, außer einzig und allein durch den Papst. Nun lässet er sich selbst von drei Kardinälen krönen zum Papst, die unter ihm sind, und ist doch nichtsdestoweniger über sie. Warum sollte er denn wider sein eigen und aller Welt und Schrift Übung und Lehre sich über weltliche Gewalt oder Kaisertum erheben? Allein darum, daß er ihn krönet oder weihet?

Es ist genug, daß er **über ihn ist in göttlichen Sachen**, das ist in **Predigen, Lehren und Sakramentreichen**, in welchen auch ein jeglicher Bischof und Pfarrer über jedermann ist, gleich wie Sankt Ambrosius in dem Stuhl über den Kaiser Theodosius und der Prophet Nathan über David und Samuel über Saul. Darum laßt deutschen Kaiser recht und frei Kaiser sein und nicht seine Gewalt noch sein Schwert niederdrücken durch solch blindes Vorgeben päpstlicher Heuchler, als sollten sie unabhängig über das Schwert regieren in allen Dingen.

27. Von weltlichen Gebrechen.

Zum Siebenundzwanzigsten: Das sei genug gesagt von den geistlichen Gebrechen. Man wird und kann ihrer mehr finden, wo diese würden recht angesehen. Wir wollen auch der weltlichen einen Teil anzeigen.

Zum Ersten wäre **hoch not ein allgemein Gebot und Bewilligung deutscher Nation wider den überschwänglichen Überfluß und die Kostbarkeit der Kleidung**, wodurch so viel Adel und reiches Volk verarmt. Hat doch Gott uns, wie andern Landen, genug gegeben Wolle, Haar, Flachs und alles, das zu ziemlicher, ehrlicher Kleidung einem jeglichen Stand redlich dienet, daß wir nicht bedürften so gräulich großen Schatz für Seide, Sammet, Goldstoff und was der ausländischen Waare ist, so zu vergeuden und zu verschütten. Ich achte, wenn schon der Papst mit seiner unerträglichen Schinderei uns Deutsche nicht beraubte, hätten wir dennoch mehr denn zu viel an diesen **heimlichen Räubern, den Seiden- und Sammetkrämern**. So sehen wir, daß dadurch ein jeglicher will dem andern gleichsein und damit Hoffart und Neid unter uns, wie wir verdienen, erregt und gemehret wird, welches alles und viel mehr Jammer wohl hintanbliebe, so der Fürwitz uns ließe an den Gütern, von Gott gegeben, uns dankbarlich genügen.

Desselbengleichen wäre auch not, zu wenigern die Spezerei, die auch der großen Schiffe eines ist, darinnen das Geld aus deutschen Landen geführet wird. Es wächst uns ja von Gottes Gnaden mehr Essen und Trinken, und so köstlich und gut, als irgend einem andern Lande. Ich werde hier vielleicht närrische und unmögliche Dinge vorbringen, als wollte ich den größten Handel, die Kaufmannschaft, darniederlegen. Aber ich thue das Meine; wird's nicht in der Allgemeinheit gebessert, so bessere sich selbst, wer es thun will. Ich sehe nicht viel guter Sitten, die je in ein Land gekommen sind durch Kaufmannschaft, und Gott ließ vor Zeiten sein Volk Israel darum von dem Meere wohnen und nicht viel Kaufmannschaft treiben.

Aber das größte Unglück deutscher Nation ist gewißlich der Zinskauf (Rentenkauf, vergl. Seite 534). Wenn der nicht wäre, müßte mancher seine Seide, Sammet, Goldzeug, Spezerei und allerlei Prangen ungekauft lassen. Er hat nicht viel über hundert Jahre bestanden und hat schon fast alle Fürsten, Stifter, Städte, Adel und Erben in Armut, Jammer und Verderben gebracht; sollte er noch hundert Jahre bestehen, so wäre es nicht möglich, daß Deutschland einen Pfennig behielte, wir müßten uns gewißlich unter einander fressen. Der Teufel hat ihn erdacht und der Papst wehe gethan aller Welt mit seinem Bestätigen. Darum bitte ich und rufe hier: Sehe ein jeglicher sein eigen, seiner Kinder und Erben Verderben an, das ihm nicht vor der Thür, sondern schon im Haus rumort, und thun darzu Kaiser, Fürsten, Herrn und Städte, daß der Zinskauf nur auf's baldigste werde verdammt und hinfort gewehret, unangesehen, ob der Papst und all sein Recht oder Unrecht dawider sei, es seien Lehen oder Stifter darauf gegründet. Es ist besser, Ein Lehen in einer Stadt mit redlichen Erbgütern oder Zins gestiftet, denn hundert auf den Zinskauf. Ja, ein Lehen auf dem Zinskauf ist ärger und schwerer, denn zwanzig auf Erbgütern. Fürwahr, es muß der Zinskauf ein Bild und Anzeichen sein, daß die Welt mit schweren Sünden dem Teufel verkauft sei, daß zugleich zeitlich und geistlich Gut uns muß gebrechen; doch noch merken wir nichts.

Hier müßte man wahrlich auch den Fuggern und dergleichen Gesellschaften einen Zaum in's Maul legen. Wie ist's möglich, daß es sollte göttlich und recht zugehen, daß bei eines Menschen Leben sollten so große, königliche Güter auf einen Haufen gebracht werden? Ich weiß die Rechnung nicht. Aber das verstehe ich nicht,

wie man mit hundert Gulden mag des Jahres erwerben zwanzig, ja ein Gulden den andern; und das alles nicht aus der Erde oder von dem Viehe, da das Gut nicht in menschlichem Witz, sondern in Gottes Gebenedeiung stehet. Ich befehle das den Weltverständigen. Ich, als ein Theologus, habe nicht mehr daran zu strafen, denn das böse, ärgerliche Ansehen, davon Sankt Paulus sagt (1. Thess. 5, 22): „Hütet euch vor allem bösen Ansehen oder Schein."

Das weiß ich wohl, daß viel göttlicher wäre Ackerwerk mehren und Kaufmannschaft mindern, und die viel besser thun, die der Schrift nach die Erde bearbeiten und ihre Nahrung draus suchen, wie zu uns und allen gesagt ist in Adam: „Vermaledeiet sei die Erde, wenn du drinnen arbeitest; sie soll dir Disteln und Dornen tragen, und in dem Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brot essen" (1. Mose 3, 17 ff). Es ist noch viel Land, das nicht umgetrieben und bearbeitet ist.

Folget nach der Mißbrauch des Fressens und Saufens, davon wir Deutsche, als einem besonderen Laster, nicht ein gut Geschrei haben in fremden Landen, welchem mit Predigen nimmer zu raten ist, so sehr es eingerissen und überhand genommen hat. Es wäre der Schade am Gut das geringste, wenn die folgenden Laster, Mord, Ehebruch, Stehlen, Gottes Unehre und alle Untugend nicht folgten. Es mag das weltliche Schwert hier etwas wehren, sonst wird's gehen, wie Christus sagt: daß der jüngste Tag wird kommen wie ein heimlicher Strick, wenn sie werden trinken und essen, freien und buhlen, bauen und pflanzen, kaufen und verkaufen (Matth. 24, 38 ff) — wie es denn jetzt geht, so stark, daß ich fürwahr hoffe, der jüngste Tag sei vor der Thür, ob man es wohl am wenigsten gedenkt.

Zuletzt: ist das nicht ein jämmerlich Ding, daß wir Christen unter uns sollen halten freie, gemeine Frauenhäuser, so wir alle sind zur Keuschheit getauft.

Ich weiß wohl, was etliche dazu sagen, daß es nicht Eines Volkes Gewohnheit geworden ist, auch schwerlich abzubringen, daß dazu besser sei ein solches, denn eheliche oder jungfräuliche Personen oder noch ehrliche zu Schanden zu machen. Sollten aber hier nicht gedenken weltlich und christlich Regiment, wie man demselben, nicht mit solcher heidnischen Weise, möchte zuvorkommen? Hat das Volk Israel können bestehen, ohne solchen Unfug, wie sollte das Christenvolk nicht können auch so viel thun? Ja, wie halten sich viele Städte, Märkte, Flecken

und Dörfer ohne solche Häuser? Warum sollten sich große Städte nicht auch halten?

Ich will aber damit und mit andern oben angezeigten Stücken angesagt haben, wie viel guter Werke die weltliche Obrigkeit thun könnte und was aller Obrigkeit Amt sein sollte, dadurch ein jeglicher lerne, wie schrecklich es sei, zu regieren und obenan zu sitzen. Was hülf' es, daß ein Oberherr für sich selbst so heilig wäre wie Sankt Peter — wo er nicht den Unterthanen in diesen Stücken fleißig zu helfen gedenkt, wird ihn doch seine Obrigkeit verdammen; denn die Obrigkeit ist schuldig, der Unterthanen Bestes zu suchen.

Wenn aber die Obrigkeit darauf dächte, wie man das junge Volk ehelich zusammenbrächte, würde einem jeglichen die Hoffnung ehelichen Stands sehr wohl helfen, zu tragen und zu wehren die Anfechtungen. Aber jetzt geht es, daß jedermann zur Pfafferei und Möncherei gezogen wird, unter welchen, ich besorge, der Hundertste keine andre Ursache hat, denn das Suchen nach Nahrung und Zweifel, ob er sich im ehelichen Leben erhalten könne. Darum sind sie vorher wild genug und wollen, wie man sagt, „ausbuben", während sich's vielmehr hineinbubet, wie die Erfahrung weiset. Ich befinde das Sprichwort wahrhaftig: „das Verzweifeln machet das mehrere Teil Mönche und Pfaffen." Darum geht und steht es auch, wie wir sehen.

Ich will aber raten treulich, um viele Sünden, die heimlich einreißen, zu meiden, daß weder Knabe noch Mägdlein sich zur Keuschheit oder geistlichem Leben verbinde vor dreißig Jahren. Es ist auch eine besondere Gnade, wie Sankt Paul sagt. Darum, welchen Gott nicht sonderlich dazu drängt, der lasse das Geistlichwerden und Geloben anstehen.

Ja, weiter sage ich: wenn du Gott so wenig trauest, daß du dich nicht könnest im ehelichen Stand ernähren, und allein um desselben Mißtrauens willen willst geistlich werden, so bitt' ich dich selbst für deine eigene Seele, du wollest ja nicht geistlich werden, sondern werde eher ein Bauer, oder was du magst. Denn wo einfältiges Vertrauen zu Gott sein muß, zeitliche Nahrung zu erlangen, da muß freilich zehnfältiges Vertrauen sein, in geistlichem Stande zu bleiben. Trauest du nicht, daß dich Gott könne nähren zeitlich, wie willst du ihm trauen, daß er dich erhalte geistlich? Ach, der Un-

glaube und das Mißtrauen verdirbt alle Dinge, führet uns in allen Jammer, wie wir in allen Ständen sehen.

Es wäre wohl viel von dem elenden Wesen zu sagen. Die Jugend hat niemand, der für sie sorget. Es geht jedes hin, wie es geht, und sind ihnen die Obrigkeiten eben so viel nütze, als wären sie nichts, während doch das sollte die vornehmste Stütze des Papstes, der Bischöfe, Herrschaften und Konzilien sein. Sie wollen fern und weit regieren, und doch kein nütze sein. O wie selten Wildpret wird um dieser Sachen willen sein ein Herr und Oberer im Himmel, ob er schon selbst Gott hundert Kirchen bauet und alle Toten aufwecket.

Das sei diesmal genug. Denn was der weltlichen Gewalt und dem Adel zu thun sei, habe ich meines Dünkens genugsam gesagt im Büchlein von den guten Werken. Denn sie leben und regieren auch so, daß es wohl besser sein sollte. Doch ist kein Gleichen weltlicher und geistlicher Mißbräuche — wie ich daselbst angezeigt habe.

Ich acht' auch wohl, daß ich hoch gesungen hab', viel Ding vorgebracht, das als unmöglich wird angesehen, viele Stücke zu scharf angegriffen. Wie soll ich ihm aber thun? Ich bin es schuldig zu sagen. Könnt' ich, so wollt' ich auch also thun.

Es ist mir lieber, die Welt zürne mit mir, denn Gott. Man wird mir ja nicht mehr denn das Leben können nehmen.

Ich habe bisher vielmal Frieden angeboten meinen Widersachern; aber, als ich sehe, Gott hat mich durch sie gezwungen, das Maul immer weiter aufzuthun und ihnen, weil sie unmüssig sind, genug gegeben zu reden, bellen, schreien und schreiben. Wohlan, ich weiß noch ein Liedlein von Rom und von ihnen. Juckt sie das Ohr, ich will's ihnen auch singen und die Noten auf's höchste stimmen. Verstehst mich wohl, liebes Rom, was ich meine?

Auch hab' ich mein Schreiben vielmal auf Erkenntnis und Verhör erboten, was alles nicht geholfen; wiewohl auch ich weiß, so meine Sache recht ist, daß sie auf Erden muß verdammt und allein von Christo im Himmel muß gerechtfertigt werden. Denn das ist die ganze Schrift, daß der Christen und Christenheit Sache allein von Gott muß gerichtet werden; ist auch noch nie eine von Menschen

auf Erden gerechtfertiget, sondern ist allezeit die Widerpart zu groß und stark gewesen. Es ist auch meine allergrößte Sorge und Furcht, daß meine Sache möchte unverdammt bleiben, daran ich gewißlich erkennen würde, daß sie Gott noch nicht gefalle. Darum laß nur frisch einhergehn, es sei Papst, Bischof, Pfaffe, Mönch oder die Gelehrten — sie sind das rechte Volk, die da sollen die Wahrheit verfolgen, wie sie allezeit gethan haben.

Gott gebe uns allen einen christlichen Verstand und sonderlich dem christlichen Adel deutscher Nation einen rechten geistlichen Mut, der armen Kirche das Beste zu thun. Amen.

Zu Wittenberg, im Jahre 1520.





Achtunddreißigstes Kapitel.

Vorwärts.

Das Buch schlug ein. So hatte noch niemals ein Deutscher zu seinen Deutschen geredet. Da waren alle die Notstände in Reich und Kirche, die man sich laut und heimlich klagte, zu einer gewaltigen Anklage gegen Rom zusammengefaßt und zum ersten Mal in einer Sprache vorgetragen, die auch der gemeine Mann verstand. Nicht nur an Fürstenhöfen und auf Ritterburgen wurde die Schrift gelesen, man fand sie auf allen Märkten, und fahrende Schüler trugen sie auf ihren Wanderungen in die entlegensten Dörfer.

Die viertausend Stück, welche der neue Wittenberger Buchdrucker, Melchior Lotter, gleich aufs erste hatte abziehen lassen, waren im Umsehen verkauft. Schon nach vierzehn Tagen mußte er die zweite Auflage drucken. Diese erschien „durch Luther selbst gemehret und korrigiert". Im vorigen Kapitel ist die Schrift genau nach der zweiten Auflage wiedergegeben; der wichtigste Zusatz, der in der ersten Ausgabe fehlte, ist das Stück „vom römischen Reiche deutscher Nation" (Seite 664).

Eine Flugschrift war es, für das Volk bestimmt. Was darin besprochen wurde, ging alle an, und sollte nicht ein Geheimnis der Lateiner bleiben. Es war freilich verantwortlich, so die Massen ins Spiel zu ziehen. Aber Luther wußte nichts davon, daß man im Eifer für Wahrheit und Recht schaden könne. Und ob etliche vorsichtige Freunde über seine That erschraken und anfingen, sich zurückzuhalten und zurückzuziehen, dafür fielen ihm Tausende zu, denen er aus der Seele gesprochen hatte. Mit Einem Schlage war Luther der Mann des Volkes.

geworden. Die ungeheuere Mehrheit der Deutschen wandte sich ihm zu mit dem klareren oder dunkleren Gefühle, daß er die Sache der deutschen Freiheit gegen den Druck römischer Knechtschaft führe.

Und diesem Führer durfte das deutsche Volk sich anvertrauen. Denn bei allem rücksichtslosen Wahrheitsmut — welche Besonnenheit! Einen Trompetenstoß haben wir seine Schrift genannt. Und in der That, ein Signal zum Angriff war es. Aber wie groß auch die Umwandlung der Verhältnisse in Reich und Kirche war, die Luther forderte — es war doch keine Revolution in dem Sinne, daß ihm jedes Mittel recht gewesen wäre. Indem er mit heller Entrüstung brandmarkt, was gesündigt war, bleibt er in seinen Beschuldigungen doch nüchtern, bedächtig, wahr und fordert nur das Notwendige, Erreichbare. Und wenn er sich nicht scheut, die Grundpfeiler der damaligen Ordnung zu zerbrechen, so giebt er sogleich Plan und Material für einen Neubau.

Nun aber auch Hand angelegt, Kaiser, Fürsten und Gewaltige! Frisch an die Arbeit, ihr lieben Deutschen! Ruhen und Rasten, Warten und Zusehen gilt hier nicht. Sonst stürzt das Alte, und ihr habt das Euere noch nicht unter das rettende Dach gebracht!

Ach, es hat wohl gefehlt am raschen, entschiedenen Zugreifen der Berufenen. Jahrhunderte hat es gebraucht, ehe ein deutsches Reich, wie Luther es schaute, zustande gekommen ist — jetzt haben wir's, Gott sei Dank! Jahrhunderte haben auch daran sich gemüht, eine deutsche Kirche zustande zu bringen, wie er sie wollte — da giebt's heute noch zu bauen und zu arbeiten! Im Ganzen muß man doch sagen, daß die Gedanken die Luther damals mit entschlossener Hand ins Volk geworfen hat Boden gefunden haben und siegreich durchgedrungen sind in der ganzen protestantischen Welt.

Das Wertvollste an seiner Schrift war aber dies, daß er der römischen Tyrannei den religiösen Untergrund entzog, daß er nachwies, wie man wohl Roms Übergriff abwehren könne, ohne sich an Gott zu versündigen und seiner Seele Seligkeit zu gefährden. Wohl verstanden nicht alle, die ihm zujubelten, seine Lehre vom allgemeinen Priestertum — die war für die Menge viel zu neu und ungewohnt — aber das machte tiefen Eindruck, daß hier, was dem Volke notthat um seiner irdischen Wohlfahrt willen, zugleich gefordert wurde im Namen Gottes und der christlichen Wahrheit.

Das zu fordern und zu sagen, fühlte sich Luther kraft seines Amtes im Gewissen gebunden und berechtigt. Auf Grund solcher Einsicht Maß-

regeln zu ergreifen, überließ er nun dem „christlichen Adel“, der weltlichen Obrigkeit. Er hatte ihm im Einzelnen manchen Ratschlag gegeben, den auszuführen sie nur festen Entschluß zu fassen brauchten. Im Großen sagte er ihnen doch nicht, wie sie ihre Pflicht thun und den Kampf führen sollten, und warnte nur, daß sie nicht etwas anheben sollten im Vertrauen auf große Macht und Vernunft, sondern im demütigen Vertrauen auf Gott und mit ernstlichem Gebet (Seite 599).

Er selbst wollte nicht Ruhm und Ehre für sich. Wunderbar — in demselben Augenblick, wo er sich an die Spitze seiner Nation schwang, dünkte er sich nur der Vorläufer eines Größeren zu sein. Am 18. August, wo er also unter dem unmittelbaren Eindruck von dem ersten Erfolge seiner Schrift stand, schrieb er an seinen Freund Lang:

„Vielleicht bin ich nur ein Vorläufer des Philippus, daß ich ihm nach dem Vorbilde des Elias den Weg bereite im Geiste und in der Kraft, Schreck und Verwirrung bringend über Israel und das Haus Ahabs.“

Alle Ehrerbietung dem Melanchthon! aber in Luthers Stelle einzutreten, dazu war er der Mann nicht. Den Kampf, den es jetzt auszukämpfen galt, mußte Luther schon auf seine eigenen Schultern nehmen. Melanchthon war wohl mit dem Plane der Schrift an den Adel von Anfang vertraut, hatte ihn aber, wie er selbst sagt, mehr nicht gemißbilligt, als wirklich gebilligt. Er wagte es nicht dem Geiste Luthers Einhalt zu thun, denn er spürte in seinem Vorgehen das Walten Gottes.

Andere Freunde warnten und mißbilligten. So Link in Nürnberg, Lang in Erfurt und Staupitz, der sich damals auch in Erfurt befand. Der gute Rat kam wieder einmal zu spät. Darum antwortete Luther:

„Es bleibt nichts anderes übrig, als zu beten, wenn in etwas gesündigt worden ist. Wir hier sind überzeugt, daß das Papsttum der Sitz des wahrhaften Antichrists ist, gegen dessen Trug und Nichtswürdigkeit zum Heile der Seelen uns alles erlaubt zu sein dünkt. Ich für meine Person bekenne, daß ich dem Papste meinerseits keinen Gehorsam schuldig bin — außer dem, welchen ich dem wahrhaftigen Antichrist schulde. Das Weitere bedenke Du selbst und urteile nicht vorschnell über uns.“

So am 18. August an Lang. Am Tage darauf an Link: „Es kann doch wohl nur der Geist sein, der mich durch seinen Antrieb leitet, da es gewiß ist, daß ich weder um Ruhm, noch um Geld, noch zum Vergnügen eifre. Rache ist meine Losung nicht; der Herr möge ver-

zeihen! Auch will ich keinen Aufruhr stiften, sondern für die Freiheit eines Konzils eintreten.

„Fast alle tadeln meine Bissigkeit, aber ich habe denselben Gedanken, wie Du, nämlich, daß Gott vielleicht auf diese Weise die Erfindungen der Menschen will offenbar machen. Denn ich sehe, was in unserm Jahrhundert in der Stille angefaßt wird, das fällt bald in Vergessenheit und niemand fragt darnach.

„Die Gegenwart urteilt übel, das Urteil der Nachwelt wird besser sein."

Während Luther so die verspäteten Bedenken und Vorstellungen seiner wohlmeinenden Freunde zu erwidern hatte, erfreute sich sein Buch am kurfürstlichen Hofe einer nicht unfreundlichen Aufnahme. Davon berichtet er dem Lang: „Freimütig und kampfeslustig, das bekenne ich, ist meine Schrift; dennoch gefällt sie vielen, auch unserm Hofe mißfällt sie nicht ganz und gar."

Das war alles, was Luther von seinem Kurfürsten verlangen konnte. Denn daß er seine und des Kurfürsten Lage Rom gegenüber durch diese Veröffentlichung nicht gebessert hatte, mußte er selbst wohl einsehen. Friedrich dagegen konnte sich nicht verhehlen, daß Luther in den Hauptsachen Recht hatte, denn er hatte ja zu Augsburg mit am entschiedensten gegen Rom Beschwerde geführt. Darum sah er seinem Professor nach, was an der mächtigen Kriegserklärung unzeitgemäß war.

Nur war man am kurfürstlichen Hofe darauf bedacht, den üblen Folgen, die Luthers Schrift haben mußte, nach Kräften vorzubeugen. Spalatin verhandelte demgemäß mit Luther. Er bestimmte ihn, eine Protestation zu veröffentlichen gegen die, welche seinem Auftreten falsche Beweggründe unterschoben und ihn einen ungehorsamen Sohn der Kirche, einen Aufrüher nannten.

Am 23. August schickte Luther das gewünschte Schriftstück an Spalatin zur Durchsicht. Es war eine kurze Erklärung, ein „Erbieten", wie Luther es betitelte, worin er jedermann zu wissen that, daß er wissentlich nichts gegen die göttliche Wahrheit geschrieben und gelehrt habe und als ein gehorsamer Sohn der christlichen Kirche stets bereit sei, sich aus Gottes Wort richten und belehren zu lassen. Das Blatt erschien bald darauf sowohl in lateinischer, als auch in deutscher Sprache.

Zugleich aber verstand sich Luther auf Spalatins Veranlassung, also auf des Kurfürsten Wunsch dazu, in einem besonderen Bittschreiben den Schutz des Kaisers anzurufen. An den Kaiser hatte er sich

in seiner Schrift „von des christlichen Standes Besserung“ in erster Linie mit gewandt, er war vor allen andern berufen, die Sache deutscher Nation gegen Rom zu führen. Der Kaiser hatte aber auch jeden deutschen Mann vor ungerechter Verdammung zu schützen, und mit diesem Anspruch wendet sich Luther jetzt an ihn in Sachen seiner eigenen Person.

Der Standpunkt, auf den Luther sich hier stellt, ist derselbe, den auch Kurfürst Friedrich einnahm, wie denn Spalatin auch diesen Brief durchgesehen und begutachtet hat. Hören wir den Brief selber.

„Gnade und Friede von unserm Herrn Jesu Christo.

„Es möchte sich wohl billig jedermann verwundern, daß ich, allergütigster Herr Kaiser Karl, mich unterstehen darf, an Eure Kaiserliche Majestät zu schreiben. Denn wer hat ungewöhnlicher, ungeschickter Ding jemals gesehen, denn daß der König der Könige und Herr der Herren auf Erden von dem geringsten, verachtetsten Menschen angesprochen werde?

„Doch wird, wer die Größe dieser hochwichtigen Sachen fleißig bedenkt und versteht, daß sie die göttliche Wahrheit belangt, sich so groß nicht verwundern. Denn so sie würdig ist, vor den Thron göttlicher Majestät zu treten: vielmehr ist sie würdig, daß sie auch einen irdischen und sterblichen Fürsten anspreche. Will schweigen, daß, gleichwie die irdischen Fürsten ein Vorbild sind des himmlischen, also stehet's ihnen wohl an, daß sie demselben Vorbilde folgen, nämlich daß auch sie, in der Höhe sitzend, doch auf das Niedrige auf Erden sehen und den Geringeren aufrichten aus dem Staube und erheben den Armen aus dem Kot.

„Derhalben komme ich armer, elender Mensch, falle zu Füßen Euer Durchlauchtigsten Kaiserlichen Majestät, als der allerunwerteste, der doch die allerwichtigste und würdigste Sache vorbringet.

„Ich habe etliche Büchlein lassen im Druck ausgehen, damit ich auf mich vieler, auch großer Leute Neid, Zorn und Ungnade geladen habe; da ich doch billig Dank und zweifältigen Dank wohl verdient hätte. Erstlich, daß ich wider meinen Willen, genötigt an Tag hervorgekommen bin; hätte auch nicht vorgenommen, etwas zu schreiben, wo meine Widersacher, beide mit Gewalt und List, mich nicht dazu hätten gedrungen. Denn niemals hab' ich etwas

herzlicher begehrt, als daß ich hätte in meinem Winkel verborgen sein und bleiben mögen.

„Zum Andern habe ich mich nichts anders — des mir mein Gewissen und viel frommer, gottseliger Leute Urteil Zeugnis geben — an Tag zu bringen beflissen, denn die evangelische Wahrheit wider den Aberglauben und Wahn menschlicher Überlieferung. Darüber leide ich nun schier drei ganze Jahre Zorn, Lästerung, Gefahr und allerlei Böses ohne Aufhören, so meine Widersacher nur erdenken können.

„Hilft mir nichts indes, daß ich um Gnade und Vergebung bitte; ist vergebens, daß ich mich erbiete fürder stille zu schweigen; hat kein Ansehen, daß ich Mittel und Wege des Friedens vorschlage; hilft nichts, daß ich begehre besser berichtet zu werden. Dies allein wird vorgenommen, daß ich samt dem ganzen Evangelio vertilgt und ausgerottet werden soll.

„Weil aber all' meine Mühe vergeblich war, habe ich letztlich für gut angesehen, nach dem Exempel St. Athanasii die Kaiserliche Majestät anzurufen, ob vielleicht der liebe Gott durch sie seiner Sache wollte beistehn. Falle deshalben, o Herr Karol, Fürst der Könige auf Erden, Euer Durchlauchtigsten Majestät zu Füßen und bitte in aller Demut und Unterthänigkeit, Sie wolle nicht mich, sondern die Sache der göttlichen Wahrheit — um welcher willen allein Ew. Majestät das Schwert zu tragen, von Gott gegeben ist zur Rache über die Übelthäter und zu Lob der Frommen), (1. Pet. 2, 14) — unter den Schatten Ihrer Flügel nehmen, mich aber in gedachter Sache nicht weiter noch länger schützen, denn bis ich nach angezeigter Ursach' und Verantwortung die Sache gewonnen oder verloren habe.

„Werde ich dann als ein Gottloser und Ketzer erfunden, begehre ich keines Schutzes. Eins nur bitte ich, daß weder die Wahrheit noch die Lüge unverhört und unüberwunden verdammt werde.

„Denn das gebührt Eurem Königlichen und Kaiserlichen Thron, das ziert Eurer Majestät Kaisertum, das wird Euer Jahrhundert für alle Nachkommen weihen und unvergeßlich machen: nämlich, so Euere heilige Majestät nicht gestattet, daß der Gottlose verschlinge den, der frömmer ist denn er, noch lässet die Menschen, wie der

Prophet sagt, gehen wie Fische im Meer, und Gewürm, das keinen Herrn hat.

„Also befehl' ich mich, also hoffe ich, also versehe ich mich alles Guten zu Eurer heiligen Majestät, welche der Herr Jesus uns erhalte, und hoch erhebe zur ewigen Ehre seines Evangelii, Amen.

„Gegeben zu Wittenberg, am 30. August 1520.

„Eurer Durchlauchtigsten Königlichen und Kaiserlichen Majestät
ergebener Schützling
Martin Luther."

Auf eine kaiserliche Antwort wartete Luther vergeblich.

„Wohlan, ich weiß noch ein Liedlein von Rom. Juckt sie das Ohr, ich will's ihnen auch singen und die Noten aufs höchste stimmen. Verstehst mich wohl, liebes Rom, was ich meine?"

Mit diesen Worten hatte Luther schon am Ende seiner Schrift an den Adel angekündigt, daß er noch mehr derart im Vorrat habe, ja daß der zweite Angriff heftiger werden solle, denn der erste. Wirklich hatte er jene Schrift kaum beendet, so arbeitete er schon an der zweiten seiner großen Reformationsschriften, an dem Buche „von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche". Vorwärts! war die Losung, und so folgte Schlag auf Schlag.

Die Notstände, die durch Roms Geiz und Anmaßungen in deutschen Landen eingerissen waren, hatte Luther in der Schrift an den Adel aufgedeckt. Die Wurzel des Übels hatte er in dem Mangel an christlicher Erkenntnis aufgewiesen; denn wenn der geistliche und weltliche Stand gewußt hätten, was nach Gottes Wort ihre beiderseitigen Rechte und Pflichten wären, würde der Jammer nicht so groß geworden sein. Die Schuld daran, daß die christliche Erkenntnis so gar in Abgang gekommen war, fiel natürlich auf den geistlichen Stand. Aber der hatte gerade seinen Vorteil dabei gefunden, daß die Christenheit so im Dunkeln tappte, und hatte das Licht des Evangeliums unter den Scheffel gestellt. Der Papst und die Priester hatten, wie Luther sich ausdrückt, die freien Christenmenschen in die babylonische Gefangenschaft geführt, und knechteten als rechte Fremdherren die armen Seelen und Gewissen.

Dies nun machte sich Luther in seiner zweiten Schrift zur Aufgabe, die Christen von der Gewissenstyrannei Roms zu befreien, wie

er in der ersten Schrift die Gewaltherrschaft bekämpft hatte, welche Rom über seine Deutschen in weltlichen Dingen ausübte.

War die Schrift an den Adel deutsch geschrieben und für die Laien bestimmt, so verfaßte Luther das Buch von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche in lateinischer Sprache für die Theologen insonderheit. Schon verdachten es manche dem Professor, daß er nicht auch einmal ein gelehrtes Werk ausgehen lasse. Denen that er jetzt den Willen. In gelehrter Rüstung trat er auf; aber auch diese gelehrte Schrift war ein Trompetenstoß, der zum Kampfe gegen Rom aufrief.

Noch vor Ende August konnte der Druck des Buches beginnen, so eifrig ging Luther an die Arbeit.

Da kam am 1. September eine seltsame Gesandtschaft an ihn. Es waren seine Freunde Staupitz und Link, sowie etliche andere Brüder. Was wollten die?

Staupitz hatte seit den Tagen von Augsburg, wo er so treu und eifrig Luthern zur Seite stand, je länger, je mehr eine zuwartende Haltung angenommen. Der Schüler wuchs dem Meister zu Kopfe. Mit banger Sorge sah er Luthern immer rücksichtsloser vorgehen. Mußte er ihm in der Sache zumeist Recht geben, so gewann er es doch nicht über sich, öffentlich für ihn einzutreten.

Mit Schmerzen nahm Luther wahr, daß die Briefe seines väterlichen Freundes immer seltener wurden. Nach der Leipziger Disputation hatte er ihn in Grimma gesprochen. Am 3. Oktober 1519 klagt er ihm, wie er sich von ihm verlassen fühle:

„Allzusehr lässest Du mich im Stich. Ich war Deinetwegen in diesen Tagen sehr traurig, wie ein entwöhntes Kind über seine Mutter. Ich beschwöre Dich, preise den Herrn auch in mir sündigem Menschen!“

Und so schließt er den Brief: „In dieser Nacht habe ich von Dir einen Traum gehabt. Es war mir, als wolltest Du von mir scheiden; ich weinte bitterlich und war betrübt, aber Du winktest mir mit der Hand, ich möge ruhig sein, Du werdest zu mir zurückkehren.“

Luthers und Staupitzens Wege sollten doch noch gänzlich auseinandergehen, wenn auch damals noch nicht.

Staupitz war in einer peinlichen Lage. In Rom wußte man, wie er mit Luther stand, und man erwartete, daß er seinen Einfluß auf Luther zur Beilegung der Sache geltend machen werde.

Der General des Augustinerordens, Gabriel von Venedig, hoffte

noch immer, mit Hilfe des Vikars Luthern zum Schweigen zu bringen. Am 15. März 1520 schrieb er an Staupitz einen freundlichen Brief. Er schilderte ihm die Gefahren, welche dem Augustinerorden und der sächsischen Kongregation insbesondere drohten, wenn der Bruder Martinus fortfahre, Ärgernis zu geben.

„Die Sache muß um so beschwerlicher sein, je mehr sie den allerunschuldigsten Papst Leo X. ins Spiel zu ziehen scheint, dem wir so viel Ehrfurcht schulden, wie keinem Sterblichen sonst, dem wir Augustiner wegen der unzähligen unserm Orden erwiesenen Wohlthaten ganz und gar nicht zuwidersein, sondern zum Dank auch unser Blut für ihn vergießen müssen. Ist er doch auch, obwohl er vier Jahre lang gereizt worden, nicht zur Verteidigung geschritten, geschweige zur Rache, hat die Angriffe des Menschen übersehen und auf seine Besserung gewartet.

„So bitten wir Dich bei Deiner Treue, bei dem Orden und der Liebe zu Gott, wenn Dir irgend Eifer, Ehre, Vorteil und Heil des Ordens am Herzen liegen, so laß dies Eine Deine ganze Sorge, Dein Streben und Sinnen sein, daß Magister Martinus endlich in sich gehe und mit ihm unser Orden aus einer so großen, unseligen Schmach errettet werde.“

Staupitz fühlte sich den Aufgaben, die ihm als Ordensvikar jetzt sich stellten, nicht gewachsen. Luthers Geist zu dämpfen vermochte er nicht. Aber für Luther zu kämpfen, dazu war er auch zu schwach. Unter diesen Umständen wollte er nicht mehr an der Spitze der Kongregation bleiben; er beschloß sein Amt niederzulegen.

Ein Jahr früher, als er es nötig gehabt hätte, berief er ein Kapitel der Brüder nach Eisleben. Hier entsagte er — am 28. August 1520 — seinem Amte. Zum Nachfolger wurde der Nürnberger Prediger Wenzeslaus Link gewählt.

Link kennen wir als einen Freund Luthers. Seine Wahl beweist, daß die reformierten Augustiner der Wittenberger Bewegung günstig gestimmt waren. Doch legten sie kein deutliches Bekenntnis für Luther ab, nur seinem Geiste wehren wollten sie nicht.

Daran änderte es auch nichts, daß Karl von Miltitz in Eisleben erschien, um einen für Luther bestimmenden Beschluß des Kapitels durchzusetzen.

Miltitz hatte immer noch „tröstliche Hoffnung“, Luthers Sache beim Papste zum Guten zu wenden; „denn die Sache ist nicht so schwarz,

als wir Pfaffen sie machen," schrieb er an den Kurfürsten. Vergebens hatte er versucht, den Kurfürsten zu ernsten Maßregeln gegen Luthers gefährliches Bücherschreiben zu bewegen. Jetzt bearbeitete er nun in Eisleben die Brüder, daß sie Luthern zum Frieden mahnen sollten. Er erreichte von ihnen, daß sie Luthern aufforderten, in einem Schreiben an Papst Leo öffentlich auszusprechen, daß er nie habe seine Person angreifen wollen.

Diese Aufforderung wurde Luthern durch Staupitz, Link und die andern Brüder am 1. September überbracht. Es war das letzte Mal, daß Luther und Staupitz sich gesehen und gesprochen haben.

Als Luther das Verlangen der Brüder erfuhr, war er schnell bereit. „Was kann ich Leichteres und Wahreres schreiben?"

Und mit Freuden nahm er wahr, daß die Brüder sonst in der Sache mit ihm einverstanden waren. „Ihnen allen mißfällt mein Unternehmen nicht, es mißfällt nur den Römlingen".

Er hat auch sein Versprechen, an Papst Leo einen entgegenkommenden Brief zu schreiben, erfüllt. Aber er nahm sich Zeit damit. Oder vielmehr: er fand nicht sobald die Zeit dazu, da er vor allem sein Werk „von der babylonischen Gefangenschaft" vollenden wollte. Einen neuen Angriff des Leipziger Romanisten Alveld, sowie die Streitschrift eines italienischen Mönches gegen ihn gedachte er bei dieser Gelegenheit zurückzuweisen.

„Die Leipziger werden von Neid und Mißgunst übel geplagt," schreibt er am 8. September an Spalatin. „Unter Alvelds Maske führen sie ihre Trauerspiele auf; der Herr wird ihnen ihren Lohn geben. Vielleicht wird niemand meine Kriegstrompete gutheißen (so nennt nun Luther selbst seine Schrift von der babylonischen Gefangenschaft) — nun so muß ich sie doch gutheißen, den Kampf zu eröffnen wider die Tyrannei des Antichrists, welche die Seelen des ganzen Erdkreises ins Verderben stürzt. Sehr scharf ist sie und sehr heftig; ich hoffe, es werden davor auch jene kleinen matten Schmähredner erstarren. Dem Alveld werde ich nicht besonders antworten, will aber ihn zum Anlaß nehmen, mein Buch ans Licht zu geben, damit die Nattern noch mehr gereizt werden."





Neununddreißigstes Kapitel.

Von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche.

Als der Befreier seines Volkes war Luther in dem Büchlein an den Adel aufgetreten, jetzt zeigte er sich der Christenheit als der kirchliche Reformator. Dem Aberglauben, worin Papst und Priesterschaft die Kirche gefangen hielt, damit die frommen Seelen ihnen fein zu Willen wären, dem ging er jetzt scharf und schonungslos zu Leibe.

Er kannte die Fesseln aus Erfahrung, mit welchen die römische Kirche die Christen geknechtet hatte. Verstummt war die Predigt, daß durch Christum ein jeder Gläubige einen freien Zugang zum Vater im Himmel hat und getrost mit ihm reden darf im Gebet; verstummt war die Predigt, daß Gott von seinen Menschenkindern nichts weiter verlangt, als daß sie seinen Verheißungen trauen — thun sie einmal das, so findet sich die Kraft zum Guten, zum ewigen Leben von selbst. Wie hatte Luther sich quälen müssen, ehe er lernte, daß die christliche Offenbarung eine frohe Botschaft an Sünder ist?

Was ihm in heißen Seelenkämpfen aufgegangen war, das hatte er längst schon von seiner Kanzel gepredigt, auch schon in manches erbauliche Büchlein geschrieben. Aber jetzt war die Stunde gekommen, wo er die römische Kirche zur Rechenschaft ziehen sollte für die schwere Schuld, die sie durch das Knechten und Ängsten der Gewissen auf sich geladen hatte. Jetzt sollte er, — ohne daß ihm dies klar zum Bewußtsein kam — mit dem Papsttum Abrechnung halten auch für die Seelennot, die ihm der römische Aberglaube im Erfurter Kloster bereitet hatte.

Luther war seitdem immer klarer geworden über die Ursachen jener verzehrenden Gewissensangst. Und noch in den letzten Jahren, ja Wochen hatten seine Gegner unfreiwillig ihm immer mehr die Augen darüber geöffnet. Es war die römische Lehre von den Sakramenten, womit die Priester den armen Laien ihre von Gott geschenkte Freiheit entwenden und sie vom ersten bis zum letzten Atemzuge an ihr, der Priester Thun banden und fesselten. Den Ring der sieben Sakramente zu brechen, hat darum Luther seine zweite große Reformationsschrift geschrieben.

In der Zuschrift an den Wittenberger Professor Herrmann Tulich, dem Luther das Buch gewidmet hat, bedankt er sich vor allen Dingen bei seinen Gegnern für die Klarheit, zu der sie ihm — freilich unfreiwillige Helfer — Schritt für Schritt verholfen haben. Dank ihrem Widersprechen ist er immer weiter vorwärts gekommen und schaut auf die Anfänge seines Reformationswerkes zurück, wie der Mann, der das Gehen kann, auf die ersten Gehversuche des Kindes.

„Ich mag wollen oder nicht", hebt er an, „ich werde gezwungen, von Tage zu Tage gelehrter zu werden, da so viele großgeachtete Meister um die Wette mich drängen und üben. Von dem Ablaß hab' ich vor zwei Jahren geschrieben, aber also, daß mich jetzt die Herausgabe jenes Büchleins außerordentlich reut. Denn ich steckte zu derselben Zeit noch in etwas sehr großem Aberglauben an die römische Tyrannei, deshalb ich auch dazumal vermeinte, daß der Ablaß nicht gar zu verwerfen wäre, den ich von den Menschen mit so großer Einhelligkeit angenommen sah. Und war das kein Wunder, da ich mich zu der Zeit allein an diesem Felsen abmühte. Aber nachgehends, unterstützt durch die Gutthat Sylvesters (Prierias) und der Brüder (der Dominikaner), die solchen Ablaß munter beschirmten, hab' ich eingesehen, daß der Ablaß nichts anderes ist, als reiner Betrug der römischen Schmeichler, durch welchen sie den Glauben Gottes und das Geld der Menschen zu Grunde richten wollen. Und wollte Gott, ich könnte es von den Buchhändlern erreichen und alle, die das gelesen haben, überreden, daß sie alle meine Büchlein von dem Ablaß verbrennten und für alles, was ich davon geschrieben hab', allein diesen Spruch annähmen:

„Der Ablaß ist der römischen Schmeichler Schalkheit."

„Sodann haben Eck und Emser samt ihren Verschworenen von dem Primat (der Oberherrlichkeit) des Papstes mich zu unterrichten angefangen. Und auch hier, damit ich so gelehrten Männern nicht un-

dankbar sei, bekenn' ich, daß mich ihre Bemühung sehr gefördert hat. Denn während ich leugnete, daß das Paptum göttlichen Rechtes sei, ließ ich zu, daß es menschlichen Rechtes sei: aber da ich gehört hab' und gelesen die feinsten Feinheiten dieser Troßjunker, damit sie ihren Abgott künstlich aufrichten — denn ich hab' nicht einen in diesen Dingen vollständig ungelehrigen Geist — weiß ich jetzt und bin gewiß, daß das Papsttum ist das Reich Babylon und die Gewalt Nimrods, des starken Jägers. Darum auch hier, damit meine Freunde in allem den glücklichsten Erfolg haben, bitt ich die Buchhändler, wie auch die Leser, daß sie, was ich darüber herausgegeben hab', verbrennen und dafür diesen Spruch halten:

„Das Papsttum ist ein tüchtiges Wildpret des römischen Bischofs."

„Jetzt werde ich in die Schule genommen über die Empfahung des Abendmahls beiderlei Gestalt und über einige andere wichtige Dinge. Hier gilt es Mühe, daß ich auch diese meine Hofmeister (Alveld und Genossen) nicht umsonst höre."

Nun sieht er denn sonderlich dem Alveld, der ihn mit Schriftbeweisen meistern will, scharf auf die Finger und läßt ihn seine Ueberlegenheit auf diesem Gebiete fühlen. Dann fährt er fort:

„Darum seh' ich, daß dieser Mensch, vom teuflischen Engel getrieben, und diejenigen, so ihm zustimmen, nichts anderes suchen, denn daß sie durch mich Ruhm in der Welt erlangen, als ob sie würdig gewesen seien, mit dem Luther zu streiten. Und bitt' ich, daß sie nicht aufhören, solche Bücher zu schreiben, und die Feinde der Wahrheit, daß sie nicht andere Bücher verdienen zu lesen.

„Denn, weil ich seh', daß sie an Muße und Papier Überfluß haben, will ich Fleiß ankehren, daß sie zum Schreiben hinlänglich Anlaß bekommen. Denn ich werde vorauseilen, auf daß, während die ruhmvollen Sieger über irgend eine Ketzerei von mir — nach ihrem Wahn — triumphieren, ich mittlerweile eine neue zurichte. Also dieweil jene murren, daß ich lobe die Empfahung beiderlei Gestalt und sich mit dieser wichtigen und ihrer würdigen Sache (Luther hielt sie zunächst für sehr unwichtig — siehe Seite 501) auf's glücklichste beschäftigen, werde ich weiter gehen und jetzt und mich unterstehen zu zeigen, daß alle die gottlos sind, welche beider Gestalt Empfahung den Laien wehren. Und damit ich solches füglicher thue, will ich thun ein Vorspiel von der Gefangenschaft der römischen Kirche, um zu seiner Zeit noch sehr

viel mehr zum Besten zu geben, so die allergelehrtesten Papisten dies Buch überwinden sollten."

Ein Vorspiel also nennt Luther die Schrift; Größeres sollte noch folgen. Aber es hatten die Papisten an diesem Vorspiel genug zu verdauen. „Ich hab' vor zwei Jahren", schrieb Luther im Jahre 1522, „lateinisch ein Büchlein herausgegeben, „die babylonische Gefängnis" mit Namen; das hat die Papisten unsinnig gemacht, und haben sich darüber verlogen und verhasset, daß mich ihrer erbarmet. Jedermann hätte es gern verschlungen; aber der Angel ist ihnen zu hart und zu scharf gewesen."

Was machte die Papisten so unsinnig?

Luthers Hauptsatz ist der: „Zuerst muß ich die sieben Sakramente leugnen und dieser Zeit nur drei setzen: die Taufe, die Buße und das Brot (h. Abendmahl). Diese alle sind uns durch den römischen Hof in elende Gefangenschaft geführt und ist die Kirche aller ihrer Freiheit beraubt."

Luther hatte also zweierlei zu thun: er mußte den wahren Sinn der echten drei Sakramente — noch nennt er die Buße auch ein Sakrament, doch nur mit halbem Herzen — aufweisen, und er mußte zum Andern zeigen, wie die römische Priesterschaft durch den Mißbrauch der echten Sakramente und durch die Erfindung der unechten die Freiheit der Gläubigen geknechtet habe.

Zu einem rechten Sakrament gehören nur nach Luthers Ausführung drei Stücke: die Verheißung, der Glaube und das Zeichen. Sehen wir zu, was er darnach vom Abendmahl lehrt.

„Die Messe oder das Sakrament des Altars ist das Testament Christi, das er sterbend zurückließ zur Austeilung an seine Gläubigen. Es ist eine Verheißung der Sündenvergebung, von Gott uns gegeben, und zwar eine solche Verheißung, die durch den Tod des Sohnes Gottes bestätigt worden ist. Wenn denn die Messe eine Verheißung ist, so bekommt man Zugang zu ihr durch keine Werke, keine Kräfte, keine Verdienste, sondern durch den Glauben.

Es ist also die Messe ihrem Wesen nach eigentlich nichts anderes, denn die Worte Christi: „Nehmet hin und esset u. s. w.", als wenn er spräche: „Sieh, du sündiger und verdammter Mensch, aus reiner, unverdienter Liebe, so ich zu dir hege, und nach dem Willen des Vaters der Barmherzigkeit verheiße ich dir mit diesen Worten vor all deinem Verdienst und Gelübde Vergebung aller deiner Sünden und ewiges

Leben. Und damit du dieser meiner unwiderruflichen Verheißung ganz gewiß seist, werde ich meinen Leib hingeben und mein Blut hingießen, durch den Tod selbst diese Verheißung zu bestätigen und beides dir zum Zeichen und Gedächtnis derselben Verheißung zu hinterlassen. So oft du dies feiern wirst, magst du meiner gedenken, diese meine Liebe und Freundlichkeit gegen dich rühmen und preisen und Dank sagen."

„Daraus siehst du, daß zum würdigen Halten der Messe nichts anderes erforderlich ist, denn der Glaube, der sich gläubig auf diese Verheißung stützt, Christum in seinen Worten für wahrhaft erachtet und nicht zweifelt, daß ihm diese großen Güter geschenkt sind. So folgt alsdann auf diesen Glauben bald von selbst die süßeste Gemütsstimmung, durch welche der Geist des Menschen geweitet und vertieft wird: das ist die in dem Glauben an Christum durch den heiligen Geist geschenkte Liebe, so daß er zu Christo, dem freundlichen und gütigen Testator, hingerissen wird und ein ganz anderer und neuer Mensch wird. Wie sollte er einen solchen Wohlthäter nicht lieben, welcher ihm Unwürdigen, der etwas ganz-anderes verdiente, solche Reichtümer und dies ewige Erbe zuvorkommend anbeut, verheißt und schenkt?

„Darum ist unser einziges Elend, daß wir viel Messen in der Welt haben, und daß unserer wenige oder niemand diese Verheißungen und Reichtümer, die vor uns liegen, erkennen, beachten und ergreifen, da doch fürwahr nichts anderes mit größerem Eifer (ja allein mit Eifer) getrieben werden soll, denn daß wir diese Worte, diese Verheißungen Christi, die da wahrhaftig die Messe selbst sind, uns vor Augen hielten, sie bedächten und uns immer wieder vorführten, um den Glauben darin zu üben, zu nähren, zu mehren und zu stärken durch solch tägliches Gedenken. Thun wir das nicht, so thun wir alles andere umsonst."

Aber zur Verheißung, die im Glauben empfangen wird, kommt nun noch das Zeichen, es macht das Testament erst zum Sakrament.

„Das ist wahrlich wahr: Gott hat aller seiner Verheißung gewöhnlich ein Zeichen zugesetzt als Denkmal oder Gedächnismal seiner Verheißung, auf daß sie dadurch desto treulicher behalten werde und desto wirksamer ermahne.

„Also hat Gott auch in der Messe, aller Verheißungen der allertrefflichsten, als Gedenkzeichen solcher Verheißung hinzu gethan seinen eigenen Leib und sein eigen Blut im Brot und Wein, wie er spricht: „Das thut zu meinem Gedächtnis." Daraus merken wir, daß in jeg-

licher Verheißung Gottes zwei Dinge vorgelegt werden: Wort und Zeichen, auf daß wir merken: das Wort ist das Testament, das Zeichen aber das Sakrament. Und wie größere Kraft im Wort ist, denn im Zeichen, so ist auch größere Kraft im Testament, denn im Sakrament, dieweil ein Mensch das Wort oder Testament haben kann nahe das Zeichen oder das Sakrament. „Glaub'", spricht Augustinus „und du hast gegessen; aber wem wird anders geglaubt als dem Wort des Verheißenden? Also kann ich täglich, ja zu jeder Stunde die Messe haben, so ich, so oft ich will, mir Christi Worte vorhalten und meinen Glauben an ihnen nähren und stärken kann; das ist wahrhaftig geistlich essen und trinken.

„Die Messe ist ein Teil des Evangeliums, ja eine Summe und Inbegriff des Evangeliums. Denn was ist das ganze Evangelium anders, als gute Botschaft der Sündenvergebung? Aber alles, was nur zum weitesten und reichsten von Sündenvergebung und Barmherzigkeit Gottes sich sagen läßt, das ist im Wort des Testaments kurz zusammengefaßt. Deshalb sollten alle Predigten vor dem Volke nichts anderes sein, als Auslegungen der Messe, d. h. Erklärungen der göttlichen Verheißung dieses Testaments; denn das heißt: den Glauben lehren und wahrhaft die Kirche bauen."

„Wir schließen aus diesem allen, für wen die Messe bereitet sei, und wer würdiglich kommuniziere: nämlich allein die, die da traurige, betrübte, verstörte und schwankende Gewissen haben. Denn da das Wort der göttlichen Verheißung dieses Sakraments Sündenvergebung darbietet, so tritt sicher jeder herzu, der durch das Nagen und Prickeln seiner Sünden geängstigt wird. Denn dies Testament Christi ist eine einige Arzenei der vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen Sünden; so du nur mit zweifellosem Glauben ihm anhängst und glaubst, daß dir aus Gnade umsonst gegeben werde, was die Worte des Testaments bedeuten. Wenn du das nicht glaubst, so wirst du nie und nimmer, durch keine Werke und keinen Fleiß, dein Gewissen friedsam machen können. Denn der Glaube ist allein Gewissensfriede, der Unglaube aber allein Gewissensbekümmerung."

Und was hatten nun die Papisten aus diesem gnadenreichen Testamente Jesu Christi gemacht?

Sie „achten die Zeichen höher denn den Inhalt selbst und verdammen die Böhmen von wegen beiderlei Gestalt."

„Die erste Gefangenschaft dieses Sakraments ist also seine Substanz und Vollständigkeit betreffend, welche uns die römische Tyrannei genommen hat; nicht daß wider Christum sündigten, die einer Gestalt gebrauchen da Christus nicht geboten hat, irgend eine zu gebrauchen, sondern das eines jeden Ermessen anheimgestellt hat, indem er sprach: „Solches thut, so oft ihrs thut, zu meinem Gedächtnis“ sondern daß die sündigen, welche verbieten, beiderlei Gestalt zu geben denen, die ihres Ermessens brauchen wollen. Das Sakrament gehört nicht den Priestern, sondern allen: und die Priester sind nicht die Herren, sondern die Diener, die da beiderlei Gestalt geben sollen, die das begehren, so oft sie es begehren.“

„Darum will ich nicht, daß beiderlei Gestalt mit Gewalt genommen werde, als ob wir notwendig dazu gezwungen wären in Kraft des Gebots, sondern ich unterrichte das Gewissen, daß ein jeder die römische Tyrannei dulde, aber wisse, daß ihm sein Recht im Sakrament mit Gewalt entzogen ist von seiner Sünde wegen. Wir sollen sie dulden nicht anders, denn als wären wir bei den Türken gefangen, wo wir keinerlei Gestalt zu brauchen würden die Freiheit haben. Das ist es, daß ich gesprochen habe, wie es mir hübsch däuchte, so durch ein Gesetz eines allgemeinen Konzils solche Gefangenschaft gelöst würde.“ —

„Die andere Gefangenschaft desselben Sakraments“ bestand in der Lehre von der Transsubstantiation oder Wesensverwandlung. „Sie anzurühren, geschweige zu verdammen ist vor allem am gefährlichsten.“ Daran war Wiklif in England (gest. 1384) zum Ketzer geworden. Die römische Kirche lehrt, daß nach der Weihung von Brot und Wein nicht mehr Brot und Wein auf dem Altar sei, sondern allein Leib und Blut Christi, denn durch die Weihung ist Brot und Wein in Christi Leib und Blut verwandelt und von Brot und Wein nur das äußere Aussehen geblieben. Diese Lehre war ein rechtes Fressen für die Schultheologen des Mittelalters; daran konnten sie ihren Witz und Scharfsinn trefflich üben.

Luther sagt dagegen, daß für das Gewissen wenig darauf ankomme. „Warum bleiben wir nicht mit Verwerfung solches Vorwitzes einfach bei den Worten Christi stehn und verzichten gern darauf, zu wissen, was da geschieht, und sind zufrieden, daß der wahrhafte Leib Christi durch die Kraft der Worte dasei? Es ist doch nicht not, Art und Weise der göttlichen Wirkung durchaus zu ergründen!“

Freilich darin beruht ja nicht am wenigsten die Herrlichkeit des römischen Priesters, daß er kräftig ist, in der Messe jederzeit den Leib Christi hervorzuzaubern! —

Nun aber kommt er erst auf den Hauptjammer.

„Die dritte Gefangenschaft desselben Sakraments ist der ganz gottlose Mißbrauch, daß die Messe ein gutes Werk und ein Opfer sei." Das stand freilich in schneidendem Widerspruch damit, daß sie nach seiner Ansicht ein Empfahen der Verheißung Christi sei.

Nach römischer Lehre kam's in der Messe darauf an, daß der Priester das Werk „wirkte," d. h. Christum opferte. Den Gewinn von dieser seiner Leistung konnte er nun zuwenden, wem er wollte, und wofür er wollte. So wurde denn Messe gelesen für Abwesende, für Verstorbene. Die Messe galt als ein mitteilbares gutes Werk, und wurde denn auch mitgeteilt um gutes Geld. Messelesen war die Haupteinnahme der Priester.

Luther nennt die Lehre von der Mitteilbarkeit der Messe einen öffentlichen, gottlosen Irrtum. „Das erkennst du leicht, so du steif festhältst, daß die Messe eine göttliche Verheißung ist, die niemandem nützen, die niemandem zugewandt werden, niemandem förderlich sein, niemandem mitgeteilt werden kann, denn dem allein, der mit seinem eigenen Glauben daran glaubt. Denn wer kann Gottes Verheißung, die da eines jeden Glauben insonderheit erfordert, für einen andern empfahen oder zuwenden?"

Es leuchtet ein, wenn die Heilkraft der Messe ganz in den Glauben des Gläubigen fiel und nicht mehr in die Handlung des Priesters, daß es mit der großen Hoheit des Priesterstandes aus war von dem Augenblicke an, wo die Laien das verstanden. Was blieb dann den Priestern? Nichts mehr, als was Luther sagt:

„Die Priester sind im Weihen und Darreichen unsere Diener."

Wohl bringt der Priester auch Gotte etwas dar, aber nicht etwa Christum, sondern allein seine Gebete. Wie denn auch „Christus im letzten Nachtmahl bei Gründung des Testaments nicht sich selbst Gott dargebracht oder ein gutes Werk für andere vollzogen hat, sondern über Tisch sitzend hat er einem jeden dasselbe Testament vorgesetzt und das Zeichen dargeboten. Nun ist die Messe um so christlicher, je näher und ähnlicher sie der allerersten Messe ist, die Christus im Nachtmahl vollzogen hat." —

Da sind wir denn freilich stark in die Theologie hineingeraten.

Aber der geneigte Leser wird sich das nicht verdrießen lassen, sondern bedenken; daß Luther ein berufener Theologe war, und daß er gerade als Theologe ein Reformator geworden ist.

Das Abendmahl hat er denn gerettet. Es hat sich als ein Bollwerk christlicher Freiheit, als eine Freuden- und Friedensquelle für den Christgläubigen erwiesen. Aber hin ist der Priesterkelch, die Verwandlung, das Opfer des Herrenleichnams! Hin sind damit die stolzen Stücke, womit die römische Priesterschaft die Vorzüglichkeit, Unentbehrlichkeit und Mittlerstellung ihres Standes bewährte. Gebrochen ist damit die babylonische Gefangenschaft, in der sie die Laien, Kinder Gottes wie sie, zu halten wußten.

Mit gleich hohen Worten wie die Messe preist nun Luther die heilige Taufe und wie sie für den, der glaubt, allgenugsam sei zur Seligkeit. Wider heißt es: Nicht das Zeichen, sondern der Glaube an die Verheißung ist die Hauptsache.

‚Die Wirkung des Sakramentes abseits der Verheißung und des Glaubens zu suchen heißt daher umsonst sich mühen und Verdammnis finden. Als da sagt Christus: ‚Wer glaubt und getauft wird, der wird selig werden; wer nicht glaubt, der wird verdammt werden‘; wodurch er anzeigt, daß der Glaube im Sakrament so notwendig sei, daß er auch ohne Sakrament selig machen könne: deshalb wollte er nicht hinzufügen: ‚Wer nicht glaubt und nicht getauft wird.‘

„Die Taufe wird niemals hinfällig, du verzweifeltest denn und gäbest es auf, zum Heile zurückzukehren.“

„Alles was wir leben, soll Taufe sein, die da ist ein Sinnbild des Sterbens und Auferstehens.“

Und nun ist es eine wahrhafte Erlösung aus schwerer Gewissensknechtschaft, wenn Luther redet von der christlichen Freiheit der Getauften.

„Weder der Papst, noch ein Bischof, noch irgend ein Mensch hat das Recht, auch nur eine Silbe über einen Christenmenschen festzusetzen, es geschieht denn mit seiner Verwilligung. Alles, was anders gethan wird, geschieht in tyrannischem Geist.“ Denn der Glaube ist das allerfeinste Ding in der Welt.

„Aber jetzt wollen sie, daß das Gewissen unserer Freiheit also verstrickt werde, daß wir glauben sollen, das sei wohlgethan, was sie thun, und es sei nicht gestattet, das zu strafen oder des unbilligen Thuns sich zu beklagen; und während sie Wölfe sind, wollen sie wie Hirten erscheinen; während sie Antichriste sind, wollen sie für Christum geehrt wer-

den. Dieser Freiheit und diesem Gewissen zu gut ruf' ich bloß und rufe mit Zuversicht: daß den Christen nichts von Gesetzen (Glaubens- und Gewissensgesetzen) mit irgend welchem Recht auferlegt werden kann weder von Menschen noch von Engeln, außer soweit sie wollen; denn wir sind frei von allen.

„Wenn nun aber welche auferlegt werden, so sind sie also zu tragen, daß das Gewissen der Freiheit unverletzt bleibe, das da wisse und fest versichere, ihm geschehe Unrecht, das es mit Ruhm trage; also sich hütend, den Tyrannen zu rechtfertigen, daß es auch nicht wider die Tyrannen murrt. Denn „wer ist", sagt Petrus, „der euch schaden könnte, so ihr dem Guten nacheifert?" Den Erwählten nützen alle Dinge zum Guten.

„Jedoch weil diese Herrlichkeit der Taufe und Seligkeit der christlichen Freiheit wenige kennen und auch vor der Tyrannei des Papstes nicht kennen können, befreie ich hier mich selbst und erlöse mein Gewissen, indem ich den Papst und alle Papisten zur Rede setze: daß, so sie nicht ihre Rechte und Überlieferungen aufheben und den Kirchen Christi ihre Freiheit widergeben und dieselbe lehren lassen, sie schuldig seien aller Seelen, die durch diese elende Gefangenschaft verderben; und daß das Papsttum wahrlich nichts anderes sei, denn das Reich Babylon und das des wahrhaftigen Antichrists".

„Eins füg' ich hier hinzu: wollte Gott, daß ich jedermann dazu bereden könnte, das ist: daß alle Gelübde sämtlich aufgehoben oder vermieden würden, seien es geistliche Gelübde (Klostergelübde) oder Gelöbnisse von Wallfahrten oder aller andern Werke, und daß wir in der gewissenhaftesten und thätigsten Freiheit der Taufe blieben. Es läßt sich gar nicht sagen, wie viel jene mehr als zu viel gefeierte Meinung von den Gelübden der Taufe Eintrag thut und die Kenntnis der christlichen Freiheit verdunkelt.

„Hier hätte man durch einen allgemeinen Erlaß entweder die Gelübde, besonders jene für immer geltenden, aufheben und alle zu den Taufgelübden zurückrufen sollen, oder sie fleißig ermahnen, daß niemand blindlings ein Gelübde ablegte, niemanden anreizen, vielmehr schwierig und zögernd sein für die Zulassung von Gelübden. Denn wir haben reichlich genug in der Taufe gelobt und mehr, als wir erfüllen mögen, und sollen genug zu thun haben, so wir diesem allein uns widmen."

„Deshalb rat' ich niemandem, widerrat' vielmehr Allen den Ein-

tritt in einen Orden oder ein Priesteramt, wofern er nicht verwahrt ist mit der Einsicht, daß er wisse, daß die noch so heiligen und beschwerlichen Werke der Mönche und Priester in den Augen Gottes gar nicht höher stehen als die Werke eines auf dem Lande arbeitenden Bauern oder einer in ihrem Hause sorgenden Frau, sondern daß bei ihm alles nur nach dem Glauben gemessen wird, ja daß es sogar öfter geschieht, daß ein geringes häusliches Werk einer Magd oder eines Knechtes Gottes angenehmer ist, als alle Fasten und Werke der Mönche und Priester, wegen des Fehlens des Glaubens." —

So zeigt also Luther den Christen, was sie Großes an ihrer Taufe haben, wie sie uns alles Heil zusichert, das wir bedürfen, und wie sie uns auch eine Lebensaufgabe stellt, die wohl unser Leben auszufüllen vermag.

Von dieser unvergänglichen Heilsbedeutung der Taufe lehrte man unter dem Papsttum nichts. Dafür kamen nun die Priester und boten den suchenden und verlangenden Seelen allerhand andere Mittel an, Friede und Seligkeit zu gewinnen, und wußten sich und ihre Mittlerschaft den Frommen recht unentbehrlich zu machen. Überall stellten sich die Sakramente ein, und die konnte der Gläubige nicht brauchen, wenn kein Priester ihm half.

Die Buße will Luther noch allenfalls gelten lassen. Er versteht darunter die Absolution oder Sündenvergebung; dagegen was hatten die Papisten daraus gemacht! Von Zerknirschung, Beichte und Genugthuung reden sie viel, aber nicht vom Troste der göttlichen Gnade.

Firmung, Ehe, Priesterweihe, letzte Ölung verwirft Luther als Sakramente ganz und gar. Denn es fehle ihnen teils das göttliche Verheißungswort, teils das Zeichen. Sie sind von den herrschsüchtigen und gewinnsüchtigen Priestern den Menschen zur Qual auf den Hals gelegt. Vor allem aber macht Luther die Theologen dafür verantwortlich, die dem Papst und seinen Priestern zu solchen Irrtümern geholfen haben, statt daß sie über die lautere christliche Wahrheit hätten wachen sollen. Darum wie die Theologen der Priesterherrschaft die Stützen gegeben, so zerbricht er als Theologe diese Stützen.

In dieser Schrift war alles neu. Das Buch an den Adel wirkte, weil es aussprach, was jedermann im Volke dachte oder ahnte; das Buch von der babylonischen Gefangenschaft wirkte, weil es mit unerhörter Folgerichtigkeit dem Feinde seine sichersten Bollwerke zerstörte: den

Aberglauben an die Mittler-Macht des Priesters, der die Sakramente verwaltet.

Und nun der Schluß der Schrift, welche um ein gutes Stück länger ist, als die an den Adel. Da sagt Luther:

„Hiermit will ich ein Ende machen dieses Vorspiels, das ich allen Frommen, die den lauteren Sinn der Schrift und den reinen Gebrauch der Sakramente zu wissen begehren, gern und mit Freuden darbeut. Denn es ist keine unbedeutende Gabe, das zu kennen, was uns gegeben ist, wie es 1. Kor. 2 heißt, und wie man die Geschenke gebrauchen soll. Denn mit diesem Urteil des Geistes unterwiesen, werden wir uns nicht betrüglich auf das verlassen, was sich anders verhält. Und dieweil uns unsere Theologen diese beiden Dinge nirgends gegeben haben, ja sogar gleichsam mit ganzem Fleiß verdunkelt haben; so hab' ich sie, wenn auch nicht gerade gegeben, so doch mich ihrer Verdunkelung nicht schuldig gemacht und hab' andern Anlaß geboten zu besseren Gedanken. Wenigstens war es mein Versuch, beide richtig heraus zu stellen. Doch können wir nicht alle alles. Den Gottlosen aber und denen, die uns statt der göttlichen Dinge ihre eigenen mit hartnäckiger Tyrannei aufdrängen, schleudre ich dies zuversichtlich und frei entgegen, ohne mich an ihre dumme Wut zu kehren; wiewohl ich auch ihnen gesunden Sinn wünsch' und ihren Fleiß nicht veracht', sondern sie nur von den echten und wahrhaften Christen unterscheide."

Hierauf noch ein Vers aus einem alten lateinischen Liede.

„Was fürchst du, Feind Herodes, sehr,
Daß uns geborn ist Christ der Herr?
Er sucht kein sterblich Königreich,
Der zu uns bringt sein Himmelreich."

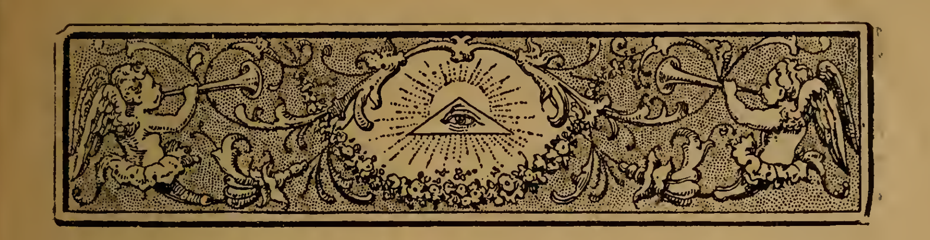
Das Gerücht, auf welches Luther in den letzten Zeilen seiner Schrift noch zu reden kommt, log nicht. Die päpstliche Bannbulle hatte schon ihren Weg über die Alpen gefunden, als Luther die letzten Bogen schrieb und drucken ließ. Am 21. September war sie in Meißen angeschlagen worden, am 25. in Merseburg, am 29. in Brandenburg. Das aber waren die Wittenberg benachbarten Bischofssitze.

Am 28. September wußte Luther mit Sicherheit, daß er ein gebannter und verfluchter Mann sei. Der Schlag, den er längst schon

erwartet hatte, konnte ihn nicht mehr erschüttern. Sein Christentum hatte mit Rom nichts mehr zu thun, darum mochte ihm gleichviel gelten, was Rom that.

Unmittelbar, ehe die Bulle ihren Weg auch nach Wittenberg fand in der ersten Woche des Oktober, kam die Schrift „von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche“ in den Handel.





Vierzigstes Kapitel.

Die Bannbulle.

Vornentbrannt über seine Mißerfolge in Deutschland war Eck über die Alpen geeilt, um den päpstlichen Stuhl zu entscheidenden Schritten gegen Luther zu bewegen. Wirklich war es die höchste Zeit, daß er nach Rom kam; denn dort befand man sich, wie er merkte, noch in bedenklicher Unkenntnis über Luthers ketzerische Irrtümer und über die Gefahr, welche der römischen Kirche von Wittenberg her drohte. Da war er nun der rechte Mann, den Papst aufzuklären.

Auf eine freundliche Aufnahme konnte er mit Fug rechnen. Hatte er doch in Deutschland so mannhaft für den Stuhl Petri gestritten. Und nun brachte er noch ein gelehrtes Werk zu Ehren des Papstes mit, das mußte ihn vollends empfehlen.

Eck hatte nicht zu viel gehofft. Die Freundlichkeit des Papstes und der Kardinäle beglückten ihn in reichem Maße. Und was das Beste, er erhielt Sitz und Stimme in der Kommission, welche der Papst für die Beilegung der Lutherschen Sache eigens ernannte.

Es gab am päpstlichen Hofe zwei Parteien in dieser Angelegenheit. Die gemäßigte Richtung, der vor allem die Rechtsverständigen angehörten, war gegen eine sofortige Verdammung Luthers; sie erinnerte, daß man den Beschuldigten, ehe man ihn verurteile, erst hören müsse. Aber sie drang nicht durch.

Die strengere Richtung, die besonders von den Dominikanern, darunter Kajetan und Prierias, vertreten war, beklagte die zu große Nach-

sicht des Papstes. Ein Papst dürfe nicht jedem Elenden Rechenschaft geben. Wenn man die Deutschen nicht durch Feuer und Schwert in Furcht setzte, so würden sie das römische Joch abschütteln. Es sei schon ein großer Fehler gewesen, daß man mit dem Reuchlin so glimpflich verfuhr; das habe den Luther ermutigt, größere Dinge zu wagen. Die Bestrafung des Hus habe viele von gleicher Verwegenheit abgeschreckt.

Eck schürte nach Kräften. Über das, was Luther denn eigentlich lehre, holte man sich bei ihm Auskunft. Beweis dafür ist, daß die Sätze Luthers, die man verdammenswert fand, merkwürdig übereinstimmen mit den Sätzen Luthers, wie sie Eck in seinen Streitschriften vorführte.

Leo X., der nach seiner ganzen Sinnesart nicht eben aufs Ketzerrichten und Verdammen aus war, sah doch endlich ein, daß Ehre und Macht des päpstlichen Stuhles durch den Wittenberger Mönch gefährdet waren, und willigte darein, eine Bannbulle gegen ihn zu erlassen.

Es währte immerhin einige Monate, ehe Eck und Genossen ihr Ziel erreicht sahen. Im Mai kam der Entwurf zustande. Am 15. Juni setzte der Papst seine Unterschrift darunter.

Die Bulle ist in dem Tone gehalten, wie ähnliche päpstliche Erlasse. Man mag sie als ein Exempel dessen nehmen, was sonst aus der päpstlichen Kanzlei hervorging. Sie macht viel Worte und ist mühsam zu lesen, geschweige denn zu verdeutschen. Die Hauptsätze wollen wir doch zu Gehör geben.

Zuerst eine doppelte Überschrift. „Knecht der Knechte Christi. Zum ewigen Gedächtnis der Sache.“ Darauf Worte des Gebets:

„Mache Dich auf, Herr, und richte Deine Sache, gedenke der Schmach, die Dir von den Thoren widerfährt, den ganzen Tag; neige Deine Ohren zu unserer Bitte! Denn es sind Füchse aufgestanden, die Deinen Weinberg verwüsten wollen, des Kelter Du getreten hast, und hast bei Deiner Himmelfahrt desselben Weinbergs Fürsorge, Regiment und Verwaltung dem Petrus übergeben als einem Haupte, Deinem Statthalter, und seinen Nachfolgern — ein Eber aus dem Walde will ihn verwüsten, ein wildes Tier weidet ihn ab.“ Es sind da lauter Worte aus dem alten Testament zusammengearbeitet, namentlich aus den Psalmen. Nach dem Herrn der Kirche werden weiter die Heiligen angerufen:

„Mache Dich auf, Petrus, und nach Deinem von Gott Dir über-

tragenen Hirtenamt nimm Dich der heiligen römischen Kirche an, der Mutter aller Kirchen, der Meisterin des Glaubens, welche Du nach Gottes Willen mit Deinem Blute geheiligt hast. Denn wider sie erheben sich, wie Du vorausgesagt hast, lügenhaftige Lehrer, welche verderbliche Spaltungen einführen und sich einen schnellen Untergang bereiten, deren Zunge Feuer ist, ein unruhiges Übel, voll von tötlichem Gift, die mit bitterm Zorn und Gezänk im Herzen sich rühmen und Lügner sind wider die Wahrheit.

„Mache auch Du Dich auf, wir bitten Dich, Paulus, der Du die römische Kirche mit gleichem Märtyrertode beglückt und geschmückt hast. Denn jetzt erhebt sich ein neuer Porphyrius (das war ein Heide, ein gelehrter Bekämpfer des Christentums): wie jener einstmals die heiligen Apostel ungerecht angefallen hat, so dieser die heiligen Päpste, unsere Vorfahren, nicht mit Bitten, wie Du doch forderst, sondern mit Schelten, Beißen und Zerreißen; ja weil er an seiner Sache verzweifelt, scheut er sich nicht, zu Schmachworten zu greifen, nach der Ketzer Art, deren letzte Zuflucht es ist, daß sie in der Aussicht auf ihre künftige Verdammung anfangen, ihr Schlangengift mit der Zunge zu ergießen und, wenn sie sich überwunden sehen, sich in Lästerungen Luft zu machen. Wohl hast Du gesagt es müssen Ketzereien sein zur Übung der Gläubigen; dennoch thut's not, daß sie gleich im Anfang unter Deinem Beistande erstickt werden, damit die Füchslein nicht heranwachsen und zunehmen.

„Es mache sich endlich auf die ganze Gemeinde der Heiligen und die übrige gesamte Kirche. Deren wahrhaftige Auslegung der heiligen Schrift haben etliche vom Vater der Lüge Verblendete, hintenangesetzt und nach alter Gewohnheit der Ketzer, bei sich selbst weise, die Schrift anders, als der heilige Geist fordert, ausgelegt, nämlich nach ihrem Sinn, um Ehre und Gunst bei den Leuten; ja gequält und gefälscht haben sie die Schrift, so daß es gar nicht mehr das Evangelium Christi, sondern eines Menschen oder des Teufels ist. So mache Dich auf, Du heilige Kirche Gottes, thue samt den Aposteln Petrus und Paulus Fürbitte bei dem allmächtigen Gott, daß er seine Schafe von den Irrtümern reinigen, alle Ketzereien aus der Christenheit austreiben und seiner heiligen Kirche Frieden und Einigkeit bewahren möge.

„Denn es ist uns vor kurzem — was wir vor Kummer und Betrübnis des Herzens kaum auszusagen vermögen — durch glaubwürdigen Bericht und öffentliches Gerücht zu Ohren bekommen, ja Wir haben

es — o Schmerz! — mit unsern Augen gesehen und gelesen, daß viele und mannichfaltige Irrtümer, nämlich solche, die schon durch die Konzilien und die Erlasse unserer Vorfahren verdammt worden, offenkundige Wiederholungen der griechischen und böhmischen Ketzerei, (welche die Bulle noch mit vielen weiteren Titeln brandmarkt, wie auch ihre Urheber) in der berühmten deutschen Nation ausgesät worden sind. Das schmerzt uns um so mehr, da wir und unsere Vorfahren dieselbe Nation immer in einem Herzen voll Liebe getragen haben. (Vergleiche darüber Luthers Schrift an den Adel.) Denn nachdem das Kaisertum durch die römische Kirche von den Griechen auf die Deutschen ist übertragen worden, haben Unsere Vorfahren und Wir an den Deutschen immer Schützer und Verteidiger unserer Kirche gehabt. Ja, sie sind die eifrigsten Kämpfer gegen die Ketzer gewesen. Des Zeuge ist die Verdammung und Bestrafung des Hussitischen Unglaubens zu Konstanz, des Zeuge ist das reichlich gegen die Böhmen vergossene deutsche Blut.

„Demnach können wir aus Fürsorge Unsers durch die göttliche Gnade uns anvertrauten Hirtenamtes das pestilenzialische Gift besagter Irrtümer ohne Versündigung gegen die christliche Religion und den rechten Glauben nicht länger tragen oder übersehen. So haben wir denn für angezeigt gehalten, etliche dieser Irrtümer hier anzuführen, wie sie folgendermaßen lauten."

Folgen 41 Sätze Luthers. Sie sind teils gar nicht so von Luther ausgesprochen worden, teils haben sie in ihrem Zusammenhang einen andern Sinn, teils endlich müssen wir sie wirklich für gut lutherisch anerkennen. Es ist zu verwundern, daß die Ketzerrichter in Rom nicht mehr als einundvierzig anstößige Lehren bei Luther gefunden haben, denn an der römischen Rechtgläubigkeit hatte er sich freilich schon hart versündigt.

Ein Satz, den der Papst auch verdammte, ist besonderer Erwähnung wert, nämlich der 33.: „Die Ketzer zu verbrennen, ist wider den Willen des heiligen Geistes." Damit bekannte sich Papst Leo zu den furchtbaren Gräueln der Inquisition. Und das ist heute noch die unwiderrufene Lehre der römisch-katholischen Kirche.

Diese Sätze sind, wie die Bulle weiter erklärt, von den Kardinälen, den Vorstehern der kirchlichen Orden, von Theologen und Rechtslehrern einer sorgfältigen Prüfung unterworfen worden, und auf Grund dieser Prüfung „verdammen, verurteilen und verwerfen Wir sie ganz und gar als ketzerisch, ärgerlich, falsch, anstößig für die Frommen, verführerisch

für die Einfältigen und der katholischen Wahrheit zuwider, erkennen und erklären, daß sie von allen Christgläubigen beiderlei Geschlechts für verdammt, verurteilt und verworfen geachtet werden sollen." Darnach haben sich nun Geistliche und Weltliche zu richten.

„Weiter, weil benannte Irrtümer und viele andere mehr in den Büchern und Schriften eines gewissen Martin Luther enthalten sind, verdammen, verurteilen und verwerfen wir gleichfalls die Bücher, Schriften und Predigten des genannten Martinus, ob sie nun lateinisch oder in sonst einer Sprache geschrieben sind, in denen jene Irrtümer oder nur einer davon enthalten sind, und verbieten allen Christgläubigen, diese Schriften oder auch nur Stücke daraus zu lesen, zu kaufen, zu predigen, zu loben, zu drucken, zu veröffentlichen oder zu verteidigen, durch sich oder andre, mittelbar oder unmittelbar, schweigend oder ausdrücklich, öffentlich oder insgeheim, im eigenen oder in fremden Häusern zu halten, und befehlen, dieselben überall mit Fleiß zu suchen und feierlich in Gegenwart der Geistlichkeit und des Volkes zu verbrennen.

„Was aber den Martinus selbst anlangt — guter Gott! was haben Wir unterlassen, was nicht gethan, was versäumt an väterlicher Liebe, um ihn von solchen Irrtümern abzubringen? Nachdem Wir ihn vorgeladen hatten, um milde mit ihm zu verfahren, haben wir ihn sowohl in verschiedenen Verhandlungen mit unserm Legaten, als auch brieflich ermahnt, daß er von besagten Irrtümern abstehen oder ohne jegliche Furcht, die vor vollkommener Liebe verschwinden mußte, zu uns kommen möge, wofür wir ihm auch freies Geleit und das zur Reise nötige Geld angeboten haben (das Geldanerbieten erfuhr Luther erst durch die Bulle!) — wäre er gekommen, gewiß würde er, das sind Wir überzeugt, sich bekehrt und seine Irrtümer erkannt haben; Wir würden ihn klarer, als das Sonnenlicht ist, darüber belehrt haben, daß die heiligen römischen Päpste, Unsere Vorfahren, auf die er so unverschämt losbeißt, in ihren Satzungen niemals geirrt haben, weil, wie der Prophet sagt, in Gilead weder Salbe noch Arzt fehlt (Jer. 8,22)."

Dagegen wird nun Luthers Ungehorsam gekennzeichnet, insonderheit seine Appellation an ein Konzil ihm schuldgegeben, wodurch er alle weitere Nachsicht verwirkt hat. Noch soll er wieder zu Gnaden angenommen werden, wenn er, wie der verlorene Sohn, reuig in den Schoß der Kirche heimkehrt. Das Predigen wird ihm verboten. Binnen sechzig Tagen, vom Anheften der Bulle im Brandenburger, Meißner und Merseburger Bistum an gerechnet, hat er zu widerrufen und eine rechts-

kräftige Urkunde solchen Widerrufs nach Rom zu liefern; noch besser, er käme selbst nach Rom, damit kein Zweifel an seinem wahrhaftigen Gehorsam bleiben möge.

Weigert aber Martinus Widerruf und Gehorsam, so wird er kraft der Bulle als öffentlicher und halsstarriger Ketzer verdammt, samt seinem Anhang.

Alle Christgläubigen sollten seine Bücher verbrennen, bei Strafe des Bannes ihn und seiner Anhänger Gemeinschaft meiden, vielmehr unter Zusicherung einer würdigen Belohnung ihn persönlich fahen, bis auf päpstliches Ansuchen gefangen halten und dann nach Rom schicken. Aufs wenigste soll Luther und sein Anhang aus allen Landen vertrieben werden; wo er aber sich aufhält, das Land soll vom Interdikt betroffen sein.

Wer diesen Geboten zuwiderhandelt, soll in den Kirchen, „wenn am meisten Volk zum Gottesdienst versammelt ist, als erklärter und verdammter Ketzer öffentlich verkündigt werden". So wird auch denen welche die Veröffentlichung der Bulle hindern oder ihr sonst die schuldige Ehrfurcht versagen, der schwerste Bann angedroht.

So hielt denn Eck die lang ersehnte Urkunde in der Hand. Jetzt mußte sein verhaßter Gegner bald zu seinen Füßen liegen. Und welch ein Triumph! er selbst, Eck, sollte als apostolischer Nuntius und Protonotar die Bulle in Deutschland veröffentlichen.

Zwar nicht an den Kaiser und an die Fürsten sandte man ihn. Dazu wurden zwei Italiener abgeordnet. Seine Sendung ging an die Bischöfe, vor allem an die von Brandenburg, Merseburg und Meißen, sowie an die Universitäten. Aber gerade das war ja sein Kreis, in welchem er zu triumphieren begehrte.

Man war trotz Eck in Rom über die Lage in Deutschland ganz und gar nicht unterrichtet. Sonst hätte man nicht so siegesgewiß sein können. Vergebens warnte Kurfürst Friedrich von Sachsen in einem Briefe an seinen römischen Geschäftsträger vor den gefährlichen und verderblichen Unruhen, die ein gewaltsames Vorgehen gegen Luther, ohne daß man mit guten Gründen und Schriftzeugnissen ihn widerlegt hätte, in Deutschland hervorrufen würde. Als dieser Brief nach Rom kam, war die Bulle längst unterwegs nach Norden. Auch wenn die War=

nung rechtzeitig eingetroffen wäre, würde sie schwerlich Gehör gefunden haben.

Durch nichts aber konnte man der Bulle mehr schaden, als dadurch, daß man den Eck zum Überbringer machte. Denn je mehr Luthers Anhang wuchs, desto verachteter wurde der Name Ecks. Und diesen heftigsten Feind Luthers sollten nun die Leute als einen Boten der Gerechtigkeit ehren? Was er brachte, das konnte kein unparteiisches Urteil sein.

Und nun war dem Eck auch noch eine unerhörte Vollmacht mit auf den Weg gegeben. Die Bulle traf nicht Luther allein, sondern auch seinen Anhang. Aber der Papst hatte keinen Anhänger namentlich bezeichnet. Da wurde nun Eck ermächtigt, nach seinem Gutdünken die Namen von vierundzwanzig Anhängern Luthers mit in die Bulle aufzunehmen! Eine herrliche Gelegenheit für Eck, sein Mütchen an seinen Gegnern zu kühlen. Wilibald Pirkheimer, der Verfasser des „abgehobelten Eck", kam natürlich zuerst dran, mit ihm der wackere Lazarus Spengler (Seite 487), ebenso der Domherr von Adelmannshausen (Seite 488); Karlstadt konnte auf der Liste nicht fehlen. Daß die Willkür eines Einzelnen so mit dem höchsten Kirchenbann schalten und walten konnte, mußte die Gemüter empören.

Recht plötzlich wollte Eck den Schlag führen, damit er um so empfindlicher treffe. Ohne etwas verlauten zu lassen, reiste er durch Süddeutschland; in Meißen erst brachte er seinen Schatz ans Licht. Am 21. September ließ er die Bulle an die Thür des dortigen Domes anschlagen. Von Meißen ging er nach Merseburg, von da nach Brandenburg. Es fehlte aber viel daran, daß ihm auch nur die Bischöfe sehr entgegengekommen wären. Der Merseburger und Meißner thaten, als ob die Bulle nicht vorhanden wäre.

Vor allem mochte es ihn locken, sich zu Leipzig in seinem Siegesglanze zu zeigen. Hatte er vorm Jahre doch so viel Aufmerksamkeit und Ehre dort gefunden — wie mußte man ihn jetzt aufnehmen!

Aber Leipzig zeigte ihm diesmal ein ganz anderes Gesicht. Zwar Herzog Georg befahl dem Rate der Stadt, dem Gaste einen Kelch mit Gulden gefüllt als Ehrengeschenk zu überreichen. Aber die Leipziger ließen ihn fühlen, daß sie nichts mehr von ihm wissen wollten. Am Michaelistage wurden an zehn Orten Anschläge gegen ihn gemacht. Man schrieb ihm Drohbriefe, man sang Spottlieder auf ihn in den Straßen. Wittenberger Studenten waren gekommen, die sich gegen ihn unnütz

machten. Trotz allen freien Geleits bangte ihm für sein Leben. So flüchtete er aus seiner Herberge in das sichere Dominikanerkloster, und endlich zog er es vor, bei Nacht und Nebel nach Freiberg zu entweichen.

Stand es in Leipzig so, was hatte er im übrigen Deutschland zu erwarten?

Nicht umsonst hatte Luther im Jahre 1520 eine gewaltige Schrift nach der andern ins Volk ausgehen lassen. Er war eine Macht geworden, die selbst die Blitze Roms nicht niederzuwerfen vermochten.





Einundvierzigstes Kapitel.

Luthers dritter Brief an den Papst.

Im Besitze der sicheren Kunde vom Eintreffen der Bannbulle hatte Luther sein Buch von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche vollendet und ausgehen lassen. Als einen Teil seines künftigen Widerrufs hat er gleich in den Schlußworten die Schrift bezeichnet. Er war entschlossen, die römischen Flüche zu verlachen.

Am 3. Oktober hörte er von Ecks Erlebnissen in Leipzig. „Ich möchte nicht, daß man ihm ans Leben ginge,“ schreibt er darüber an Spalatin, „so sehr ich wünsche, daß seine Anschläge zu nichte werden. Der Herr thue, was in seinen Augen gut ist.“

Erst acht Tage später war das verhängnisvolle Blatt in Luthers Händen. Eck hatte es unter dem 3. Oktober der Wittenberger Universität zugeschickt. Wie Luther darüber gestimmt war, sehen wir aus seinem Briefe an Spalatin vom 11.:

„Endlich ist die römische Bulle gekommen, die Eck gebracht hat. Die Unsrigen (von der Universität) werden des Weiteren davon an den Fürsten schreiben. Ich für meine Person verachte sie und ziehe bereits gegen sie los als gegen ein gottloses, lügenhaftes und ganz Eckisches Machwerk. Du siehst: Christus selber wird darin verdammt. Zur Sache bringt sie nichts bei. Und nicht zum Verhör, sondern zum Widerruf fordert sie mich. Daraus Du erkennen kannst, wie sie ganz wütend, blind und toll sind, nichts sehen noch bedenken. Ich will jedoch einstweilen die Bulle so behandeln, daß ich den Namen des Papstes unterdrücke, als wäre sie erfunden und erlogen, obschon ich glaube, daß

sie wirklich der Römer Eigentum ist. Ach, daß doch Kaiser Karl der Mann wäre und erklärte für Christum dem Satanas den Krieg.

„Ich fürchte wahrlich nichts für mich; Gottes Wille geschehe. Zu Leipzig und überall sind die Bulle und Eck ganz verachtet, so wollen wir die Sache nicht durch unser Sorgen ansehnlicher machen — vielleicht fällt sie in sich selber zusammen und kommt so zu Ruhe. Ich schicke Dir ein Exemplar, damit Du die römischen Ungeheuer kennen lernst. Wenn die obenaufkommen, ist es um Glauben und Kirche geschehen.

„Ich freue mich doch von ganzem Herzen, daß ich für eine so gute Sache leide, und nicht würdig bin ich so heiliger Verfolgung. Schon fühle ich mich viel freier, da ich nun des gewiß worden, daß der Papst der Antichrist und des Satans Stuhl offenbarlich erfunden ist. Nur daß Gott die Seinigen erhalte, damit sie nicht verführt werden durch seine gottlose Heuchelei.

„Erasmus schreibt, der Hof des Kaisers sei ganz von den Bettlertyrannen (den Mönchen) besetzt, so daß man von Karl nichts zu hoffen habe. Das ist kein Wunder: ‚Verlasset Euch nicht auf Fürsten, sie sind Menschen, die können ja nicht helfen.‘“

Und gerade an diesem Tage folgte Luther einer Einladung des Miltitz zu neuen Unterhandlungen. Am 12. Oktober trafen die beiden im Antonianerkloster zu Lichtenberg zusammen; Melanchthon nahm als Dritter an der Besprechung teil, das Herz voll Sorgen. Es geschah auf ausdrücklichen Wunsch des Kurfürsten, daß Luther dem Miltitz noch einmal zu Willen war. Was konnten, genau betrachtet, dessen Vermittelungsversuche jetzt noch für einen Sinn haben?

Dem Miltitz war sein Spiel durch Eck verdorben worden. Darum nahm er auch keine Rücksicht auf Eck. Er stellte Luthern vor, der Papst sei nur durch diesen zu dem scharfen Verdammungsmittel bestimmt worden; noch dürfe man die Hoffnung nicht aufgeben, daß er, eines Besseren belehrt, Luthers Sache milder beurteilen werde, denn keineswegs sei Leo X. so empfindlich im Punkte der Lehre. So sollte denn Luther unter Beigabe eines kleinen Schriftchens einen Brief an den Papst schicken, darin seine ganze Geschichte erzählen, die Verantwortung für das angerichtete Unheil auf Eck wälzen und versichern, daß er niemals gegen Leos Person etwas unternommen hätte.

Einen solchen Brief an den Papst zu schreiben, hatte Luther schon

sechs Wochen früher sich bereit finden lassen (Seite 683); das Versprechen war im Drange wichtigerer Arbeiten unerfüllt geblieben. So brauchte Miltitz nicht lange zuzureden.

Noch von Lichtenberg aus berichtet Luther an Spalatin am 11. Oktober sein Abkommen mit Miltitz. „Da alles sich in Wahrheit so verhält (nämlich wie Miltitz wollte, daß Luther den Gang der Geschichte darstellen sollte), kann ich das leicht thun und will, so demütig als ich's vermag, mich zum Schweigen erbieten: nur daß die andern auch schweigen. Man soll sehen, daß ich nichts unterlassen mag, womit ich meinerseits den Frieden fördern kann; und dazu bin ich immer bereit gewesen, wie Du weißt. Darum will ich mit Ehestem daran gehen. Kommt dabei heraus, was wir hoffen, so ist's wohlgethan; wo nicht, so wird auch das gut sein, weil es Gott so gewollt hat!"

Nach Wittenberg heimgekehrt machte sich Luther unverzüglich ans Schreiben. Binnen zwölf Tagen, hatte er dem Miltitz zugesagt, sollte seine Sendung abgehen. Auch hatte er sich dazu verstehen müssen, seinen Brief an Papst Leo vom 6. September zu datieren, als ob er ihn in jenen Tagen, wo er ihn dem Staupitz und Genossen versprach, also vor Eintreffen der Bannbulle, geschrieben hätte.

Was hatte der gebannte Mönch dem Papste zu sagen? Was der Reformator dem Manne, der auf dem Stuhle des Antichrists saß?

Luthers dritter Brief an Papst Leo ist mit das Denkwürdigste, was aus seiner Feder geflossen ist. Wer Luthers große Seele recht kennen lernen will, der mag ihn mit Bedacht, und mehr als einmal lesen.

Freundlich ist er gegen Leos Person und doch unerbittlich aufrichtig über das Papsttum, entgegenkommend mit aller Ehrerbietung und doch unnachgiebig fest in der Sache, die er gegen Rom verfocht. Nicht mit dem Herrn der Kirche, der auch ihm das Himmelreich zuschließen kann, sondern mit seinem Mitchristen, der gefehlt hat, der, von Anfechtungen umringt, treuen Rates bedarf, redet er als ein Freund, der aus guter Meinung sich das Recht nicht nehmen läßt, dem Freunde die Wahrheit zu sagen.

Besänftigend und versöhnend konnte dieser Brief nicht wirken, das hätte Luther selbst sehen müssen, wenn er die Welt und die Menschen kannte. Aber er sagte, was er mit gutem Gewissen sagen konnte, und befahl die Wirkung Gott, bei dem kein Ding unmöglich ist.

Wer aber sehen will, was für Fortschritte Luthers Geist in den

letzten drei Jahren gemacht hatte, der möge diesen Brief an den Papst mit dem ersten (Seite 282) und zweiten (Seite 417), die er an denselben geschrieben, vergleichen. Er war unterdes frei geworden von Rom und redet nun zum Papste als ein Freier.

„Dem Allerheiligsten in Gott Vater Leo X., Papst zu Rom, alle Seligkeit in Christo Jesu, unserm Herrn. Amen.

„Allerheiligster in Gott Vater!

„Es zwingt mich der Handel und Streit, in welche ich mit etlichen wüsten Menschen dieser Zeit nun bis ins dritte Jahr gekommen bin, zuweilen nach Euch zu sehen und Euer zu gedenken; ja dieweil es dafür gehalten wird Ihr seiet die einzige Hauptsach dieses Streites, so kann ich's nicht lassen, Euer ohne Unterlaß zu gedenken. Denn wiewohl ich von etlichen Euer unchristlichen Schmeichler, welche ohne Ursach' auf mich erhetzet sind, gedrungen bin, mich auf ein christlich frei Konzil von Eurem Stuhl und Gericht in meiner Sache zu berufen, so habe ich doch meinen Mut noch nie also von Euch entfrembet, daß ich nicht aus allen meinen Kräften Euch und Eurem römischen Stuhl das Beste allezeit gewünscht und mit fleißigem, herzlichen Gebet, so viel ich vermocht, bei Gott gesucht habe. Wahr ist es, daß ich die, so bisher mit der Höhe und Größe Eures Namens und Gewalt mich zu bedränen sich bemüht haben, gar fest zu verachten und zu überwinden vorgenommen habe.

„Aber eines ist nun vorhanden, welches ich nicht mag verachten, welches auch die Ursach ist, daß ich abermals an Euch schreibe; und ist nämlich, daß ich vermerk', wie ich versprochen und mir übel ausgelegt werde, daß ich soll auch Eure Person nicht verschont haben.

„Ich will aber frei und öffentlich das bekennen, daß mir nicht anders bewußt ist, denn daß ich, so oft ich Euer Person habe gedacht, allezeit das Ehrlichste und Beste von Euch gesagt habe. Und wo ich das irgend nicht hätte gethan, könnt' ich's selber in keinem Weg loben und müßte meiner Kläger Urteil mit vollem Bekenntnis bekräftigen und wollt' nichts Liebers, denn solches meines Frevels und Bosheit das Widerspiel singen und mein sträflich Wort widerrufen. Ich habe Euch genennet einen Daniel in Babylon; und wie ich Euer Unschuld so fleißig habe beschützt wider den Schändler

Sylvester (Prierias), mag ein jeglicher, der es lieset, überflüssig verstehen.

„Es ist ja Euer Gerücht und Eures guten Lebens Name in aller Welt berufen, durch viel Hochgelehrte herrlicher und besser gepreiset, denn daß es jemand möcht' mit einiger List antasten, er sei ja, wie groß er möge. Ich bin nicht so närrisch, daß ich allein denjenigen angreife, den jedermann lobet; dazu habe ich allezeit die Weise gehabt und fortan haben will, auch die nicht anzutasten, die sonst vor jedermann ein bös Geschrei haben. Mir ist nicht wohl mit Anschuldigung der anderen, der ich wohl weiß, wie ich auch einen Balken in meinem Auge habe und freilich der erste nicht sein kann, der den ersten Stein auf die Ehebrecherin warf (Joh. 8,7).

„Ich hab' wohl scharf angegriffen, doch ins Gemein hin, etliche unchristliche Lehre und bin auf meine Widersacher beißig gewesen, nicht um ihres bösen Lebens, sondern um ihrer unchristlichen Lehre willen. Welches mich so gar nicht reuet, daß ich mir's auch in den Sinn genommen hab', in solcher Emsigkeit und Schärfe zu bleiben, unangesehen wie mir dasselbe etliche auslegen, so ich hier Christi Exempel hab', der auch seine Widersacher aus scharfer Emsigkeit nennet Schlangenkinder, Gleißner, Blinde, des Teufels Kinder. Und Sankt Paulus den Magier heißet ein Kind des Teufels und der voll Bosheit und Trügerei sei, und etliche falsche Apostel schilt er Hunde, Betrüger und Gottesworts Verkehrer. Wenn die weichen, zarten Ohren solches hätten gehört, sollten sie auch wohl sagen: es wäre niemand so beißig und ungeduldig als Sankt Paulus. Und wer ist beißiger, denn die Propheten? Aber zu unsern Zeiten sind unsere Ohren so gar zart und weich geworden durch die Menge der schädlichen Schmeichler, daß, sobald wir nicht in allen Dingen gelobt werden, schreien wir, man sei beißig, und dieweil wir uns sonst der Wahrheit nicht erwehren mögen, entschlagen wir uns doch derselben durch erdichtete Ursach der Beißigkeit, der Ungeduldigkeit und Unbescheidenheit. Was soll aber das Salz, wenn es nicht scharf beißet? Was soll die Schneide am Schwert, wenn sie nicht scharf ist zu schneiden? Sagt doch der Prophet: ‚Der Mann sei vermaledeiet, der Gottes Gebot obenhin thut' (Jerem. 48,10) und zu sehr verschonet.

„Darum bitt' ich, heiliger Vater Leo, Ihr wollt diese meine Ent=

schuldigung Euch gefallen lassen und mich gewiß für den halten, der wider Eure Person nie nichts Böses habe vorgenommen und der also gesinnt sei, der Euch wünsche und gönne das Allerbeste, der auch keinen Hader noch Gezank mit jemand haben wolle um jemands böses Leben, sondern allein um des göttlichen Worts der Wahrheit willen. In allen Dingen will ich jedermann gerne weichen; das Wort Gottes will ich nicht verlassen noch verleugnen. Hat jemand einen andern Wahn von mir oder meiner Schrift anders verstanden, der irret und hat mich nicht recht verstanden.

„Das ist aber wahr, ich hab' frisch angetastet den römischen Stuhl, den man nennet „römischen Hof“, welchen auch Ihr selbst, noch niemand auf Erden anders bekennen muß, denn daß er sei ärger und schändlicher, denn je kein Sodom, Gomorra oder Babylon gewesen ist. Und so viel ich merk', so ist seiner Bosheit hinfort weder zu raten noch zu helfen: es ist alles überaus verzweifelt und grundlos da geworden. Darum hat mich's verdrossen, daß man unter Eurem Namen und der römischen Kirchen Schein das arme Volk in aller Welt betrog und beschädigt, dawider hab' ich mich gelegt und will mich auch noch legen, so lang in mir mein christlicher Geist lebet, nicht daß ich mich vermess' solcher unmöglicher Dinge oder verhoffte, allein durch eigenen Fleiß etwas auszurichten in dem allergräulichsten römischen Sodom und Babylon, zuvor dieweil mir so viel wütender Schmeichler widerstreben, sondern daß ich mich als einen schuldigen Diener erkenne aller Christenmenschen, daher mir gebührt, ihnen zu raten und zu warnen, daß sie je doch in geringerer Zahl und mit geringerem Schaden verderbet würden von den römischen Verstörern.

„Denn das ist Euch selbst ja nicht verborgen, wie man nun viel Jahre lang aus Rom in alle Welt nichts anderes denn Verderben des Leibes, der Seelen, der Güter und aller bösen Stücke die allerschädlichsten Exempel gleich geschwemmet und eingerissen haben, welches alles öffentlich am Tage jedermann bewußt ist, dadurch die römische Kirche, die vorzeiten die allerheiligste war, nun geworden ist eine Mordgrube über alle Mordgruben, ein Bubenhaus über alle Bubenhäuser, ein Haupt und Reich aller Sünde, des Todes und Verdammnis, daß nicht wohl zu den-

ken ist, was mehr Bosheit hier möge zunehmen, wenn gleich der Antichrist selbst käme.

„Indes sitzt Ihr, heiliger Vater Leo, wie ein Schaf unter den Wölfen und gleichwie Daniel unter den Leuen und mit Ezechiel unter den Skorpionen (Ezech. 2,6). Was könnt Ihr einziger wider so viel wilder Wunder? Und ob Euch schon drei oder vier gelehrte, fromme Kardinäle zufielen, was wäre das unter solchen Haufen? Ihr müßtet ehe durch Gift untergehen, ehe ihr vornähmet, der Sache zu helfen.

„Es ist aus mit dem römischen Stuhl; Gottes Zorn hat ihn überfahren ohne Aufhören. Er ist feind den gemeinen Konzilien; er will sich nicht unterweisen noch reformieren lassen und vermag doch sein wütendes, unchristliches Wesen nicht zu hindern, damit er erfüllet, das gesagt ist von seiner Mutter, dem alten Babylon: ‚Wir haben viel geheilet an dem Babylon, noch ist sie nicht gesund geworden, wir wollen sie fahren lassen.‘ (Jerem. 51,9).

„Es sollt' wohl Euer und der Kardinäle Werk sein, daß Ihr diesem Jammer wehret; aber die Krankheit spottet der Arzenei, Pferd und Wagen geben nichts auf den Fuhrmann. Das ist die Ursache, warum es mir allezeit ist leid gewesen, frommer Leo, daß Ihr ein Papst geworden seid in dieser Zeit, der Ihr wohl würdig wäret, zu bessern Zeiten Papst zu sein. Der römische Stuhl ist Euer und Euresgleichen nicht wert, sondern der böse Geist sollte Papst sein, der auch gewißlich mehr denn Ihr in dem Babylon regiert.

„O wollt' Gott, daß Ihr, entledigt von der Ehre — wie sie es nennen, Eure allerschädlichsten Feinde, — etwa von einer Pfründe oder Eurem väterlichen Erbe Euch halten möchtet! Fürwahr mit solcher Ehre sollte billig niemand, denn Judas Ischarioth und seinesgleichen, die Gott verstoßen hat, geehrt sein. Denn, sagt mir, wozu seid Ihr doch nütz im Papsttum, denn daß jedermann, je ärger und verzweifelter er ist, je mehr und stärker Eurer Gewalt und Titel mißbraucht, die Leute zu beschädigen an Gut und Seele, Sünde und Schande zu mehren, den Glauben und Wahrheit zu dämpfen. O allerunseligster Leo! der Ihr sitzet auf dem allergefährlichsten Stuhl: wahrlich ich sag' Euch die Wahrheit; denn ich gönn' Euch Gutes. So Sankt Bernhard seinen Papst Eugenius beklaget, da der römische Stuhl, wiewohl er auch schon zu derselben

Zeit aufs ärgste war, doch noch in guter Hoffnung der Besserung regierte: wie vielmehr sollen wir Euch beklagen, dieweil in diesen dreihundert Jahren die Bosheit und das Verderben so unwiderstattlich hat überhand genommen.

„Ist's nicht wahr, daß unter dem weiten Himmel ist nichts Ärgeres, Vergiftigeres, Hässigeres denn der römische Hof? Denn er weit übertritt der Türken Untugend, daß es wahr ist: Rom sei vor Zeiten gewesen eine Pforte des Himmels und ist nun ein weit aufgesperrter Rachen der Hölle, und leider ein solcher Rachen, den durch Gottes Zorn niemand kann zusperren; und kein Rat mehr übrig ist, denn so wir möchten etliche warnen und erhalten, daß sie von dem römischen Rachen nicht verschlungen würden.

Sehet da, mein Herr Vater, das ist die Ursach und Bewegung, warum ich so hart wider diesen pestilenzischen Stuhl gestoßen habe. Denn so gar habe ich mir nicht vorgenommen, wider Euer Person zu wüten, daß ich auch gehoffet habe, ich würd' bei Euch Gnade und Dank verdienen und würde für Euer Bestes gehandelt erkannt werden, so ich solchen Eueren Kerker, ja Euere Hölle nur frisch und scharf angriff. Denn ich acht', es wäre Euch und vielen andern gut und selig alles, was alle vernünftigen, gelehrten Männer wider die allerwüsteste Unordnung Eures unchristlichen Hofs vermochten aufzubringen. Sie thun fürwahr ein Werk, das Ihr solltet thun, alle, die solchem Hof nur alles Leid und alles Übel thun; sie ehren Christum alle, die den Hof aufs allermeiste zu Schanden machen: kürzlich, sie sind alle gute Christen, die böse Römische sind.

„Ich will noch weiter reden: Es wäre mir auch dasselbe nie in mein Herz gekommen, daß ich wider den römischen Hof hätte rumoret oder etwas von ihm disputiert. Denn dieweil ich sehe, daß ihm nicht zu helfen, Kost und Mühe verloren war, habe ich ihn verachtet, einen Urlaubsbrief geschenket und gesagt: ‚Ade, liebes Rom; stinke fortan, was da stinkt, und bleib' unrein für und für, was unrein ist'; hab' ich mich also begeben in das stille, geruhigte Studieren der heiligen Schrift, damit ich förderlich wäre denen, bei welchen ich wohnete.

„Da ich nun hier nicht unfruchtbarlich handelte, that der böse Geist seine Augen auf und ward des gewahr. Behend erweckte er

mit einer unsinnigen Ehrgeizigkeit seinen Diener Johann Eck, einen sonderlichen Feind Christi und der Wahrheit, gab ihm ein, daß er mich unversehens risse in eine Disputation und ergriffe bei einem Wörtlein, von dem Papsttum gesagt, das mir ungefähr entfallen war. Da warf sich auf der großruhmredige Held, sprühte und schnaubte, als hätt' er mich schon gefangen, gab vor, er wollt' zu Ehren Gottes und zu Preis der heiligen römischen Kirche alle Dinge wagen und ausführen, blies sich auf und vermaß sich Eurer Gewalt, welche er dazu gebrauchen wollt', daß er der oberste Theologe in der Welt berufen würde, des er auch gewiß wartet mehr denn des Papsttums, ließ sich dünken, es sollt' ihm nicht wenig dazu vorträglich sein, wo er Doktor Luthern im Heerschild führte. Da ihm nun das mißlungen, will der Schwätzer unsinnig werden, denn er nun fühlet, wie durch seine Schuld allein des römischen Stuhls Schande und Schmach an mir sich eröffnet hat.

„Laßt mich hier, heiliger Vater, meine Sache auch einmal vor Euch handeln und Euch Eure rechten Feinde verklagen. Es ist Euch ohn' Zweifel bewußt, wie mit mir gehandelt hab' zu Augsburg der Kardinal Kajetan, Euer Legat, fürwahr unbescheiden und unrichtig, ja auch untreu; in welches Hand ich um Euretwillen alle meine Sache also stellete, daß er Frieden gebieten sollte: ich wollt' der Sachen ein End' lassen sein und stille schweigen, so meine Widersacher auch stille ständen; welches er leicht mit einem Wort hätt' mögen ausrichten. Da juckete ihn der Kitzel zeitlichen Ruhms zu sehr, verachtete mein Erbieten, unterstand sich, meine Widersacher zu rechtfertigen, ihnen nur längeren Zaum zu lassen und mir Widerruf zu gebieten, des er keinen Befehl hatte. Also ists geschehen durch seinen mutwilligen Frevel, daß die Sache ist seitdem viel ärger geworden, die zu der Zeit an einem guten Ort war. Darum, was weiter darnach ist gefolgt, ist nicht mein, sondern desselben Kardinals Schuld, der nicht mir gönnen wollte, daß ich schweige, wie ich so hochlich bat. Was sollt' ich da mehr thun?

„Darnach ist gekommen Herr Karl von Miltitz, auch Eurer Heiligkeit Botschaft, welcher mit vieler Mühe hin und her reisend und allen Fleiß verwendend, die Sache wieder auf einen guten Ort zu bringen, davon sie der Kardinal hochmütig und freventlich verstoßen hatte, zuletzt durch Hilfe des Durchlauchtigsten

Hochgeborenen Kurfürsten, Herzog Friedrich zu Sachsen rc., zuwege gebracht, etlichmal mit mir sich zu besprechen. Hier hab' ich abermals mich lassen weisen und verwilligt, Eurem Namen zu Ehren zu schweigen, den Erzbischof zu Trier oder den Bischof zu Naumburg die Sache verhören und scheiden zu lassen; welches also geschehen und bestellet. Da solches in guter Hoffnung und Frieden stand, fället einher Euer größter rechter Feind, Johann Eck, mit seiner Disputation zu Leipzig, die er sich hatte vorgenommen wider Doktor Karlstadt, und mit seinen wetterwendischen Worten findet er ein Fündlein von dem Papsttum und kehret auf mich unversehens seine Fahnen und sein ganzes Heer, damit des vorgenommenen Friedens Vorschlag ganz zerstöret.

„Indes wartet Herr Karl von Miltitz; die Disputation ging vor sich; Richter wurden erwählet, ist aber nichts ausgerichtet, welches mich nicht wundert. Denn Eck verbitterte, verwirrte und zerschellte mit seinen Lügen, Sendbriefen und heimlichen Ränken die Sache also, daß, auf welche Seite auch das Urteil gefallen wäre, ein größer Feuer ohn' Zweifel sich entzündet hätte; denn er suchte Ruhm und nicht die Wahrheit. Also hab' ich allzeit gethan was mir ist aufgelegt, und nichts nachgelassen, das mir zu thun gebührt hat. Ich bekenne, daß aus dieser Ursache nicht ein kleiner Teil des römischen unchristlichen Wesens ist an den Tag gekommen; aber was daran verschuldet ist, ist nicht mein, sondern Ecks Schuld, welcher einer Sache sich unterwunden, der er nicht Manns gewesen, durch sein Ehrsuchen die römischen Laster in alle Welt zu Schanden gesetzet hat.

„Dieser ist, heiliger Vater Leo, Euer und des römischen Stuhls Feind. Von seinem einigen Exempel mag ein jedermann lernen daß kein schädlicherer Feind sei, denn ein Schmeichler. Was hat, er mit seinem Schmeicheln angerichtet, denn nur solch Unglück, das kein König hätt' mögen zuwege bringen? Es stinkt jetzt übel des römischen Hofes Name in aller Welt, die päpstliche Acht ist matt, die römische Unwissenheit hat ein bös Geschrei; welcher keines wäre gehört, so Eck Karls und meinen Vorschlag des Friedens nicht hätt' verrückt, welches er auch nun selbst empfindet und, wiewohl zu langsam und vergebens, unwillig ist über die von mir ausgegangenen Büchlein. Das sollt' er vorhin bedacht haben, da er nach dem Ruhm wie ein mutiges, geiles Roß himmerte und

nichts mehr denn das Seine, zu Eurem großen Nachteil, suchte. Er meinte, der eitele Mann, ich würde mich vor Eurem Namen fürchten, ihm Raum lassen und schweigen — denn der Kunst und Geschicklichkeit, hält' ich, hab' er sich nicht vermessen. Nun so er siehet, daß ich noch getrost bin und mich weiter hören lasse, kommt ihm die späte Reue seines Frevels, und wird innen, — so er anders innen wird — daß einer im Himmel ist, der den Hochmütigen widersteht und die vermessenen Geister demütigt.

„Da nun nichts durch die Disputation ward ausgerichtet, denn nur größere Unehre des römischen Stuhls, ist Herr Karl Miltitz zu den Vätern meines Ordens gekommen und hat Rat begehret die Sache zu schlichten und zu schweigen, als die denn aufs allerwüsteste und fährlichste stände. Da sind etliche Tapfere von denselben zu mir gesandt, dieweil es nicht zu vermuten, daß mit Gewalt gegen mich möge etwas geschafft werden, haben begehrt, daß ich doch wollte Eure Person, heiliger Vater, ehren und mit unterthäniger Schrift Eure und meine Unschuld entschuldigen, vermeinend, es sei die Sache noch nicht im Abgrund verloren und verzweifelt, wo der heilige Vater Leo wollte nach seiner angeborenen hochberühmten Gütigkeit die Hand daran legen. Dieweil aber ich allzeit hab' Frieden angeboten und begehret, auf daß ich stillem und besserem Studieren warten möcht', ist mir das eine liebe, fröhliche Botschaft gewesen, hab' sie mit Dank aufgenommen und mich aufs willigste lenken lassen und für eine besondere Gnade erkennet, so es also, wie wir hoffen, geschehen möcht'; denn ich auch aus keiner andern Ursach so mit starkem Mut, Worten und Schreiben gewebt und gerumort hab', daß ich die widerlegte und stillete, die, wie ich wohl sehe, mir weit zu gering waren.

„Also komm' ich nun, heiliger Vater Leo, und zu Euern Füßen liegend, bitte ich, so es möglich ist, wollet Eure Hände dran legen, den Schmeichlern, die des Friedens Feinde sind und doch Frieden vorgeben, einen Zaum einlegen.

„Daß ich aber sollt' widerrufen meine Lehre, da wird nichts aus; darf sich auch niemand vornehmen, er wollt' denn die Sache noch in ein größeres Gewirre treiben. Dazu mag ich nicht leiden Regeln oder Maße, die Schrift auszulegen, dieweil das Wort Gottes, das alle Freiheit

lehret, nicht soll noch muß gefangen sein. Wo mir diese zwei Stücke bleiben, so soll mir sonst nichts aufgelegt werden, das ich nicht mit allem Willen thun und leiden will. Ich bin dem Hader Feind, will niemand anregen noch reizen, ich will aber auch ungereizt sein; werde ich aber gereizet, will ich, ob Gott will, nicht sprachlos noch schriftlos sein. Es mag ja Eure Heiligkeit mit leichten, kurzen Worten alle diese Haderei zu sich nehmen und austilgen und daneben Schweigen und Frieden gebieten; welches ich allzeit zu hören ganz begierig bin gewesen.

„Darum, mein heiliger Vater, wollet ja nicht hören Eure süßen Ohrensinger, die da sagen, Ihr seiet nicht ein lauterer Mensch, sondern gemischt mit Gott, der alle Dinge zu gebieten und zu fordern habe: es wird nicht so geschehen, Ihr werdet's auch nicht ausführen. Ihr seid ein Knecht aller Knechte Gottes und in einem fährlichern, elendern Stand, denn kein Mensch auf Erden. Laßt Euch nicht betrügen, die Euch lügen und heucheln, Ihr seiet ein Herr der Welt, die niemand wollen lassen Christ sein, er sei denn Euch unterworfen, die da schwätzen, Ihr habet Gewalt über den Himmel, die Hölle und das Fegefeuer. Sie sind Euere Feinde und suchen Eure Seele zu verderben, wie Jesaias sagt (4. 12. 9, 16): „Mein liebes Volk, welche dich loben und erheben, die betrügen dich." Sie irren alle, die da sagen, Ihr seiet über das Konzil und die gemeine Christenheit; sie irren, die Euch allein Gewalt geben, die Schrift auszulegen; sie suchen allesamt nicht mehr, denn wie sie unter Eurem Namen ihr unchristliches Vornehmen in der Christenheit stärken mögen, wie denn der böse Geist leider durch viele Eurer Vorfahren gethan hat. Kürzlich: glaubt nur niemand, die Euch erheben, sondern allein denen, die Euch demütigen. Das ist Gottes Gericht, wie geschrieben steht: „Er hat abgesetzt die Gewaltigen von ihren Stühlen und erhoben die Geringen." (Luk. 1, 52.)

„Sehet, wie ungleich sind Christus und seine Statthalter, so sie doch alle wollen seine Statthalter sein; und ich fürwahr fürcht', sie seien allzu wahrhaftig seine Statthalter: denn ein Statthalter ist im Abwesen seines Herrn ein Statthalter, — wenn denn ein Papst im Abwesen Christi, der nicht in seinem Herzen wohnt, regieret, ist derselbe nicht allzu wahrhaftig Christi Statthalter? Was mag aber auch denn ein solcher Papst sein,

denn ein Antichrist und Abgott? Wie viel besser thaten die Apostel, die sich nur Knechte des in ihnen wohnenden Christus, nicht Statthalter des abwesenden nenneten und sich nennen ließen?

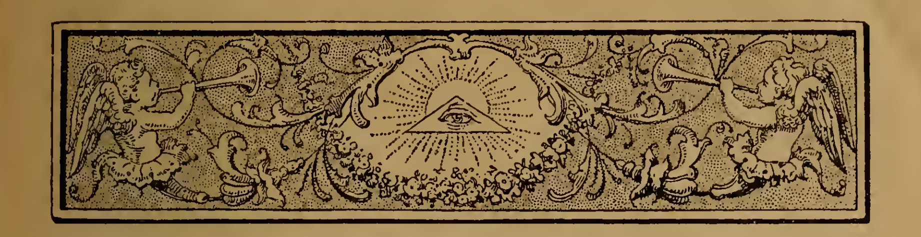
„Ich bin vielleicht unverschämt, daß ich eine solche große Höhe zu belehren werde angesehen, von welcher doch jedermann soll belehret werden, und wie etliche Eurer giftigen Schmeichler Euch aufwerfen, daß alle Könige und Richterthrone von Euch Urteil empfahen. Aber ich folge hierinnen Sankt Bernhard in seinem Buch „an den Papst Eugen“ (worin er dem Papst Eugen III., seinem einstigen Schüler und Schützling, die Pflichten und Gefahren des Papsttums vorstellt), welches billig sollten alle Päpste auswendig kennen. Ich thue es ja nicht in der Meinung, Euch zu belehren, sondern aus lauterer, treulicher Sorge und Pflicht, die jedermann billig zwingt, auch in den Dingen für unsere Nächsten uns zu bekümmern, die doch sicher sind, und lässet uns nicht Acht haben auf Würde oder Unwürde, so gar fleißig sie wahrnimmt des Nächsten Gefahr und Ungefahr. Dieweil ich denn weiß, wie Eure Heiligkeit webt und schwebt zu Rom, auf dem höchsten Meer, mit unzähligen Fährlichkeiten auf allen Orten wütend, und in solchem Jammer lebet und arbeitet, daß Euch wohl not ist des allergeringsten Christen Hülfe: so habe ichs nicht für ungeschickt angesehen, daß ich Eurer Majestät so lange vergesse, bis ich brüderlicher Pflicht ausricht'. Ich mag nicht schmeicheln in solcher ernsten, fährlichen Sache, in welcher, so mich etliche nicht wollen verstehen, wie ich Euer Freund und mehr denn Unterthan sei, so wird er sich wohl finden, der es versteht und richtet.

„Endlich, daß ich nicht leer komme vor Eure Heiligkeit, so bring' ich mit mir ein Büchlein, unter Eurem Namen ausgegangen, zu einem guten Wunsch und Anfang des Friedens und guter Hoffnung, daraus Eure Heiligkeit schmecken mag, mit was für Geschäften ich gerne wollt' und auch fruchtbarlich möcht' umgehen, wenn mirs vor Euern unchristlichen Schmeichlern möglich wäre. Es ist ein klein Büchlein, so das Papier wird angesehen, aber doch die ganze Summe eines christlichen Lebens drinnen begriffen, so der Sinn verstanden wird. Ich bin arm, habe nicht anderes, damit ich meinen Dienst erzeige; so dürft Ihr auch nicht mehr denn mit geistlichen Gütern ge-

bessert werden. Damit ich mich Eurer Heiligkeit empfehle, welche behalten möge ewig Jesus Christus. Amen."

Das Büchlein, das Luther beilegte, war seine Schrift von der Freiheit eines Christenmenschen.





Zweiundvierzigstes Kapitel.

Die Perle unter Luthers Schriften.

So denkwürdig Luthers Brief an den Papst, so unschätzbar ist die Schrift, die er ihm mitschickte. Sie darf mit Recht die Perle unter Luthers Schriften heißen. Aus ihr mag, wer will, lernen, was Lutherischer Glaube, was evangelische Frömmigkeit ist.

Luther hat sie in zwei Sprachen herausgegeben. Dem Papste gab er sie auf Lateinisch zu lesen, für das Volk schrieb er sie auf Deutsch nieder. Es ist ihm aber die lateinische Ausgabe ausführlicher, nachdrücklicher und klarer ausgefallen als die deutsche, welche mehr ein Auszug aus der lateinischen Schrift zu nennen ist. Und weil der Schreiber dieser Geschichten dem geneigten Leser gerne immer das Beste bringen möchte, so sei ihm denn in Folgendem eine Verdeutschung der unverkürzten lateinischen Ausgabe dargeboten.

Es sei aber dies mein treuer Rat, daß niemand an dieser Schrift vorübergehe, ohne sie zu lesen, dem's wirklich darum zu thun ist, den echten Geist der Reformation zu begreifen.

Luther hat das Büchlein rasch hingeschrieben, um seinem Abkommen mit Miltitz zu genügen. Aber man kann nicht sagen, daß es eigens für den Papst abgefaßt sei. Die Gedanken, die darin zur Aussprache kommen, sind die, welche Luthern bei seinem ganzen Reformationswerke bewegt und getrieben haben. Gerade in jenem bedeutsamen Jahre 1520 sind sie ihm in völliger Klarheit zum Bewußtsein gekommen. Er würde sie niedergeschrieben haben — für die Ungelehrten, denen zu dienen sein

inniges Bestreben war — auch wenn ihm Miltitz damals nicht den besonderen Anstoß zur Abfassung einer erbaulichen Schrift gegeben hätte. Aber daß er Luthern dazu veranlaßte, ist Miltitzens Verdienst — das einzige, welches er aufzuweisen hat.

Nicht genug bewundern kann man's, daß Luther in so stürmischer Zeit solch ein Buch fertig brachte. Vom Meere geht die Sage: wenn die Wellen noch so heftig branden und tosen, drunten in der Tiefe ist's still, da wohnt ein ewiger Friede. So zeigt sich uns Luthers Seele in jenen Tagen: nach außen mächtig erregt, zürnend, kämpfend, ringend, aber im Grunde tiefer, heiliger Gottesfriede.

Würden wir dies Buch von der christlichen Freiheit nicht haben, wir würden wohl auch aus Luthers andern Schriften merken, daß dieser Mann darum mit Rom brach, weil er ein besseres Christentum kannte, als dort zu finden war. Wir würden auch die Art dieses seines Christentums aus seinen Worten und Thaten recht wohl ahnen und schließen können. Aber willkommene Gabe! Hier zeichnet uns Luther in klaren, vollkommenen Zügen das Bild der Freiheit, um die Rom mit seiner babylonischen Fremdherrschaft die Christenmenschen gebracht hat. Hier muß es auch den „Einfältigen" offenbar werden, um was für Güter der Kampf entbrannt ist.

Den Einfältigen wohl, aber den Papisten nimmer.

Was Papst Leo zu solcher Antwort auf seine Bulle gesagt haben mag?

Wer weiß, ob er die Schrift je selbst gelesen hat. Wenn aber, dann ist sie ihm ein Buch mit sieben Siegeln geblieben. Denn wenn er sie verstanden hätte, so wäre er vom Stuhle Petri herabgestiegen und wär lutherisch geworden.

Zwischen der christlichen Freiheit, die Luther predigte, und dem Gehorsam, den der Papst forderte, war eine große Kluft befestigt. Da gab es nichts auszugleichen und zu versöhnen.

Die Christenheit, sonderlich die Christenheit deutscher Nation, sah sich vor eine schwere Entscheidung gestellt. Wer hat die Wahrheit, Rom oder Wittenberg? — das war die Frage.

Von der Freiheit eines Christenmenschen.

Als ein gar unbedeutendes Ding ist vielen der christliche Glaube erschienen, den auch nicht wenige den Tugenden zugesellen; was sie doch nur thun, weil sie von demselben nicht die geringste Erfahrung gemacht, noch von der Größe seiner Kraft je einen Vorschmack bekommen haben: da unmöglich jemand gut über ihn schreiben oder richtige Schriften über ihn gut verstehen kann, so er nicht den Geist desselben in der Anfechtung der Trübsal einmal geschmeckt hat. Wer aber auch nur wenig geschmeckt hat, der kann niemals über ihn genug schreiben, reden, denken hören: denn er ist ein lebendiger Quell, der in das ewige Leben sprudelt, wie ihn Christus Joh. 4, 14 heißt. Ich aber, will ich mich auch der Überfülle nicht rühmen, und weiß ich doch, wie schwach es mit mir bestellt ist, hoff' doch in Folge der mancherlei großen Versuchungen vom Glauben ein Bischen erlangt zu haben und wenn auch nicht feiner, so doch gründlicher über denselben reden zu können, als jene höchst spitzfindigen Wortklauber bisher darüber gehandelt haben, ohne ihre eigenen Reden zu verstehen. Um aber den Ungelehrten — denn diesen dien' ich allein — einen leichteren Weg zu bahnen, setz' ich voran diese zween Beschlüsse von der Freiheit und Knechtschaft des Geistes:

1. „Ein Christenmensch ist ein ganz freier Herr über alle Dinge und niemand unterthan";
2. „Ein Christenmensch ist ein ganz dienstbarer Knecht aller Dinge und jedermann unterthan".

Obgleich sich diese Sätze zu widersprechen scheinen, werden sie doch, wenn ihre Einhelligkeit erhellen wird, wohl stimmen zu unserem Vornehmen. Denn sie gehören Paulus selbst an, der beides sagt 1. Kor. 9, 19: „Wiewohl ich frei bin, hab' ich mich jedermann zum Knecht gemacht"; Röm. 13, 8: „Ihr sollt niemand etwas schuldig sein, denn daß ihr euch unter einander liebet"; die Liebe aber ist ihrem Wesen nach dienstbar und unterthan dem, den sie liebt. Also auch Christus, obwohl aller Herr, ist doch, geboren aus einem Weibe, dem Gesetz unterthan gemacht (Galater 4, 4), zugleich in göttlicher Gestalt und in Knechtsgestalt.

Daß wir das gründlich mögen erkennen, wollen wir ganz von vorn anfangen.

Der erste Teil.

„Ein Christenmensch ist ein ganz freier Herr über alle Dinge und niemand unterthan“.

Ein jeglicher Christenmensch besteht aus zweierlei Natur, geistlicher und leiblicher: nach der geistlichen, die man Seele nennt, heißt er ein geistlicher, innerlicher, neuer Mensch; nach der leiblichen, die man Fleisch nennt, heißt er ein fleischlicher, äußerlicher, alter Mensch, über den der Apostel 2. Kor. 4, 16 sagt: „Ob auch unser äußerlicher Mensch verweset, so wird doch der innerliche von Tage zu Tage erneuert.“ Und um dieses Unterschieds willen werden von demselben Menschen in der Schrift stracks wider einander laufende Dinge gesagt; wie auch wirklich in demselben Menschen zwei Menschen wider einander sind, so das Fleisch gelüstet wider den Geist und den Geist wider das Fleisch (Gal. 5, 17).

1. So nehmen wir uns zuerst vor den inwendigen Menschen, um zu sehen, was dazu gehöre, daß jemand ein gerechter, freier und wahrhaft christlicher, d. h. ein geistlicher, neuer, innerlicher Mensch werde. So ists offenbar, daß gar kein äußerlich Ding, wie es mag immer genennet werden, irgend welche Kraft hat, zu beschaffen die christliche Gerechtigkeit oder Freiheit, ebenso wenig wie die Ungerechtigkeit oder die Knechtschaft, — als das gar leicht überzeugend bewiesen wird.

Denn was hülfe es der Seele, wenn der Leib gesund, frei und frisch ist, ißt, trinkt und lebt, wie er will, da ja in diesen Dingen auch die allergottlosesten Sündenknechte prangen? Wiederum was schadete der Seele Krankheit oder Gefängnis oder Hunger oder Durst oder irgend ein äußeres Übel, da ja von diesen Dingen selbst die Frommsten und die in reinem Gewissen Freisten geplagt werden? Dieser beiden Dinge reicht keins bis an die Seele, sie zu befreien oder zu fahen. Also hilft es nichts, ob der Leib sich mit heiligen Kleidern schmückt, wie die Priester und Geistlichen thun, oder an heiligen Stätten ist oder mit heiligen Dingen umgehet, oder (leiblich) betet, fastet, sich gewisser Speisen enthält und alles gute Werk thut, das durch den Leib und in dem Leibe geschehen mag: es muß noch alles etwas anders sein, das der Seele bringe und gebe Gerechtigkeit und Freiheit. Denn alle diese obgenannten Stücke, Werke und Weisen mag auch an sich haben und und üben ein jeder Bösewicht; auch durch solch Wesen kein

ander Volk, denn eitel Gleißner werden. Wiederum schadet es der Seele nichts, ob der Leib unheilige Kleider trägt, an unheiligen Orten ist, ißt, trinkt in Gemeinschaft, betet nicht laut und läßt alle die Werke anstehen, die die obgenannten Gleißner thun können.

Und daß wir alles dahinten lassen: auch das Spekulieren und Nachdenken und alles, was durch der Seele Fleiß getrieben werden mag, nutzt nichts; Eines Dinges und dessen allein bedarfs zu christlichem Leben, christlicher Gerechtigkeit und Freiheit, das ist das hochheilige Wort Gottes, das Evangelium Christi, wie er selbst saget Joh. 11, 25: „Ich bin die Auferstehung und das Leben; wer da glaubt an mich, der wird nicht sterben ewiglich"; item 8, 36: „So euch der Sohn frei macht, werdet ihr wahrhaft frei sein"; und Matth. 4. 4: „Der Mensch lebet nicht allein von dem Brot, sondern von allem Worte, das geht von dem Mund Gottes." So müssen wir also ganz gewiß sein, daß die Seele kann alles Dinges entbehren, ohne das Wort Gottes, und ohne das Wort Gottes ist ihr mit keinem Ding beholfen. Wo sie aber das Wort hat, so ist sie reich, bedarf keines Dings mehr, sondern sie hat in dem Wort Leben, Wahrheit, Licht, Frieden, Gerechtigkeit, Seligkeit, Freude, Freiheit, Weisheit, Tugend, Gnade, Herrlichkeit und alles Gut überschwänglich. Das ists, warum der Prophet im 119. Psalm und sonst vielfach nach nichts mehr so sehnsüchtig seufzt und schreit, denn nach dem Wort Gottes. Wiederum giebts keine grauschwere Plage des Zornes Gottes, als wenn er den Hunger nach dem Hören seines Wortes sendet, als er im Amos sagt, wie es auch keine größere Gnade giebt, als wenn er sein Wort aussendet, wie Ps. 107, 22 steht: „Er hat sein Wort gesandt und sie geheilt und sie dem Untergang entrissen." Und Christus um keines andern Amts willen gesandt ist, denn zu predigen das Wort Gottes; auch alle Apostel, Bischöfe, Priester und ganzer geistlicher Stand allein zum Dienst am Wort ist berufen und eingesetzt.

Fragst du aber: Welches ist denn dies Wort, oder wie soll man's gebrauchen, da der Worte Gottes so viel sind?

Antwort: Der Apostel erörtert das Röm. 1, nämlich das Evangelium Gottes von seinem Sohn, der Fleisch geworden ist, gelitten hat, auferweckt und verherrlicht ist durch den heiligenden Geist. Denn daß Christus gepredigt hat, das heißt: daß er Seelen geweidet, gerechtfertigt, frei und gesund gemacht hat, so sie der Predigt glaubten. Denn

der Glaube allein ist ein heilsamer und wirksamer Gebrauch des Worts Gottes; Röm. 10, 9: „So du mit deinem Munde bekennst, daß Jesus der Herr sei, und glaubest in deinem Herzen, daß ihn Gott von den Toten auferweckt hat, so wirst du selig", und wiederum (V. 4): „Des Gesetzes Ende ist Christus zur Gerechtigkeit jedem, der da glaubt, und Röm. 1, 17: „Der Gerechte wird seines Glaubens leben."

Denn Gottes Wort kann durch keine Werke, sondern allein durch den Glauben aufgenommen und gepflegt werden; darum ists klar, wie die Seele allein des Worts bedarf zum Leben und zur Gerechtigkeit, so wird sie allein durch den Glauben und durch keine Werke gerechtfertigt: denn so sie durch etwas anders gerechtfertigt werden könnte, bedürfte sie des Worts und in Folge dessen auch des Glaubens nicht. Dieser Glaube aber mag mit Werken gar nicht bestehen, d. h.: so du dich erkühntest, zugleich durch Werke gerechtfertigt werden zu wollen, seien es Werke, welche es wollen. Denn das hieße hinken nach beiden Seiten, Baal anbeten und die Hand küssen (1. Kön. 18, 21,) was die größte Bosheit ist, wie Hiob sagt. Darum wenn du anfängst zu glauben, lernst du zugleich, daß alles, was in dir ist, ganz schuldig, sündig, verdammenswert ist nach dem Wort Röm. 3, 23: „Sie sind allzumal Sünder und mangeln des Ruhmes Gottes", und (Vers 10—12): „Da ist kein Gerechter, keiner der Gutes thue; sie sind alle abgewichen und allesamt untüchtig geworden." Denn wenn du dies erkannt hast, wirst du wissen, daß Christus dir not sei, der für dich gelitten hat und auferweckt ist, damit du, so du an ihn glaubest, durch diesen Glauben an ihn ein anderer Mensch werdest, indem du Vergebung aller deiner Sünden empfahest und gerechtfertigt wirst durch fremdes Verdienst, nämlich allein durch das Christi.

Da also dieser Glaube nur im inneren Menschen regieren kann, wie es heißt Röm. 10, 10: „Mit dem Herzen glaubt man zur Gerechtigkeit", und da er allein rechtfertigt, so ist offenbar, daß der innere Mensch durch gar kein äußerlich Werk oder Geschäft gerechtfertigt, frei und selig werden kann, und daß sämtliche ihn nichts angehen; so wie er andererseits allein durch Gottlosigkeit und Unglauben des Herzens schuldig wird und ein verdammlicher Knecht der Sünde, nicht durch einen äußerlichen Fehler oder Werk. Darum sollt' das billig aller Christen erste S[illegible] sein, daß sie mit Ablegung des Wahns der Werke den Glauben

allein mehr und mehr stärkten und durch denselben wüchsen in der Erkenntnis nicht der Werke, sondern Christi Jesu, der für sie gelitten und auferstanden, wie Petrus 1. Petr. am letzten lehrt; denn kein ander Werk mag einen Christen machen; wie Christus Joh. 6, 28. 29 zu den Juden sagt, als sie ihn fragten, was sie thun sollten, daß sie Gottes Werke wirkten, indem er die Menge der Werke, ob deren er sie aufgeblasen sah, zurückwies und nur das Eine ihnen anbefahl: „Das ist Gottes Werk, das ihr glaubt an den, den er gesandt hat"; denn diesen hat Gott der Vater dazu verordnet.

Darum ist der rechte Glaube in Christo gar ein überschwänglicher Schatz, denn er mit sich bringt alle Seligkeit und abnimmt alle Übel; wie's Markus am letzten heißt: „Wer da glaubt und getauft ist, der wird selig werden; wer nicht glaubt, der wird verdammt werden"; darum der Prophet Jes. 10, 22 (nach der lateinischen Bibelübersetzung) den Reichtum desselben Glaubens ansah und sprach: „Gott wird eine kurze Summa machen auf Erden, und die kurze Summa wird wie ein Sindfluß einflößen die Gerechtigkeit", das ist: der Glaube, darin kürzlich aller Gebote Erfüllung stehet, wird überflüssig rechtfertigen alle, die ihn haben, daß sie nichts mehr bedürfen, daß sie gerecht seien; wie auch St. Paulus Röm. 10, 10 sagt: „Daß man von Herzen glaubt, das macht einen gerecht."

2. Wie gehet es aber zu, fragst du, daß der Glaube allein rechtfertigen mag und ohne alle Werke so überschwänglichen Reichtum an Gütern geben, so doch so viel Werke, Zeremonien und Gesetze uns vorgeschrieben sind in der Schrift?

Ich antworte: Hier ist fleißig zu merken und je mit Ernst zu behalten, daß allein der Glaube ohn' alle Werke gerecht, frei und selig machet, wie wir oben gesagt und hernach klarer machen werden.

Inzwischen ist zu wissen, daß die ganze heilige Schrift wird in zweierlei Worte getheilet; in Gebote oder Gesetz Gottes und Verheißungen oder Zusagungen.

Die Gebote lehren zwar mancherlei gute Werke, aber damit ist noch nicht geschehen, was gelehrt ist; denn sie weisen wohl, was man thun soll, geben aber nicht die Stärke, es zu thun. Darum sind sie nur dazu geordnet, daß sie den Menschen ihm selbst zeigen, daß er darinnen sehe sein Unvermögen zum Guten und an seinen Kräften verzweifele; und darum heißen und sind sie auch das alte Testament. Als z. B. das Gebot: „Du sollst nicht böse Begierde haben".

überführt uns allesamt, daß wir Sünder sind, da kein Mensch vermag zu sein ohn' böse Begierde, er thue dagegen, was er wolle. Um also ohne Begierde zu sein und so das Gebot zu erfüllen, wird er gezwungen, an sich selbst zu verzagen und anderswo und durch einen andern zu suchen die Hilfe, die er in sich selbst nicht findet, wie es bei Hosea heißt (13, 9): „Dein eigen Verderben bist du, Israel, deine Hülfe steht allein bei mir.“ Wie es aber mit diesem einen Gebot ist, so ist es mit allen; denn sie sind uns alle unmöglich.

Wenn nun aber der Mensch durch die Gebote sein Unvermögen gelernt hat, und ihm nun Angst geworden ist, wie er dem Gebot genug thue, da dem Gesetz genug gethan werden muß, so daß auch kein Häkchen, noch Tippelchen vorbeigehe, oder er wird sonst ohne alle Hoffnung verdammt werden; dann ist er recht gedemütigt und zunichte geworden in seinen Augen, findet nichts in sich, damit er möge gerechtfertigt und selig werden. Dann so kommt der andere Teil der Schrift, die göttlichen Verheißungen und Zusagungen, die Gottes Herrlichkeit verkünden und sprechen: Willst du das Gesetz erfüllen, deiner bösen Begierde los werden, wie das Gesetz fordert — siehe da: glaub' an Christum, in welchem dir verheißen werden Gnade, Gerechtigkeit, Friede, Freiheit und alles; glaubst du, so wirst du sie haben, glaubst du nicht, so wirst du sie nicht haben. Denn das dir unmöglich ist in allen Werken des Gesetzes, derer viele und doch kein nutz sind, das wirst du leicht als in einem Inbegriff erfüllen durch den Glauben. Denn Gott der Vater hat in den Glauben gestellet alle Dinge, daß, wer ihn hat, soll alle Dinge haben, wer ihn nicht hat, soll nichts haben. „Denn er hat alles beschlossen unter den Unglauben, auf daß er sich aller erbarme“ (Röm. 11, 32). Also geben die Zusagungen Gottes das, was die Gebote erfordern, und vollbringen, was das Gesetz heißt, auf daß es alles Gottes allein eigen sei, sowohl Gebote, als ihre Erfüllung: heißet er allein, erfüllet er auch allein. Darum gehören die Verheißungen Gottes zum neuen Testament oder vielmehr sind das neue Testament.

Da nun diese Verheißungen Gottes heilige, wahrhaftige, gerechte, freie, friedsame und aller Güte volle Worte sind: darum wer ihnen mit einem festen Glauben anhangt, des Seele wird mit ihnen so vereinigt, ja so ganz und gar verschlungen, daß sie nicht blos teilhaft wird, sondern ganz gesättigt und getränkt wird mit

aller Kraft derselben. Denn so die Berührung Christi gesund machte, wie viel mehr mag diese zarteste Berührung im Geist oder vielmehr Auffsaugung des Worts der Seele alles, was des Wortes ist, mitteilen? Und also wird durch den Glauben allein die Seele ohne Werke aus dem Worte Gottes gerecht, heilig, wahrhaftig, friedsam, frei und alles Guten voll und ein wahrhaftig Kind Gottes, wie Joh. 1, 12 sagt: „Er hat ihnen Macht gegeben, Kinder Gottes zu werden, denen, die an seinen Namen glauben.“

Hieraus ist leichtlich zu merken, warum der Glaube so viel vermag, und warum keine guten Werke, auch nicht alle zusammen, ihm gleich sein mögen; denn kein Werk kann an dem göttlichen Wort hangen — wie der Glaube — kann auch nicht in der Seele sein, sondern allein das Wort und der Glaube regieren in ihr. Wie das Wort ist, so wird auch die Seele von ihm: gleich als das feurige Eisen glutrot ist, wie das Feuer, wegen seiner Vereinigung mit dem Feuer. Also sehen wir, daß an seinem Glauben ein Christenmensch genug hat für alle Dinge und bedarf keiner Werke, daß er gerechtfertigt werde; bedarf er dann keiner Werke mehr, so bedarf er auch des Gesetzes nicht; bedarf er des Gesetzes nicht, so ist er gewißlich frei vom Gesetz, und es ist wahr: „Dem Gerechten ist kein Gesetz gegeben.“ Und das ist die christliche Freiheit, unser Glaube, der da macht, nicht daß wir müßig gehen oder übel leben mögen, sondern daß niemand des Gesetzes oder der Werke bedarf zu der Gerechtigkeit und Seligkeit. —

Das ist die erste Kraft des Glaubens; nun wollen wir auch die andere sehen. Denn es ist mit dem Glauben weiter also gethan, daß er den, dem er glaubt, aufs allerhöchste verehrt und achtet, insofern er ihn nämlich für wahrhaftig achtet und glaubwürdig. Denn es giebt keine Ehre, die gleich sei der hohen Meinung von der Wahrheit und Gerechtigkeit, welche Ehre wir dem erweisen, dem wir Glauben schenken; oder könnten wir jemand etwas Höheres zuschreiben, als Wahrheit und Gerechtigkeit und vollkommene Güte? Und wiederum ist's die größte Schmach, jemand in der Meinung oder im Verdacht der Lügenhaftigkeit oder der Ungerechtigkeit zu haben, was wir thun, so wir ihm keinen Glauben schenken.

Also auch wenn die Seele Gottes Verheißung festiglich glaubt, so achtet sie ihn für wahrhaft und gerecht, mit welcher Meinung sie Gott thut die allergrößeste Ehre, die sie ihm

thun kann; das ist die höchste Gottesverehrung, ihm zu geben Wahrheit, Gerechtigkeit und alles, was man dem zuerteilt, dem man glaubt. Da giebt sich die Seele ganz bereitweilig hin allen Vorhaben Gottes, da heiligt sie seinen Namen und lässet mit sich handeln, wie es Gott gefallen mag; denn an seinen Verheißungen hangend, zweifelt sie nicht, er sei wahrhaftig, gerecht und weise, wie er auch alles aufs beste thun, ordnen und versorgen werde. Ja ist nicht eine solche Seele in diesem ihrem Glauben Gott in allem am gehorsamsten? Was bleibt also für ein Gebot übrig, das solcher Gehorsam nicht überreichlich erfüllt habe? Welche Fülle ist voller als allerlei Gehorsam? Aber diesen leisten nicht die Werke, sondern allein der Glaube!

Dagegen was für eine Empörung, was für eine Gottlosigkeit, was für eine Schmach, die man Gott anthun könnte, ist größer, als wenn man ihm nicht glaubt in seinen Verheißungen? Denn was heißt das anders, als Gott entweder zum Lügner machen oder an seiner Wahrhaftigkeit zweifeln? d. h. sich die Wahrheit zuschreiben und Gott die Lüge oder die Leichtfertigkeit: damit man Gott verleugnet und sich das eigene Ich (den eigenen Sinn) als Abgott im Herzen aufrichtet. Was nützen also die Werke, die in solcher Gottlosigkeit gethan werden, wenn sie schon engelisch oder apostelisch wären? Richtig hat also Gott nicht unter den Zorn oder die Begierde, sondern unter den Unglauben alles beschlossen, damit diejenigen, welche das Gesetz mit lauteren und reinen Gesetzeswerken zu erfüllen vorgeben — wie es ja in der That bürgerliche und menschliche Tugenden giebt — nicht etwa sich anmaßen, selig werden zu wollen, da sie bei der Sünde des Unglaubens ergriffen werden und also entweder Barmherzigkeit suchen oder durch die Gerechtigkeit verdammt werden müssen.

Wenn aber Gott sieht, daß ihm Wahrheit gegeben und ihm durch den Glauben unseres Herzens so große Ehre erwiesen wird, wie er deren würdig ist, so ehrt auch er uns wiederum und giebt auch uns Wahrheit und Gerechtigkeit um solches Glaubens willen. Denn der Glaube thut Wahrheit und Gerechtigkeit, so er Gott das Seine giebt; darum giebt auch er wiederum unserer Gerechtigkeit Ruhm. Denn es ist wahr und gerecht, daß Gott wahrhaftig und gerecht ist; und dies ihm zuzuweisen und zu bekennen, das heißt wahrhaftig und gerecht sein: so 1. Sam. 2, 30: „Wer mich ehret, den will ich auch ehren; die mich aber verachten, sollen verachtet sein.“ So sagt Paulus

Röm. 4, 20. 22: dem Abraham sei sein Glaube zur Gerechtigkeit gerechnet weil er durch denselben Gott ganz und völlig die Ehre gab, und aus demselben Grunde müsse uns der Glaube gerechnet werden zur Gerechtigkeit, so wir geglaubt haben. —

Die dritte unvergleichliche Gnade des Glaubens ist die, daß sie die Seele vereinigt mit Christo, als eine Braut mit ihrem Bräutigam, durch welches Geheimnis, wie der Apostel lehrt (Eph. 5, 31. 32), Christus und die Seele Ein Fleisch werden; sind sie nun Ein Fleisch, so wird auch eine wahre, ja die allervollkommenste Ehe unter ihnen vollzogen, da die menschlichen Ehen schwache Abbilder dieser einzigen sind: so folgt, daß auch alle Dinge, üble wie gute, beider gemein werden, daß alles dessen, was Christus hat, die gläubige Seele ihres Eigentums sich annehmen und rühmen kann, und daß alles dessen, was die Seele hat, sich Christus annimmt als sein eigen. Halten wir das zusammen, und wir werden unschätzbare Dinge sehen: Christus ist voll Gnade, Leben und Seligkeit, die Seele ist voll Sünden, Tod und Verdammnis; trete nun der Glaube dazwischen, und es wird geschehen, daß Sünden, Tod und Hölle Christo zu eigen werden, der Seele aber Gnade, Leben und Seligkeit: denn wenn er der Bräutigam ist, muß er das zugleich annehmen, was die Braut hat, und der Braut mitteilen, was sein eigen ist. Denn wer seinen Leib und sich selbst ihr schenkt, wie sollte er da nicht alles Eigene schenken? Und wer der Braut Leib empfahet, wie sollte er nicht alles empfahen, was der Braut gehört?

Hier hebt sich nun das allersüßeste Schauspiel nicht blos der Gemeinschaft, sondern des seligen Krieges und Sieges und Heils und Erlösens. Denn dieweil Christus ist Gott und Mensch und die Person, die weder gesündigt hat, noch stirbt, noch verdammt wird, aber auch nicht sündigen, sterben und verdammt werden kann, und seine Gerechtigkeit, Leben und Seligkeit unüberwinderlich, ewig und allmächtig ist — dieweil, sag' ich, eine solche Person Sünden, Tod und Hölle der Braut sich auch wegen des Brautrings des Glaubens gemeinsam oder vielmehr zu eigen macht und sich darin nicht anders verhält, als ob sie ihr eigen wären, und als ob er selbst gesündigt hätte, in Drangsal, Tod und Höllenfahrt, daß er alles überwand, und daß Sünde, Tod und Hölle ihn nicht verschlingen konnten: so sind sie notwendiger Weise in ihm verschlungen und ersäuft in wunderbarem Kampf. Denn seine Gerechtigkeit ist allen Sünden zu stark, sein Leben allem Tod zu

mächtig, seine Seligkeit aller Hölle zu unüberwindlich. Also wird die gläubige Seele durch den Malschatz ihres Glaubens in ihrem Bräutigam Christus lauterlich von allen Sünden frei, des Todes ledig und sicher vor der Hölle, begabt mit der ewigen Gerechtigkeit, Leben und Seligkeit ihres Bräutigams Christi. So stellt er sich seine Braut dar herrlich, ohne Fehl und Runzel, indem er sie reinigt durch das Bad im Wort des Lebens, d. h. durch den Glauben des Worts, des Lebens, der Gerechtigkeit und Seligkeit: so verlobt er sie sich in Glauben, in Barmherzigkeit und Erbarmen, in Gerechtigkeit und Gericht, wie er Hos. 2, 21 sagt.

Wer mag also diese königliche Hoheit hinlänglich wertschätzen? Wer mag den Reichtum der Herrlichkeit dieser Gnade begreifen? Da der reiche, edle, fromme Bräutigam Christus das arme, verachtete, böse Hurlein zur Ehe nimmt, indem er sie entledigt von allen ihren Übeln und sie ziert mit allen seinen Gütern! So ist's nicht mehr möglich, daß ihre Sünden sie verdammen, da sie Christo aufgelegt und in ihm verschlungen sind, und sie selbst nun so eine reiche Gerechtigkeit hat in ihrem Bräutigam Christo, deren sie sich als ihrer eigenen annehmen soll und wider alle ihre Sünden, wider Tod und Hölle mit Zuversicht jene entgegensetzen kann und sagen: Hab' ich gesündigt, so hat doch mein Christus nicht gesündigt, an den ich glaube, von dem alles mein ist, und alles Meine sein, wie es im hohen Liede heißt: „Mein Geliebter ist mein, und ich bin sein.“ Das ist's, was Paulus sagt 1. Kor. 15, 57: „Gott sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat durch unsern Herrn Jesum Christum“, den Sieg aber über Sünde und Tod, wie er dort angiebt: „Die Sünde ist des Todes Stachel, die Kraft der Sünde aber das Gesetz.“

Hieraus siehst du abermals, aus welchem Grunde dem Glauben billig so viel zugeschrieben wird, daß er allein das Gesetz erfülle und ohne alle Werke rechtfertige. Denn du siehest hier, daß der Glaube allein das erste Gebot erfüllt, da geboten wird: „Du sollst einzig Gott ehren.“ Denn wenn du selbst auch eitel gute Werke wärest von der Fußsohle bis zum Scheitel, so wärest du dennoch nicht gerecht und ehrtest Gott noch nicht und erfülltest also das erste Gebot nicht; denn Gott mag nicht geehret werden, ihm werde denn der Ruhm der Wahrheit und aller Güte zugeschrieben, wie er ihm denn wahrlich gebührt: das thun aber keine Werke, sondern allein der Glaube des Herzens

Denn nicht durch Werkethun, sondern durch Glauben verherrlichen wir Gott und bekennen seine Wahrhaftigkeit.

Darum ist der Glaube allein die Gerechtigkeit eines Christenmenschen und aller Gebote Erfüllung; denn wer das erste Hauptgebot erfüllt, der erfüllt gewißlich und leichtlich auch alle anderen Gebote. Die Werke aber, da sie tote Dinge sind, können nicht ehren noch loben Gott, wiewohl sie, wenn Glaube da ist, mögen geschehen Gott zu Ehren und Lob. Aber wir suchen dieser Zeit nicht das, was gethan wird, als da sind die Werke, sondern den Selbstthäter und Werkmeister, der Gott ehret und die Werke thut: das ist der Glaube des Herzens, der ist das Haupt und ganze Wesen all unserer Gerechtigkeit. Darum es eine fährliche und finstere Rede ist, wenn man lehret die Gebote mit Werken zu erfüllen, so die Erfüllung der Gebote vor allen Werken durch den Glauben muß geschehen sein, und die Werke folgen nach der Fülle, wie wir hören werden.

3. Um aber weiter zu sehen diese Gnade, die jener unser innerer Mensch in Christo hat, ist zu wissen, daß in dem alten Testament Gott sich heiligte alle erste männliche Geburt; und die Erstgeburt war köstlich und hatte zwei große Vorteile vor allen andern Kindern, nämlich die Herrschaft und Priesterschaft oder Königtum und Priestertum; denn der erstgeborene Bruder war ein Priester und Herr über alle seine Brüder: durch welche Figur vorbedeutet ist Christus der wahrhafte und einzige Erstgeborene Gottes des Vaters von der Jungfrau Maria, der wahrhafte König und Priester, doch nicht fleischlich noch irdisch; denn sein Reich ist nicht von dieser Welt, sondern in himmlischen und geistlichen Dingen herrscht und weiht er, als da sind Gerechtigkeit, Wahrheit, Weisheit, Friede, Seligkeit u. s. w. Nicht als ob ihm nicht auch alle Dinge auf Erden und unter der Erde unterworfen seien, denn wie könnte er uns sonst vor ihnen schützen und bewahren? Aber darin und daraus besteht sein Königtum nicht! Also auch sein Priestertum stehet nicht in der äußerlichen Pracht der Geberden und Kleider, wie es bei jenem menschlichen Priestertum Aarons war und bei unserm heutigen kirchlichen ist, sondern es stehet in geistlichen Dingen, vermöge deren er im Himmel des unsichtbaren Amts wartet, bei Gott für uns eintritt und sich selbst opfert und alles thut, was ein Priester thun soll, so wie ihn Paulus beschreibt im Brief an die Hebräer nach dem Vorbild Melchisedeks. Und er bittet nicht blos für

uns und tritt für uns ein, sondern lehrt uns auch innerlich im Geist durch die lebendigen Lehren seines Geistes, welches sind zwei eigentliche rechte Ämter eines Priesters; was bei den leiblichen Priestern nachgebildet wird durch sichtbares Beten und Predigen.

Wie nun Christus durch seine Erstgeburt diese beiden Ehren und Würden erhalten hat, so teilt er sie mit und macht sie gemein allen seinen Gläubigen nach der vorbesprochenen Ehe Recht, nach dem alles der Braut ist, was des Bräutigams ist. Darum sind wir alle in Christo Priester und Könige, die wir an Christum glauben, wie es heißt 1. Petr. 2, 9: „Ihr seid das auserwählte Geschlecht das Volk des Eigentums, ein priesterlich Königreich und ein königlich Priestertum, daß ihr verkündigen sollt die Tugenden des, der euch berufen hat von der Finsternis zu seinem wunderbaren Licht."

Das beides gehet also zu.

Erstlich, was das Königtum angeht, so wird jeglicher Christenmensch durch den Glauben so hoch erhaben über alle Dinge, daß er gar aller ein Herr wird durch geistliche Macht, so daß ihm kein einzig Ding irgendwie schaden kann, ja es muß ihm alles unterthan sein und dienen zu der Seeligkeit, wie Sankt Paulus lehret Röm. 8, 28: „Alle Dinge müssen helfen den Auserwählten zu ihrem Besten", item 1. Korr. 3, 22: „Alle Dinge sind euer, es sei das Leben oder der Tod, Gegenwärtiges oder Zukünftiges, ihr aber seid Christi."

Nicht daß mit leiblicher Macht wir als Christen über alle Dinge gestellt seien, sie zu besitzen oder zu brauchen; ein weit verbreiteter Wahn, in dem manche Geistliche unsinnig befangen sind, — denn das ist Sache der Könige und Fürsten und der Menschen auf Erden; so wir doch auch aus der Erfahrung selbst sehen, daß wir allen Dingen unterworfen sind, viel leiden und sogar sterben: ja je christlicher einer ist, desto mehr Übeln, Leiden und Sterben ist er unterworfen, wie wir an dem oberstten Erstgeborenen, an Christus selbst, und allen seinen Brüdern, den Heiligen, sehen, denn dies ist eine geistliche Herrschaft, die da herrscht inmitten der Feinde und mächtig ist mitten in Unterdrückungen; das ist: daß die Kraft in der Schwachheit vollendet wird, und daß ich in allen Dingen gewinnen kann zur Seligkeit, also daß auch Kreuz und Tod müssen mir dienen und nützlich sein zu der Seligkeit. Das ist gar eine hohe und herrliche Würdigkeit und eine rechte, allmächtige Herrschaft, ein geistlich

Königreich, da kein Ding ist so gut, so böse, es muß mir dienen zu gut, so ich glaube, und bedarf doch, da allein mein Glaube mir genugsam ist zur Seligkeit, keines Dinges, als daß der Glaube in und an demselben die Kraft und Herrschaft seiner Freiheit übe. Sieh, das ist die köstliche Freiheit und Gewalt der Christen!

Und wir sind nicht blos die allerfreiesten Könige, sondern auch Priester ewiglich, was noch viel mehr ist, denn König sein, darum daß das Priestertum uns würdig macht, vor Gott zu erscheinen und für andere zu bitten und uns einander in göttlichen Dingen zu belehren; denn das sind der Priester Geschäfte, die gar keinem Ungläubigen zukommen. Also hat's uns Christus erworben, so wir an ihn glauben, daß wir ihm wie Mitbrüder, Miterben und Mitkönige so auch Mitpriester sind, indem wir wagen mit Zuversicht, durch den Geist des Glaubens, vor Gott zu treten und zu schreien: „Abba, lieber Vater“, und für einander zu beten und alles zu thun, das wir das sichtbare und leibliche Priestertum thun und abbilden sehen.

Wer aber nicht glaubt, dem dient und hilft kein Ding zu gut, sondern er ist selbst ein Knecht aller Dinge, und alles schlägt ihm zum Bösen aus, weil er gottlos alle Dinge braucht zu seinem Nutzen, nicht zu Gottes Preis. Also ist er auch nicht Priester, sondern ein Unheiliger, dessen Gebet Gott nicht angenehm ist, auch niemals vor Gottes Auge kommt, weil Gott die Sünder nicht erhört.

Wer mag nun also ausdenken die Höhe der Christen, würde, die durch ihre königliche Macht alle Dinge beherrscht, (aller Dinge mächtig ist), Tod, Leben, Sünde u. s. w., durch ihre priesterliche Ehre aber bei Gott alles vermag, (Gottes mächtig ist), weil Gott thut, was er bittet und wünscht, wie da stehet geschrieben (Psalm 145, 10): Gott wird thun den Willen derer, die ihn fürchten, und erhören ihr Gebet und sie erretten!“ Zu diesen Ehren kommt er sicherlich durch kein Werk, sondern allein durch den Glauben.

Daraus mag jedermann klar sehen, wie ein Christenmensch frei ist von allen Dingen und über alle Dinge, also daß er keiner Werke dazu bedarf, daß er gerecht und selig sei, sondern der Glaube allein bringt's ihm alles überflüssig. Und wo er so thöricht wäre und meinete, durch sein gut Werk gerecht, frei, selig oder Christ zu werden, so verlör' er allsogleich den Glauben mit allen Gütern: eine Thorheit, die vortrefflich dargestellt ist in jener Fabel, wo ein Hund, der im Wasser lief und ein wirkliches Stück Fleisch in seinem Munde trug, sich

täuschen ließ durch den Schemen des sich im Wasser spiegelnden Fleisches und dadurch, daß er mit geöffnetem Maul nach dem Schemen im Wasser schnappte, zugleich mit dem Schattenbilde das wirklich Fleisch verlor.

Fragest Du hier. Was ist denn für ein Unterschied zwischen denen, die jetzt Priester heißen und den Laien in der Christenheit, so alle, die in der Kirche sind, Priester sind?

Antwort: Es ist den Wörtlein ‚Priester', ‚Pfaff', ‚Geistlicher' Unrecht geschehen, daß sie von dem gemeinen Haufen der Christen sind gezogen auf den kleinen Haufen, den man jetzt zu nennen pflegt ‚geistlichen Stand'. Denn die heilige Schrift giebt keinen andern Unterschied zwischen ihnen, denn daß sie diejenigen, die sich jetzt Päpste, Bischöfe und Herren rühmen, nennet ‚Diener', ‚Knechte', ‚Schaffner', die da sollen den andern dienen, indem sie in dem Amt des Worts den Glauben Christi und die Freiheit der Gläubigen predigen. Denn ob wir wohl wahrhaftig alle gleich Priester sind, so können wir doch nicht alle öffentlich dienen oder lehren, und dürfen's nicht, ob wir's gleich könnten. Also sagt Sankt Paulus 1. Kor. 4, 1: „Wir wollen nichts mehr von den Leuten gehalten sein, denn Christi Diener und Schaffner der Geheimnisse Gottes." Aber nun ist aus dieser Schaffnerei geworden eine solche weltliche, äußerliche, prächtige, furchtbare Herrschaft und Gewalt, daß ihr eine heidnische oder irgend eine weltliche Macht in keinem Weg mag gleichen, gerade als wären die Laien etwas anderes, denn Christenleute: eine Verkehrtheit, durch die hingenommen ist der ganze Verstand christlicher Gnade, Freiheit, Glaubens und des ganzen Christus; haben dafür überkommen Menschen-Gesetze, und -Werke in unerträglicher Gefangenschaft und sind gemäß den Klageliedern Jeremiä Knechte geworden der alleruntüchtigsten Leute auf Erden, die unser Elend mißbrauchen zum Nutzen der Schmach und Schändlichkeit ihres Willens. —

Zurückkehrend zu dem, was wir begonnen haben, mein' ich: es ist klar, daß es nicht genug sei noch christlich, wenn man Christi Werke Leben und Worte obenhin nur als eine Historia und Chronikengeschichte predigt, deren Kenntnis hinreiche als Beispiel für die Lebenseinrichtung, — die Predigtart derjenigen, die dieser Zeit noch die obersten sind, — geschweige denn, so man seiner gar schweigt und Menschen-Gesetze und Beschlüsse der Väter anstatt dessen lehrt. Derer ist auch viel, die Christum daraufhin predigen und lesen, daß sie die Gemüter der Menschen

bewegen, ein Mitleiden über Christum zu haben, mit den Juden zu zürnen, und dergleichen mehr kindische und weibische Albernheiten. Aber er soll und muß zu dem Zweck gepredigt sein, daß der Glaube an ihn gefördert werde, auf daß er nicht blos Christus sei, sondern dir und mir Christus sei und das in uns wirke, was von ihm gesagt und wie er selbst genannt wird. Dieser Glaube aber erwächst und wird erhalten dadurch, wenn mir gesagt wird, warum Christus gekommen sei, was er mir gebracht und gegeben hat, wie man seiner brauchen und genießen soll. Das geschieht, wo man recht auslegt die christliche Freiheit, die wir von ihm haben, und wie wir alle Christen, Könige, und Priester sind, indem wir aller Dinge mächtig sind und der Zuversicht leben, daß alles, was wir thun, vor Gottes Augen angenehm und erhöret sei, wie ich bisher gesagt hab'.

Denn wo ein Herz also Christum höret, das muß fröhlich werden von ganzem Grund und durch Empfang so großen Trostes süß werden gegen Christo, ihn wiederum lieb zu haben: dahin es nimmermehr mit Gesetzen oder Werken kommen mag. Wer will einem solchen Herzen Schaden thun oder es erschrecken? Bricht das Gewissen über die Sünde oder der Schreck vor dem Tode daher, so ist es bereit, zu hoffen auf den Herrn, und fürchtet sich nicht vor diesem bösen Geschrei und ist nicht erregt, bis es niederblickt auf seine Feinde — denn es glaubt, Christi Gerechtigkeit sei sein, und die eigene Sünde sei nimmer sein, sondern Christi; muß ja doch alle Sünde hinschwinden vor Christi Gerechtigkeit wegen des Glaubens an Christum, wie daroben gesagt wird — und lernet mit dem Apostel dem Tod und der Sünde Trotz bieten und sagen: „Wo ist nun, du Tod, dein Sieg? wo ist nun, Tod, dein Stachel? der Stachel des Todes aber ist die Sünde, die Kraft der Sünde jedoch das Gesetz. Aber Gott sei Dank, der uns hat gegeben den Sieg durch Jesum Christum, unsern Herrn." Denn der Tod ist verschlungen in dem Sieg, nicht nur dem Christi, sondern auch unserem, weil er durch den Glauben unser wird, und in ihm, dem Glauben, auch wir siegen.

Das sei gesagt von dem innerlichen Menschen, von seiner Freiheit und der Haupt-Glaubensgerechtigkeit, welche keiner Gesetze noch guter Werke bedarf; ja sie sind ihr schädlich, so jemand dadurch wollte gerechtfertigt zu werden sich vermessen.

Der andere Teil.

„Ein Christenmensch ist ein ganz dienstbarer Knecht aller Dinge und jedermann unterthan."

Kehren wir nun um zum andern Teil, zu dem äußerlichen Menschen. Denn hier wollen wir antworten allen denen, die sich ärgern über das Wort des Glaubens und die vorigen Reden und sprechen: ‚Ei so denn der Glaube alle Dinge thut und gilt allein genugsam zur Gerechtigkeit, warum sind denn die guten Werke geboten? So wollen wir guter Dinge sein und nichts thun, zufrieden mit dem Glauben!'

Ich antwort': Nein, ihr Gottlosen, nicht also! Es wäre in der That wohl also, wenn wir ganz und vollkommen innerlich und geistlich wären, welches nicht geschehn wird bis an den jüngsten Tag der Auferstehung der Toten; so lange wir im Fleisch leben, ist nur ein Anheben und Zunehmen dessen, was im zukünftigen Leben vollendet werden wird, daher der Apostel heißet Röm. 8, 25, ‚die ersten Früchte des Geistes', das was wir in diesem Leben haben — weil wir nämlich die Zehnten und die Fülle des Geistes in Zukunft empfahen sollen.

Darum gehört hierher, das daroben gesagt ist, „ein Christenmensch sei ein dienstbarer Knecht aller Dinge und jedermann unterthan"; denn insofern er frei ist, wirkt er nichts; insofern er aber Knecht ist, wirkt er alle Dinge. Wie das zugehe, wollen wir sehen.

1. Obwohl der Mensch, wie gesagt, inwendig nach dem Geist durch den Glauben reichlich genugsam gerechtfertigt ist, indem er alles hat, was er haben soll, ohne daß derselbe Glaube und Genüge muß von Tag zu Tag zunehmen bis in jenes Leben, so bleibt er noch in diesem sterblichen Leben auf Erden, wo er seinen eigenen Leib regieren und mit Leuten umgehen muß. Da heben sich nun die Werke an, hier muß man nicht müßig gehen, da muß fürwahr sorglich der Leib mit Fasten, Wachen, Arbeiten und mit aller mäßiger Zucht geübt und dem Geist unterworfen werden, daß er dem innerlichen Menschen und dem Glauben gehorsam und gleichförmig werde, ihm nicht widerstrebe noch hindere, wie seine Art ist, wo er nicht gezügelt wird.

Denn der innerliche Mensch ist Gott gleichförmig und nach dem

Bilde Gottes geschaffen durch den Glauben und ist fröhlich und lustig um Christi willen, indem ihm so viel Güter zu Teil geworden sind; daher auch all sein Sinnen und Trachten darin steht, daß er wiederum möchte Gott freudig und umsonst dienen in freier Liebe. Während er darauf bedacht ist, sieh, da trifft er in dem eigenen Fleisch auf einen widerspenstigen Willen, der will der Welt dienen und suchen, was ihn lüstet; das kann und mag der Geist des Glaubens nicht ertragen und greift den Willen des Fleisches an mit frischer Lust, ihn zu dämpfen und zu zügeln; wie Paulus sagt Röm. 7, 23: „Ich hab' Lust an Gottes Gesetz nach dem inneren Menschen, ich seh' aber ein anderes Gesetz in meinen Gliedern, das da widerstreitet dem Gesetz meiner Vernunft und mich gefangen nimmt in der Sünde Gesetz"; und anderswo (1. Kor. 9, 27): „Ich züchtige meinen Leib und treib' ihn zu Gehorsam, auf daß ich nicht selbst verwerflich werde, der ich den andern predige", und Gal. 5, 24: „Die Christo angehören, die kreuzigen ihr Fleisch mit seinen Begierden."

Aber diese Werke müssen nicht geschehen in der Meinung, als ob durch sie jemand gerechtfertiget werde vor Gott, denn diese falsche Meinung wird der Glaube nicht ertragen, der allein ist die Gerechtigkeit vor Gott; sondern nur in der Meinung, daß der Leib geknechtet werde und gereinigt von seinen bösen Lüsten, so daß das Auge nur sieht auf die Austreibung der Begierden. Denn dieweil die Seele durch den Glauben gereinigt ist und zur Gottesliebe geführt, wollt' sie gern, daß auch also alle Dinge gereinigt würden, zuvor ihr eigener Leib, und auch daß alles mit ihr Gott liebe und lobe. So geschieht's, daß der Mensch der Anforderung seines eigenen Leibes halben nicht kann müßig gehen und seinetwegen sich genötigt sieht, viel guter Werke zu thun, um ihn zu knechten. Und doch sind die Werke selbst nicht das Mittel, dadurch er gerechtfertigt werde vor Gott, sondern er thue sie aus freier Liebe umsonst Gott zu Gefallen, nichts darin anders gesucht noch angesehen, denn Gottes Wohlgefallen, welches Willen er gerne in allen Dingen thät' aufs unterthänigste.

Daraus kann sich ein jeglicher selbst leicht entnehmen den Maßstab oder die Richtschnur, nach der er seinen Leib kasteien soll; denn so viel wird er fasten, wachen, arbeiten, als er sieht, daß genug ist für den Leib, seinen Mutwillen und Begierde zu dämpfen. Die aber, die sich vermessen, durch Werke gerechtfertigt zu werden, haben kein Acht auf die

Ertötung der Begierden, sondern nur auf die Werke, in der Meinung, wenn sie nur derselben möglichst viele und große thäten, so seien sie wohl daran und seien gerecht geworden, indem sie sich zuweilen auch das Gehirn schädigen und die Natur verderben oder wenigstens untauglich machen: was eine große Thorheit ist und ein Unverstand christlichen Lebens und Glaubens, daß sie ohne Glauben durch Werke gerechtfertigt und selig werden wollen.

Zu leichterer Faßlichkeit des Gesagten wollen wir es nun mit etlichen Gleichnissen zeigen. Man muß die Werke eines Christenmenschen, der durch seinen Glauben aus lauterer Barmherzigkeit Gottes umsonst gerechtfertigt und beseligt ist, nicht anders achten, denn wie die Werke Adams und Evas im Paradies und aller Söhne, so sie nicht gesündigt hätten, gewesen wären, davon 1. Mos. 2, 5 stehet geschrieben: „Gott setzte den Menschen, den er gebildet hatte, ins Paradies, daß er dasselbe bearbeiten und hüten sollte." Nun war Adam von Gott recht und gerecht geschaffen und ohne Sünde, so daß er durch sein Arbeiten und Hüten nicht nötig gehabt hätte gerechtfertigt und rechtbeschaffen zu werden; doch daß er nicht müßig ginge, gab ihm Gott zu schaffen, das Paradies zu bauen und zu bewahren: welches wären wahrhaft ganz freie Werke gewesen, um keines Dinges willen gethan, denn allein Gott zu Gefallen, und nicht zur Erlangung der Gerechtigkeit, die er schon vollständig hatte, die auch uns allen wäre angeboren gewesen. Also auch eines gläubigen Menschen Thun, welcher durch seinen Glauben ist wiederum ins Paradies gesetzt und von Neuem geschaffen, bedarf keiner Werke, um gerecht zu werden oder zu sein; sondern daß er nicht müßig gehe und seinen Leib arbeite und bewahre, muß er solche freie Werke thun allein in Hinsicht auf Gottes Wohlgefallen, nur weil wir noch nicht vollkommen neugeboren sind in vollkommenem Glauben und vollkommener Liebe, die da wachsen müssen, jedoch nicht durch die Werke, sondern durch sich selbst.

Item, ein geweiheter Bischof, wenn der Kirchen weihet, firmelt oder sonst irgend ein Geschäft in seinem Amt ausübet, so wird er durch dieselben Werke nicht zu einem Bischof geweiht, ja wenn er nicht zuvor ein Bischof geweihet wäre, so wäre derselben Werke keines giltig, und wären eitel Narrenwerk und Kinderspiel: also thut ein Christ, der durch seinen Glauben geweihet ist, gute Werke; er wird aber durch dieselben nicht mehr geweihet oder mehr ein Christ, denn das ist allein Sache

und That des Glaubens; ja wenn er nicht zuvor glaubte und Christ wäre, so gälten alle seine Werke gar nichts und wären eitel gottlose und verdammliche Sünden.

Also sind die zween Sprüche wahr: „Gute Werke machen nimmermehr einen guten Mann, sondern ein guter Mann macht gute Werke“; „Böse Werke machen nimmermehr einen bösen Mann, sondern ein böser Mann macht böse Werke“: also daß allwegs das Wesen oder die Person selbst zuvor muß gut sein vor allen guten Werken, und die guten Werke folgen und ausgehen von der guten Person. Gleichwie auch Christus sagt: „Ein böser Baum trägt keine guten Früchte, ein guter Baum trägt keine bösen Früchte.“ Es ist aber klar, daß die Früchte tragen nicht den Baum, so wächst auch der Baum nicht auf den Früchten; sondern wiederum, die Bäume tragen die Früchte und die Früchte wachsen auf den Bäumen. Wie also die Bäume müssen eher sein, denn ihre Früchte, und die Früchte machen nicht die Bäume weder gut noch böse, sondern im Gegenteil, so wie die Bäume, machen sie die Früchte: also muß zuerst die Person des Menschen selbst gut oder böse sein, ehe er ein gutes oder böses Werk thut; und seine Werke machen ihn nicht gut oder böse, sondern er selbst macht seine Werke gut oder böse.

Desgleichen kann man sehen in allen Handwerken. Ein gutes oder schlechtes Haus macht keinen guten oder schlechten Zimmermann, sondern ein guter oder schlechter Zimmermann macht ein schlechtes oder gutes Haus; und allgemein, kein Werk macht einen solchen Meister, wie es selbst ist, sondern der Meister macht ein solches Werk, wie er selbst ist. Also verhält es sich auch mit den Werken des Menschen: so wie er selbst ist, sei's im Glauben oder Unglauben, darnach ist auch sein Werk gut, wenn's im Glauben, und böse, wenns im Unglauben gethan ist. Das läßt sich aber nicht umkehren, daß, wie das Werk sei, so auch der Mensch werde in Glauben oder Unglauben. Denn die Werke, gleichwie sie nicht gläubig machen, so machen sie auch nicht gerecht; aber der Glaube, gleich wie er gläubig und gerecht macht, so macht er auch gute Werke. So denn also die Werke niemand rechtfertigen und der Mensch zuvor muß gerecht sein, ehe er Gutes wirkt, so ist ganz offenbar, daß es allein der Glaube ist, der aus lauterer Barmherzigkeit Gottes durch Christum in seinem Wort die Person würdig und genugsam rechtfertigt und beseligt, und daß kein Werk, kein Gesetz einem Christenmenschen not ist zu der Seligkeit, da er

durch den Glauben frei ist von allem Gesetz und aus lauterer Freiheit umsonst thut alles, was er thut, nichts damit gesucht seines Nutzens oder Heils — denn er schon satt und selig ist durch Gottes Gnaden aus seinem Glauben — sondern nur Gott zu Gefallen.

So ist auch dem Ungläubigen kein gut Werk förderlich zu der Gerechtigkeit und Seligkeit; wiederum kein böses Werk macht ihn böse und verdammet, sondern der Unglaube, der die Person und den Baum bös macht, der thut böse und verdammte Werke. Darum wenn man gut oder böse wird, hebet sich's nicht an den Werken an, sondern an dem Glauben oder Unglauben; wie der Weise (Sirach 10, 14) sagt: „Anfang der Sünde ist von Gott abfallen", d. h. nicht glauben; und Paulus (Hebr. 11, 6): „Wer herzu kommen will, muß glauben"; und in gleichem Sinne auch Christus (Matth. 12, 33): „Entweder macht den Baum gut und seine Früchte gut, oder macht den Baum böse und seine Frucht böse"; als wollt' er sagen: Wer gute Früchte haben will, muß zuvor an dem Baum anheben und denselben gut setzen; also wer da will gute Werke wirken, der muß nicht an dem Wirken anheben, sondern an dem Glauben, das die Person gut macht. Denn die Person macht gut allein der Glaube, und böse macht sie allein der Unglaube.

Das ist freilich wohl wahr, daß der Mensch durch die Werke gut oder böse vor den Menschen wird; dies „Werden" aber bedeutet dasselbe wie „sich äußerlich zeigen oder erkannt werden", wer gut oder böse sei; wie Christus sagt Matth. 7, 20: „Aus ihren Früchten sollet ihr sie erkennen." Aber das ist alles im Anschein und äußerlich, welches Ansehen irre macht viel Leute, die da zu schreiben und zu lehren wagen von den guten Werken, wie wir durch sie gerechtfertigt werden sollen, so sie doch des Glaubens dabei nimmer gedenken, indem sie dahin gehen in ihren Wegen, fortwährend in die Irre geführt sind und führen, fortschreiten zum Schlechteren, blinde Blindeleiter sind, sich mit vielen Werken martern und doch nimmer zu der rechten Gerechtigkeit kommen; von welchen Sankt Paulus sagt (2. Timoth. 3, 5): „Sie haben zwar den Schein der Frömmigkeit, ihre Kraft aber verleugnen sie, lernen immerdar und kommen doch nimmer zu der Erkenntnis der Wahrheit."

Wer also mit denselbigen Blinden nicht will irren, muß weiter sehen, denn in die Werke, Gesetze oder Lehren der Werke, ja er muß den Blick von den Werken abwenden und auf die Person hinwenden und sehen, wie diese gerechtfertigt werde: die wird aber nicht durch

Werke und Gesetze, sondern durch Gottes Wort, d. i. durch die Verheißung seiner Gnade, und den Glauben gerechtfertigt und selig, auf daß bestehe die Herrlichkeit seiner göttlichen Majestät, die uns nicht aus Werken der Gerechtigkeit, die wir gethan haben, sondern durch das Wort seiner Gnade nach seiner Barmherzigkeit selig gemacht hat, so wir glauben.

Aus diesem allen ist leichtlich zu verstehen, in welcher Weise gute Werke zu verwerfen oder anzunehmen sind, und nach welcher Regel man alle Lehren verstehen soll, die da über gute Werke gegeben sind. Denn wo die Werke der Gerechtigkeit gleichgestellt werden und gethan werden in dem verkehrten Teufelswahn und der Überzeugung, daß man durch sie gerechtfertigt werden wolle, da legen sie schon Zwang auf und vernichten die Freiheit mit dem Glauben, und eben durch diesen Anhang sind sie nicht mehr gut und ganz verdammlich; denn sie sind nicht frei und lästern die Gnade Gottes, die allein im Stande ist, durch den Glauben gerecht und selig zu machen, welches die Werke zu leisten nicht vermögen, und nehmen es sich doch in gottloser Vermessenheit durch diese unsere Thorheit vor zu thun und greifen damit seiner Gnade und Herrlichkeit gewaltsam ins Amt. Wir verwerfen also die guten Werke nicht, erkennen sie vielmehr an und lehren sie allermeist; denn wir verurteilen sie nicht um ihrer selbst willen, sondern wegen desselben bösen Zusatzes und der verkehrten Meinung von der Aneignung der Gerechtigkeit, welche zur Folge hat, daß die Werke nur zum Schein gut aussehen, während sie in Wirklichkeit nicht gut sind, durch welche sie sich und andere betrügen, wie die reißenden Wölfe unter Schafskleidern.

Aber dieser Teufelswahn und verkehrte Meinung in den Werken ist unüberwindlich, wo der lautere Glaube nicht ist; denn jener Wahn kann von jenen Werkheiligen nicht eher fern sein, als bis der Glaube als sein Verstörer kommt und im Herzen regieret. Die Natur vermag ihn durch sich selbst nicht auszutreiben, ja nicht einmal zu erkennen; sie hält ihn sogar für die heiligste Willensbestrebung: so dann noch die Gewohnheit dazu kommt und diese Verderbtheit der Natur bestärkt, wie das thatsächlich durch gottlose Lehrer geschehen ist, so wird das Übel unheilbar und verführt und verdirbt unendlich viele unwiederbringlich. Derhalben, ob's wohl gut ist, von Reue, Beichte, Genugthuung zu schreiben und zu predigen — so man aber hierbei stehen bleibt und nicht weiter fähret bis zum Lehren des Glaubens,

sind es gewißlich verführerische und teuflische Lehren. Denn also hat Christus samt seinem Johannes nicht blos gesagt: „Thut Buße!“ sondern hat das Wort vom Glauben hinzugethan, so er sprach: „Es wird nahen das Himmelreich“ (Matth. 4, 17).

Denn man muß nicht blos einerlei, sondern beiderlei Wort Gottes predigen, Neues und Altes aus dem Schatz hervorholen, sowohl die Stimme des Gesetzes, wie das Wort der Gnade. Die Stimme des Gesetzes soll man hervorholen, damit die Sünder erschrecken und zur Kenntnis ihrer Sünden gebracht werden und von da aus zur Buße und einem bessern Lebenswandel sich bekehren. Aber dabei soll man nicht stehen bleiben; denn das hieße blos verwunden und nicht verbinden, niederschlagen und nicht heilen, töten und nicht beleben, zur Hölle führen und nicht wieder herausführen, erniedrigen und nicht erhöhen. Darum muß auch das Wort der Gnade und der verheißenen Sündenvergebung gepredigt werden zum Lehren und Aufrichten des Glaubens, ohne welche das Gesetz, die Reue, die Buße und alles andere vergebens geschieht und gelehrt wird.

Zwar sind noch Prediger der Buße und Gnade geblieben; aber sie legen Gottes Gesetz und Verheißung nicht zu dem Zweck und in dem Geist dar, daß man lernen kann, woher Buße und Gnade kommen. Denn die Buße fleußt aus dem Gesetz Gottes, aber der Glaube oder die Gnade aus der Verheißung Gottes, wie es Röm. 10, 17 heißt: „Der Glaube kommt vom Hören, das Hören aber durch das Wort Christi“, dadurch es geschieht, daß der Mensch durch den Glauben an die göttliche Verheißung getröstet und erhoben wird, der durch die Drohungen und die Furcht des göttlichen Gesetzes gedemütigt und zur Selbsterkenntnis gebracht war; wie Ps. 30, 6: „Zum Abend wird das Weinen währen, aber zum Morgen die Freude.“

2. Das sei gesagt von den Werken im allgemeinen und zugleich von denjenigen, die ein Christ gegen seinen eigenen Leib übet; am letzten wollen wir auch von denjenigen sprechen, die er gegen seinen Nächsten thut. Denn der Mensch lebt nicht für sich allein in diesem sterblichen Leibe, um an ihm zu wirken, sondern auch für alle Menschen auf Erden: ja er lebt vielmehr allein für andere und nicht für sich; denn dazu macht er sich seinen Leib unterthan, um desto rechtschaffener und freier andern dienen zu können. Wie Paulus Röm. 14, 7. 8 sagt: „Niemand lebt sich selbst, und niemand stirbt sich selbst; denn wer lebt, der lebt

dem Herrn, und wer stirbt, der stirbt dem Herrn.“ Daher kann man unmöglich in diesem Leben müssig und werklos gegen seine Nächsten sein; denn man muß notwendig mit den Menschen reden, handeln und zu schaffen haben, wie Christus an Haltung erfunden ist, wie ein Mensch, der uns gleich geworden ist und auch mit den Menschen zu schaffen gehabt hat, wie Baruch 3,38 sagt. Doch derselbigen Werke ist dem Menschen keines not zur Gerechtigkeit und Seligkeit; darum soll er in allen seinen Werken mit dieser Meinung gerüstet sein und den Blick nur darauf richten, daß er andern Leuten diene und nütze in allen Dingen, die er thut, mit keiner andern Rücksicht, als der auf die Not und den Vorteil des Nächsten. Denn also befiehlt uns der Apostel mit den Händen zu arbeiten, damit wir davon geben können: dem Notleidenden, während er hätte sagen können: damit wir uns dadurch selbst ernährten; aber: „er gebe dem Notleidenden“, spricht er (Eph. 4, 28). Denn in Rücksicht auf den Zweck ist es auch christlich, für den Leib Sorge zu tragen, daß wir durch sein Wohlbefinden und seine Gesundheit arbeiten, Gewinn erwerben und bewahren können zur Unterstützung der Bedürftigen, auf daß so das starke Glied diene dem schwachen Gliede, und wir Söhne Gottes seien: für einander besorgt und thätig, gegenseitig Lasten tragend und so das Gesetz Christi erfüllend. Sieh, das ist ein wahrhaft christliches Leben, da ist der Glaube wahrhaft thätig durch die Liebe, d. h. er geht mit Freude und Liebe an das Werk der freisten Dienstbarkeit, in der er dem andern umsonst und freiwillig dient, er selbst reichlich satt durch die Fülle und den Reichtum seines Glaubens.

Also da Paulus die Philipper gelehrt hatte, wie reich sie geworden seien durch den Glauben an Christum, in dem sie alle Dinge erlangt hätten, lehrt er sie weiter, indem er spricht (Phil. 2, 1—4): „Giebt es eine Tröstung Christi, giebt's einen Trost der Liebe, giebt's eine Gemeinschaft des Geistes, so erfüllt meine Freude, daß ihr Eines Sinnes seid und gleiche Liebe habt, einmütig und gleichgesinnt, nichts thut durch Zank und eitle Ehre, sondern in Demut einander höher achtet, und nicht sehet ein jeglicher auf das Seine, sondern auf das, was der andern ist.“ Hier sehen wir klärlich, daß ein christlich Leben von dem Apostel nach der Richtschnur gemessen ist, daß alle unsere Werke sollen gerichtet sein dem Nächsten zu gut, dieweil ein jeglicher durch seinen Glauben solchen Überfluß hat, daß alle anderen Werke und das ganze Leben ihm übrig seien, sei-

nem Nächsten damit aus freiwilligem Wohlwollen zu dienen und wohlzuthun.

Dazu führt er ein Christum zum Exempel und sagt: „Seid also gesinnet in euch, wie Christus Jesus auch war, welcher, obwohl er in göttlicher Form war, es nicht für einen Raub hielt, Gott gleich zu sein, sondern entäußerte sich selbst und nahm Knechtsgestalt an und ward gleich wie ein anderer Mensch und an Geberden als ein Mensch erfunden; er ward gehorsam bis zum Tode." Dies überaus heilsame Wort des Apostels haben uns nämlich diejenigen verdunkelt, welche die Ausdrücke des Apostels: „göttliche Form, Knechtsform, Haltung, Gleichheit mit den Menschen," gar nicht verstanden und sie auf die Naturen der Gottheit und der Menschheit übertragen haben; so doch Paulus darauf hinaus will, daß Christus, ob er gleich voll göttlicher Form und reich an allen Gütern war, so daß er keines Werks und keines Leidens bedurfte, um gerecht und selig zu werden, da er da alles gleich von vornherein hatte, dennoch nicht dadurch aufgeblasen wurde, noch sich über uns erhob, noch sich eine Gewalt über uns anmaßte, wenn er das gleich mit Recht gekonnt hätte; sondern er hat im Gegenteil so gehandelt im Mühen, Wirken, Leiden, Sterben, daß er den übrigen Menschen gleich war und an Haltung und Geberde nichts anders, denn ein Mensch, als ob er des alles bedürfte und von göttlichen Formen nichts hätte: was er doch alles unsertwegen gethan hat, damit er uns diene, und damit unser würde alles, was er in dieser Knechtsform wirkte.

Also soll ein Christenmensch, wie sein Haupt Christus, durch seinen Glauben voll und satt, sich auch genügen lassen an dieser durch den Glauben erlangten göttlichen Form, nur daß er, wie gesagt, diesen Glauben mehren muß bis zur Vollendung: denn dieser ist sein Leben, Gerechtigkeit und Seligkeit, der die Person selbst bewahrt und angenehm macht und ihr alles überträgt, was Christus hat, wie droben gesagt und Paulus Gal. 2, 20 bestätigt, wo er spricht: „Was ich aber lebe im Fleisch, das lebe ich im Glauben des Sohnes Gottes." Und obwohl er also frei ist von allen Werken, muß er doch wiederum sich dieser Freiheit entäußern, Knechtsform annehmen, gleich wie die Menschen werden und an Haltung wie ein Mensch erfunden werden und dienen, helfen und auf allerlei Weise mit seinem Nächsten handeln, wie er sieht, daß Gott mit ihm durch Christum gehandelt

hat und zwar das alles umsonst mit keiner andern Rücksicht als der auf Gottes Wohlgefallen, und also denken:

Wohlan, wir unwürdigen und verdammten Menschlein; hat Gott ohn' alles Verdienst, lauterlich umsonst und aus eitel Barmherzigkeit gegeben in Christo allen Reichtum der Gerechtigkeit und Seligkeit, daß ich hinfort nichts mehr bedarf, denn den Glauben, es verhalte sich also; ei warum sollt' ich solchem Vater, der mich mit diesem seinem überschwänglichen Reichtum überschüttet hat, nicht wiederum frei, fröhlich von ganzem Herzen und mit freiwilligem Antrieb alles thun, was nach meinem Wissen wohlgefällig und angenehm vor ihm ist? Ich will mich also meinem Nächsten auch geben als einen Christus, wie Christus sich mir dargegeben hat und nichts mehr thun in diesem Leben, denn was ich nur sehe, was meinem Nächsten not, nützlich und seliglich sein wird, dieweil ich doch durch den Glauben aller Güter in Christo genug habe.

Siehe, also fließt aus dem Glauben die Liebe und Freude im Herrn und aus der Liebe ein fröhlicher, williger und freier Sinn, dem Nächsten zu dienen freiwillig und umsonst, so daß man keine Rücksicht nimmt auf Dank oder Undank, auf Lob und Tadel, auf Gewinn oder Schaden. Denn nicht darnach trachtet man, Menschen sich zu verbinden, und macht keinen Unterschied zwischen Freund und Feind und hat keinen Argwohn auf Dank oder Undank, sondern teilt ganz frei und williglich sich und das Seine aus, mag man an Undankbaren verlieren oder gewinnen. Denn wie der Vater thut, der alle Dinge an alle reichlich und ganz frei verteilt und seine Sonne aufgehen läßt über die Guten und Bösen — also thut und leidet auch der Sohn allein in eitel freier Freude, die ihn erfüllt durch Christum in Gott, dem Geber so großer Güter.

Du siehst also: wenn wir die so großen und köstlichen Dinge, welche uns gegeben sind, erkennen, wie da alsbald, wie Petrus sagt, in unsern Herzen durch den Geist ausgegossen wird die Liebe, durch welche wir frei, fröhlich, allmächtig, thatkräftig und Sieger in allen Anfechtungen, der Nächsten Diener, nichtsdestoweniger jedoch aller Dinge Herren sind. Welche aber die ihnen durch Christum geschenkten Gaben nicht erkennen, denen ist Christus vergeblich geboren, die gehen durch Werke einher, ohne je zum Schmecken und Fühlen jener Dinge zu gelangen. Denn so wie unser Nächster Not leidet und unsers Überflusses bedarf, also haben wir vor Gott Not gelitten und seiner Barmherzigkeit

bedurft: darum wie uns der himmlische Vater in Christo umsonst geholfen hat, also sollen wir durch den Leib und seine Werke unserm Nächsten umsonst helfen, und ein jeder dem andern gleichsam ein Christus werden, daß wir uns gegenseitig Christi seien, und derselbe Christus in allen, d. h. wahrhaftige Christenmenschen.

Wer mag also begreifen den Reichtum und Herrlichkeit eines Christenlebens? das alle Dinge vermag und hat und keines bedarf, der Sünde und des Todes und der Hölle Herr, zugleich jedoch allen dienstbar und willfährig und nützlich; das aber leider — o weh! — dieser Zeit in der ganzen Welt unbekannt ist und nicht verkündigt noch gesucht wird, also daß wir selbst unsere eigenen Namen gar nicht kennen, warum wir Christen seien und heißen: sicherlich heißen wir doch von Christo so, nicht dem abwesenden, sondern uns einwohnenden, d. h.: so wir an ihn glauben und uns einander und gegenseitig einer des andern Christus sind, so wir den Nächsten thun, wie Christus uns thut. Nun aber giebt man nur Anweisung durch Menschenlehren, allein Verdienst, Lohn und das, was unser ist, zu suchen, und aus Christo haben wir nur einen an Strenge weit über Moses hinausgehenden Dränger gemacht.

Ein Beispiel dieses selben Glaubens hat auch vor andern die heilige Jungfrau Maria gegeben, indem sie, wie Luk. 2, 22 geschrieben steht, sich reinigen ließ nach Moses Gesetz, wie alle andere Weiber, so sie doch durch ein solches Gesetz nicht gebunden war, noch bedürftig derselben Reinigung, unterwarf sich doch freiwillig und aus freier Liebe dem Gesetz, indem sie gleich war den andern Weibern, um nicht bei ihnen anzustoßen oder sie zu verachten. Sie ist also nicht gerechtfertigt durch dies Werk, sondern als Gerechte hat sie dies umsonst und frei gethan: so sollen auch unsere Werke gethan werden, nicht der Rechtfertigung halben, da wir, nachdem wir zuvor gerechtfertigt sind, alle Dinge frei und fröhlich thun müssen der andern wegen.

Und Sankt Paulus ließ seinen Jünger Timotheus beschneiden (Apostelgesch. 16, 3), nicht daß jenem die Beschneidung zur Gerechtigkeit not wäre, sondern daß er den schwachgläubigen Juden keinen Anstoß gäbe, noch sie verachtete, welche die Freiheit des Glaubens noch nicht fassen konnten. Dahingegen aber, als sie die Freiheit des Glaubens verachteten und darauf drangen, die Beschneidung sei notwendig zur Seligkeit, widerstand er und ließ den Titus nicht beschneiden (Gal. 2, 3). Denn

wie er niemandes Glaubensschwäche Anstoß geben oder verachten wollte, so er zeitweilig ihrem Willen nachgab, so wollte er andererseits nicht, daß die Freiheit des Glaubens von verhärteten Gesetzesmenschen geschädigt oder verachtet werde, indem er so einen Mittelweg einschlug, die Schwachen zeitweilig schonte und den Verhärteten stets widerstand, um alle zur Freiheit des Glaubens zu bekehren. In demselben Streben müssen auch wir das Unsrige thun, daß wir die Schwachgläubigen aufnehmen, wie er Röm. 14, 1 lehrt, aber den verhärteten Werklehrern mannlich widerstehen; wovon wir unten weiter reden wollen.

Auch Christus (Matth. 17, 24 ff) da von seinen Jüngern ward der Zinspfennig gefordert, disputierte mit St. Peter, ob nicht Königskinder frei wären vom Zins; und da St. Peter ja gesagt hat, hieß er ihn doch hingehen an das Meer und sprach: „Auf daß wir sie nicht ärgern, so geh hin und den ersten Fisch, den du fähest, den nimm, und in seinem Maul wirst du finden einen Pfennig, den nimm und gieb für mich und dich." Das Exempel stimmt fein zu dieser Lehre, da Christus sich und die Seinen Freie und Königskinder nennet, die keines Dinges bedürfen, und doch williglich sich herunterlässet und den Zins entrichtet. So viel also dies Werk Christo not oder nützlich war zur Gerechtigkeit oder Seligkeit, so wichtig sind alle andere sein und der Seinen Werke für die Seligkeit; dieweil sie alle nach der Gerechtigkeit kommen und frei sind, allein den andern zu Willen und zum Exempel.

Derartig ist auch das, was Paulus Röm. 13, 33 und Tit. 3, 1 gebot, daß sie weltlicher Gewalt sollen unterthan sein und zu allem guten Werk bereit, nicht um dadurch gerechtfertigt zu werden, da sie ja schon gerecht sind aus dem Glauben, sondern um in Freiheit des Geistes und dadurch andern und der Obrigkeit zu dienen und ihrem Willen aus freier Liebe umsonst zu willfahren.

Der Art sollten auch aller Stifter, Klöster und Priester Werke sein, daß ein jeglicher seines Ordens und Standes Werke allein darum thät, um dadurch nicht die Gerechtigkeit, sondern seines Leibes Unterwerfung zu üben, den andern zum Exempel, die ebenfalls ihres Leibes Kasteiung bedürfen: sodann lediglich um den andern zu willfahren ihnen zu Willen aus eitel freier Liebe, stets jedoch mit größter Vorsicht und gutem Vorbedacht, daß niemand in blindem Selbstvertrauen sich einbilde, dadurch die Rechtfertigung erlangen, ein Verdienst

oder die Seligkeit erwerben zu wollen, was allein des Glaubens Vermögen ist, wie ich schon öfter gesagt habe.

Wer also diesen Verstand hätte, der könnte leichtlich das richtige Verhalten einschlagen bei den unzähligen Geboten und Gesetzen des Papstes, der Bischöfe, der Klöster, der Stifter, der Fürsten und Behörden, welche Gebote etliche tolle Prälaten also treiben, als wären sie nötig zu der Gerechtigkeit und Seligkeit und heißen sie Gebote der Kirche, wiewohl sie nichts weniger sind als das. Denn ein freier Christ wird also sprechen: Ich will fasten, beten, dies und das thun, was durch Menschen geboten ist, nicht daß ich's bedarf zur Gerechtigkeit und Seligkeit, sondern ich will darin zu Willen sein dem Papst, Bischof, dieser Gemeinde und dieser Obrigkeit, oder meinem Nächsten zum Exempel alle Dinge thun und leiden, gleichwie mir zu gut Christus viel mehr Dinge gethan und gelitten hat, von denen er selbst gar keines bedurfte, meinetwegen unter das Gesetz gethan, während er doch nicht unter dem Gesetz war. Und obschon die Tyrannen Gewalt oder Unrecht thun, solches zu fordern, so wird's mir doch nicht schaden, so lange es nicht wider Gott ist.

Aus dem allen mag ein jeglicher ein gewiß Urteil und getreuen Unterschied nehmen unter allen Werken und Gesetzen und wissen, welches blinde, tolle, und welches wahre und gute Prälaten sind. Denn jedes Werk, welches nicht dahin allein ausgerichtet wird, daß es geschehe, den Leib zu kasteien oder dem Nächsten zu dienen, — so fern er nicht etwas wider Gott fordert, — ist nicht gut noch christlich. Daher bin ich schmerzlich besorgt, daß heutzutage wenige oder keine Stifter Klöster, Altäre und Kirchendienste christlich sind, dazu auch die Fasten und Gebete, etlichen Heiligen sonderlich gethan. Ich fürcht' nämlich, daß in dem allesamt nur das Unsere gesucht wird, indem wir vermeinen, daß damit unsere Sünden gebüßt und die Seligkeit gefunden wird; und wird also von Grund aus verstört die christliche Freiheit; welches kommt aus Unkenntnis des ganz freien christlichen Glaubens

Und diese Unwissenheit und Unterdrückung der Freiheit bestärken etliche ganz blinde Prälaten eifrig, indem sie die Leute zu solchem Wesen anregen und treiben dadurch, daß sie es loben und mit ihrem Ablaß aufblasen, den Glauben aber nimmermehr lehren. Ich will dir aber geraten haben, willst du etwas beten, fasten oder, wie es heißt, eine kirchliche Stiftung machen, so hüt' dich, thu' es nicht zu dem

Zweck, dir einen zeitlichen oder ewigen Vorteil zu erwerben; denn dann wirst du deinem Glauben Unrecht thun, der dir allein alle Dinge gewährt, der darum auch allein des sorglichen Strebens bedarf, ihn zu mehren durch Übung in Werken oder in Leiden: sondern gieb, was du giebst, frei und umsonst, damit andere aus dir und deiner Güte Genuß und Wohlsein haben mögen; denn so wirst du wahrhaft gut und christlich sein. Denn was sollen dir deine Güter und Werke, die dir übrig genug sind, deinen Leib zu kasteien, dieweil du für dich selbst genug hast an deinem Glauben, in welchem dir Gott alles geschenkt hat?

Sieh, nach dieser Regel müssen die Güter, die wir aus Gott haben, fließen aus einem in den andern und gemein werden, daß ein jeglicher sich seines Nächsten annehme und sich also gegen ihn verhalte, als wäre er selbst an seiner Statt; aus Christo sind sie geflossen und fließen sie in uns, der sich unser also hat angenommen und also für uns gehandelt hat, als wäre er selbst gewesen, was wir sind; aus uns fließen sie in die, so ihrer bedürfen, also daß auch sogar mein Glaube und Gerechtigkeit für meinen Nächsten vor Gott hintreten muß zur Deckung und Abbittung seiner Sünden, die ich auf mich nehmen soll und an ihnen mich abmühen und dienstbar werden, als wären sie mein eigen: denn also hat Christus uns gethan. Sieh, das ist die wahre Liebe, und zwar als die lautere Regel des Christenlebens. Dort aber ist die Liebe wahr und lauter, wo der Glaube wahr und lauter ist. Darum giebt der Apostel 1. Kor. 13 der Liebe zu eigen, daß sie nicht das Ihre sucht, sondern was des Nächsten ist.

Es folget also der Beschluß, daß ein Christenmensch lebt nicht in sich selbst, sondern in Christo und seinem Nächsten, oder kein Christ ist, in Christo durch den Glauben, im Nächsten durch die Liebe; durch den Glauben fähret er über sich hinauf in Gott, durch die Liebe fähret er wieder unter sich in den Nächsten und bleibt doch immer in Gott und göttlicher Liebe, gleichwie Christus sagt Joh. 1, 51: „Wahrlich, ich sage euch, von nun an werdet ihr sehen den Himmel offen und die Engel Gottes herauf- und herabfahren auf des Menschen Sohn.“

Und das sei genug von der christlichen Freiheit, die, wie du siehst, geistlich und wahrhaft ist, die unsere Herzen frei macht von allen Sünden, Gesetzen und Geboten, wie Paulus sagt 1. Tim 1, 9: „Dem

Gerechten ist kein Gesetz gegeben"; welche Freiheit alle andern äußeren Freiheiten übertrifft, so weit der Himmel die Erde überragt: die lasse uns Christus recht verstehen und behalten. Amen. —

(Soweit die Schrift, wie sie Luther an den Papst schickte. Der lateinischen Ausgabe hat er noch einen Anhang beigefügt; der lautet, wie folgt:)

Zum Schluß ist noch derer wegen, für die nichts so deutlich sich sagen läßt, daß sie es nicht durch Mißverstehen entstellen, ein Zusatz zu machen, wenn anders sie nun diesen verstehen mögen.

Es giebt recht viele, welche, so sie von dieser Freiheit des Glaubens hören, diese alsbald als günstigen Anhalt für eine Freiheit benutzen, daß sie meinen, nun sei ihnen alles erlaubt, und nun durch nichts anderes frei und christlich scheinen wollen als durch Verachtung und Tadel der menschlichen Zeremonien, Gebräuche, Satzungen und Gesetze, als ob sie darum Christen seien, weil sie an den bestimmten Tagen nicht fasten oder bei anderer Fasten selbst Fleisch essen oder die gebräuchlichen Gebete unterlassen, mit hochnasigem Hohn über Menschengebote, während sie die übrigen Erfordernisse der christlichen Religion gänzlich hintansetzen.

Diesen nun leisten andrerseits diejenigen aufs hartnäckigste Widerstand, welche sich abmühen, allein durch Beobachtung und Hochhaltung der Zeremonien selig zu werden, als ob sie deshalb selig werden, weil sie an den bestimmten Tagen fasten oder sich des Fleisches enthalten oder gewisse Gebete sprechen, indem sie der Kirche und Väter Gebote im Munde führen, ohne doch von dem, was Inhalt unseres lauteren Glaubens ist, auch nur ein Härlein zu thun. Und beide Teile beladen sich schwer mit der Schuld, daß sie die wichtigeren, zur Seligkeit notwendigen Dinge vernachlässigen und über diese unbedeutenden, nicht notwendigen Dinge einen so lärmenden Streit führen.

Wie viel richtiger ists, wenn der Apostel Paulus (Röm. 14, 3) den Mittelweg einschlagen lehrt und beide Seiten verurteilt, indem er spricht: „Wer da ißt, der verachte den nicht, der nicht ißt, und wer nicht ißt, der richte den nicht, der da ißt." Du siehst hier, daß diejenigen, welche die Zeremonien nicht aus Frömmigkeit, sondern blos aus Verachtung dahinten lassen, Tadel empfangen, dieweil der Apostel

lehrt, daß man sie nicht verachten solle, denn hier blähet das Wissen auf; wiederum die andern, die hartnäckig daran festhalten, belehrt er, daß sie jene nicht richten sollen; denn keiner von beiden Teilen wahrt gegenseitig die erbauende Liebe. Darum soll man hier die Schrift hören, welche lehrt, daß wir weder zur Rechten noch zur Linken abweichen sollen, sondern folgen den rechten Gerechtigkeiten des Herrn, die die Herzen erfreuen; denn wie man nicht darum gerecht ist, weil man Werken und Zeremonien-Bräuchen knechtisch hingegeben ist, so kann man auch nicht deshalb allein für gerecht gelten, weil man jene Dinge unterläßt und verachtet.

Denn durch den Glauben an Christum sind wir nicht frei von den Werken, sondern von dem Wahn der Werke, d. h. von der thörichten Anmaßung einer Rechtfertigung, die man auf dem Wege der Werke suchen will. Denn der Glaube erlöst, berichtigt und bewahrt unsere Gewissen, daß wir durch ihn erkennen, die Gerechtigkeit sei nicht aus Werken, wenngleich die Werke weder fehlen können noch sollen; gleichwie wir ohne Speise und Trank und all die Mühwaltung dieses sterblichen Leibes nicht sein können, und doch in ihnen unsere Gerechtigkeit nicht stehet, sondern im Glauben, ohne daß darum jene verächtlich oder erläßlich seien. So stehen wir in der Welt unter dem dringenden Zwang dieses Leibeslebens; aber daher sind wir nicht gerecht. „Mein Reich ist nicht von hier, noch von dieser Welt“, hat Christus gesprochen, aber er hat nicht gesagt: „Mein Reich ist nicht hier, noch von dieser Welt“; und Paulus (2. Kor. 10, 3): „Wenn wir gleich im Fleisch wandeln, streiten wir doch nicht fleischlicher Weise“; und Gal. 2, 20: „Was ich lebe im Fleisch, das lebe ich im Glauben an den Sohn Gottes.“ Also, was wir thun, leben und sind in Werken und Zeremonien, das bewirkt der Zwang dieses Lebens und die Sorge für die Beherrschung des Leibes; jedoch sind wir nicht darin gerecht, sondern im Glauben an Gottes Sohn.

Darum soll ein Christenmensch mitten hindurchgehen und sich jene beiden Klassen von Menschen recht vor Augen stellen.

Entweder nämlich treten ihm hartnäckige, verstockte Zeremonienmenschen entgegen, die wie taube Nattern die Wahrheit der Freiheit nicht hören wollen, sondern ihre Zeremonien gleich als Rechtfertigungsmittel rühmen, gebieten und betonen ohne den Glauben; ähnlich wie einst die Juden waren, die keine Vernunft annehmen wollten zum Rechthandeln. — Diesen soll man Widerstand leisten, durch Thun des

Gegenteils zuwider handeln und tapfer Ärgernis geben, damit sie nicht durch solch gottlosen Wahn den Haufen mit sich in die Irre führen. Vor deren Augen ist's ersprießlich, Fleisch zu essen, Fasten zu brechen und andere Dinge zum Schutz der Freiheit des Glaubens zu thun, die sie für die größten Sünden halten, und gilt von ihnen das Wort: „Laßt sie, sie sind blind und Leiter von Blinden" (Matth. 15, 14). Also hat auch Paulus den Titus nicht beschneiden lassen wollen, da jene Menschen ihn drängten, und hat Christus die Apostel verteidigt, weil sie am Sabbath Ähren rauften; und viel ähnliche Fälle.

Oder es treten entgegen einfältige, ungebildete, unwissende und — wie der Apostel sie heißt — schwachgläubige Menschen, welche diese Freiheit des Glaubens noch nicht fassen können, selbst wenn sie wollten: diese soll man schonen, ihnen keinen Anstoß zu geben, und soll's ihrer Schwachheit zu gute halten, bis sie ausreichender unterrichtet sind. Denn weil diese nicht aus verhärteter Bosheit also handeln und denken, sondern allein aus Schwachglauben, so soll man, um Ärgernis gegen sie zu vermeiden, die Fasten und andere Dinge innehalten, die diese für notwendig erachten; denn das ist ein Erfordernis der Liebe, die niemand verletzt, sondern allen dienstbar ist. Denn schwach sind sie nicht aus eigener Schuld, sondern durch Schuld ihrer Hirten, welche sie durch die Schlingen und Waffen ihrer Satzungen gefangen geführt und arg verwundet haben, von denen sie doch hätten befreit und geheilt werden sollen durch die Lehre von Glauben und Freiheit. Also spricht der Apostel Röm. 14: „So meine Speise meinen Bruder ärgert, so will ich ewiglich kein Fleisch essen"; und wiederum: „Ich weiß, daß durch Christum nichts gemein ist, denn allein dem, der da glaubt, es sei gemein; aber böse ist es dem, der es mit Anstoß ißt."

Darum wenngleich man jenen Satzung-Lehrern tapfer widerstehen und die Gesetze der Päpste kräftig tadeln soll, mit denen sie wider das Volk Gottes wüten, so soll man doch den verschüchterten Haufen schonen, den jene gottlosen Tyrannen mit denselben Gesetzen gefangen halten, bis sie loskommen. Also streit' mannlich wider die Wölfe, aber für die Schafe und nicht zugleich wider die Schafe; und das wirst du thun, so du Gesetze und Gesetzgeber angreifst und die Gesetze doch zugleich mit den Schwachen hältst, damit sie kein Ärgernis erleiden; bis sie ebenfalls die Tyrannei erkennen und ihre

Freiheit einsehen. Willst du nun deiner Freiheit brauchen, so thu's heimlich, wie Paulus sagt Röm. 14, 22: „Habe du den Glauben, den du hast, bei dir selbst vor Gott; hüte dich aber, ihn vor den Schwachen zu brauchen.“ Wiederum vor Tyrannen und Verhärteten brauche denselben ihnen zur Verachtung aufs allerbeharrlichste, damit sie auch einsehen, daß sie gottlos sind, und daß ihre Gesetze mit der Gerechtigkeit nichts zu thun haben, daß sie sogar kein Recht gehabt haben, dieselben zu geben.

Da man also dieses Leben ohne Bräuche und Werke nicht führen mag, ja das feurige und rohe Jugendalter dessen bedarf, in solche Fesseln eingeschlossen und in ihnen festgehalten zu werden, und da ein jeder seinen Leib mit solchen Anstrengungen kasteien muß, so soll ein Diener Christi klug und getreu sein, daß er also die Gemeinde Christi leite und lehre in allen diesen Dingen, daß ihr Gewissen und Glaube keinen Anstoß leide, damit nicht etwa eine bittere Wurzel oder Meinung unter ihnen entstehe und viele durch dieselbe verunreinigt werden, wie Paulus die Hebräer zuvor ermahnt hat, d. h. daß sie nicht mit Verlust des Glaubens anfingen, sich mit dem Wahn der Werke zu beflecken, als ob sie durch dieselben gerechtfertigt werden sollten; welches Ding leicht kommt und sehr viele verunreinigt, wenn nicht zugleich beharrlich der Glaube eingeschärft wird, aber unmöglich vermieden werden kann, wo der Glaube verstummt und allein Menschensatzungen gelehrt werden, wie bisher geschehen ist durch die verderblichen, gottlosen, seelenmörderischen Satzungen unserer Päpste und Meinungen der Mißtheologen, mit dem Erfolg, daß unzählige Seelen durch diese Schlingen zur Höllen geschleift sind, so daß man den Antichrist erkennen kann.

Kurz, wie die Armut an Reichtümern, die Treue an Geschäften, die Demut an Ehren, die Enthaltsamkeit an Gelagen, die Keuschheit an Lustbarkeiten ihre Gefahr hat, so die Glaubensgerechtigkeit an Zeremonien. Mag jemand, wie Salomo sagt, Feuer im Busen tragen, ohne daß seine Kleider verbrennen? Und dennoch wie in Reichtümern, in Geschäften, in Ehren, bei Gastmählern, in Lustbarkeiten, so muß man auch in Bräuchen, d. h. in Gefahren, sich bewegen. Ja es ist den rohen Leuten in feurigem Jugendalter Bedürfnis, sich von den Schranken der Zeremonien und selbst von eisernen einschließen und kasteien zu lassen, damit nicht ihr Geist ohne Selbstbeherrschung auf der Bahn der Laster zu Grunde gehe; und dennoch wird es ihr Tod sein,

so sie im Wahn der Rechtfertigung bei denselben verharren, während sie vielmehr belehrt werden müssen, daß sie nicht deshalb in diesen Kerker eingeschlossen sind, daß sie dadurch gerecht oder verdienstvoll seien, sondern daß sie nichts Böses thäten und leichter zur Glaubensgerechtigkeit erzogen werden möchten, eine Leistung, die sie vor lauter Jugenddrang, wenn dieser nicht eingezwängt würde, nicht vollbringen würden.

Darum sollen die Zeremonien im Christenleben keine andere Stellung einnehmen, als bei Werkleuten und Handwerkern die zum Bauen und Arbeiten dienenden Zurüstungen ihre Stelle haben, die nicht dazu hergestellt werden, um etwas zu sein oder zu bleiben, sondern deshalb, weil ohne dieselben nichts gebaut noch gethan werden kann; denn nach Vollendung des Baus werden sie bei Seite gelegt. Hier siehst du, daß diese Dinge nicht verachtet, sondern gar sehr gesucht werden; verachtet wird aber der Wahn, weil niemand meint, aus den Dingen bestehe der wirkliche und bleibende Bau. Und wenn jemand in dem Grade des Wahnsinns wäre, daß er sein ganzes Leben allein der Aufgabe widmete, diese Zurüstungen so kostbar, fleißig und anhaltend wie möglich herzurichten, niemals aber an den Bau selbst dächte indem er sich nur gefiele und seine Mühe rühmte bei jenen eitlen Zubereitungen und Gerüsten: würden da nicht alle seine Verrücktheiten bedauern und das Urteil abgeben, daß mit solchem vergeudeten Kostenaufwand etwas Großes hätte gebaut werden können?

Also verachten wir auch die Zeremonien und Werke nicht, sondern suchen sie vielmehr allermeist; wir verachten aber den Wahn der Werke, auf daß nicht jemand meine, das sei die wahre Gerechtigkeit, wie die Heuchler thun, die das ganze Leben an dieses Streben verwenden und verlieren, und zu dem Ziel, dessentwegen jenes sein soll nicht gelangen, oder wie der Apostel sagt: „die da fortwährend lernen und nie zum Wissen der Wahrheit gelangen“ (2. Tim. 3, 7). Denn scheinbar wollen sie bauen und versehen sich mit Werkzeug, und dennoch bauen sie niemals, bleiben so im Schein der Frömmigkeit und rühren die Kraft derselben nicht an. Dennoch gefallen sie sich inzwischen in diesem Streben und wagen sogar alle andern zu richten, die sie nicht mit gleicher äußerlicher Werkpracht gleißen sehen, während sie doch mit diesem eitlen Aufwand und Mißbrauch der Gottesgaben, so sie des Glaubens voll gewesen wären, große Dinge hätten vollbringen können zu ihrer und anderer Seligkeit.

Da jedoch die menschliche Natur und die sogenannte natürliche Ver-

nunft von Natur abergläubisch ist und, so irgendwelche Gesetze und Werke als Aufgabe hingestellt werden, geneigt zu dem Wahn, die Rechtfertigung sei durch sie zu erhalten, ferner weil sie durch den Brauch aller irdischen Gesetzgeber in demselben Sinne geschult und befestigt ist, so ist's unmöglich, daß sie sich durch sich selbst dieser Werk-Knechtschaft entledigen möge zur Erkenntnis der Freiheit des Glaubens. Darum bedarf's des Gebets, daß der Herr uns ziehe und uns zu Theodidakten, d. h. Gottgelehrten, mache und selbst in unsern Herzen nach seiner Verheißung das Gesetz verzeichne; sonst ist's um uns geschehen. Denn wenn er nicht selbst innerlich diese heimlich verborgene Weisheit lehrt, so kann die Natur sie nur verurteilen und für ketzerisch erachten, weil sie Ärgernis an ihr nimmt und sie für thöricht ansieht; wie wir gesehen haben, daß es einst den Propheten und Aposteln gegangen ist, wie es auch jetzt mit mir und meinesgleichen machen die gottlosen und blinden Päpste samt ihren Schmeichlern, deren sich Gott einmal mit uns erbarmen möge und sein Antlitz über sie leuchten lassen, auf daß wir auf Erden seinen Weg erkennen, unter allen Völkern sein Heil: der gelobt ist in Ewigkeit. Amen.

Im Jahre des Herrn 1520.





Dreiundvierzigstes Kapitel.

Luther wider die Bulle.

So schrieb Luther unmittelbar nach dem Empfange der verdammenden Bulle eine der friedlichsten Schriften, die je aus seiner Feder hervorgegangen sind. Aber er hätte nicht Luther sein müssen, wenn er dem Papste die Antwort, die ihm gebührte, schuldig geblieben wäre. Drei Schriften gegen die Bulle hat er denn noch im Jahre 1520 ausgehen lassen.

Die beste Erwiderung hatte er schon in voraus gegeben. Es waren die beiden Büchlein ‚an den Adel‘ und ‚von der babylonischen Gefangenschaft‘. Indem sie gleichzeitig mit der Bulle in Deutschland, ja in der ganzen abendländischen Christenheit sich verbreiteten, wirkten sie als ein rechtes Gegengift dawider. Die beste Verteidigung ist der Angriff. Und Luther war dem Schlage, zu dem Rom so lange ausgeholt hatte und der endlich unsanft genug ausgefallen war, mit schweren Angriffen begegnet. Man mag billig fragen, wer von den beiden Widerparten den andern härter angefochten hat, Luther den Papst, oder der Papst Luthern. Vor vieler Augen stand Luther mehr als Ankläger da, denn als Angeklagter.

Aber die Wirkung zu beschreiben, welche die Bannbulle in Deutschland that, wollen wir uns für später aufheben. Wie sie Luthern ein Antrieb wurde zu verhängnisvoller That, welche den innerlich schon vollzogenen Bruch mit Rom besiegelte, davon wollen wir jetzt berichten.

Als Luther diese neue Urkunde römischer Unbußfertigkeit in der Hand hielt, da erfüllte es ihn wohl mit Genugthuung, daß sie gar so

schwach und elend und mithin ein Zeugnis für seine gute Sache war. Aber größer war sein Schmerz und seine Entrüstung über den gotteslästerlichen Unglauben, der sich darin als das wahre Christentum gebärdete.

Sein Zorn entlud sich zunächst gegen Eck. Ihn hielt er nicht mit Unrecht für den geistigen Vater der Bulle. Und nun reizte ihn Eck, kaum nach Deutschland zurückgekehrt, durch ein Schriftchen zur Verteidigung des Konstanzer Konzils gegen die Vorwürfe, die Luther in seinem Buche an den Adel wider dasselbe erhoben hatte.

Luther antwortete gleich im Oktober noch mit ein paar Blättern „Von den neuen Eckischen Bullen und Lügen". Man kann sich schon aus dem Titel einen Begriff von dem machen, was drin stand.

Natürlich kommt Luther unter anderem auf Hus zu reden und zeigt dem Eck, daß er seit der Leipziger Disputation etwas gelernt hat.

„Nun will ich mein Maul recht aufthun von dem Kostnitzer Konzilio," heißt es da, „und sage, daß ich leider zu Leipzig in der Disputation nicht hatte gelesen Johann Hus, ich wollte sonst nicht etliche, sondern alle Artikel, zu Kostnitz verdammt, gehalten (aufrechterhalten) haben; wie ich sie denn jetzt halte, nachdem ich desselben Johann Hus hochverständiges, edles, christliches Büchlein, desgleichen in vierhundert Jahren nicht ist geschrieben, gelesen habe. Welches auch nun durch göttlichen Rat in Druck ausgangen, die Wahrheit zu bezeugen und alle die in öffentliche Schande zu setzen, die es verdammt haben." Es war das Buch ‚von der Kirche', das ihm der Prager Doktor geschickt hatte (Seite 497).

Erst gegen Ende berührt er die Bulle. „Ich hör' auch sagen, Doktor Eck hab' eine Bulle wider mich mit sich von Rom gebracht, die ihm so ähnlich sei, daß sie wohl möcht' auch Doktor Eck heißen, so voll Lügen und Irrtum soll sie sein — und er gebe vor, den Leuten das Maul zu schmieren, sie sollen glauben, es sei des Papstes Werk, so es doch sein Lügenspiel ist. Ich lass' es alles geschehen, muß des Spiels in Gottes Namen warten; wer weiß, was göttlicher Rat beschlossen hat. Es ist auf mich noch nichts gebauet, drum mag mit mir nichts fallen."

Luther will nicht glauben, daß die Bulle wirklich vom Papste erlassen sei, aus drei Gründen.

„Zum Ersten: denn meine Appellation, an das gemeine Konzil gestellet, steht noch unverrückt.

„Zum Andern, so ist meine Sache mit Willen meines gnädigen

Herrn Herzog Friedrich, Kurfürsten zu Sachsen, auf Verhörung des hochwürdigsten Herrn Erzbischof zu Trier verhaftet, welches noch unwiderrufen, mir Glauben macht, der römische Stuhl werde zween solche mächtige Kurfürsten nicht für Ölgötzen achten oder sich vergebens bemühen lassen.

„Zum Dritten: wer mag's begreifen, daß der Papst sollt' über mich Doktor Ecken Befehl thun, der seines feindlichen, öffentlichen Hasses gegen mich selber kein Maß weiß, so doch in allen Sachen nicht die Parteien selbst, sondern unverdächtige Leute handeln sollen — wie das die Natur und alle Rechte geben!"

Das waren wirklich drei gute Gründe, zwar nicht gegen die Echtheit der Bulle, wohl aber gegen ihr Recht. Zum Schluß erklärt Luther:

„Darum will ich der Bulle Blei, Wachs, Schnur, Signatur, Klausel und alles mit Augen sehen oder nicht ein Haar breit geben auf alles andere Geplärre." —

Um aber für die Zukunft sicheren Rechtsboden unter den Füßen zu haben, erneuerte er am 17. November feierlich und förmlich vor bestellten Notaren seine Appellation an ein künftiges allgemeines Konzil (Seite 366). Gerade zwei Jahre waren verflossen, seit er zum ersten Male vom Papste an die Kirche Berufung eingelegt hatte. Die Bannbulle rechnete ihm auch diesen Schritt übel an, denn Luther hatte damit gefrevelt gegen die Erlasse zweier Päpste, Pius des II. und Julius des II., welche verordneten: jeder, der sich erkühne vom Urteil eines Papstes an ein Konzil zu appellieren, sollte als Ketzer bestraft werden.

Nun erklärt Luther in der erneuerten Appellation, die er, wiederum in beiden Sprachen, sogleich veröffentlichte:

„So thu' ich hiermit zu wissen jedermann, daß ich bei meiner vorgethanen und jetzt gedachten Appellation noch stehe und dieselbe rechtlicher Weise vor einem gemeinen Schreiber und billigen Zeugen verneuert hab' und hiermit vor jedermann verneuere und verneuert ausruf', auf und in Kraft derselben auch aufs Neu' hiermit noch appelliere und mich berufe auf ein christlich Konzil von demselben Papst Leo:

„Zum Ersten, als von einem frevlen, gewaltsamen, vermessenen, ungerechten Richter, in dem, daß er mich unüberwunden und unangezeigten Grundes oder Berichts verurteilet.

„Zum Andern, als von einem verstockten, irrigen, in aller Schrift verdammten Ketzer und Abtrünnigen, in dem, daß er mir gebeut, den christlichen Glauben in den Sakramenten zu verleugnen.

„Zum Dritten, als von einem Feinde, Widersacher, Unterdrücker der ganzen heiligen Schrift, in dem, daß er seine eigenen bloßen Worte öffentlich und unverschämt gegen alle göttlichen Worte setzt.

„Zum Vierten, als von einem Verächter, Lästerer und Schmäher der heiligen christlichen Kirche und eines freien Konzils, in dem, daß er vorgiebt und leugt mit seinen unchristlichen Vorfahren, Pio dem II. und Julio dem II., ein christlich Konzilium sei nichts.

„Bitte derhalben demütiglich die allerdurchlauchtigsten, durchlauchtigsten, hochgebornen, wohlgebornen, edlen, gestrengen, weisen, fürsichtigen Herren Karolum, römischen Kaiser, Kurfürsten, Fürsten, Grafen, Herren, Ritter, Adel, Räte, Städte und Gemeinen ganzer deutscher Nation — wollten zur Rettung göttlicher Ehre und Schutz christlicher Kirchen, Lehre und Glaubens, auch zur Erhaltung freier christlicher Konzilia, mir und meiner Appellation anhangen, von des Papstes unchristlichem Fürnehmen mit mir abfallen, widerstehen und seinem gewaltigen Frevel nicht folgen, oder doch stillestehen und derselben unchristlichen Bulle nicht Folge thun — so lange bis ich und meine Sache endlich berufen und durch unverdächtige Richter verhöret, mit gründlicher Schrift widerlegt werde. Das wird ohne Zweifel Christus, unser Herr, der rechte Richter, einem jeglichen an seinem letzten Gericht mit ewiger Gnade reichlich bezahlen." —

Nachdem Luther so von Rechts wegen gegen die Verdammung durch den Papst sich verwahrt hatte, sagt er auch noch im selben Monat von Glaubens wegen seine ganze Meinung über die Bulle.

„Wider die Bulle des Antichrists" überschrieb er das Schriftchen. Noch will er nicht glauben, daß die Bulle wirklich von Leo ausgegangen sei; aber das erklärt er ausdrücklich, daß ihr Urheber der wahrhaftige Antichrist sei, denn sie lästere Gott und Christum. Und in dem Sinne redet er den Papst und seine Genossen also an:

„Dich, Leo X., und auch ihr Herren Kardinäle, und auch alle, die ihr in Rom etwas geltet, verklage ich hiermit und sage euch frei ins Angesicht: wenn in euerem Namen diese Bulle ausgegangen ist und ihr sie für euer anerkennt, so werde auch ich meiner Vollmacht gebrauchen, mit welcher ich in der Taufe durch Gottes Barmherzigkeit ein Kind Gottes und Miterbe Christi geworden bin, gegründet auf den Felsen, der die Pforten der Hölle nicht fürchtet, und ermahne euch in dem Herrn, daß ihr in euch gehet und diesen teuflischen Läster-

ungen Einhalt thut, und das schleunig. Wo ihr das nicht thut, so wisset, daß ich und alle Diener Christi euern vom Satan selbst eingenommenen Sitz für den Sitz des Antichrists halten, welchem wir auf keine Weise gehorsam und verbunden sein wollen, sondern welchen wir als den Erzfeind Christi verfluchen. Wir sind auch nicht blos bereit, für dieses Urteil eure thörichten Strafen zu erdulden, sondern bitten auch, daß ihr uns nimmermehr absolvieret; ja wir erbieten uns freiwillig zum Tode, daß ihr eure blutige Tyrannei an uns vollmachen möget. So viel der Geist Christi und die Kraft des Glaubens vermag, verdammen wir, wo ihr in eurem Wüten beharret, euch hiermit durch diese Schrift und übergeben euch sammt allen Bullen dem Verderben des Fleisches, damit euer Geist am Tage des Herrn mit uns befreiet werde (vergleiche 1. Kor. 5, 5). Im Namen des Herrn Jesu Christi, welchen ihr verfolget! Amen."

„Wo bist du, trefflicher Kaiser Karl? Wo seid ihr christlichen Fürsten? Ihr habt euch Christo in der Taufe angelobt und könnet diese höllische Stimme des Antichrists ertragen? Wo seid ihr Bischöfe, ihr Doktoren, ihr alle, die ihr Christum bekennet? Könnt ihr schweigen, zu diesem schrecklichen, ungeheuerlichen Thun der Papisten?"

„Wird der Papst diese Bulle nicht widerrufen oder verdammen, dazu Doktor Ecken mit seinen Gesellen, solcher Bullen Folger, strafen — so soll niemand daran zweifeln, der Papst sei Gottes Feind, Christi Verfolger, der Christenheit Verstörer und der rechte Antichrist. Denn bisher ist's noch nie gehöret, daß jemand den christlichen Glauben, öffentlich bekannt, verdammt habe, wie diese höllische, verfluchte Bulle thut."

Als Luther diese Schrift dem Spalatin schickte, schrieb er ihm darüber:

„Ich habe mich vor lauter Verdruß über die Sache kurz fassen müssen. Diese satanische Bulle peinigt mich so — fast hätte ich ganz und gar geschwiegen. Denn welcher Satan hat je so frech wider Gott geredet seit dem Anbeginn der Welt? Aber was sage ich! Mich überwältigt die Größe der schauderhaften Lästerungen dieser Bulle — und niemand hat Acht darauf! Ich bin völlig überzeugt, daß der jüngste Tag vor der Thür steht und habe dafür viele starke Gründe: das Reich des Antichrists neigt sich zu Ende."

Nicht anders sah Luther den furchtbaren Entscheidungskampf an, den er zu kämpfen hatte, denn als ein Stück jener letzten Kämpfe zwischen

Licht und Finsternis, Christus und Antichrist, welche nach den Weissagungen der heiligen Schrift dem Weltuntergang vorausgehen sollte. Zum Zeichen dieser seiner Überzeugung nannte er den Antichrist, wenn er deutsch redete und schrieb, nicht den „Widerchrist“, wie es richtig verdeutscht wäre, sondern den „Endchrist“.

Die Erde wankte ihm unter den Füßen; er fühlte, diese alte Welt war dem Zusammensturz nahe. Aber inmitten der allgemeinen Erschütterung stand ihm Eines fest — das war sein Glaube.





Vierundvierzigstes Kapitel.

Los von Rom.

Das Jahr 1520 sollte nicht vorübergehen, ohne daß der Bruch Luthers mit Rom eine vollendete Thatsache und vor aller Welt offenbar wurde.

Worte der Trennung waren ja schon so manche gesprochen und Bücher geschrieben, worin scharf und schroff genug Altes und Neues sich schied — aber noch fehlte das Siegel darunter. Da that Luther das Unerhörte: er verbrannte die Bannbulle. Die Welt sah es mit Staunen; doch sie konnte nun nicht mehr zweifeln, daß es ihm mit der Losung Ernst war: „Los von Rom!"

Deutlicher noch, als die Verbrennung der Bulle, war dies, daß Luther noch etwas anderes auf den Scheiterhaufen legte: das kanonische Recht.

Die That geschah nicht in Uebereilung, in einer unwiderstehlichen Aufwallung des Zornes, sie war bedacht, lange schon erwogen und für einen bestimmten Fall in Aussicht genommen, sie wurde ruhig und feierlich vollzogen. Luther wußte, was er that.

Seit Luther Ursache gefunden hatte, sich näher mit dem kanonischen Recht, d. i. mit der Sammlung päpstlicher Satzungen, die in der ganzen abendländischen Christenheit als oberstes Gesetz galten, zu beschäftigen, seitdem hatte er in diesen Menschengeboten immer klarer die Quelle aller von ihm bekämpften Übelstände erkannt. Von Haus aus hatte er als Theologe sich nicht mit dem kanonischen Recht zu befassen; das war Sache der Juristen. Aber immer, wenn er als Theologe kraft des

Wortes Gottes etwas lehrte, forderte oder verwarf, hielten ihm seine Gegner — das kirchliche Recht entgegen. Zumal Eck war darin stark. So sah sich Luther gezwungen, dieses Buch zu studieren, welches den Papisten mehr galt, als die Bibel. Was er nun da fand, das erfüllte ihn mit Schreck und Schauder. Wir haben schon gehört, wie er darüber dem Spalatin sein Herz ausschüttete (Seite 440).

Das päpstliche Recht enthielt auch die Urkunde der sogenannten Schenkung Konstantins. Als Luther entdeckte, daß dieselbe eine Fälschung sei — welchen Eindruck machte das auf ihn! (Seite 570).

Dann wie er die Beschwerden deutscher Nation in seiner Schrift an den Adel zusammenfaßte, da war jede seiner Forderungen ein Schlag ins Gesicht des kanonischen Rechts. Und weil er weiß, daß diese allgemein anerkannten kirchlichen Gesetze das große Haupthindernis der von ihm erstrebten Reformation seien, gießt er seinen Zorn reichlich darüber aus:

„Sind doch in dem ganzen geistlichen Papstgesetz nicht zwei Zeilen, die einen frommen Christen könnten unterweisen, und leider so viel irrige und gefährliche Gesetze, daß nichts besser wäre, als man machte einen roten Haufen draus“ (Seite 641, vergl. 660).

Das war ein Gedanke, der ihm manchmal durch den Sinn ging, die kanonischen Rechtsbücher öffentlich zu verbrennen und damit ihnen anzuthun, was ketzerischen Schriften gebühre. Um dieselbe Zeit, wo er in seinem Buche an den Adel jenes Wort fallen ließ, schrieb er am 10. Juli 1520 an Spalatin:

„Mögen sie das Meine verdammen und verbrennen, ich will, wenn's mir nicht am Feuer mangelt, verdammen und öffentlich verbrennen das ganze päpstliche Recht, diesen Schlangenpfuhl von Ketzerei.“

Nun hatte der Papst in der Bannbulle die Verbrennung von Luthers Büchern, und zwar von allen ohne Ausnahme und Unterschied, allen christlichen Ständen zur Glaubenspflicht gemacht. Luther wartete noch etliche Wochen, ehe er diesem Gebote eine ganz besondere Antwort gab; er sah zu, ob man dem Papste darin Folge leisten werde.

In den Erblanden Kaiser Karls, zu Löwen im heutigen Belgien, wurde der erste Scheiterhaufen für Luthers Schriften errichtet. Köln am Rhein folgte nach. Löwen und Köln hatten ja ihr Ketzergericht über Luther gehalten, längst ehe die Bulle kam (Seite 492).

Am 21. November hatte Luther bereits Nachricht davon. „Die

Kölner und Löwener haben meine Bücher verbrannt. Denn sie eifern vor allen andern für Gott, aber mit Unverstand."

Aber noch zögerte Luther, nun auch sein Feuer anzuzünden. Am 3. Dezember berichtete Spalatin von Wittenberg aus an Kurfürst Friedrich: „Doktor Martinus hat verordnet, die Bulle und die päpstlichen Gesetze zu verbrennen, sobald er in glaubliche Erfahrung kommt, daß sie zu Leipzig seine Bücher sich unterstanden zu verbrennen." Denn von den Leipzigern versah er sich noch immer nichts Gutes.

Aber die erwartete Botschaft von Leipzig blieb aus. Dafür kam die Kunde, daß zu Mainz, in der Hauptstadt des Kardinal Albrecht und Fürstprimas der deutschen Kirche, das päpstliche Verdammungsurteil an Luthers Büchern vollzogen sei.

Darauf zögerte Luther nicht länger. Am 10. November lud er die studentische Jugend durch einen Anschlag am schwarzen Bret, dem für Universitätsbekanntmachungen üblichen Orte, zur feierlichen Verbrennung der geistlichen Rechtsbücher ein. Der Aufruf lautete, wie folgt:

> „Wer da von Eifer für die evangelische Wahrheit beseelt ist, der erscheine um 9 Uhr bei der Kirche zum heiligen Kreuz draußen vor der Stadtmauer; daselbst werden gemäß altem, apostolischem Brauch die gottlosen Bücher der päpstlichen Satzungen und der scholastischen Theologie verbrannt werden, sintemal die Kühnheit der Feinde des Evangeliums sich so weit verstiegen hat, daß sie die frommen und evangelischen Bücher Luthers ins Feuer geworfen hat. Wohlan, fromme studierende Jugend, stelle dich ein zu diesem frommen und gottesfürchtigen Schauspiel; denn vielleicht ist jetzt die Zeit da, wo der Antichrist muß offenbaret werden."

Schon manchmal hatte ein Universitätslehrer feindliche, ketzerische Schriften den Flammen überantwortet. Was Tetzel schon vor drei Jahren gethan, was Löwen, Köln und Mainz für Recht hielten, das stand auch Luthern wohl zu. Aber *was* Luther verbrennen wollte, darin lag die unvergleichliche Kühnheit seiner That.

War denn Luther seiner Studenten so sicher, als er sie zu dem „frommen Schauspiele" einlud? Waren seine Amtsgenossen, die Professoren an der Universität, mit ihm einverstanden? Konnte er bei diesem unerhörten Schritte irgendwo in der christlichen Welt auf Verständnis und Beifall rechnen?

Was galt ihm Beifall oder Haß einer Welt, deren Untergang ihm oft das Allernächste und Allergewisseste zu sein schien! Nur vor ihr ein klares Zeugnis abzulegen, trieb ihn sein Gewissen, damit niemand um seinetwillen in Zweifel bliebe, wo das Widerchristentum zu suchen sei. Menschlich angesehen, war es Wahnsinn, das Papsttum so tötlich zu reizen; ihm war es ein Gebot von Gott.

Übrigens, was er von Nah und Fern hörte, da war des Betrübenden ungefähr so viel, wie des Ermutigenden. Niemand hatte es eilig, sich zum Schergen des Papstes zu machen, und so blieben die Drohungen der Bulle einstweilen Drohungen. Und wenn sie in etlichen Städten seine Bücher verbrannten, so erhielt Luther dafür an dreißig Briefe von Fürsten, Herren und hochgelehrten Leuten, aus Schwaben und der Schweiz, aus Brandenburg und Pommern, aus Böhmen und anderen Ländern, worin dieselben ihn ihres Wohlwollens, Schutzes und Einverständnisses versicherten.

In Wittenberg hatte man wohl einen Schrecken bekommen, als nach dem Bekanntwerden der Bannbulle eine Anzahl Studenten — gegen anderthalbhundert, hieß es — sich von der verfluchten Universität wegwandten. Es waren meistens Priester, die von ihren geistlichen oder weltlichen Herren „abgefordert“ wurden, so von Herzog Georg, vom Würzburger Bischof, vom Kapitel zu Halberstadt. Der Kurfürst schickte daher seinen Hofkaplan Spalatin nach Wittenberg, sich vom Stande der Universität zu überzeugen. Der fand in einer Vorlesung Melanchthons fünf- bis sechshundert Zuhörer, bei Luther gegen vierhundert. Das war nicht Besorgnis erregend. Die Stadt, berichtet er an Friedrich, sei voll Studenten. Die Wegziehenden waren durch frischen Zuzug reichlich ersetzt. „Also stehen alle Sachen mit dieser Ew. Kurf. Gnaden löblichen Universität wohl.“

Eck hatte die Bulle natürlich auch an die Universität Wittenberg übersandt. Es war aber das gemeinsame Bestreben der Professoren nur darauf gerichtet, wie man dem bedrohlichen Schriftstücke ausweichen könne. Die kurfürstlichen Räte zu Wittenberg halfen dabei mit ihrem Rat. Daß man Luther zu den Verhandlungen beizog, zeigt genugsam, wie wenig man daran dachte, sich von ihm zu trennen.

Nur von Matthäus Adrian, der noch gar nicht lange in Wittenberg das Hebräische lehrte, hören wir, daß er feindselig gegen Luther auftrat und ihn unchristlicher Irrtümer beschuldigte; weil er aber nicht

gegen den Strom schwimmen konnte, verließ er bald Wittenberg und versuchte sein Glück anderwärts.

Professoren und Studenten standen also im Ganzen und Großen zu Luther. Man widersprach nicht geradezu dem päpstlichen Urteil, aber man wartete ab, was weiter erfolgen werde, und ließ bis dahin alles beim Alten.

Der Kurfürst war den Oktober und November hindurch gar nicht im Lande. Es trafen auch keinerlei Befehle von ihm in Wittenberg ein. Als endlich Spalatin kam und ihm von der unverkümmerten Blüthe seiner Universität so guten Bericht geben konnte, da war sein landesherrliches Gemüt völlig beruhigt, und unbeirrt durch mancherlei Vorstellungen und Drohungen der Papisten, ließ er Luthern und seinen Anhang gewähren. Das heißt: er sah die Bulle für nicht vorhanden an. Jedoch ermahnte er Luthern durch Spalatin, er möge die von dem Papste verurteilten Sätze einzeln und gründlich erläutern und verteidigen, sich dabei aber größerer Mäßigung befleißigen.

Spalatin schrieb ihm in seinem Briefe vom 3. Dezember, wie er Luthern getroffen und seines Auftrags sich entledigt habe:

„Darnach hab' ich Doktor Martinus fröhlich gefunden, der sich unterthäniglich der gnädigsten Zuentbietung bedankt und es dafür hält, daß die Kleinmütigkeit aus etlicher Pfaffen Furchtsamkeit erwachsen sei. Ist gar unerschrocken und hat das neue Büchlein über alle in der Bulle verworfenen Artikel bereits angefangen und ein par Bogen davon gemacht. Erbeut sich demütiglich, gnädigem Rat nach hinfür glimpflicher zu schreiben."

„So weit," heißt es dann, „hat Doktor Martinus dem päpstlichen Regiment nachgedacht, daß er sagt, es stehe auf diesen zweien Artikeln: im Gebot der Sünde und übelzuthun, und im Verbot guter Werke und wohl ehrbarlich und christlich zu handeln und zu leben."

Dazu die Nachricht, daß Luther entschlossen sei, auf die Nachricht von der Verbrennung seiner Bücher in Leipzig die päpstlichen Gesetzbücher zu verbrennen. Hätte Kurfürst Friedrich gewollt, so hätte er wohl noch dies Äußerste verhindern können; denn vom 3. Dezember bis zum 10. war Zeit genug für Spalatins Brief an Friedrich und für eine Verfügung Friedrichs nach Wittenberg.

Der 10. Dezember war angebrochen.

Als die Studenten Luthers Aufruf lasen, hatten sie keine Andacht zu den gewohnten Vorlesungen. In den Gassen strömten sie zusammen, nach dem Elsterthore zog sich die Bewegung.

Die Bürger merkten bald, daß heute etwas Besonderes los war. Und für den Doktor Luther liefen sie wohl auch mit vor's Thor, trotz Arbeit und Wintertag; war doch der Zudrang zu seinen Predigten, seitdem er ein gebannter Mann, womöglich noch größer, als zuvor.

Gegen 9 Uhr machte auch Luther sich auf zur bezeichneten Stätte. Er erzählt selbst, daß er zuerst wohl gezittert und gebetet habe. Aber festen Sinnes ging er ans Werk.

Mit ihm waren die wackersten Männer von der Universität, Lehrer und Schüler. Etliche trugen Bücher und Schriftrollen.

Nahe dem Elsterthore stand ein Armenspital, zum heiligen Kreuze genannt; dahinter war der Platz, wo man die Kleider der Personen zu verbrennen pflegte, die an der Pest starben. Hier sollten auch die Papstbücher brennen.

Als der Zug an Ort und Stelle angekommen war, schichtete ein Magister den Holzstoß. Luther legte mit eigener Hand die Bände darauf, welche die Sammlung des päpstlichen Rechts enthielten. Nun zündete der Magister an.

Wie die Flammen auflodern, wirft Luther auch noch die Bulle hinein und ruft auf Lateinisch: „Weil du den Heiligen des Herrn verstöret hast, so verstöre dich das ewige Feuer!" (Den Heiligen des Herrn nannte er Christum nach Mark. 1, 24. Apostelgesch. 2, 27).

Im Nu war die Bulle von der Glut verzehrt und ihre Asche wurde ein Raub des Windes. Aber der kanonischen Rechtsbücher wurde das Feuer nicht so schnell Herr.

Luther wartete das nicht ab. Er kehrte mit den meisten Doktoren und Magistern alsbald nach vollbrachter That in die Stadt zurück. Bald darauf schrieb er an Staupitz: nach keiner That in seinem ganzen Leben sei er so fröhlich gewesen.

Die jungen Leute blieben draußen; sie schürten den Brand, sangen das Tedeum, Leichengesänge auf die verbrannten Bücher und manch Spottlied wider den Papst. Dazu trieben sie mancherlei Possen. Nach Mittag bewegte sich abermals ein Zug durch die Gassen der Stadt, lustiger wie der am Morgen: auf einen großen Bauerwagen luden die Studenten Bücher von Eck, Emser und anderen Papisten, so viele sie eben

auftrieben, pflanzten eine große, mehrere Ellen lange Bulle als Fahne darauf und führten das alles hinaus zu dem Feuer, das noch immer brannte.

Am andern Tage in der Vorlesung richtete Luther an seine Zuhörer eine Ansprache über das Geschehene. Nachdrücklich führte er ihnen die Bedeutung seiner That zu Gemüte und ermahnte sie, vor den päpstlichen Satzungen sich zu hüten. Daß man die Bücher verbrannt habe, sei ein Geringes — der Papst selber müsse verbrannt werden, d. i. der päpstliche Stuhl. Mit großem Ernst erklärte er:

„Wenn ihr euch nicht mit ganzem Herzen lossagt vom Reiche des Papstes, so könnt ihr nicht selig werden. Das Reich des Papstes ist so sehr ein Widerspruch gegen das Reich Christi und gegen christliches Wesen, daß es einem besser wäre, in einer Wüste zu sein und nie einen Menschen zu sehen, als in diesem antichristliche Reiche zu leben. Daher hüte sich, wem seine Seele lieb ist, daß er nicht Christum verleugne, indem er den Papstanhängern beistimmt.

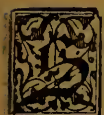
„Wer heutzutage den Kirchendienst erstrebt, muß entweder in diesem oder in jenem Leben zu Grunde gehen: in jenem Leben, wenn er es nicht wagt, dem Dienste des Irrtums zu widersprechen — und wenn er widerspricht, so ist sein irdisches Leben gefährdet.

„Ich aber will lieber in dieser bösen Welt in Gefahr kommen, als durch Schweigen mein Gewissen mit der Rechenschaft, die ich Gott zu geben habe, belasten. Lange schon habe ich dem römischen Hofe widersprochen; jetzt verabscheue ich diese babylonische Pest von ganzem Herzen. Und das will ich meinen Brüdern sagen, so lange ich lebe. Wenn ich dem so weitgreifenden Verderben der Seelen nicht wehren kann, so gilt es doch, möglichst viele der Unsrigen vor ewigem Schaden zu bewahren.

„Mögen die anderen thun, was sie wollen — es ist Zeit, daß wir uns besinnen!“





chauen wir zurück auf die letzten drei Jahre und bedenken die Fortschritte, die Luther in dieser kurzen Frist gemacht hat, so können wir uns nicht genug darüber verwundern.

Als er die fünfundneunzig Thesen veröffentlichte und dem Ablaßkram Fehde ansagte, dachte er nicht anders, als daß er die ganze römisch-katholische Kirche auf seiner Seite habe und daß zum wenigsten die berühmten Lenker der Kirche ihm zustimmen würden. Insonderheit meinte er, des Papstes wahre und eigentliche Ansicht vom Ablaß zu vertreten, und war überzeugt, daß Tetzel das päpstliche Ansehen zu schnöder Verwirrung der Gewissen mißbrauchte. So gab er seine Sätze in der guten Zuversicht ans Licht, die Macht der Wahrheit werde sich darin bewähren und den Ablaßunfug überwinden.

Die Ereignisse, welche auf jenen 31. Oktober 1517 folgten, belehrten ihn, daß auf dieser Erde die Macht des Irrtums und der Sünde groß genug ist, um der Wahrheit in hartnäckigem Kampfe den Sieg streitig zu machen.

Zwar die Ablaßprediger verstummten, und bald wagte kaum noch ein Theologe oder Bischof, den Gnadenhandel in Schutz zu nehmen. Tetzel starb im Elend, und Eck warnte das Volk vor falschem Vertrauen auf die Ablaßbriefe.

Aber indem Luther die sauberen Krämer in der Dominikanerkutte angriff, hatte er, ohne sich dessen zu versehen, ihren hohen Auftraggeber, den heiligen Vater in Rom verwundet. Er kam der Habsucht und Herrschgier des Papstes und seines Gesindes ins Gehege; und wenn die ihn zuerst verachteten, so wurden sie ihm totfeind, als sie merkten, daß er nicht so leicht bei Seite zu schieben war.

Luther erschrak wohl zuerst darüber, als er sah, was für Gegner er sich auf den Hals geladen; aber er erkannte schnell den Grund solcher Feindseligkeiten, nämlich daß er in die Schäden der Kirche mit dem Lichte der göttlichen Wahrheit hineingeleuchtet hatte. Und indem er sich und das gute Recht seiner Meinung verteidigte, gingen ihm über das Verderben der Kirche immer mehr die Augen auf.

Wo aber die Wurzel aller Übel zu suchen sei, darüber klärten ihn seine Widersacher schnell und gründlich auf. Die Wurzel aller Übel war das Papsttum zu Rom.

Es dauerte eine Weile, ehe Luther dieser verderblichen Macht von Gottes wegen den Krieg erklärte. Er machte den Versuch, den Papst zur Buße zu rufen. Zu der Person Leos bewahrte er lange ein gutes Zutrauen — das bezeugen seine drei Briefe an ihn. Aber nur zu deutlich erwies sich die Unbußfertigkeit der in der Kirche herrschenden Gewalten.

Von da ab sah Luther in dem päpstlichen Stuhle den Sitz des Antichrists. Ihn auf Leben und Tod zu bekämpfen, wurde ihm eine heilige Pflicht. Wer seine Seele retten wollte vom Verderben, mußte sich lossagen von Rom. Los von Rom! das predigten die Streitschriften vom Jahre 1520 immer lauter und entschiedener, das predigte am klarsten das weithinleuchtende Flammenzeichen vom 10. Dezember. Damit war der Bruch besiegelt.

Die päpstliche Bannbulle war nicht die Ursache zu solchem Bruch, sie war nur die öffentliche, rechtsgiltige Erklärung von Seiten Roms, daß Luther dazu ein Recht hatte.

Innerlich hat Luther die römische Knechtschaft schon im Erfurter Kloster überwunden, als er dort lernte, ohne Papst und Priester in freiem Glauben den Trost der göttlichen Gnade ergreifen. Aber so lange dauerte es, bis er zur klaren Erkenntnis seiner Freiheit kam und vor aller Welt Rom gegenüber die letzten Folgerungen daraus zog.

Aber was sollte nun aus der Kirche werden?

Die sichtbare christliche, katholische, d. i. allgemeine Kirche, wie sie damals war, beruhte auf dem Papsttum als ihrem einigen Grunde. Darum wankte, als Luther das Papsttum antastete, das ganze Gebäude der Kirche in seinen Grundfesten. Was sollte werden, wenn sie zusammenbrach?

Es stand wohl vor Luthers Augen das Bild einer christlichen Kirche deutscher Nation, darin Gottes Wort frei und lauter gelehrt,

und was an Ordnung und Regiment notthäte, von den deutschen Christen selber besorgt würde. Nur in wenigen, ganz besonderen Fällen mochte auch des römischen Papstes Stimme noch gehört werden. Dergleichen deutsche Kirche ins Werk zu setzen und so mit Einem Schlage alle Schäden und Mißbräuche abzustellen, dazu rief Luther Kaiser, Fürsten und Ritterschaft auf in seiner Schrift an den Adel.

Aber waren das die Männer, in aller Kraft und Weisheit den Neubau aufzuführen, wenn die alte Kirche in Trümmern lag? Die Zukunft mußte es lehren.

Luther hatte Freunde. Seine Meinungen gewannen im Volke immer größeren Anhang. Aber er blieb der Vorkämpfer. Und wie bereit er war, diesen Rang an einen Besseren abzutreten und friedliche Arbeit zu thun, es war kein Besserer da.

Oft empfand er die Verantwortung solcher Stellung hart. Es konnte ihm bange werden über das, was er anrichtete. Dunkle Stunden, ähnlich denen, wie er sie einst im Kloster erlebt, kamen auch jetzt noch zuweilen über ihn. Wir wüßten darüber nichts, wenn nicht ab und zu eine Äußerung in seinen Briefen etwas davon verriete. Da schreibt er von schweren Anfechtungen, die er heimlich erduldet, größer als sie das Listen und Wüten der Papisten ihm verursacht, von Lebensüberdruß, Todesschrecken und Glaubensleere. So am 6. Juni 1519 an Lang, am 3. Oktober 1519 an Staupitz. Körperliche Krankheitszufälle mochten dabei mit im Spiele sein. Ihm war es ein Kampf mit dem Teufel selbst. Solche Äußerungen sind doch nur selten unter der Fülle von Zeugnissen seines hellen, kampfesmutigen Gottvertrauens.

Es war noch im Beginn des Kampfes, daß er ernstlich daran dachte, um des Kurfürsten willen seinen Posten in Wittenberg zu verlassen (Seite 362). Dann noch einmal später, als er die Schrift an den Adel unter der Feder hatte, also im Angesichte der Entscheidungsschlacht, hat er (am 9. Juli 1520) dem Kurfürsten anheimgegeben, ihn seines Amtes zu entsetzen und ihn still und einsam im Winkel leben und sterben zu lassen. Er kam zu solchem Antrage doch nur, weil er ihm durch die Mitteilung der zwischen dem Kurfürsten und Rom gewechselten Briefe nahegelegt worden war. Am Tage darauf hatte er ihn schon wieder vergessen, so wenig stammte er aus seiner Seele. Vielmehr hat er in dem guten Bewußtsein, daß er als Professor und Doktor der heiligen Schrift zur Verteidigung der christlichen Wahrheit berufen sei, ohne



Wanken auf seinem Posten gestanden, und je heißer die Tage waren, desto siegesfreudiger.

Und was er etwa in der Zelle durchzumachen hatte, das stärkte und stählte ihn erst recht für die Kämpfe draußen. Denn aus der Zelle trat er dann schon als ein Sieger hinaus in den Streit mit den Gewaltigen der Erde; in seiner Seele triumphierte sein Glaube über alle Anfechtungen, und seliger Gottesfriede wohnte in seinem Gewissen.

Mochte nun kommen, was wollte — er stand und stritt in Gottes Namen. Mochte Rom seine Blitze schleudern — der Schild, der ihn deckte, war Gottes Wort. Mochte die alte Kirche zusammenbrechen, die ganze Welt in Trümmer sinken — nun, so war das Ende gekommen für das Reich des Antichrists, und es galt Christi Panier um so tapferer hochzuhalten, damit Christus bei seiner Wiederkunft eine Gemeinde von Gläubigen finde, die er für die Seinen erkennte.

Wie Luther bisher schon nicht nach einem bestimmten Plane vorgegangen war, so ging er auch jetzt der dunklen Zukunft entgegen, ohne ein klares Ziel ins Auge zu fassen. Klar war ihm nur das Eine, daß er der verderbten Kirche, und sonderlich der deutschen Christenheit, die göttliche Wahrheit predigen müsse, wie sie ihm geoffenbart worden war. Er fühlte sich getrieben von einer unwiderstehlichen Macht, als das Werkzeug eines höheren Willens — was konnten da Menschengedanken gelten? Und wenn er auf das Geschehene zurückschaute, da war nichts, was ihn reuen konnte; auch das Letzte, Äußerste hat ihn niemals gereut: der Bruch mit Rom.



Ende des ersten Bandes.